SCHWÄBISCHE LITTERATURGESCHICHTE

Rudolf Krauss

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

GIFT OF

ERNST A. DENICKE

Schwäbische Litteraturgeschichte.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Schwäbische
Litteraturgeschichte

in zwei Bänden.

Von

Rudolf Krauß.

Zweiter Band.

Die württembergische Litteratur im neunzehnten Jahrhundert.

Freiburg i. B.
Leipzig und Tübingen.
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
1899.

Digitized by Google

bedarf für Leser, die einen Einblick in die Verhältnisse haben, weder der Entschuldigung noch der näheren Erklärung.

Bei vielen Persönlichkeiten erhob sich die Frage, ob sie als Württemberger zu betrachten und demgemäß in das Werk aufzunehmen seien oder nicht. Die Entscheidung darüber ist von Fall zu Fall getroffen worden. Der Geburtsort konnte in zweifelhaften Fällen niemals allein maßgebend sein, Familienursprung und sonstige Lebensverhältnisse mußten mit in Betracht gezogen werden. Besondere Schwierigkeiten verursachten manche kleinere, heute so gut wie verschollene Poeten. Ihre Werke alle aufzutreiben, erwies sich oft beim besten Willen als unmöglich, weshalb sich vielleicht in ihrer Beurteilung da und dort Lücken fühlbar machen. Vielfach ist über solche Autoren wie auch teilweise über Lebende das biographische Material von mir zum erstenmale geliefert worden. Zu diesem Behufe mußte ich so zahlreiche Pfarr- und Schultheißenämter, so viele Privatpersonen in Bewegung setzen, daß ich unmöglich alle, die durch ihre liebenswürdige Bereitwilligkeit sich Anspruch auf meine Erkenntlichkeit erworben haben, hier einzeln namhaft machen kann. Doch möchte ich wenigstens Herrn Oberstudienrat Dr. Julius von Hartmann, der mir mit seiner erstaunlichen Erfahrenheit in der einheimischen Familienkunde oftmals als Retter in der Not erschienen ist, ausdrücklich meines Dankes versichern. Endlich bleibt mir noch die angenehme Pflicht, rühmend

Digitized by Google

Uebersicht des Inhaltes.

Erstes Kapitel.

Seite

Die Jugend der schwäbischen Romantik . . . . 1—27

Die deutsche Romantik. — Klassizismus und Romantik in Schwaben. — Ludwig Uhlands Jugend. — Justinus Kerners Jugend. — Der Uhland-Kernersche Freundeskreis. — Karl Mayers Jugend. — Erweiterter Freundeskreis. — Gustav Schoder. — Friedrich Harppecht. — Der Freundeskreis und die romantische Dichtung. — Erstes öffentliches Hervortreten. — Das Sonntagsblatt. — Kerner und Uhland nach den Universitätsjahren. — Gustav Schwabs Jugend. — Der Schwabsche Freundeskreis. — Tod August Mayers und Paulys. — Die Romantika. — Vereinigung des Uhland-Kernerschen und Schwabschen Kreises. — Poetischer Almanach für das Jahr 1812. — Deutscher Dichterwald. — Ausgang der Fehde zwischen Klassizisten und Romantikern.

Zweites Kapitel.

Die Häupter des schwäbischen Dichterkreises . . . . . 27—77

Die schwäbischen Dichter im 19. Jahrhundert. — Uhlands Leben und Wirken. — Uhland als Mensch. — Uhland als Dichter. — Uhland als Lyriker. — Uhland als Epiker. — Uhland als Dramatiker. — Uhland als Gelehrter. — Kerners Leben von 1812 bis 1822. — Das Weinsberger Kernerhaus. — Kerners Leben von 1822 bis 1862. — Kerners Werke. — Charakteristik Kerners. — Kerner als Dichter. — Karl Mayers Leben. — Karl Mayer als Dichter. — Schwabs Leben und Wirken. — Schwab als Dichter.

Drittes Kapitel.

Eduard Mörike und seine Jugendfreunde . . . . . . 77—114

Eduard Mörikes Jugend. — Mörikes Universitätsfreunde. — Wilhelm Waiblingers Jugend. — Mörike, Waiblinger und

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Roman- und Novellendichtung . . . . 253—311

Der deutſche Roman im 19. Jahrhundert. — Wilhelm Hauff. — Hermann Kurz. — Erzählungen aus der württembergiſchen Geſchichte. — Friedrich Seybolds Romane. — Rehfues' Romane. — Th. Grieſinger, P. Stein, O. Mylius, A. Weiſſer. — Johannes Scherr. — Friedrich Ludwig Bührlen. — Reinhold Köſtlin. — Eritis sicut Deus. — Berthold Auerbach. — Adolf Widmann. — R. Kausler und andere Novelliſten. — Ottilie Wildermuth. — Luiſe Pichler. — Evangeliſche Jugendſchriftſteller. — Katholiſche Jugendſchriftſteller. — Komiſche Proſadichtung. — Nefflen und Dreizler.

Achtes Kapitel.

Das Drama . . . . 312—330

Das deutſche Drama im 19. Jahrhundert. — Dramatiſche Litteratur in Schwaben. — Höher ſtiliſierte hiſtoriſche Dramen. — Romantiſches Drama und Ritterſchauſpiel. — Chr. G. Hölder und Fr. M. Duttenhofer. — Adolf Seubert. — Das Volksdrama. — Moriz Rapp. — Adolf von Breitſchwert. — Auguſt Wintterlin. — Das Dialektdrama. — K. K. von Thumb-Neuburg. — Charlotte Birch-Pfeiffer. — Max Waldſtein.

Neuntes Kapitel.

Die Dichtung der Gegenwart . . . . 330—357

Die deutſche Litteratur der Gegenwart. — Die ſchwäbiſche Litteratur der Gegenwart. — Lyriker. — Volksdichter. — Dichterinnen. — Dichterbücher und Sammelwerke. — Die Dialektlyrik. — Epos und Verserzählung. — Die Novelliſtik. — Hiſtoriſche Erzählungen aus der ſchwäbiſch-württembergiſchen Geſchichte. — Dialekterzählungen. — Volks- und Jugendſchriftſteller. — Das Drama.

Zehntes Kapitel.

Die Wiſſenſchaften . . . . 358—403

Württembergiſche Wiſſenſchaft im 19. Jahrhundert. — Die evangeliſche Theologie. — Friedrich Strauß. — Baur und die jüngere Tübinger Schule. — Beck und ſonſtige Tübinger evangeliſche Theologen. — Württembergiſche evangeliſche Theologen im Ausland. — Wiſſenſchaftliche Leiſtungen der evangeliſchen Geiſtlichkeit. — Erbauliche und pädagogiſche Litteratur der Proteſtanten. — Die Tübinger katholiſche Schule. — Sonſtige katholiſche Theologie. — Die Philoſophie. — Die klaſſiſche Philologie. — Orientaliſche Sprachwiſſenſchaft. — Romaniſche und germaniſche Philologie. — Litteraturgeſchichte, Aeſthetik, Kunſtgeſchichte. — Württem-

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Erstes Kapitel.

Die Jugend der schwäbischen Romantik.

Die klassische Periode der deutschen Litteratur hatte gegen Ende des 19. Jahrhunderts ihren Gipfel erreicht und nicht mehr zu überbietende Leistungen gezeitigt. Die alten Stoffe und Formen waren erschöpft, und so lag für befähigte Köpfe, die sich mit Nachahmungen nicht begnügen wollten, der Gedanke nahe, es mit neuen Mitteln und neuen Wegen zu versuchen. Die Universitätsstadt Jena bildete das Zentrum für die reformatorischen Bestrebungen, welche unter dem Namen der Romantik rasch zu Ruhm und Einfluß gediehen. Die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel waren die ästhetischen Wortführer, Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, und Ludwig Tieck die poetischen Koryphäen der Schule, die in genauer Verbindung mit der Naturphilosophie des zu ihrer Fahne schwörenden Schelling stand und auch zu Fichte und Schleiermacher Beziehungen unterhielt.

Die Romantiker kündigten sich zunächst durch lebhafte Aeußerungen kritischer und polemischer Art an. Sie eröffneten einen energischen Feldzug gegen die seichte Aufklärungslitteratur, gegen die banalen Bühnenerzeugnisse der Kotzebue und Genossen, gegen die belletristischen Schundwaren, gegen Sentimentalität und Philisterhaftigkeit in jeder Form. Luftreinigend war das Gewitter, das sie erregten. Aber bald schoßen sie weit über das Ziel hinaus. Sie machten weder vor Wieland noch vor Lessing Halt, sie sahen Schiller über die Achsel an, während sie Goethe den Zoll bedingungsloser Bewunderung wenigstens so lange entrichteten, als

Digitized by Google

Frömmigkeit im Preise steigen zu lassen, und das erstarrte religiöse Leben begann sich allenthalben wieder reicher zu entfalten. Aber die Romantik verfiel in das andere Extrem: sie huldigte dem Aber- und Wunderglauben und nahm zur mittelalterlichen Mystik ihre Zuflucht. Damit verband sich ein „Heimweh nach der verlorenen Heimat", wie es Eichendorff ausgedrückt hat, d. h. eine Hinneigung zum katholischen Glauben, der zwar bei der Mehrzahl ästhetisches Bedürfnis blieb, sich aber bei manchen doch bis zum wirklichen Uebertritte steigerte.

Auch für das politische Elend wurde die Aufklärung verantwortlich gemacht. War sie nicht die Nährmutter der Revolution, und hatte diese nicht wiederum den Unterdrücker Deutschlands erzeugt? Die Romantik leistete mit Bewußtsein dem nationalen Elemente Vorschub, und die patriotische Lyrik der Freiheitskriege stand mit ihr in unverkennbarem Zusammenhang. Leider ließ sie es dabei nicht bewenden. Sie dehnte ihre Vorliebe für das Mittelalter bis auf veraltete konservative Staatsformen aus, und diente der politischen Reaktion, die mit Geschick solche historische Neigungen für ihre praktischen Zwecke auszubeuten verstand.

So hat die Romantik in alle Verhältnisse des geistigen Lebens der Nation mit Entschiedenheit eingegriffen. Sie wirkte als gewaltige Kulturmacht noch lange fort, nachdem die litterarische Sekte, von der sie ihren Ausgang genommen hatte, vom Schauplatz abgetreten war. Die Schwäche der Schule lag in dem schreienden Mißverhältnis, das zwischen den Ansprüchen ihrer ästhetischen Lehre und ihrer Produktionskraft bestand. Wie ihr die Kunst als die höchste Erscheinung des Lebens galt, so, wähnte sie, throne auch der Künstler selbst hoch über den übrigen Sterblichen. Nichts, was ihm nicht gestattet sei. Sein Ich schwebe gleichsam über allen Dingen, könne darüber mit absoluter Freiheit schalten. Dieser Grundsatz, den manche auch auf die Praxis des Lebens ausdehnten, sich, nach Art der Stürmer und Dränger, allzu kühn über die Regeln der Konvenienz und die Gesetze der Sitte hinwegsetzend, wurde zum Verhängnis für die poetischen Schöpfungen der Romantiker. Sie nahmen sich das Recht, jeden dichterischen Stoff nach Laune und Willkür zu behandeln. Sie gaben sich niemals

Digitized by Google

den Gestalten ihrer Erfindung herzlich hin, sondern stellten sich stets als Herren und Meister absichtlich über diese. Aber nicht mit würdevoller Haltung, vielmehr mit jener viel berufenen Ironie, die, den Ernst zum Scherze verkehrend, in stetem Uebermute die eigene künstlerische Thätigkeit verspottete und zur völligen Verneinung des dichterischen Stoffes führte. Die Romantiker befreiten die Phantasie von jeder Fessel, sie verachteten die streng geschlossene Stilart, sie vermischten unbedenklich die verschiedenen poetischen Gattungen. Sie ließen dem Symbolischen, Mystischen und Spiritualistischen, dem Abenteuerlichen, Phantastischen und Grotesken den weitesten Spielraum. Ja, selbst ihr großes Verdienst um Bereicherung der künstlerischen Form schmälerten sie durch ihre Hinneigung zu Künsteleien und Spielereien mit Metrik und Reim.

Nicht also glänzende Aeußerungen poetischen Produktionsvermögens haben den dauernden Ruhm der Romantik begründet: ihre Hauptbedeutung liegt vielmehr darin, daß sie fruchtbringenden Samen nach allen Seiten ausgestreut hat. Ihre Ideen sind von Deutschland aus siegreich durch ganz Europa gedrungen. Und noch in der Gegenwart bilden sie zwar nicht mehr das allein herrschende, aber doch ein wichtiges Kulturelement. Ihr Einfluß erstreckt sich auf jedes Gebiet der Kunst, auf viele Zweige der Wissenschaft. Die Romantik brachte die gotische Architektur, die ältere deutsche Plastik und Malerei zu Ehren und trug zum Aufschwunge der bildenden Künste im 19. Jahrhundert wesentlich bei. Noch stärkere Antriebe lieh sie der Musik, zumal dem deutschen Tondrama, das ohne sie seine herrlichen Triumphe nimmermehr gefeiert hätte. Nicht minder waren fast alle späteren Dichter in Stoffen und Formen von ihr mehr oder weniger abhängig, gleichviel ob sie zur eigentlichen Schule in fester oder loser oder gar keiner Beziehung standen; konnten sich doch nicht einmal die, welche die ganze Richtung verachteten und verspotteten, ihrem Banne völlig entziehen.

Die Romantiker haben die Schätze vergangener Zeiten und fremder Völker ausgegraben, dem Verständnis erschlossen und die Poesie der Gegenwart damit befruchtet. Sie sammelten in großem Umfange Material und übergaben es der Oeffentlichkeit. Sie

lieferten ausgezeichnete Uebersetzungen und lenkten damit in Bahnen ein, in denen sich fortan zahlreiche philologisch-poetische Talente Deutschlands mit unübertroffener Meisterschaft bewegt haben. Sie machten vor allem die Dichtungen des Mittelalters zugänglich und erbrachten den Nachweis, eine wie eigenartige und schöne Kultur jene bisher vielfach verächtlich angesehene Epoche besessen habe. Die Erzeugnisse des Minnesanges wurden dem Publikum vermittelt, die Nibelungen zum deutschen Nationalepos von neuem geweiht, die alten Volksromane erneuert, die frühesten dramatischen Versuche hervorgezogen. Das Volkstümliche in der mittelalterlichen Litteratur betonte man nachdrücklich, alten Volksliedern spürte man mit leidenschaftlichem Eifer nach. Etwas völlig Neues boten die Romantiker damit nicht, sie erhoben nur ein auch in der klassischen Litteraturperiode vorhandenes, aber verhältnismäßig untergeordnetes Element zum herrschenden und maßgebenden. Schon durch Klopstock war eine freilich nebelhafte Begeisterung für die germanische Vorzeit in Mode gekommen, Herder und Goethe hatten das Volkslied liebevoll gepflegt. Jetzt wurden diese Tendenzen erweitert und vertieft. Noch in einem anderen Punkte zeigt sich, daß die romantische Richtung nicht in einem absoluten Gegensatze zur klassischen steht, vielmehr bestimmte Seiten dieser scharf und energisch weitergebildet hat: in ihrem Prinzip einer großartigen Universalität knüpfte sie an Herder an. Schon er hatte sich bemüht, die Kreise der Poesie möglichst weit zu ziehen, aber unter dem Einflusse des Bundes zwischen Goethe und Schiller war dann die Antike allmählich doch zur Alleinherrschaft gelangt. Die Romantiker ließen die altklassische Kultur, ohne sie gering zu schätzen, nur noch als ein Moment unter vielen gelten. Sie suchten die Dichtkunst bei allen Völkern und bevorzugten gerade die bis dahin vernachlässigten. Jetzt erst wurde man in Deutschland auf das ältere englische Drama aufmerksam, bürgerte sich Shakespeare bei uns völlig ein. Vor allem aber stieg man zu den verborgenen Quellen der romanischen Litteraturen hinab, von welcher Seite ihrer Thätigkeit die Romantik sogar ihren Namen bekommen hat. Die alten Meisterwerke der französischen, italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie wurden zu Tage gefördert und übersetzt, die eigentümlichen Kunst-

formen jener in die deutsche Dichtung eingeführt. Ja, noch weiter drang man vor und eignete sich sogar von den poetischen Reichtümern der morgenländischen Welt an.

Die gründliche Beschäftigung mit der altdeutschen und den fremden Litteraturen mußte auch der Wissenschaft einen neuen Anstoß geben. Der Litteraturgeschichte wandte sich nun das allgemeine Interesse zu. Die nationale Philologie, die Germanistik, erblühte. Die historische und vergleichende Methode der Sprachforschung kam empor, und die Hauptvertreter des neuen Wissenszweiges, voran die Brüder Grimm, standen ganz auf dem Boden der Romantik. Allenthalben war diese an dem großen Aufschwunge, den im 19. Jahrhundert das wissenschaftliche Leben in Deutschland nahm, beteiligt.

Die litterarischen Kreise Württembergs sperrten sich lange gegen die Einflüsse der neuen Richtung ab. Dort herrschte ja noch im ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts der Klassizismus, dem seit 1807 sogar ein eigenes Organ, das Morgenblatt, zur Verfügung stand. Die Fehde mit diesem und seinen Hintermännern focht namentlich eine jüngere Gruppe von Romantikern durch, die in Heidelberg ihr Hauptquartier hatte. Achim von Arnim, Klemens Brentano, Joseph Görres waren die führenden Namen. Sie traten für die volkstümliche Dichtung mit besonderem Nachdruck ein, und die beiden ersteren veröffentlichten seit 1805 unter dem etwas gesuchten Titel „Des Knaben Wunderhorn“ eine deutsche Liedersammlung von Umfang und Bedeutung. Der Kampf zwischen den Plattisten, mit welchem Ehrennamen die Anhänger des Morgenblatts bedacht wurden, und den Heidelbergern tobte am heftigsten, nachdem sich diese in der von Arnim redigierten „Zeitung für Einsiedler“ ein eigenes Blatt gegründet hatten, das sich allerdings nur von April bis August 1808 halten konnte.

Diesem Heidelberger Romantikerkreise, der unter allen Umständen dem Klassizismus gegenüber den ästhetischen Fortschritt vertrat, schlossen sich in froher Begeisterung eine Schar Tübinger Studenten an, die dazu ausersehen waren, in ihrem engeren Vaterlande die neue Dichtart zu Ehren zu bringen. An ihrer Spitze standen zwei Jünglinge, die bald den Stolz ihrer schwäbischen

Heimat bilden, ja der ganzen deutschen Poetenrepublik zur Zierde gereichen sollten: Ludwig Uhland und Justinus Kerner.

Johann Ludwig Uhland, am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, gehörte einer altwürttembergischen Familie an, die seit 1720 in der Universitätsstadt ansässig war. Der Vater, Johann Friedrich Uhland (1756—1831), akademisch gebildeter Jurist, versah die Stelle eines Universitätssekretärs; er hatte 1783 die Tochter seines Amtsvorgängers, Elisabeth Hofer, geheiratet. Von dem Vater, einem ernsten und pedantischen, aber wohlwollenden Mann, erbte Ludwig den gediegenen Charakter, von der Mutter Phantasie und Gemüt; doch war die poetische Produktion mehr in der Familie jenes heimisch: der Großvater Ludwig Joseph Uhland, der Tübinger Theologieprofessor, hatte selbst Verse gemacht, und dessen Gattin stammte aus der bekannten Dichterfamilie Stäudlin. Der Großvater Hofer dagegen gab dem Enkelsohn ein Vorbild in der Kunst des Schweigens. Der Knabe erhielt unter der Obhut liebevoller Eltern eine sorgsame Erziehung, und alle von der Natur in ihn gesenkten Keime konnten sich frei und ungehemmt entwickeln. Mit ihm wuchs nur eine jüngere Schwester Luise, die später einen Theologen Meyer heiratete, heran; von zwei älteren Brüdern war der eine bald nach der Geburt, der andere, der vielversprechende Fritz, mit zehn Jahren gestorben. So ging es ziemlich geräuschlos im Elternhause zu, was gerade der Sinnesart Ludwigs entsprach. Frühzeitig neigte er zu stiller Betrachtung des Lebens und der Schöpfung. Er liebte die Natur und streifte gern in den reizvollen Umgebungen seiner Vaterstadt umher, die Landschaftsbilder mit empfänglichem Gemüt und achtsamem Sinn in sich aufnehmend. Gleichzeitig bildete er seinen Körper aus und zeigte in leiblichen Uebungen Gewandtheit. War sein Aeußeres auch nur kärglich mit augenfälligen Vorzügen bedacht, so verfügte er dafür über zähe Gesundheit und ausdauernde Kraft. In der Tübinger Anatolischen Schule, die der Knabe besuchte, nahm er meist den ersten Platz ein: Fleiß und Gewissenhaftigkeit wirkten mit glücklichen Anlagen zu diesem Ergebnis zusammen. Im Verfertigen lateinischer Verse eignete er sich bald große Gewandtheit an. Poetische Versuche in der Muttersprache bewahrte er seit 1800 auf; doch tragen diese

frühesten Gedichte noch wenig eigentümliches Gepräge. Da die Anatolische Schule keine oberen Klassen hatte, bezog Ludwig schon im Herbst 1801 die Tübinger Universität, und die Rücksicht auf ein großes Familienstipendium gab den Anlaß, daß er sich trotz entschiedener Neigung zur Philologie als Jurist inskribieren ließ. Zunächst hörte er jedoch nur allgemein bildende Vorlesungen, wobei keiner seiner Lehrer besondere Anziehungskraft auf ihn ausübte. Daneben erhielt er Privatunterricht in den klassischen Sprachen. Besonders zog ihn das Mittelalter an. Er las für sich, was ihm von Schätzen der mittelalterlichen Litteratur zugänglich war, und begann bereits mit germanischen und romanischen Sprachstudien. Seit 1805 mußte er sich der Rechtswissenschaft zuwenden, die er mit der ihm eigentümlichen Pflichttreue, aber ohne sonderliche Neigung betrieb. Im Frühjahr 1808 erstand er die Fakultätsprüfung und im Herbst darauf das Advokatenexamen. Dann blieb er noch in Tübingen, um seine Doktorarbeit abzufassen. Durch poetische Entwürfe immer wieder zurückgedrängt, rückte diese nur langsam vorwärts. Am 1. März 1810 endlich wurde die „De juris Romani servitutum natura dividua vel individua“ betitelte, von juristischen Autoritäten gerühmte Dissertation der Fakultät übergeben, Disputation und Schmaus folgten am 3. April, und nun stand die weite Welt dem neugeschaffenen Doktor offen.

Nicht so gemächlich wie Uhlands Jugendjahre waren die Kerners dahingeflossen. Der Sprosse einer dem lutherischen Glauben zulieb aus Kärnten nach Württemberg gewanderten Familie, war Justinus Andreas Christian Kerner am 18. September 1786 zu Ludwigsburg geboren. Der Vater, Oberamtmann und Regierungsrat Christoph Ludwig Kerner (1744—1799), war ein ebenso strenger als gerechter Charakter von anerkannter Ehrenfestigkeit und bildete eine Säule des altwürttembergischen Staates. Die Mutter, Wilhelmine Stockmayer, eine Beamtentochter, hat man sich als eine sanfte und nachgiebige Frau vorzustellen, bei der Gemüt und Gefühl weit stärker als Willen und Intellekt ausgebildet waren. Justinus war unter sechs Geschwistern der Jüngste. Von seinen drei Brüdern haben sich zwei auf verschiedenen Wegen ausgezeichnet: Georg, der revolutionär-patriotische Enthusiast und Hamburger Arzt,

Karl (1775—1840), der im württembergischen Militär- und Verwaltungsdienste gleich Bedeutendes geleistet, es zum General, Minister und Freiherren gebracht hat. Diese beiden älteren Brüder waren für Justinus Gegenstand der Liebe und Bewunderung und beeinflußten ihn in mannigfacher Hinsicht. 1795 kam der Knabe aus seiner an Abwechslung und Anregung reichen Geburtsstadt nach dem stillen Klosterorte Maulbronn, wohin sich der Vater hatte versetzen lassen. Der in der Ludwigsburger Lateinschule begonnene Unterricht wurde dort ziemlich unregelmäßig fortgesetzt; einige Zeit verbrachte Justinus zu Knittlingen und Brackenheim unter der Obhut und Zucht gefürchteter Präzeptoren. Das Lernen fiel ihm damals schwer, und zum Ueberflusse hemmte eine hartnäckige Entwicklungskrankheit die Fortschritte. Man versuchte es mit allerhand Arzneimitteln und Wunderkuren. Er selbst führte die endliche Wiederherstellung auf ein paar magnetische Striche zurück, die er von einem Arzt empfangen hatte.

Wenn man ein Bild von dem Wesen des Knaben zu gewinnen sucht, so begegnet man bereits allen den Eigenschaften, welche später für den Mann charakteristisch gewesen sind, insbesondere jenem gesteigerten Gefühls- und Nervenleben, das allerhand seelische Abnormitäten begünstigen mußte. Er schrieb sich ein Ahnungsvermögen und die Gabe voraussagender Träume zu, er glaubte an die reale Existenz von Geistern. Der entschiedene Drang zur poetischen Produktion stellte sich ungefähr im zwölften Jahr ein. Damit Hand in Hand ging ein ausgesprochener Sinn für schalkhaften Humor, den er vom Vater geerbt hatte, während seine übrige Geistesart mehr von der Mutter herrühren mochte. Eine frühzeitig hervortretende Neigung zur Natur und Naturwissenschaft schien den künftigen Lebenspfad anzudeuten. Auf die Darstellung des äußeren Menschen legte Justinus, obwohl von Natur ganz hübsch und wohlgestaltet, gar keinen Wert und vernachlässigte auch noch in späteren Jahren seine Kleidung und Haltung ungebührlich.

1799 starb der Regierungsrat Kerner, und nach seiner Anordnung kehrten seine Hinterbliebenen nach Ludwigsburg zurück. Justinus, der wieder die dortige Lateinschule besuchte, gewann jetzt den alten Autoren Geschmack ab: die Neigung zur Poesie schlug

ihm die Brücke zum Verständnis der fremden Sprachen. Er übte sich fleißig in metrischen Uebersetzungen. Durch einen Freund der Familie, den Dichter Conz, damals Diakonus in Ludwigsburg, sah er sich in seinen schönwissenschaftlichen Bestrebungen gefördert. Als jedoch nach der Konfirmation über seine Zukunft entschieden wurde, glaubte man bei den äußerst beschränkten Mitteln der Familie von einem gelehrten Beruf absehen zu müssen. Der Vorschlag des erleuchteten Vormundes, aus Justinus einen Konditor zu machen, drang zwar nicht durch, dafür wurde er aber als Lehrling auf das Kontor der herzoglichen Tuchfabrik in Ludwigsburg gebracht. Die geisttötenden Geschäfte, die er hier zu verrichten hatte, würzte er nach Möglichkeit durch Poesie. Er dichtete in den zwei Jahren seiner kaufmännischen Sklaverei außerordentlich viel zusammen, Ernsthaftes und Komisches durcheinander, sogar ein fünfaktiges Lustspiel in Jamben, „Die zwölf betrogenen württembergischen Pastores“, eine offenbar höchst ergötzliche Posse, deren Manuskript leider während der Tübinger Zeit verschwunden ist. Doch je mehr der Jüngling zum Selbstbewußtsein erwachte, desto unerträglicher wurde ihm seine Lage. Er suchte bei Conz, der inzwischen Professor an der Landesuniversität geworden war, Hilfe, und dieser setzte es durch, daß er die Tuchfabrik verlassen und das Studium der Medizin ergreifen durfte. Im Herbst 1804 zog er nach Tübingen. Der brave Conz nahm ihn anfangs in sein Haus auf, bis ihm das Stipendium im Neuen Bau, einem alten Familienstifte, zu teil wurde. Er hörte allgemein bildende Fächer, namentlich bei Conz, und lag unter der Leitung der Professoren Ferdinand Autenrieth, K. Fr. Kielmeyer und Ferdinand Gmelin mit Eifer und Erfolg seinen naturwissenschaftlich-medizinischen Fachstudien ob, die er Ende 1808 mit einer Doktordissertation über die Funktionen der verschiedenen Gehörorgane zum Abschlusse brachte.

Gemeinsame Verwandte, die Dekansfamilie Uhland in Brackenheim, hatten die Bekanntschaft zwischen Kerner und Uhland vermittelt. Nachdem ersterer die Universität bezogen hatte, schlossen sich die zwei Jünglinge bald eng aneinander an. Grundverschiedenere Naturen als den lebhaften, schelmischen, phantastischen, weichen, in Gefühlen schwimmenden Kerner und den ernsten, nüch-

ternen, zurückhaltenden, festen, willensstarken Uhland kann man sich kaum denken. Was sie einte, war die Liebe zur romantischen Poesie, die bei dem einen aus seinem innersten Wesen hervorströmte, während sie bei dem anderen mehr künstlerischem und wissenschaftlichem Bedürfnis entsprang. Als treue Menschen hielten sie dann zeitlebens an ihrer Jugendfreundschaft fest. Aus dem Austausch ihrer Eigentümlichkeiten zogen beide Nutzen: das frische Temperament Kerners wirkte belebend auf Uhland, der seinerseits dem Freunde das Beispiel eines früh gereiften Charakters gab. Auf poetischem Gebiet im besonderen konnte Kerner von Uhland die Bedeutung künstlerischer Zucht lernen, während jener die Phantasie des anderen befruchtete.

Uhland hatte in den ersten akademischen Jahren still vor sich hingelebt und die geräuschvollen Lustbarkeiten des studentischen Treibens gemieden. Jetzt wurde er durch Kerner in einen regeren Verkehr hineingezogen. Um die beiden Freunde scharte sich bald ein Kreis geistig regsamer Jünglinge, die später der Mehrzahl nach angesehene Stellungen im Leben eingenommen haben. Ein großer Teil von ihnen wohnte, gleich Kerner, im Neuen Bau, und dieser wurde das Hauptquartier der jungen schwäbischen Romantik. Die Zusammenkünfte fanden meist auf der Stube Kerners statt, der alle in den Bann seines originellen, phantastisch-humoristischen Wesens zwang. Manchmal traf man sich auch beim Wein in dem damaligen Gasthofe zum Ochsen. Die Studenten, die zu dem unter keinen äußeren Zeichen oder Regeln stehenden Bunde schworen, waren überwiegend Mediziner oder Juristen, diese Uhlands, jene Kerners Gefolge. Da ist zunächst Heinrich Köstlin (1787—1859) aus Nürtingen zu nennen, der später in Stuttgart als praktischer Arzt zu Ansehen gelangt ist und sich als Obermedizinalrat namentlich um das württembergische Irrenwesen große Verdienste erworben hat. Ferner Georg Jäger (1785—1866) aus Stuttgart, Professor am Obergymnasium und Obermedizinalrat daselbst, tüchtiger Paläontologe und Geologe und fleißiger Schriftsteller in diesen Wissenschaften, J. C. S. Tritschler (1785—1841) aus Nutzenmoos in Oberösterreich, Oberamtsarzt in Cannstatt, Ernst Uhland (1788—1834), der Sohn des Brackenheimer Dekans und ein

Vetter des Dichters, unter den Freunden „Zigeuner“ genannt, als Oberamtsarzt in Ludwigsburg seinem Berufe zum Opfer gefallen, Samuel Benjamin Härlin (1786—1865) aus Zavelstein (O.A. Calw), Kreisobermedizinalrat in Ulm. Von Theologen gehörte nur der als Diakonus in Cannstatt verstorbene Christoph Jäger (1785—1826) aus Stuttgart zu dem Kreise. Die Jurisprudenz vertraten außer Uhland Karl Mayer, Karl Roser und Hermann Gmelin. Roser (1787—1861), aus Vaihingen a. d. Enz gebürtig, Uhlands Schwager, hatte 1848/9 im Märzministerium das Portefeuille des Auswärtigen inne und lebte dann als Staatsrat in Stuttgart; er that sich auch als Naturforscher hervor. Hermann Gmelin (1786—1834) aus Tübingen, Oberjustizrat in Eßlingen, starb, geistiger Umnachtung anheimgefallen, in Weinsberg bei Kerner, der ihn von dem Leiden nicht befreien konnte. Mit Uhland verband Gmelin frühe Kameradschaft. Durch seine Gesangskunst und durch sein mimisches Talent bereitete er den Freunden manche fröhliche Stunde. Alle diese Jünglinge zeigten sich für die Poesie empfänglich, aber eine produktive Ader besaßen außer Uhland und Kerner nur noch Karl Mayer und Heinrich Köstlin. Während sich dieser lediglich in der Jugendzeit unter dem Schutze seiner vorwärts treibenden Genossen schüchtern an die Oeffentlichkeit gewagt hat, ist Mayer der Muse bis in's hohe Alter treu geblieben und hat Leistungen aufzuweisen, die neben denen seiner größeren Freunde in Ehren bestehen.

Karl Friedrich Hartmann Mayer stammte aus einer durchaus altwürttembergischen Familie und kam am 22. März 1786 zu Bischofsheim, dem jetzt badischen Neckarbischofsheim, zur Welt, wo sein Vater gerade als Konsulent und Amtmann in reichsritterschaftlichen Diensten stand. Von einer Schar jüngerer Geschwister umgeben, verlebte er in seinem Elternhause, das den verschiedensten künstlerischen Bestrebungen eine Stätte bereitete, glückliche und anregende Jugendtage. Noch bessere Gelegenheit, Bildungselemente aller Art in sich aufzunehmen, wurde ihm im Hause seines Großvaters, des Hof- und Domänenrates Johann Georg Hartmann in Stuttgart zu teil, wohin er 1795 zum Besuche des dortigen Gymnasiums übersiedelte. Als wirksames Gegenmittel gegen ein

etwaiges Uebermaß von Kulturgenüssen dienten Naturliebe und Wanderlust, die schon frühzeitig in dem Knaben erwachten. 1803 bezog er die Landesuniversität als Jurist, mußte aber schon im folgenden Jahre seine Studien eines Brustleidens wegen unterbrechen. Nachdem er in Kochendorf (O.A. Neckarsulm), wohin sein Vater inzwischen versetzt worden war, Heilung gefunden hatte, kehrte er im Herbst 1805 nach Tübingen zurück. Durch Hermann Gmelin dem Uhland-Kernerschen Kreise zugeführt, gehörte er bald zu dessen eifrigsten Mitgliedern, und jetzt begann er sich auch seiner poetischen Begabung bewußt zu werden.

Die erwähnten Jünglinge bildeten also den Kern der Vereinigung, die jedoch keineswegs so abgeschlossen war, daß sich ihr nicht zeitweise auch andere angegliedert hätten. Jeder der Teilnehmer hatte noch seine besondern Freunde, die er häufiger oder seltener zu den Zusammenkünften mitbrachte. So war der Philologe Gottlieb Lukas Friedrich Tafel (1787—1860) aus Bempflingen (O.A. Urach), später Universitätsprofessor in Tübingen, ein gerne gesehener Gast. Kerner und Köstlin führten den Bayern Heinrich Breslau, nachmaligen Leibarzt König Ludwigs I., Uhland und Kerner den in Göttingen geborenen und als Oberjustizprokurator in Tübingen verstorbenen Eduard Gmelin (1786—1873) ein. Einige norddeutsche Studenten näherten sich dem Kreise. Von auswärts trat zu diesem ein Vetter Mayers in freundschaftliche Berührung: Karl Gangloff (1790—1814) aus Leutkirch, der zu früh dem Leben und Wirken entrissene Maler, den Uhlands Vorbild sogar gelegentlich zu Versen begeisterte. Auch fremde poetische Größen, wie die Dänen Jens Baggesen und Adam Oelenschläger, gingen flüchtig an den Freunden vorüber. Professor Conz, der zwar als Dichter über den Klassizismus nicht weit hinauskam, schenkte wenigstens den romantischen Bestrebungen Teilnahme und ihren jungen Vertretern warmes persönliches Wohlwollen. Und noch zu einem anderen älteren Sangesgenossen, der von den Musen zärtlich geliebt und vom Schicksal grausam verfolgt war, fühlten sich die Freunde, Kerner vor allem, hingezogen: zu Hölderlin, der in unheilbarem Irrsinn, aber doch für menschlichen Umgang und Besuche nicht unempfänglich, in Tübingen seinen Lebensfaden ab-

spann. Endlich müssen aus der Zahl derer, die zu dem Romantikerkreise Beziehungen unterhielten, noch Rehfues, der Publizist Friedrich Kölle, sowie die Dichter Gustav Schoder und Friedrich Harpprecht hervorgehoben werden. Alle vier waren spezielle Bekannte Uhlands. Der mehrere Jahre ältere Kölle, von dem in einem späteren Kapitel ausführlicher die Rede sein soll, hielt sich zu jener Zeit als Privatdozent und Hofgerichtsadvokat, seit 1806 als Obertribunalprokurator in Tübingen auf.

Gustav Schoder erregt mehr Teilnahme durch seine merkwürdigen Lebensschicksale als durch seine unreife Poesie. Am 29. März 1785 zu Lauffen am Neckar als Pfarrerssohn geboren, machte er den üblichen Bildungsgang des württembergischen Theologen durch. Er war ein äußerst gutartig veranlagter Mensch, gefiel sich aber in einer zeitweise an Verrücktheit grenzenden Phantasterei und Originalitätssucht und bildete so, obgleich er jahrelang den ersten Platz in seiner Promotion behauptete, für seine Kameraden mehr einen Gegenstand des Spottes als der Bewunderung. 1805 ließ er als Stiftler eine Sammlung „Gedichte" erscheinen, die als getreues Abbild seines exzentrischen Wesens angesehen werden dürfen. In den Spuren seines von ihm vergötterten Landsmannes Schiller wandelnd, auch von Klopstockschen Einflüssen berührt, ahmt er gerade die tadelnswerten Eigenschaften seiner Vorbilder nach und treibt sie auf die Spitze. Er giebt sich seinem Hange zur Rhetorik bis zum Lächerlichen und Unsinnigen hin. Gänzlich unfähig, seine Gedanken und Empfindungen in einfachen und klaren Worten zur Darstellung zu bringen, versteckt er sie hinter geschwollenen Redewendungen und krausem Bilderwerk. Und doch kann man Schoder keineswegs Talent absprechen; vor allem standen ihm mannigfaltige Mittel des poetischen Ausdruckes zu Gebot. Alles hing davon ab, ob es ihm gelang, von seiner Geschmacksverirrung zurückzukommen. Im Leben schien seine Ueberspanntheit nachzulassen, seitdem er sein Examen erstanden und in die praktische Thätigkeit eingetreten war. Da warf ihn ein unseliges Ereignis aus der geregelten Bahn. 1808 wurde gegen eine geheime, angeblich staatsgefährliche Gesellschaft von jungen Leuten eingeschritten, denen der thörichte Vorsatz, nach der

Südseeinsel Otaheiti auszuwandern und dort eine Republik nach Art der spartanischen zu gründen, zum Verbrechen angerechnet ward. Schoder, damals Vikar in Feuerbach, wurde in die Untersuchung verwickelt und verhaftet. Zwar ließ man ihn wegen mangelnder Zurechnungsfähigkeit unbestraft, erklärte ihn aber aus demselben Grunde für unfähig, ein geistliches Amt zu verwalten. Unter diesen Umständen war für ihn an ein Fortkommen in seinem engeren Vaterlande nicht zu denken. Er wandte sich nach Norddeutschland, versah in den verschiedensten Gegenden Hauslehrerstellen, zuletzt in Schleswig, wo er im August 1813 beim Baden in der Ostsee ertrank. Ein Trauerspiel Schoders, „Die Albigenser", ist nicht auf die Nachwelt gekommen.

Friedrich Harpprecht erblickte am 10. Juni 1788 zu Stuttgart das Licht der Welt. 1805 bezog er die Landesuniversität zum Studium der Rechte, in welchem Fache sich mehrere Glieder seiner angesehenen Familie rühmlich hervorgethan hatten. Nach einem Jahre ging er indessen zur Forstwissenschaft über, die damals in einer Stuttgarter Anstalt gelehrt wurde, und trat Herbst 1807 als Kadett bei den Königsjägern ein. Jetzt erst hatte er seinen wahren Beruf gefunden. Den Feldzug des Jahres 1809 machte er als Ordonnanzoffizier des Marschalls Berthier mit und befand sich in der Schlacht bei Wagram im Generalstabe Napoleons. 1812 zog er als Oberleutnant gegen Rußland. Die Schlacht bei Smolensk bot dem kühnen Reiteroffizier Gelegenheit zu glänzenden Heldenthaten, die mit dem württembergischen Militärverdienstorden und dem Kreuze der Ehrenlegion belohnt wurden. Die Schlacht bei Mosaisk, in der ihm durch eine Kanonenkugel ein Bein zerschmettert wurde, machte seiner ruhmvollen Kriegerlaufbahn ein Ende. Aber sein Lebensmut war nicht gebrochen. Heiter und besonnen faßte er die Gestaltung seiner Zukunft in's Auge. Da vernichtete die entsetzliche Katastrophe des unerwarteten Rückzuges alle Hoffnungen auf Heimkehr und Wiedersehen. Harpprecht wurde zwar nach Wilna gerettet, erlag aber hier am 10. Januar 1813 den erlittenen Wunden und überstandenen Strapazen. Auf den Wunsch der Eltern gab Uhland aus dem Nachlasse des Freundes unter dem Titel „Denkmal Friedrichs von Harpprecht" 1813 ein

Bändchen mit Versen und Briefen heraus; einige Gedichte waren auch in den Jahrgängen 1812 und 1813 des Morgenblattes erschienen. Die poetischen Versuche Harpprechts stammen meist aus jungen Jahren, teilweise sogar aus der Knabenzeit. Der Dichter, der hauptsächlich in Schillers Spuren wandelt, ist über die Nachahmung noch nicht hinausgekommen, zur Einfachheit noch nicht durchgedrungen. Aber er zeigt beträchtliche Gewandtheit und bringt herzliche Anhänglichkeit an Familie und Freunde, zarte Empfänglichkeit für Liebe und Natur zu warmem Ausdrucke. Die glückliche Mischung von thatenlustigem Mute, gesunder Lebenslust und innigem Heimatgefühle, die das Merkmal seiner anziehenden Briefe aus dem Feld ist, hat gewiß auch die richtige Stimmung zu manchem frischen Lied abgegeben; leider hat sich von den Dichtungen aus Harpprechts letzten Lebensjahren fast nichts erhalten.

Kehren wir von Schober und Harpprecht, deren Geschicke sich allzu früh erfüllt haben, zu Uhland, Kerner und ihren Gefährten zurück! Sie hatten sich der Romantik mit Leib und Seele verschrieben. Der eine erwärmte sich, der andere glühte, je nach dem Temperamente. Was sie einnahmen und was sie verausgabten, was sie empfingen und was sie spendeten: alles war romantisch. Des Knaben Wunderhorn wurde gierig verschlungen und veranlaßte eine förmliche Jagd nach alten Volksliedern und Volksbüchern. Wie oft pilgerte man erwartungsvoll nach Reutlingen, wo der Buchhändler Justus Fleischhauer solche Artikel verlegte! Wie glücklich fühlte sich Uhland, als er auf einer Schweizerreise im Herbst 1806 bei einem Schuster in Meiringen zwei altenglische Balladen aufstöberte! Freilich zeigte sich wieder die Verschiedenheit der Freunde darin, wie sie sich den erbeuteten Schätzen gegenüber verhielten: Kerner rein genießend, Uhland schon wissenschaftlich, kritisch-historisch. Würdige Produktion ging damit Hand in Hand. Seitdem Uhland 1804 „Die sterbenden Helden“ und „Der blinde König“ geglückt waren, schüttete er ein Kleinod um das andere aus seinem poetischen Wunderhorne. Kerner blieb dahinter nicht zurück, schuf Gedichte, die ihn als begnadeten Lyriker zeigen. Beide wetteiferten zugleich in dramatischen Versuchen. Der eine bemühte sich, romantische Stoffe zu regelrechten Bühnenstücken zu gestalten,

ohne indessen etwas zu vollenden, der andere ließ nach seiner Art auch auf diesem Gebiete seiner genial phantastischen Laune die Zügel schießen. Gemeinsam verfertigten die beiden 1809 ein lustiges Singspiel von glücklicher Erfindung, „Der Bär“ oder „Die Bärenritter“ betitelt, das nach dem Tode der Dichter gedruckt worden ist, während die von einem ehemaligen Kameraden aus dem Neuen Bau, dem Registrator Friedrich Knapp, dazu gelieferte Komposition sich nicht erhalten hat.

Das natürliche Bestreben der jungen Poeten mußte dahin gehen, mit ihren Erzeugnissen sich nun auch an das Urteil der Welt zu wenden. Das Morgenblatt schien aus äußeren Gründen in erster Linie zur Vermittlung berufen: aber mit dem antiromantischen Journale wollte man nichts zu schaffen haben, und daß Friedrich Haug im Jahrgang 1807 jenes Blattes sieben Gedichte von Uhland, dem er sehr zugethan war, aufnahm, geschah ohne Vorwissen des Dichters, der sich ausdrücklich dagegen verwahrte. Um so erwünschter mußte es den Tübingern sein, als Kölle zwischen ihnen und dem Freiherren Leo von Seckendorff, einem Manne von litterarischem Namen, freundliche Beziehungen anbahnte. Persönlich sah man sich niemals. Wohl aber entspann sich zwischen Seckendorff und Uhland ein nicht unbedeutender Briefwechsel. Die Erstlinge der Uhlandschen wie Kernerschen Muse standen in dem von jenem herausgegebenen, ganz der Romantik geweihten „Musenalmanach für das Jahr 1807“. 1808 bildete die Zeitung für Einsiedler einen Sammelpunkt der Romantiker aus allen deutschen Gauen. Auch Uhland und Kerner lieferten zu dem Blatte Beiträge und kamen dadurch mit dem Heidelberger Kreis in direkte Verbindung. Außerdem waren sie in Seckendorffs Musenalmanach auf 1808, in der Zeitschrift Prometheus und bald noch in anderen Taschenbüchern oder Journalen vertreten.

Gerne wären die Tübinger schon damals mit einer selbständigen litterarischen Manifestation hervorgetreten, gerne hätten sie ihrer Bewunderung für die Romantik und ihrer Geringschätzung des in der Landeshauptstadt herrschenden Klassizismus gemeinsamen öffentlichen Ausdruck verliehen. Die Gründung des Morgenblattes gab den Anstoß, daß jener Gedanke wenigstens in improvisierter

Weise verwirklicht wurde. Man setzte dem „Morgenblatt für gebildete Stände“ ein handschriftliches „Sonntagsblatt für ungebildete Stände“ entgegen. Kerner war die Seele des Ganzen, der Herausgeber der Zeitung. Sie erschien am 11. Januar 1807 erstmals und wurde bis in den Mai hinein fortgesetzt. Jeden Sonntag wurde eine Nummer in Kerners Zimmer für alle, die sich dafür interessierten, ausgelegt, nachdem sie vorher unter den Vertrauten vorgelesen worden war. Das eigenartige Unternehmen lockte zahlreiche Besucher in den Neuen Bau, und selbst Professoren schenkten ihm Aufmerksamkeit. Vor allem erfreuten sich die Leser an den zahlreichen herrlichen Gedichten, die Kerner als Clarus und Uhland als Florens spendeten. Dieser schrieb außerdem die Vorrede zur ersten Nummer, lieferte einen Aufsatz „Ueber das Romantische“ und weitere Prosastücke, teilte ein Fragment aus den damals den Genossen noch wenig bekannten Nibelungen, die Ueberfahrt über die Donau, mit und gab Erläuterungen dazu. Heinrich Köstlin steuerte ein philosophisches „Gespräch an einem Sonntagsmorgen“ in poetisch gehobener Prosa und satirische Dialoge bei, Kölle Gedichte, ebenso Karl Mayer unter dem Namen Tiro, Schoder Distichen, die von sehr gereinigtem Geschmacke gezeugt haben sollen, Tafel Uebersetzungen aus dem Griechischen. Auch an Illustrationen und musikalischen Beilagen fehlte es dem Journale nicht: Mayer zeichnete mit der Bleifeder humoristische Skizzen, während Tritschler die Liederkompositionen auf sich nahm. Die Mitarbeiter des Sonntagsblattes waren mehr darauf bedacht, durch ihre positiven Leistungen als durch kritische Aeußerungen das Morgenblatt zu besiegen. Doch ging es nicht ganz ohne Polemik ab. Uhland enthielt sich zwar in seiner würdevollen Schutzrede der Romantik jeglicher Ausfälle, parodierte aber in seinem Vorworte den Ton Weissers, den, als Haupt der Plattisten, auch sonst das Sonntagsblatt in Wort und Bild verhöhnte. Ueberhaupt neigten die jungen Romantiker zu satirischem Mutwillen. So hat sich eine die Manier Matthissons verspottende „Abendphantasie an Mayer“, eine gemeinsame Arbeit Kerners und Uhlands erhalten, und ein andermal suchte ersterer Schoders Kraftlyrik parodistisch zu überbieten.

Die fortschreitende Zeit sprengte schließlich den Kreis der Freunde auseinander, von denen einer nach dem anderen die Universität verließ. Durch regen Briefwechsel, durch gegenseitige Besuche und Zusammenkünfte wurde indessen der Verkehr aufrecht erhalten; auch Prüfungen brachten kurze Rückkehr nach Tübingen mit sich. Karl Mayer ging schon im Herbst 1807 ab, um sich im Elternhause zu Kochendorf und später in Stuttgart auf sein Examen vorzubereiten. Nachdem dieses erstanden war, ließ er sich 1809 als Advokat in Heilbronn nieder, unterbrach jedoch seine praktische Thätigkeit durch eine dreivierteljährige Bildungsreise nach Norddeutschland, die er im September 1809 antrat. Uhland und Kerner blieben vorerst noch in Tübingen. Letzterer, der den Neuen Bau verlassen hatte, wohnte im Winter 1808/9 in einem Hause mit dem nachmals berühmt gewordenen Varnhagen von Ense, der sich ein Semester in Tübingen aufhielt, um medizinische Vorlesungen zu hören. Der feine und an eine anspruchsvollere Lebensführung gewohnte Norddeutsche fühlte sich in dem ärmlichen Städtchen äußerst unbehaglich. Einigen Ersatz für das, was er entbehrte, bot ihm der Umgang mit Kerner, der sich bald sehr lebhaft gestaltete. Er traf auch Uhland öfters und lernte Karl Mayer kennen, der im Januar 1809 nach Tübingen zu Besuch kam. Durch Varnhagens Vermittlung wurden die Schwaben noch mehr als bisher in den Verkehr mit den norddeutschen Romantikern hineingezogen, namentlich entwickelte sich ein von Kerner eifrig gepflegtes Freundschaftsverhältnis mit Varnhagens Schwester Rosa Maria und deren Freundin Amalie Weise-Schoppe, der fruchtbaren Romanschriftstellerin. Im Februar 1809 begab sich Varnhagen von Tübingen zur österreichischen Armee, um gegen Napoleon zu kämpfen. Bald darauf schied auch Kerner von dort. Eine längere Reise führte ihn hauptsächlich nach Hamburg, Berlin und Wien, wo er in den großen Spitälern seine Fachstudien fortsetzte. In Hamburg sah er zum letztenmale seinen teueren Bruder Georg, verkehrte hauptsächlich mit den Damen Varnhagen und Weise, die ein halbes Jahr später auch Karl Mayer aufsuchte. In Berlin hatte Kerner Umgang mit Chamisso und Fouqué, in Wien traf er Varnhagen wieder, befreundete sich mit dem „verhungerten" Poeten

Joseph Ludwig Stoll und dem israelitischen Arzte David Assur, der sich später Assing nannte und Rosa Maria Varnhagen heiratete, wurde von dem Ehepaare Friedrich und Dorothea Schlegel freundlich aufgenommen, lernte sogar Beethoven kennen. Diese Reise bereicherte nicht bloß Kerners medizinisches Wissen, sondern brachte ihm auch poetischen Gewinn. Der Ertrag bestand in einem umfangreichen Manuskripte, das ihm ein Jugendfreund, der Heidelberger Buchhändler Gottlieb Braun, Sohn seines ehemaligen Knittlinger Präzeptors, 1811 verlegte. „Reiseschatten. Von dem Schattenspieler Luchs.“ So lautete der Titel des phantastisch bunten Dichtwerkes, in dem so recht nach Romantikerart alle poetischen Gattungen und Formen durcheinander gemengt waren. Es bildete die erste selbständige Lebensäußerung des jungschwäbischen Dichterkreises und wurde je nach dem litterarischen Standpunkte mit Bewunderung oder Geringschätzung aufgenommen. Kerner hatte sich inzwischen, nachdem er ein paar Monate lang in Dürrmenz (O.A. Maulbronn) vergebens auf Patienten gewartet hatte, Oktober 1810 im Wildbad als Arzt niedergelassen. Auch hier wurde er nicht recht heimisch und vertauschte deshalb den angenehmen Badeort gerne mit dem abgelegenen Städtchen Welzheim, wo er von Anfang 1812 bis Juni 1815 weilte.

Uhland, der sich nach Kerners Abgang von Tübingen sehr vereinsamt fühlte, mußte dort noch ein volles Jahr ausharren. Endlich, im Mai 1810, durfte auch er den Flug in die weite Welt unternehmen. Paris war das Ziel seiner Reise. Ihr offizieller Zweck, sich mit den französischen Rechtseinrichtungen vertraut zu machen, wurde über den philologischen Studien vernachlässigt. Uhland saß fast täglich auf der Bibliothek über altfranzösischen und altdeutschen Manuskripten. Er schrieb ab, übersetzte, dichtete; mit dem bekannten Philologen Immanuel Bekker zusammen trieb er Spanisch und Portugiesisch. Die altfranzösischen Gedichte, den 1812 in Fouqués und Neumanns Musen gedruckten Aufsatz „Ueber das altfranzösische Epos“ zeitigte der Pariser Aufenthalt. Auch sonst gehörte dieser zu den glücklichsten Epochen in Uhlands Leben. Er fand dort einige Tübinger Freunde wieder, darunter Varnhagen, der ihn mit Chamisso zusammenführte, lernte den Dichter

Stoll und andere bedeutende Menschen kennen, während mit Fouqué eifrig korrespondiert wurde. Auch die Theater, die Sehenswürdigkeiten ließ er nicht unbesucht. Am 26. Januar 1811 fand die Abreise statt. In Tübingen erwartete ihn der Advokatenberuf. Ganz von litterarischen Interessen erfüllt, wandte er sich nur mit der größten Selbstüberwindung der verhaßten Juristerei zu. Auch als er im Dezember 1812 zum provisorischen zweiten Sekretär im Justizministerium ernannt wurde, nahm er diese Stelle, die zwar unbesoldet war, aber für die künftige Laufbahn große Vorteile versprach, widerwillig, lediglich dem Wunsche des Vaters zulieb an.

Während die Mitglieder des Tübinger Freundeskreises den Uebergang vom Studium zur praktischen Wirksamkeit bewerkstelligten, fand sich in der schwäbischen Universitätsstadt eine jüngere Generation gleichfalls für die Romantik begeisterter Studenten zusammen, die bald mit der älteren in enge Verbindung trat. Gustav Schwab hieß das Haupt jener Gruppe.

Gustav Benjamin Schwab erblickte am 19. Juni 1792 zu Stuttgart das Licht der Welt. Auf seinen Entwicklungsgang übte der Vater, der Professor und Geheimsekretär Johann Christoph Schwab, der sich als Dichter und mehr noch als philosophischer Schriftsteller bekannt gemacht hat, großen Einfluß aus, während die Mutter, Friederike Rapp, die Angehörige einer angesehenen Stuttgarter Kaufmannsfamilie, ihr bewegliches Naturell auf den Sohn vererbte. Dieser genoß, von trefflichen Eltern weise geleitet, im Vereine mit mehreren Geschwistern eine beneidenswerte Jugend. Ein mild christlicher Geist herrschte in der Familie. Sie zeigte sich den verschiedensten geistigen Interessen zugänglich und legte auch auf feine Umgangsformen den gebührenden Wert. Im Hause seiner beiden Oheime, des Bildhauers Dannecker und des Kunstfreundes Gottlob Heinrich Rapp, erhielt Gustav frühzeitig künstlerische Anregungen. Als Schüler des Stuttgarter Gymnasiums, dessen sämtliche Klassen er durchlief, behauptete er ununterbrochen den ersten Platz. Vom Vater wurde er nachdrücklich auf solche Fächer hingewiesen, welche im Gymnasiallehrplane hintangesetzt waren, namentlich auf die französische Sprache und den deutschen Aufsatz. Schon in diese Stuttgarter Zeit fallen die ersten poe-

tischen Uebungen, zu denen zunächst häusliche Feierlichkeiten den Stoff hergeben mußten. Bald erwachte die Liebe in dem Herzen des entzündbaren Jünglings, und er widmete der Reihe nach verschiedenen Schönen seine Lieder. Kräftiger noch entfaltete sich das seinem Alter angemessene Freundschaftsgefühl, für das er zeitlebens ungemein empfänglich blieb. Diesem konnte er sich besonders überlassen, seitdem er siebenzehnjährig die Universität bezogen hatte.

Vom Herbst 1809 bis zum Herbst 1814 hielt sich Schwab in Tübingen auf, und zwar als Zögling des evangelischen Stiftes, da er sich aus Neigung für das theologische Studium entschieden hatte. Der Uebergang aus der schönen Freiheit des Elternhauses in den kleinlichen Zwang des Seminarlebens war für ihn hart, und niemals vermochte er sich mit diesem ganz zu befreunden. Er suchte seine Beziehungen vorwiegend in der Stadt, was von seiten des Stiftes freilich übel vermerkt wurde. Schon vom Stuttgarter Gymnasium her mit Schwab befreundet war August Mayer, der am 26. Oktober 1792 zu Heilbronn geborene Bruder Karl Mayers, der gleichfalls im Herbst 1809 die Hochschule als Jurist bezog: ein liebenswürdiger, verheißungsvoller, für Musik und Poesie gleichermaßen veranlagter Jüngling. Ein Jahr später trat der nicht minder begabte Ludwig August Pauly (1793—1812), der Sohn eines Maulbronner Seminarprofessors, in das Stift ein, und ästhetische Neigungen brachten ihn bald dem Schwabschen Freundeskreise nahe. Zu diesem gehörten der vielseitig gebildete August Köstlin (1792—1873) aus Nürtingen, der Bruder Heinrich Köstlins, ein Mann, der dem württembergischen Staat in verschiedenen wichtigen Stellungen, zuletzt als Konsistorialpräsident, vorzügliche Dienste geleistet hat, die Theologen Ferdinand Dillenius und Ernst Osiander (1792—1870), nachmals Dekan in Göppingen und Prälat, sowie eine Reihe weiterer schwäbischer Stadtstudenten oder Stiftler, von denen sich übrigens nur Dillenius in der schönen Litteratur bemerklich gemacht hat. Auch mehrere Norddeutsche schlossen sich an, vor allem der talentvolle Karl Wilhelm Pauli aus Lübeck, der seit Ostern 1811 zwei Jahre lang in Tübingen Jura studierte; er wurde später Oberappellationsgerichtsrat in seiner Vaterstadt und erwarb sich namentlich als Lübecker Rechtshistoriker bleibende Ver-

dienste. Vom Herbst 1810 bis Herbst 1811 hielt sich David Assur in Tübingen auf. Die abendlichen Zusammenkünfte der zwanglosen Vereinigung fanden meist im Gasthofe zum Lamm statt, und sie wurde darum Lammia genannt. Man besprach die neuesten litterarischen Erscheinungen, teilte sich die eigenen Produkte mit und hielt strenges Gericht darüber. Der Tod riß zwar schmerzliche Lücken in den Freundeskreis. Im August 1811 erhielt August Mayer die Schreckenskunde, daß er zum Militär ausgehoben worden sei. König Friedrich hatte eine Anzahl studierender Honoratiorensöhne willkürlich für den erwarteten Feldzug zu Soldaten bestimmt, und darunter befand sich auch jener. Am 1. September mußte der zart organisierte und zum Kriegshandwerke wenig befähigte Jüngling die Tübinger Hochschule mit der Stuttgarter Kaserne vertauschen. Im Februar 1812 marschierte er mit seinem Regimente nach Rußland. Glücklich kam er, zum Offizier befördert, bis Moskau. Dem Rückzuge fiel er dann zum Opfer. Nach den zuverlässigsten Nachrichten soll er an der Beresina verschwunden sein, doch erhielt man niemals volle Sicherheit über das Schicksal des von Familie und Freunden tief Betrauerten. Schon vorher war der Maulbronner Pauly einem rasch verlaufenden Nervenfieber erlegen. Schwab veröffentlichte aus seinem Nachlaß in Rehfues' Süddeutschen Miszellen ein novellistisches Fragment, „Selbstbiographie eines Spaniers“ betitelt, das Phantasie und Gefühl verrät.

An Stelle der Ausgeschiedenen traten neue Elemente. Im Januar 1813 konnte es der Schwabsche Freundeskreis sogar wagen, sich unter dem Namen Romantika als feste Verbindung aufzuthun, die schwarz-weiß-blaue Farben trug, Satisfaktion gab und von den Universitätsbehörden wie von den Landsmannschaften anerkannt wurde. Sie bestand zur Hälfte aus Stiftsstudenten, zur Hälfte aus Stadtburschen, überwiegend Norddeutschen und Schweizern. Diese Mischung war etwas Neues und verdroß eingefleischte Stiftler nicht wenig. Man kneipte im Löwen, doch legte man sich im Trinken Maß auf. Die romantische Litteratur war das Banner, um das sich die Gesellschaft scharte. Schwab, seiner feinen Manieren und sorgsamen Kleidung wegen Abbé genannt, gab den

Ton an. Offener Sinn für alles Schöne und inniges Gefühl für die Freundschaft verschmolzen sich glücklich mit studentischer Heiterkeit und Ausgelassenheit in der Romantika. Neben den poetischen Interessen kamen die politisch-patriotischen — Deutschland kämpfte ja damals um seine Freiheit und Unabhängigkeit — zu ihrem Rechte.

Lange vor Gründung der Romantika hatten sich die Beziehungen zwischen Schwab und seinen Genossen einerseits und dem älteren Tübinger Kreis Uhlands und Kerners andererseits geknüpft. Die zwei Brüderpaare Karl und August Mayer, Heinrich und August Köstlin bildeten die natürliche Vermittlung. Im März 1809 sandte Karl Mayer dichterische Versuche Augusts an Uhland zur Begutachtung, und dieser suchte im Herbst desselben Jahres für den Bruder seines Freundes eine Wohnung in Tübingen. Uhland traf schon damals August Mayer, wurde mit Schwab dagegen erst nach seiner Rückkehr von Paris bekannt. Kerner hatte letzteren bei einem Besuch in Tübingen September 1810 erstmals gesehen. Innige poetische Interessengemeinschaft herrschte zwischen den Aelteren und den Jüngeren, und aufrichtige Freundschaften für das ganze Leben gingen daraus hervor. Schwab errang sich bald Gleichberechtigung mit Uhland und Kerner. Seine Feuertaufe aber erhielt der neue Bund durch die Herausgabe eines Almanachs.

Schon das Sonntagsblatt hätten die Tübinger Romantiker gerne gedruckt gesehen, doch war die Absicht nicht ausführbar gewesen. Der Gedanke einer gemeinsamen poetischen Manifestation wurde niemals ganz aufgegeben. Endlich bekam er greifbare Gestalt. Uhland besuchte auf der Rückreise von Paris Kerner im Wildbad und besprach den Plan mit ihm. Kerner war der Hauptredakteur und figurierte als alleiniger Herausgeber. Er führte auch hauptsächlich die Korrespondenz mit den norddeutschen Mitarbeitern. Doch wurde er darin und in den sonstigen Geschäften von Schwab und den beiden Mayer tüchtig unterstützt. Uhland wurde über alles um Rat befragt, interessierte sich für alles. Zahllose Briefe flogen zwischen den Freunden hin und her. Ein Glück übrigens, daß Kerner Helfer hatte; denn Pünktlichkeit und Genauigkeit, wie sie ein solches Unternehmen erfordert, waren seine Tugenden ge-

rade nicht. Mußte doch noch in letzter Stunde das ganze von ihm übel zugerichtete Manuskript abgeschrieben werden. Im Herbst 1811 erschien das von Gottlieb Braun in Heidelberg verlegte Buch unter dem Titel „Poetischer Almanach für das Jahr 1812. Besorgt von Kerner“. Es war eine entschieden romantische, aber keine spezifisch schwäbische Kundgebung, obschon die einheimischen Dichter überwogen. Kerners und Uhlands später meist in ihre Sammlungen übergegangene Gedichte bildeten Glanzpunkte in dem Ganzen; letzterer, der auch unter der Chiffre —d und unter dem Pseudonym Volker auftrat, spendete außerdem Bearbeitungen altfranzösischer Gedichte und das Dramenfragment Schildeis. Karl Mayer und Schwab wurden durch den Almanach vorteilhaft in die Litteratur eingeführt; ebenso wagte sich erstmals August Mayer mit fünf zart empfundenen Liedern hervor. Heinrich Köstlin versteckte seine lyrischen Beiträge hinter der undurchdringlichen Marke L. N. Friedrich Kölle lieferte eine ganze Abteilung Lyrik, sogar Conz stellte sich mit ein paar Stücken ein. Endlich teilte der mit Schwab befreundete Ferdinand Weckherlin (1795—1817) aus Stuttgart ein mittelalterliches Gedicht mit. Vom Gymnasium aus hatte dieser den Posten eines Unterbibliothekars bei der K. Hofbibliothek erhalten. Weckherlin begann seine schriftstellerische Laufbahn mit Arbeiten aus dem Gebiete der mittelalterlichen Litteratur und der vaterländischen Gelehrtengeschichte auf's glücklichste; aber ein früher Tod zerstörte alle auf sein vielversprechendes Talent gesetzten Hoffnungen. Von Auswärtigen beteiligten sich Hebel, Chamisso, Fouqué, Varnhagen und seine Schwester, Graf Otto Heinrich von Loeben, Helmina von Chezy, Amalie Schoppe an dem Taschenbuche.

Die mannigfache Anerkennung, die dieses fand, spornte seine Urheber an, auch für das folgende Jahr wieder eines vorzubereiten. Die Redaktion wurde auf gleiche Weise gehandhabt, doch sträubte sich Uhland diesmal nicht, daß sein Name neben dem Kerners und Fouqués auf das Titelblatt gesetzt werde. Das Erscheinen des Almanachs verzögerte sich, weil das Manuskript bei verschiedenen Verlegern herumwanderte und die Kriegszeiten, die einem solchen Werk überhaupt ungünstig waren, den Postverkehr

hemmten. Schließlich wurde man mit Osiander, dem Besitzer der J. F. Heerbrandtschen Buchhandlung in Tübingen, handelseinig, und im Juni 1813 gelangte der „Deutsche Dichterwald“ zur Ausgabe. Das Taschenbuch trug im wesentlichen dasselbe Gesicht, wie sein Vorgänger, und auch der Kreis der Mitarbeiter hatte sich nur wenig geändert. Kerner und Uhland standen wieder in erster Linie, von Württembergern waren ferner Schwab, Kölle und die beiden Mayer vertreten, Heinrich Köstlin trug als Chrysalethes eine Reihe Epigramme bei. Hebels Name fehlte diesmal, von Norddeutschen war Chamisso ausgeschieden, Eichendorff (als Florens), David Assur, Graf Julius Soden und Karl Thorbecke hatten sich dafür eingefunden.

Der Deutsche Dichterwald war das letzte gemeinsame Unternehmen der schwäbischen Romantiker. Die Romantik in ihrer spezifischen Erscheinungsform ging überhaupt allmählich zu Ende und wurde als solche, so gut wie der Klassizismus, ein überwundener Standpunkt, während die von ihr ausgegangenen Anregungen fortwirkten. Auch die Fehde zwischen den Männern des Morgenblattes und den Tübingern erlosch. Haug hatte sich schon über den Poetischen Almanach für das Jahr 1812 lobend geäußert, während der hartnäckigere Weisser sich darüber lustig machte. Auf diesen hatten ja die Romantiker ihre meisten und schärfsten Pfeile verschossen, noch im Deutschen Dichterwald hatten ihm Uhland und Kerner unter dem Pseudonym „Spindelmann, der Recensent“ vier polemische Gedichte gewidmet. Aber auch Weisser lenkte ein. Im September 1814 brachte das Morgenblatt ein ernst gemeintes Sonett von ihm, worauf Uhland als Antwort „Die Bekehrung zum Sonett“ dichtete; diese von den Romantikern bevorzugte und von den Klassizisten verspottete Kunstform war nämlich eines der wichtigsten Kampfobjekte gewesen. Schon im vorhergehenden Jahre hatte das Morgenblatt Gedichte von Kerner, dem romantischsten aller schwäbischen Romantiker, aufgenommen, und fortan stand diese Zeitschrift, keiner bestimmten Tendenz mehr dienend, allen litterarischen Richtungen offen.

Indessen änderte sich auch das Verhältnis der Tübinger zur Romantik. Nur Kerner blieb, seiner natürlichen Veranlagung ge-

mäß, ohne Einschränkung romantisch im Leben wie in der Kunst, ja verrannte sich sogar mehr und mehr in die Abnormitäten der Richtung. Die übrigen, die mehr durch Beispiel und gegenseitige Anfeuerung in die Bewegung hineingerissen worden waren, wandten sich von ihr in dem Maße ab, als jene Momente ihre Geltung verloren. Uhland, der seinem Wesen nach am wenigsten Romantisches an sich hatte, räumte nun dem Historischen, Politischen, Patriotischen über sich, über sein Denken und Dichten die größte Macht ein, Schwab, bei dem das Aneignungsvermögen am stärksten entwickelt war, nahm die Bildungselemente in sich auf, von welcher Seite sie auch kamen, Karl Mayer versenkte sich als Poet ganz in das Naturleben und seine Reize. Alle drei haben zwar in ihren späteren Schöpfungen ihre Vergangenheit niemals ganz verleugnet, können überhaupt ohne die Romantik kaum gedacht werden: aber diese bildete doch nicht mehr, wie in der Jugendzeit, das einzige Prinzip, um das ihr gesamtes Dichten sich drehte. Und während in der Universitätszeit und den unmittelbar darauf folgenden Jahren eben die gemeinsame Begeisterung für die Romantik im Vereine mit dem engen Zusammenleben und regelmäßigen Gedankenaustausch eine gewisse Gleichmäßigkeit des poetischen Strebens und Schaffens bei den Freunden erzeugt hatte, führte nun, nachdem sie durch die Anforderungen des Lebens auseinandergerissen worden waren, jeder von ihnen seine litterarische Sonderexistenz und brachte seine geistige Eigenart zu voller Entfaltung.

Zweites Kapitel.

Die Häupter des schwäbischen Dichterkreises.

Eine streng geschlossene Schule haben die schwäbischen Dichter im 19. Jahrhundert so wenig wie in früheren Perioden gebildet. Denn es gab keine bestimmten Regeln, keine allgemein anerkannten Grundsätze, nach denen sie sich mit Absicht und Bewußtsein richteten. Freien Spielraum den Talenten vergönnen, hieß vielmehr

die Losung, und diese Talente verrieten keineswegs durchgängige innere Verwandtschaft, trugen vielmehr das verschiedenste Gepräge. Auch hielten die Schwaben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Zusammenhang mit der übrigen deutschen Litteratur besser als in vergangenen Epochen aufrecht. Dennoch waren ihnen gewisse gemeinsame Merkmale eigen, durch die sie sich innerhalb der deutschen Dichtergemeinde zu einer unterscheidbaren Gruppe absonderten. Die meisten von ihnen gehörten ja demselben Stamm an, alle wurden, was noch mehr sagen will, unter denselben politischen und sozialen Verhältnissen groß, wuchsen in derselben landschaftlichen Umgebung heran und verwandten dieselbe Geschichte und Sage als Stoffe, dieselbe Natur als Szenerie für ihre Dichtungen. Alle standen zueinander in persönlichen Beziehungen, in unmittelbarem Verkehre, den die Enge der heimatlichen Grenzen sehr begünstigte. Diese einigenden Momente konnten ihre Wirkung nicht verfehlen. An der Spitze der ganzen Entwicklung schritten die Männer, deren Jugendjahre im vorhergehenden Kapitel geschildert worden sind: zwar keine Schulhäupter im strengen Sinne, wohl aber für die Jüngeren aufmunternde und fördernde Berater, anregende und maßgebende Vorbilder.

Den nachhaltigsten Einfluß hat Ludwig Uhland ausgeübt. Persönlich allerdings war er nicht so umgänglich und zugänglich wie Kerner und Schwab, und deshalb weniger geeignet, die Verbindung der Schwaben untereinander oder mit den Norddeutschen zu vermitteln. Aber seine Poesie gab für viele das angestaunte und zur Nachahmung erkorene Muster ab. Und nicht minder diente er als Mensch vermöge seiner seltenen und in jeder Lage mit fast beispielloser Folgerichtigkeit bewährten Charaktergröße Tausenden zum leuchtenden und erhebenden Beispiel. Er war einer der populärsten deutschen Männer, mit Schiller der populärste deutsche Dichter des schwäbischen Stammes, dem er in ganz anderem Sinn angehört, als der seiner Heimat fremd gewordene Schiller. Mit allen Fasern seines Herzens hing er an dem Land, in dem er geboren war, in dessen Grenzen sich sein ganzes Dasein abspielte, an dessen politischer Entwicklung er mitarbeitete. Seine Dichtung wurzelte fest im heimatlichen Boden, zog aus ihm kräftige Nah-

rung. Und an seinem menschlichen Wesen stechen manche von den Eigenschaften, welche den schwäbischen Stammescharakter ausmachen, in schärfster Prägung hervor.

Im ersten Kapitel ist Uhlands Leben bis zu dem Punkte geführt worden, da er als Ministerialsekretär nach Stuttgart übersiedelte. Er fühlte sich in der Hauptstadt nicht recht behaglich, obgleich es ihm an geselligem Verkehre nicht fehlte, er in dem heiteren Schattenkränzchen, einer geschlossenen Gesellschaft, die sich zweimal wöchentlich im Weinhause zum Schatten vereinigte, mit alten Universitätsfreunden zusammentraf. Seine amtliche Stellung sagte ihm wenig zu. Es widerstrebte schon an sich seinen Gesinnungen, einem autokratisch regierten Klientelstaate Napoleons zu dienen; überdies vermochten ihn die Geschäfte, die er zu verrichten hatte, nicht anzuregen. So ergriff er den willkommenen Anlaß, daß die in Aussicht gestellte Verwandlung seines provisorischen Postens in einen definitiven unterblieb, um am 16. Mai 1814 seine Entlassung zu nehmen. Der Advokatenberuf, dem er sich nun verschrieb, befriedigte ihn nicht viel mehr und gewährte ihm trotz seinem Fleiße, trotz mancherlei wertvollen Verbindungen und Gönnerschaften nur ein notdürftiges Auskommen: sein Geist und seine Zunge erwiesen sich nicht beweglich genug für diese Art von Beschäftigung. Die Bewerbung um eine Prokuratur schlug fehl. Aber wenigstens blieb ihm jetzt wieder einige Zeit für die Poesie übrig. 1815 erschienen erstmals seine gesammelten Gedichte dank der Vermittlung des Freiherren von Wangenheim bei Cotta; daß es nicht schon früher geschehen war, dafür traf die Schuld nicht Uhland, sondern die deutschen Verleger. Das Jahr 1820 brachte eine neue stark vermehrte Ausgabe, dann wieder die Jahre 1826, 1829, und immer rascher drängten sich fortan die Auflagen aufeinander.

Inzwischen verlieh die Politik seinem Leben, dessen harmonische Entwicklung der empfindliche Mangel an einem innerlich befriedigenden Berufe gefährdete, einen neuen bedeutsamen Inhalt. In den Verfassungsstreitigkeiten, die zwischen König Friedrich, später König Wilhelm I. und der Mehrheit der Landstände damals geführt wurden, ergriff Uhland mit Entschiedenheit für diese Partei,

sich bald zu einem gefeierten Haupte der demokratischen Opposition emporschwingend. War er auch selbst noch nicht zum Abgeordneten wählbar, so beteiligte er sich doch an Vorberatungen, veröffentlichte seine Herbst 1816 zu einem Heftchen vereinigten „Vaterländische Gedichte“, die ihm große Popularität eintrugen, schrieb 1817 den als Flugblatt erschienenen Aufsatz „Keine Adelskammer!“. Und nicht zum wenigsten förderte er die Sache, deren Dienst er sich geweiht hatte, durch das hohe Vorbild reiner Sittlichkeit, die seine ganze Persönlichkeit durchdrang, sein ganzes Verhalten bestimmte. Nach seiner Auffassung bestand noch die alte, einst willkürlich von König Friedrich aufgehobene Verfassung zu Recht, konnte also eine neue nicht von der Regierung einseitig erlassen, sondern nur auf dem Vertragswege vereinbart werden. Mit unbeugsamer, starrer Festigkeit vertrat er seinen Standpunkt, mit eiserner Stirne, mit eherner Stimme verteidigte er „das alte, gute Recht“. Er war Idealist und Doktrinär bis auf den letzten Rest, das Wort Opportunität stand in seinem Wörterbuche nicht. Aber seine Grundsätze wurzelten in unerschütterlicher Ueberzeugung, in herzlichem Glauben, und er war der Mann dazu, persönliche Opfer für seine Ideale zu bringen. Unbedenklich verzichtete er auf die ihm vor allem zusagende Tübinger Litteraturprofessur, überhaupt auf die Aussicht sicheren Fortkommens in der Heimat, so daß er sogar nach einer Stellung außerhalb Württemberg ernsthafte Umschau hielt. Er mußte die Klagen der um seine Zukunft besorgten Eltern über sich ergehen lassen. Er mußte manche wertvolle Beziehungen, so die zum Freiherren von Wangenheim, der sich ihm früher sehr freundlich gezeigt hatte, zu Friedrich Rückert, preisgeben. Aber sein Ausharren wurde schließlich belohnt, und es war eine schöne Fügung, daß die glückliche Wendung seines Schicksales mit der Freude des Landes über das endlich gelungene Verfassungswerk zusammenfiel. In der neugewählten Ständeversammlung, die am 13. Juli 1819 zu Ludwigsburg eröffnet wurde, saß Uhland als Vertrauensmann des Tübinger Oberamtes. Er nahm in der Kammer sofort den ihm gebührenden Rang ein. Redefertigkeit oder die Gabe des Improvisierens besaß er freilich nicht. Aber wenn er in entscheidenden Momenten nach sorgfältiger Vor-

bereitung hervortrat, erzielte er stets durch den gediegenen Inhalt, die wuchtige Kraft und das sittliche Pathos seines Vortrages mächtige Wirkungen. Er gehörte dem Komite zur Abfassung der Adresse an den König an, die er selbst entwarf, und wurde jenem als Mitglied der landständischen Deputation vorgestellt. Diesmal gediehen die Arbeiten rasch zu einem guten Ende. Am 23. September ward die neue Verfassung von den Ständen angenommen, tags darauf von Uhland mit unterzeichnet, der mit Befriedigung auf die Anfänge seines parlamentarischen Wirkens zurücksehen konnte, wenn er auch seine Wünsche nicht alle erreicht, namentlich das Zweikammersystem nicht zu verhindern vermocht hatte. Zu den Veranstaltungen, womit der wiederhergestellte innere Friede gefeiert wurde, gehörte auch am 29. Oktober eine Festvorstellung im Stuttgarter Hoftheater, bei welchem Anlaß Uhlands fünfaktiges Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben" mit einem von dem Verfasser hinzugedichteten Prolog in Szene ging. Das Stück war in den Jahren 1816/7 herangereift, 1818 im Buchhandel erschienen und Mai 1818 von der Hamburger, Mai 1819 von der Stuttgarter Bühne einstudiert worden. 1819 folgte das Schauspiel „Ludwig der Baier" nach, das bei einer von der Münchener Hoftheaterintendanz ausgeschriebenen Preiskonkurrenz leer ausging. Sowohl die beiden Dramen als auch andere Schöpfungen aus diesem Zeitraume, so die 1815 entstandenen Rhapsodien über Graf Eberhard den Rauschebart, legen Zeugnis für den mächtigen Einfluß ab, den die Beschäftigung mit der Politik auf Uhlands ganze Poesie, auch auf die nicht direkt politische gewonnen hatte. Die Eltern hatten jetzt allen Grund, auf den so rasch zu Doppelruhm gelangten Sohn stolz zu sein. Und der Mutter, die sich schon lange darüber abhärmte, ihr Ludwig möchte ein Hagestolz werden, nahm er nun auch diese Sorge ab. Am 16. Januar 1820 verlobte er sich mit Emma Vischer (1799—1881), der Tochter eines verstorbenen Calwer Handelsherren, die zu Stuttgart im Haus ihres Stiefvaters, Hofrates Pistorius, lebte. Am 29. Mai desselben Jahres fand die Hochzeit statt. Das Verhältnis zwischen den Gatten war wohl mehr auf den Ton inniger Freundschaft, treuer Kameradschaft, als auf den leidenschaftlicher Liebe gestimmt. Frau

Uhland war eine gute und gescheite Frau, die nicht nur ihrem Gatten ein behagliches Heim zu schaffen verstand, sondern auch in die Eigenart seines Wesens tief eindrang, an seinen geistigen Arbeiten regen Anteil nahm, was sie am schönsten durch das Uhland nach seinem Tode von ihr gesetzte biographische Denkmal bewiesen hat. Das stattliche Vermögen, das sie in die Ehe mitbrachte, reichte im Vereine mit den stets reichlicher fließenden Honoraren der neuen Gedichtauflagen zu einem sorgenfreien und angenehmen Leben hin.

Das junge Ehepaar behielt zunächst seinen Wohnort in Stuttgart. Von der Advokatur zog sich Uhland mehr und mehr zurück, aber die politischen Arbeiten nahmen ihn stark in Anspruch. Er saß als Abgeordneter von Tübingen in dem ersten ordentlichen Landtage von 1820 bis 1826 und übte sein Mandat mit der größten Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit aus, unterzog sich willig den mühsamen und häufig undankbaren Arbeiten für den weiteren Ausschuß, für Kommissionen, namentlich der Berichterstattung für solche. Daneben lag er mit erneutem Eifer den wissenschaftlichen Studien ob, denen zulieb er 1826 seine parlamentarische Thätigkeit einstellte. Zuerst wurde die Biographie Walthers von der Vogelweide vollendet und 1822 veröffentlicht. Dann machte er sich an ein umfassendes Werk über die Poesie des Mittelalters, wovon zunächst ein Teil, „Der Minnesang“, ausgeführt, aber nicht gedruckt wurde. 1826 besorgte er im Vereine mit Schwab die erste Ausgabe von Hölderlins Gedichten, im folgenden Jahre lieferte er als Einleitung der Hallingschen Ausgabe von Fischarts Glückhaftem Schiff einen Aufsatz „Zur Geschichte der Freischießen“. Mit vielen Germanisten und sonstigen Gelehrten trat er in brieflichen Verkehr, manche lernte er auch persönlich auf den häufigen Reisen kennen, die er, meist von der Gattin begleitet, durch ganz Deutschland und auch darüber hinaus, am liebsten nach der Schweiz und den Ufern des Bodensees, unternahm. Zu besonderer Freude gereichte ihm der vertraute Verkehr mit dem edlen Freiherren von Laßberg. Auch hatten sich in Stuttgart seine geselligen Verhältnisse allmählich sehr angenehm gestaltet, so daß ihm der Abschied von der Hauptstadt im Jahr 1830 nicht leicht fiel.

1829 hatte sich die württembergische Regierung endlich dazu bequemt, dem wiederholten Wunsche des Tübinger Senates zu entsprechen und dem ihr als Demokraten unangenehmen Uhland eine außerordentliche Professur für deutsche Sprache und Litteratur mit Sitz und Stimme in der philosophischen Fakultät anzuvertrauen. April 1830 bewerkstelligte er den Umzug nach Tübingen. Nicht nur durch den Glanz seines Namens, sondern auch durch seine hervorragenden Leistungen als Lehrer gereichte er der Universität in den wenigen Jahren, die er ihr angehörte, zur höchsten Zierde. Seine aus dem Nachlasse größtenteils herausgegebenen Vorlesungen bezogen sich auf folgende Gegenstände: 1830 Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, im folgenden Semester Erklärung der Nibelungen, Sommer 1831 Geschichte der deutschen Poesie im 15. und 16. Jahrhundert, Winter 1831/2 Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker. Die vorhandenen Vorarbeiten wurden benützt und zu sorgfältig ausgeführten Heften umgearbeitet, an die er sich, auf freien Vortrag verzichtend, in seinen Kollegien genau hielt. Ton und Haltung des akademischen Lehrers traf er vorzüglich. Besonders anregend wirkte er durch die Uebungen in schriftlichem und mündlichem Vortrage, die er jedes Semester für Studierende aller Fakultäten veranstaltete. Gedichte oder prosaische Aufsätze der verschiedensten Art wurden von den Teilnehmern dieses Stilistikums preisgegeben und unter Uhlands Leitung auf's taktvollste beurteilt. Eine Reihe dankbarer Schüler, die sich später selbst in der Litteratur geachtete Namen erworben haben, saßen eifrig zu Füßen des verehrten Meisters. Am 22. November 1832 hielt Uhland seine lange hinausgeschobene Antrittsrede „Ueber die Sage vom Herzog Ernst". Sie sollte der Abschluß seiner akademischen Thätigkeit sein. Als sich infolge der französischen Julirevolution die Hoffnungen der liberalen Partei in Württemberg neu belebt hatten, glaubte er sich dieser wieder zur Verfügung stellen zu müssen. Bei den Neuwahlen am 3. Juni 1832 erhielt er das Stuttgarter Mandat. Erst Januar 1833 wurde der Landtag, der sogenannte vergebliche, einberufen. Uhland führte mit seinem Freunde Paul Pfizer, dessen Ideen über die künftige Gestaltung Deutschlands den seinen frei-

lich schnurstracks entgegenliefen, die Opposition. Die Kammer wurde bald aufgelöst. Als ihm nach heißem Kampfe das Mandat wieder zufiel, verweigerte ihm die Regierung den notwendigen Urlaub. Er zögerte auch diesmal keinen Augenblick, seiner Ueberzeugung das schwere Opfer zu bringen: er kam um seine Entlassung ein, die ihm „sehr gerne" gewährt wurde. Ehrungen von den verschiedensten Seiten leisteten ihm für diese Kränkung glänzende Genugthuung; aber es war doch ein Verhängnis, daß er für das segensreiche und beglückende Lehramt die verdrießliche und wenig fruchtbare ständische Thätigkeit eintauschen mußte. Als im Jahr 1838 die Landtagsperiode ihr Ende erreicht hatte, verzichtete er für alle Zeiten auf parlamentarisches Wirken in seinem engeren Vaterland.

Uhland blieb in Tübingen wohnen. 1836 kaufte er ein eigenes Haus mit großem Garten und Weinberg am Oesterberge bei der Neckarbrücke. Da seine Ehe kinderlos war, nahm er den kleinen Wilhelm Steudel, einen Sohn des verstorbenen Dekans Steudel, und später seinen verwaisten Neffen Ludwig Meyer in sein Haus auf, das sich auch sonst durch herzliche Gastfreundschaft und geräuschlose Wohlthätigkeit auszeichnete. Befreundete Dichter und Fachgenossen aus nah und fern sprachen bei ihm ein, und stets freute er sich innig über solche Besuche. Die wissenschaftlichen Arbeiten schritten rüstig vorwärts. 1836 bot er die erste Frucht seiner mythologischen Forschungen dar: „Der Mythus von Thôr nach nordischen Quellen." Alsbald nahm er die Odinsage in Angriff, welche Arbeit indessen erst aus seinem Nachlasse veröffentlicht wurde. Daneben beschäftigte er sich mit einer Volksliedersammlung, die 1844/5 in zwei Bänden unter dem Titel „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen" erschien, zunächst freilich ohne die erst nach seinem Tode gedruckte Abhandlung und Anmerkungen. Manche Reise hatte er um dieses Werkes willen unternommen, manche fremde Bibliothek durchstöbert, manche Briefe gewechselt. 1838 hatte er Wien besucht, 1842 Kopenhagen, 1844 Belgien. Wo er hinkam, erwarteten ihn Ehren, die seinem schlichten Sinne wenig entsprachen, deren er sich aber nicht immer erwehren konnte. 1846

beteiligte er sich an der Germanistenversammlung in Köln, 1847 an der in Lübeck; bei ersterem Anlasse machte er die ersehnte persönliche Bekanntschaft der Brüder Grimm.

Da entriß die politische Bewegung des Jahres 1848 Uhland seinem beschaulichen Gelehrtenleben. Vor einer großen Volksversammlung im Tübinger Reithaus am 2. März trug er eine auf Verlangen seiner Mitbürger von ihm entworfene Adresse an den ständischen Ausschuß vor, worin die nationalen Wünsche und freiheitlichen Forderungen des Volkes zusammengefaßt waren. Von der neuen liberalen Regierung, dem sogenannten Märzministerium, dem verschiedene seiner nächsten Gesinnungsgenossen angehörten, als Vertrauensmann in den dem Frankfurter Bundestage zugesellten Siebenzehnerausschuß entsandt, reiste er nach einer kühlen Audienz beim König am 25. März an seinen Bestimmungsort ab. Ersprießliches konnte Uhland, der mit seinen großdeutschen Anschauungen und seinem Widerwillen gegen ein Erbkaisertum, zumal gegen ein preußisches, in dem Kollegium ziemlich vereinsamt dastand, hier nicht leisten. Er legte sein Mandat nieder, nachdem er vom Bezirke Tübingen-Rottenburg in die Nationalversammlung gewählt worden war. Im allgemeinen hielt er sich zur Linken, stimmte mit dieser; einem Klub schloß er sich nicht an, da er seine freie Ueberzeugung keinem Parteigebot unterordnen mochte. Nur selten betrat er die Rednertribüne in der Paulskirche: am 26. Oktober 1848 sprach er gegen den Ausschluß Oesterreichs, am 22. Januar 1849 gegen das Erbkaisertum und für periodische Wahl des Reichsoberhauptes durch die Volksvertretung. An diesem Tage schloß er mit der berühmten Weissagung, daß kein Haupt über Deutschland leuchten werde, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt sei. Historisch-romantische und demokratische Neigungen verbanden sich, um ihm das Wahlreich als Ideal vorzuspiegeln. In jenen beiden poetisch gefärbten, schwungvollen Reden wandte er sich vorzugsweise an das Gemüt seiner Zuhörer. Bei der Kaiserwahl enthielt er sich der Abstimmung, die Reichsverfassung lehnte er ab. Als dann die Mehrzahl der Abgeordneten austrat, hielt es Uhland, wiewohl von der Aussichtslosigkeit der Sache überzeugt, für seine Pflicht, mit der Minorität

auszuharren, und er übernahm es, in einer „Ansprache an das deutsche Volk“ dieses Verhalten zu rechtfertigen. Er erklärte sich gegen die Verlegung des Rumpfparlamentes nach Stuttgart, folgte aber doch dorthin, nachdem seine Meinung unterlegen war. Ein entschiedener, aber vornehmer Demokrat, hatte er extrem revolutionäres Treiben und wüstes Demagogentum stets gehaßt. Fortan betrachtete er es als seine Aufgabe, den Maßlosigkeiten der die Versammlung beherrschenden Radikalen entgegenzutreten. Bei der gewaltsamen Sprengung des Rumpfparlamentes durch das württembergische Militär am 18. Juni 1849 war er zugegen; die übertriebenen Gerüchte, die von körperlichen Verletzungen wissen wollten, widerlegte er in einer öffentlichen Erklärung.

Aermer an patriotischen Hoffnungen und reicher an bitteren Erfahrungen kehrte Uhland in seine Tübinger Heimat zurück. Mit politischen Fragen beschäftigte er sich fortan nur noch gelegentlich. Im Oktober 1849 veröffentlichte er im Beobachter einen gegen „Das Standrecht in Baden“ gerichteten Aufsatz. Juli 1850 wurde er zum Staatsgerichtshof einberufen, in den ihn die Zweite Kammer 1848 gewählt hatte. Als Korreferent in der Anklage gegen den provisorischen Minister des Auswärtigen, Freiherren von Wächter, wegen Verfassungsbruches, führte er in seinem Bericht aus, daß ein solcher wirklich vorliege, ohne jedoch mit seiner Ansicht durchzudringen. Seine letzte That, die öffentliches Aufsehen erregte, war Ende 1853 die Ablehnung zweier ihm fast gleichzeitig angebotenen Orden für Wissenschaft und Kunst: des preußischen Ordens pour le mérite und des neu gestifteten bayerischen Maximiliansordens. Uhland glaubte es mit seiner politischen Haltung nicht vereinen zu können, Zeichen von Fürstengunst anzunehmen. In dem letzten Jahrzehnte seines Lebens arbeitete er hauptsächlich an einer schwäbischen Sagengeschichte. Bruchstücke daraus wurden in der von einem jüngeren Fachgenossen und Freunde, dem Professor Franz Pfeiffer in Stuttgart, begründeten und von Uhland eifrig unterstützten Zeitschrift Germania gedruckt: „Die Pfalzgrafen von Tübingen“, „Dietrich von Bern“, „Bodmann“ und „Die Todten von Lustnau“. Außerdem ließ er dort zwei Aufsätze aus der deutschen Heldensage, „Sigemund und Sigeferd“ und „Der

Rosengarten von Worms", sowie drei Abschnitte aus der Abhandlung über die Volkslieder erscheinen. Reisen, so Sommer 1853 nach Berlin, und Verkehr mit Freunden brachten in das gleichförmige Dasein des Gelehrten einige Abwechslung. Mit manchen jüngeren germanistischen Kollegen oder Dichtern knüpften sich feste Bande. Die Anforderungen von Verlegern und werdenden Poeten, die sich, Rat und Hilfe suchend, an ihn wandten, häuften sich und nahmen bei seiner Gewissenhaftigkeit viel Zeit in Anspruch. Beim großen Schillerfest in Stuttgart am 10. November 1859 entschloß er sich zu einem Trinkspruch. Uhlands Kräfte blieben bis in's höchste Alter ungebrochen. Gehör und Gesicht wurden stumpfer, aber sonst wußte er nichts von Krankheit und körperlichen Beschwerden. Noch als Siebenziger war er ein rüstiger Fußgänger und Schwimmer. Im Februar 1862 reiste er trotz grimmer Winterkälte zur Beerdigung Kerners nach Weinsberg. Einige Tage später nahm er an einem Leichenbegängnis in Tübingen teil, wobei er sich erkältete. Eine Rippfellentzündung stellte sich ein. Er erholte sich nicht mehr ganz. Von den Ehren, die ihm an seinem 75. Geburtstage bereitet wurden, erfuhr er nur im Krankenzimmer. Eine kleine Operation, ein Sommeraufenthalt im Solbade Jagstfeld brachten nicht die erwartete Besserung. Am Abend des 13. November 1862 schlug nach einer langen, harten Prüfungszeit die Erlösungsstunde. Drei Tage später wurde ihm in seiner Geburts- und Todesstadt eine großartige Leichenfeier gehalten. Mit Recht besitzt auch Tübingen sein Hauptmonument: 1873 wurde das von Gustav Kietz gefertigte Standbild enthüllt, nachdem schon 1865 dem Dichter eine Erzbüste von der Hand Ernst Raus im Garten der Stuttgarter Liederhalle gesetzt worden war.

Dreifacher Ruhm hat den Namen Ludwig Uhlands zur Unsterblichkeit geführt: der des Dichters, des Gelehrten und des Politikers, der erste freilich die beiden anderen stark überragend. Doch ist er in allen drei Eigenschaften derselbe, stehen die verschiedenen Seiten seines Wirkens in enger Wechselbeziehung zueinander. Er hat seine Muse in den Dienst seiner politischen Ideen gestellt, und dafür erhöhte die Haltung des Politikers und Volksmannes die Popularität des Dichters. Aus seinen gelehrten

Studien zog seine Poesie Gewinn, und der Poet kam wiederum den wissenschaftlichen Forschungen und Darstellungen zu Hilfe. Seine politischen Ansichten hingen vielfach mit seiner Vertiefung in die Geschichte der deutschen Vergangenheit zusammen. Wie hätte dies auch anders sein können? Ist doch alles, was er gethan und geschaffen hat, der gemeinsame Ausfluß einer streng einheitlichen menschlichen Natur.

Uhlands Charakter ist sehr leicht zu verstehen. Er ist ganz einfach und klar, gerade und fest, bewegt sich nicht in Windungen und Schlangenlinien, macht keinerlei Seitensprünge. Was ihm gefehlt hat, ist auf der einen Seite das fortreißende Temperament, die lodernde Sinnlichkeit, auf der anderen das Glänzende, Blendende, in die Augen Stechende. Vollkommenste Gediegenheit war das Kaliber seines Wesens. Wer sich nur von seinen Werken, von seinem Ruf aus eine Vorstellung von ihm gemacht hatte, wurde meist durch seinen Anblick, seine persönliche Bekanntschaft sehr enttäuscht. Sein Kopf erschien nicht schön, ja nicht einmal bedeutend, er kleidete sich auf's einfachste, so daß er ganz das Aussehen eines wackeren Spießbürgers hatte und von Fremden in der That auch mehr als einmal für einen Handwerksmann gehalten wurde. Sein Auftreten war unsicher, schüchtern, sein Benehmen linkisch, unbeholfen. Der Mutter bereitete dieser Mangel an „äußerer Gefälligkeit" manche Sorge; vergebens hoffte sie, daß ihm der Pariser Aufenthalt gewandtere und leichtere Umgangsformen beibringen werde. Er war und blieb der schwerfällige und zurückhaltende Schwabe, der sich nicht äußerlich darzustellen, nicht aus sich herauszugehen vermochte. Die Pflichten der Repräsentation versetzten ihn in das größte Unbehagen; je mehr er sich als den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit fühlte, desto steifer wurde er, desto fester schlossen sich seine Lippen zur Enttäuschung der vielen, die von dem berühmten Mann ein geistreiches, ein gewichtiges Wort erwarteten. Absichtliche Unfreundlichkeit lag ihm ferne, drückten doch seine Mienen reines Wohlwollen aus: es war vielmehr ein Versagen der Natur. Nur in vertrauten Kreisen taute er auf, konnte er sich mitteilen, sich zwangloser Heiterkeit überlassen. In oberflächliche Gespräche mischte er sich aber auch da

nicht gern, erst wenn ein bedeutender Gegenstand an die Reihe kam, belebte er sich. Seine besten Freunde, Kerner vor allem, brachte er durch Einsilbigkeit im mündlichen wie im schriftlichen Verkehr oft genug zur Verzweiflung. Selbst über Dinge, die der gemeinsamen Interessensphäre angehörten, hüllte er sich in Schweigen. So erwähnte er gegen Karl Mayer, als dieser seine Uhlandbiographie veröffentlicht hatte, nie mit einer Silbe des Werkes, obgleich er damals mit dem Verfasser täglich verkehrte. Jene Trockenheit, die man ihm schon von Jugend an in der Familie zum Vorwurfe gemacht hatte, haftete ihm zeitlebens an. Eine drastische Illustration hierzu liefert sein Tagebuch aus den Jahren 1810 bis 1820, das erst neuerdings zugänglich gemacht worden ist. Nichts als Thatsachen in Form knapper Notizen, keine Gefühlsergüsse, keine Reflexionen! Dem Spezialforscher bieten diese Blätter wertvolles Material, aber der gebildete Laie wird sich, falls er ehrlich ist, gelangweilt davon abwenden. Und doch fällt das Buch mit der Mittagshöhe seines Lebens zusammen! Dieselbe Pedanterie, mit der er dort jeden Spaziergang, jede Witterung, jeden Wirtshausbesuch eingetragen hat, herrscht vielfach auch in seinen musterhaft klar stilisierten und sauber geschriebenen Briefen, zu denen er Konzepte anzufertigen und aufzubewahren pflegte. Im schriftlichen wie mündlichen Verkehre mit Fernerstehenden nahm er gern eine formell abgemessene, peinlich ausgezirkelte, fast zeremoniöse Haltung an.

Nein, die Grazien hatten Uhland nicht zu ihrem Liebling auserkoren. Aber welch einen edlen Kern umschließt die rauhe Schale! Schlichte Bescheidenheit, lautere Ehrlichkeit und unverfälschte Wahrhaftigkeit kennzeichnen sein Wesen. Alles an ihm ist gesund, nichts von des Gedankens Blässe angekränkelt. Er hat sich von philosophischem Grübeln fern gehalten und ist deshalb von quälenden Zweifeln verschont geblieben; als überzeugter evangelischer Christ hat er an allen Heilmitteln seiner Kirche teilgenommen. Uhland ist Mann bis auf den letzten Rest, Weibliches klebt ihm in keiner Form an. Die Treue, welche in seinen beiden Hauptdramen, in vielen Gedichten das schöne Grundmotiv bildet, hat er selbst das ganze Leben hindurch bestätigt. Treue hielt er allen, die ihm nahe

standen. Darum gestaltete sich sein Verhältnis zu Verwandten und Freunden so herzlich; er wußte in ihnen das Gefühl inniger Anhänglichkeit und zugleich des Stolzes auf seine Liebe, seine Freundschaft zu wecken. Treue hielt er aber insbesondere sich selbst. Keiner hat es ihm in strenger Folgerichtigkeit des Handelns zuvorgethan. Recht und Pflicht hießen seine Leitsterne, niemals zögerte er, ihren Geboten zu folgen, stets erkannte er im ersten Augenblicke, wohin ihre Stimmen ihn riefen. Man mag seine Haltung in einzelnen Punkten kleinlich, engherzig, philiströs finden, die Ablehnung der Orden beispielsweise unter jenen Begriff des Mangels an äußerer Gefälligkeit bringen, man mag seine allzu ideale und keineswegs weitsichtige Auffassung politischer Dinge belächeln: aber, im Zusammenhange betrachtet, zwingt doch die reine und selbstlose Grundsätzlichkeit seines Handelns Bewunderung ab. Was er that, waren die Ausstrahlungen eines starren und spröden, aber in seiner Felsenfestigkeit wahrhaft großen und erhabenen Charakters im antiken Monumentalstile. Dieser steifnackige, hartköpfige Schwabe vertrat ein sittliches Prinzip, an dem das Volk sich aufrichtete, vor dem die Höfe zitterten. Nicht zu Unrecht hat man ihn als das Gewissen Deutschlands bezeichnet.

In Uhlands Poesie kehren die Grundzüge seines menschlichen Wesens wieder. Das Edle, einfach Schöne herrscht darin vor. Das Gemachte, Gekünstelte, Erzwungene, Zugespitzte, Ausgeklügelte, Spielende, Schillernde, Grillenhafte verschmäht er; das Freche, Unzüchtige, Unkeusche wehrt er von seiner Muse ab. Wo das Laster beginnt, hört seine Fähigkeit, sich in fremde Zustände zu versetzen, fast völlig auf. Ueber alle Töne, die im Bereich eines tiefen, reinen und warmen Menschengemütes liegen, gebietet er. Jetzt ist er zart und innig, dann wieder kraftvoll und energisch, wo es sein muß, strafend und zornig. Auch heiterer Laune frönt er in den verschiedensten Formen. Er kennt harmlosen Scherz so gut wie scharfen Witz und Spott. Er zeigt Sinn für drolligen Humor, mutwillige Späße im derben Volksgeschmacke. Sogar die anmutige Leichtigkeit, die er im Leben nicht zu üben verstanden hat, ist ihm in der Kunst nicht ganz versagt geblieben. Aber die erschütternde Gewalt, das zündende Feuer packender Leidenschaft eignet ihm

nicht. Eine gewisse Kühle liegt über seinen Schöpfungen. Er zwingt zur Hochachtung, zur Bewunderung, zur Liebe, doch den höchsten Grad der Begeisterung weckt er nicht. Insofern hat das bekannte, viel zu scharf formulierte Urteil Goethes, der an Uhland „Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes" vermißt, immerhin einige Berechtigung.

An spezifisch poetischer Veranlagung steht Uhland hinter manchem kleineren Dichter zurück. Kerner beispielsweise war gewiß eine poetischere Natur: Uhland selbst, die gemeinsamen Freunde haben dies gefühlt und anerkannt. Doch nicht darauf allein kommt es an. Uhlands Poesie ruht auf der gediegenen Grundlage einer durch und durch einheitlichen, harmonischen, gesunden menschlichen Natur. Seinen Dichtungen ist der Adelsstempel eines streng sittlichen Charakters aufgeprägt. Wie sich selbst, so hat er auch seine Muse in ernste Zucht genommen, hat es dadurch zur Meisterschaft in der Form gebracht. Versmaß, Rhythmus, Reim sind bei ihm von musterhafter Pünktlichkeit und Sorgfalt. Und die Form stimmt mit dem Inhalte genau überein. So kommt stets etwas Ganzes, Rundes, Ungebrochenes zu stande. Darin besteht das Geheimnis seiner künstlerischen Größe. Es ist eine Größe, die jedem sofort einleuchtet, die auch der unvollständig Gebildete begreift. Deshalb gehört Uhland zu den Lieblingen der Jugend, ist in breite Schichten des Volkes gedrungen; deshalb haben sich seine Werke, in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet, die Stelle eines Hausschatzes in der deutschen Familie erobert.

Uhlands poetische Produktion erstreckt sich nur über einen verhältnismäßig kleinen Raum seines Lebens. In den Jahren 1804 bis 1817 ist der Quell am reichsten geflossen. Diese Periode zerfällt wieder in zwei Hälften. In der früheren überwiegt das subjektive Empfinden, in der späteren die objektive Ausgestaltung realer Stoffe: von der Gefühlslyrik ging er allmählich mehr und mehr zu den lyrisch-epischen Gattungen über. Der Eintritt in die praktische Wirksamkeit, also ungefähr das Jahr 1812, bezeichnet den Wendepunkt. Im Winter 1829/30 erwachte dann seine Muse nach langem Schlummer von neuem. Zum letztenmal ergriff ihn 1834 die Schaffenslust in größerem Umfange. Nachher und in den

Zwischenzeiten entstanden nur ganz vereinzelte Stücke. Die Gabe der Dichtkunst stand ihm nicht in jedem Augenblicke zur Verfügung. Wenn der Geist über ihn kam, reihte sich Lied an Lied, eines das andere weckend. Dann gab es lange Pausen, und er wartete geduldig, ob der Ruf wieder an ihn ergehe. In seiner echten Art dichtete er nur, wenn sich die innere Stimmung von selbst einstellte. Bekannt genug ist seine Antwort auf einen bezüglichen Vorwurf: nicht er lasse die Muse, sondern sie lasse ihn in Ruhe. Was er in der Studentenzeit gedichtet hat, trägt bereits das Gepräge vollkommener Reife, und er hat sich später kaum überboten. Darum schaut seine poetische Physiognomie auch schon aus der ersten Auflage seiner Gedichte deutlich hervor.

Bestimmter Einfluß eines einzelnen Dichters läßt sich bei Uhland nirgends nachweisen. Die ganze mittelalterliche Poesie und Kultur hat er zu Lehrmeistern gehabt. Die Romantik hat, wie im vorhergehenden Kapitel geschildert worden ist, auf seine Ausbildung auf's entschiedenste eingewirkt. In seinen frühesten Gedichten macht sich dies sogar hin und wieder auf weniger angenehme Weise geltend. Aber rasch hat er dann die Einseitigkeiten der Schule überwunden. Das ernste wissenschaftliche Studium, die politische Wirksamkeit verhalfen ihm dazu. Doch vor allem bewahrten ihn sein kühler und klarer Verstand, sein Sinn für schlichte Natürlichkeit davor, daß er die Uebertreibungen, Ueberspanntheiten, Phantastereien und Spielereien der Romantik mitmachte. Er war historisch zu gut geschult, um bei aller Vorliebe für das Mittelalter etwas von der vergangenen Kultur dem Leben der Gegenwart aufnötigen zu wollen. Niemals schwand ihm der feste Boden der Wirklichkeit unter den Füßen. Auch die durch die willkürlichen und grillenhaften Bestrebungen seiner romantischen Vormänner in's Schwanken geratene formale Korrektheit stellte er wieder her. So kann man sich Strauß' geistreiches Wort, daß Uhland innerhalb der Romantik wiederum der Klassiker sei, wohl aneignen, sofern man nur bei dem Begriffe des Klassischen von der Antike, mit der unser Dichter wenig zu thun hat, absieht.

Wenn man Uhland dazu beglückwünschen muß, daß sein Talent die Fesseln der romantischen Schule gesprengt hat, so darf

man andererseits doch nicht vergessen, wie Großes er dieser Richtung verdankt hat. Von ihr empfing er Stoffe und geistige Anregungen für seine Epik und Lyrik. Im höchsten Grade besaß er die Fähigkeit, sich in den Volkston hinein zu versetzen. Unter seinen Liedern gebührt deshalb den einfachen, naiven Weisen der Preis. Sie haben es zu außerordentlicher Beliebtheit gebracht. Sie sind bei den festlichen Veranstaltungen der Liederkränze unentbehrlich, sie werden von Schülern und Studenten, Handwerksburschen und Wanderern, Turnern, Schützen und Soldaten gesungen. Sie werden gesungen: das bleibt doch immer das vornehmste Ziel, das sich der Lyriker stecken muß. Uhlands Lieder sind derart, daß sich die Melodie mit Leichtigkeit den Worten anschmiegt, und daß doch die selbständige Erfindung des Komponisten noch Spielraum hat. Darum sind sie auch so häufig in Musik gesetzt worden. Neben der volkstümlichen Lyrik hat Uhland die Kunstlyrik gepflegt. Mit den bevorzugten einfachen Versmaßen wechseln Stanzen, Sonette, Oktaven, Glossen, Distichen. Aber er legt sich im Gebrauche solcher Mäßigung auf, hütet sich vor Künsteleien, räumt der Form niemals ein Uebergewicht über den Inhalt ein. In Uhlands Lyrik verbindet sich ein starker Natursinn organisch mit den Regungen und Stimmungen seines Inneren. Die Liebe nimmt unter diesen den ersten Platz ein, doch tritt sie nicht als große Leidenschaft auf, wovon er ja auch an sich selbst so gut wie nichts erfahren hat, sondern mehr in der zarten Gestalt von Sehnsucht und Entsagung. Philosophische Betrachtung meidet er, dagegen hat er einen schönen Strauß von Epigrammen zusammengebunden. Seine politischen Gedichte zeichnen sich durch schwungvolles Pathos und überzeugende Wärme aus. Den meisten freilich haftet durch den kleinlichen Gegenstand des provinziellen Verfassungsstreites etwas Enges und Gedrücktes an, einige, wie das berühmte „Wenn heut' ein Geist herniederstiege“, erheben sich zur Höhe deutsch patriotischen Empfindens. Mitten im ständischen Kampfe hat er es sich abgewonnen, der edlen Königin Katharina von Württemberg nach ihrem frühen Tod ein würdiges poetisches Denkmal zu setzen. Sonst widerstrebte ihm die Gelegenheitsdichtung im niederen Sinne, wozu es ihm auch an Fertigkeit und Geschwindigkeit gebrach.

Noch Größeres, als in der reinen Lyrik, hat Uhland im lyrisch-epischen Fache geleistet. Die Grenzen zwischen beiden Gebieten sind allerdings, zumal da, wo es sich um volkstümliche Dichtart handelt, schwer zu ziehen, und vielgesungene Stücke, wie „Ich hatt' einen Kameraden" oder „Was klinget und singet die Straß' herauf?", können mindestens ebenso gut den Liedern als den Balladen und Romanzen zugerechnet werden. Die Kunst der Darstellung übt Uhland gleichmäßig in den Mischgattungen wie in den rein erzählenden Gedichten; auch die übermäßig bewunderten Fragmente eines längeren Epos im Ariostschen Stile, „Fortunat und seine Söhne", zeugen von dieser Gabe. Das Mittelalter liefert ihm fast ausschließlich die Stoffe. Bald schöpft er aus der Vergangenheit Württembergs, bald aus der sonstigen deutschen Geschichte und Sage, wozu auch die karolingische gerechnet werden darf, obschon sie Uhland auf dem Umweg über Frankreich zugekommen ist, bald verwertet er die alten Schätze der Romanen, insbesondere der Franzosen, die er während seinem Pariser Aufenthalte gehoben hat. Manchmal, wie in dem unübertrefflichen Bertran de Born, muß ihm das mittelalterliche Motiv dazu dienen, eine allgemein menschliche Wahrheit zu verkünden. Aber bei ihm tritt die Moral niemals so stark hervor, wie in den Balladen Schillers, vielmehr bleibt der erzählende Inhalt stets das Wichtigste. Kein zweiter Poet hat es gleich gut verstanden, die sagenhaften und historischen Stoffe der Vorzeit zu neuem Leben zu erwecken und durch plastische Ausgestaltung dem Verständnis, durch seelische Wärme den Herzen der Zeitgenossen nahe zu bringen. Das Eiserne, das Thatenlustige, das Kühne an der mittelalterlichen Ritterwelt zieht Uhland besonders an, und darum erscheinen seine epischen Gedichte so kraftvoll und markig; nur ganz wenige, wie „Der Waller", sind zu sentimental gehalten. Ueberall herrscht Klarheit, Bestimmtheit und jene nicht aus Armut, sondern aus weiser Sparsamkeit und Beschränkung hervorgehende Knappheit, die das Wesen der Ballade ausmacht. Auch an den längeren Stücken, deren Umfang durch die Fülle erzählender Einzelheiten gerechtfertigt ist, möchte man nichts missen. Durch eindringendes Studium des Mittelalters hat Uhland seine poetischen Ausdrucksmittel erweitert

und vervielfältigt. Die in seine Darstellung verflochtenen altertümlichen Sprachformen und volksmäßigen Wendungen verleihen ihr die rechte Stimmung und kräftige Farbe.

Mit dramatischen Arbeiten hat sich Uhland in weit umfassenderer Weise beschäftigt, als man außerhalb den Fachkreisen gemeinhin annimmt. Er selbst hat zwar nur zwei größere Dramen, die Szene „Normännischer Brauch“ und einige Bruchstücke dem Druck übergeben, aber aus seinem Nachlasse konnten viele Entwürfe, Fragmente, sogar einiges Vollendete veröffentlicht werden. Seine Thätigkeit auf diesem Gebiete beginnt schon mit den ersten Universitätsjahren und reicht etwa bis 1822. An der Spitze steht eine fertig gewordene Nachbildung von Senekas Thyest, die bloß den Wert einer Stilübung hat. 1805 taucht der Plan zu einem Achilleus auf. Die folgenden Stoffe — es sind etliche zwanzig — gehören insgesamt der Romantik an. Man hat dabei wieder zwei Perioden zu unterscheiden. In der früheren, die bis 1810 geht, hat er mehr phantastisch märchenhafte oder international ritterliche Fabeln behandelt. Er schöpft da aus den Volksbüchern, greift in Sage und Dichtung der Romanen, Skandinavier, Engländer hinein. Zu stande gekommen ist er nur mit dem ganz kurzen dreiaktigen Trauerspiel in Prosa „Benno“ (1809), einer von Blut triefenden Studie im Hebbelschen Lapidarstile, die Brudermord um eines Mädchens willen zum Gegenstande hat. Was wir von den ziemlich weit vorgeschrittenen Stücken „Francesca von Rimino“ und „König Eginhart“ oder „Schildeis“ besitzen, läßt bedauern, daß sie liegen geblieben sind. Ein Abfall von letzterem Stoff ist das prosaische Nachspiel zu Kerners Schattenspiel vom König Eginhart, das, wie auch Uhlands Beteiligung an der schon früher erwähnten Posse „Der Bär“, beweist, wie trefflich er sich in den burlesk komischen Ton zu finden wußte. Das urromantische Bruchstück „Tamlan und Jannet“ erinnert an die Märchenspiele Shakespeares, von dem Uhland übrigens keineswegs beeinflußt erscheint. Nach 1810 trat in seiner dramatischen Wirksamkeit eine Pause ein, 1814 nahm er sie wieder auf, und jetzt hielt er sich, von dem echt spanischen „Bernardo del Carpio“ abgesehen, ganz an deutsche Stoffe. Der vollständige Entwurf zu zwei Nibelungendramen liegt

vor, wobei der Dichter sich eng an das Epos anschließen, aber die Fabel aus der mythologischen Sphäre möglichst weit in die rein menschliche ziehen wollte; auch „Der arme Heinrich“ sollte dramatisiert werden. 1816 fing er „Die Weiber von Weinsberg“ auf humoristisch-genrehafte Weise in Reimpaaren zu behandeln an. 1819 wandte er sich der Bearbeitung des „Konradin“ zu, wovon sich eine schöne Probe in die Gedichtsammlung hinübergerettet hat. Am meisten lagen ihm in dieser Schaffenszeit, die mit dem Verfassungskampfe zusammenfiel, politisch-historische Vorwürfe am Herzen, weil diese mancherlei Bezüge zum öffentlichen Leben der Gegenwart boten. Außer einer Skizze zu einem „Otto von Wittelsbach“ sind „Ernst, Herzog von Schwaben“ und „Ludwig der Baier“ vollendet worden. Nach diesen beiden Werken muß Uhlands dramatisches Können im wesentlichen beurteilt werden. Auch hier ist er ganz er selbst: edel, bieder, gemütreich, von sittlicher Begeisterung erfüllt. Er motiviert sorgfältig, stilisiert vornehm, bedient sich einer frei und breit dahinströmenden Jambensprache, die in ihrer natürlichen Kraft, schlichten Klarheit und gehaltvollen Schönheit selbständig neben dem glänzenderen und schwungvolleren Verse des Schillerschen Dramas dasteht. Aber zum echten Bühnendichter fehlt ihm die lodernde Leidenschaft, das heiße Blut, das fortreißende Temperament, die scharfe Dialektik, die Fähigkeit, sich in das Laster zu versetzen, und damit die Kunst starker Kontrastierung. Die Gegensätze platzen nicht unmittelbar aufeinander, das Publikum wird nicht in Atem gehalten, gespannt, aufgeregt. Wie so gar nicht von weiblicher Leidenschaft bewegt erscheint diese Kaiserin Gisela, die doch mitten in einem gewaltigen Kampfe zwiefach geteilter Liebe und Pflicht steht. Um Uhlands dramatische Inferiorität zu begreifen, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, was etwa Schiller aus einer solchen Heldin gemacht hätte. Uhland vertauscht die Rolle des szenischen Dichters mit der des epischen und lyrischen. Statt fortschreitender Handlung giebt er Gespräche und Erzählungen, Stimmungen und Gefühlsergüsse. Ueberall Ruhepunkte und Episoden! Der Aufbau des Herzog Ernst ist besonders mißlungen. Nach einem vielversprechenden Expositionsakte, der eigentlich bereits den Höhepunkt des Ganzen enthält,

schleppt sich in den drei folgenden Aufzügen die Fabel ohne richtige Steigerung mühsam weiter, um schließlich im Kampfgetümmel des letzten das längst vorausgesehene Ende zu nehmen. Die Handlung in „Ludwig der Baier" ist bewegter, lebendiger, reicher gegliedert, dafür aber weniger einheitlich, gesammelt, geschlossen. Und im Herzog Ernst greift uns der Dichter mit dem alles überragenden Motive männlicher Freundestreue bis in den Tod doch weit mehr an's Herz. Daß Uhland den dramatischen Nerv nicht besessen hat, muß um so mehr bedauert werden, als er sonst vermöge seiner poetischen und ethischen Eigenschaften wie kaum ein zweiter dazu berufen gewesen wäre, an der Veredlung unserer nationalen Schaubühne mitzuwirken.

Als Gelehrter marschiert Uhland mit an der Spitze der germanistischen Wissenschaft, die in ihm mit Fug und Recht einen ihrer Altmeister verehrt. Sind seine Leistungen jetzt auch zum großen Teil überholt und übertroffen, so bleibt ihm doch das unvergängliche Verdienst, grundlegend und bahnbrechend gewirkt zu haben. Er arbeitete mit deutscher Gründlichkeit und Gediegenheit. Langsam und bedächtig ließ er seine Werke heranreifen, er brachte sie erst zum Abschlusse, wenn er sich über den Gegenstand bis in die kleinsten Einzelheiten unterrichtet, das ganze Material beieinander hatte. Im Forschen und Sammeln ermüdete er nie, sogar dem Studium der Oertlichkeiten unterzog er sich an Ort und Stelle. Bei solcher Gewissenhaftigkeit blieb manches unvollendet oder konnte doch nicht mehr von ihm selbst veröffentlicht werden. Aber dafür ist alles, was er geschrieben hat, fertig und abgerundet. Mit zähem Fleiß, innigem Versenken in den Gegenstand, tief dringendem Verständnis, besonnener Urteilskraft vereinigt sich bei ihm der feine Geschmack und Takt des Poeten, so daß eine Darstellung von musterhafter Klarheit, Ruhe und Schönheit entsteht. Den höchsten Triumph feiert das enge Bündnis zwischen Gelehrtem und Dichter in der Volksliedersammlung. Das Material ist mit unermüdlicher Ausdauer zusammengetragen und mit kritischer Strenge gesichtet, die Lieder sind mit sicherem Blick ausgewählt, die Texte mit der äußersten Sauberkeit und Sorgsamkeit hergestellt. Die leider nur zur Hälfte vollendete Abhandlung setzt dem Ganzen

die Krone auf. Aber auch die Epoche machende Abhandlung über das altfranzösische Epos, die anziehende Biographie Walthers von der Vogelweide und andere Kapitel aus der mittelalterlichen Poesie, die durchaus selbständigen und in der Ausbeutung stets maßvollen Mythenforschungen, die besonders liebevoll bearbeiteten Abschnitte aus der schwäbischen Sagenkunde haben ihre Bedeutung noch nicht verloren. Einen vollständigen Einblick in seine wissenschaftliche Thätigkeit gewähren „Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“, 1865/73 in acht Bänden von befreundeten Fachgenossen herausgegeben.

Justinus Kerners Poesie ist nicht im gleichen Umfange wie die seines Freundes Uhland zum Vorbilde geworden, dafür hat seine hochpoetische Erscheinung als solche um so stärkere Wirkungen auf die Zeitgenossen hervorgebracht. Was Uhland zu geben vermochte, gab er in seinen Werken: wer Kerner ganz kennen wollte, mußte ihn sehen und den unmittelbaren Eindruck seiner Persönlichkeit empfangen. Tausende haben sich denn auch diesen Genuß verschafft, und zu einem förmlichen Wallfahrtsort ist des Dichters Haus in Weinsberg geworden.

Es dauerte freilich geraume Zeit, bis Kerner seine bleibende Heimat fand. Anfang 1812 hatte er sich in Welzheim niedergelassen. Hier fehlte es ihm nicht mehr an ärztlicher Praxis, und so konnte er es wagen, sich einen häuslichen Herd zu gründen. Schon seit dem Jahr 1807 war er mit Friederike Ehemann, einer verwaisten Pfarrerstochter, verlobt. Am 28. Februar 1813 vollzog Justinus' Bruder Louis in Enzweihingen (O.A. Vaihingen), wo er Pfarrer war, die Trauung. Kerner hätte keine passendere Lebensgefährtin finden können, als sein wackeres „Rikele“. Sie zeigte das richtige Verständnis für das poetische Wesen des Gatten und wurde zugleich ihm und seinem Haus eine starke Stütze in allen ökonomischen und praktischen Dingen. Dezember 1813 krönte das junge Eheglück die Geburt einer ersten Tochter, die auf die Vornamen ihrer Patin Rosa Maria Varnhagen getauft wurde. Im Juni 1815 siedelte Kerner als Oberamtsarzt nach Gaildorf über, wo ihm Juni 1817 sein Sohn Theobald geboren wurde. Das dortige Klima sagte indessen der Familie nicht zu, und so vertauschte er

im Januar 1819 das Gaildorfer Physikat mit dem Weinsberger. Aus den ernsten Waldlandschaften seiner früheren Aufenthalte sah er sich nun in das freundliche Rebengelände des Unterlandes versetzt. Anfangs quälte ihn Heimweh nach den Wäldern, fühlte er sich auch sonst in Weinsberg nicht recht behaglich. Das Städtchen war damals kaum mehr als ein großes Weingärtnerdorf und kam erst durch Kerner empor. Aber bald gewann er als Arzt wie als Mensch festen Boden, und als ihn vollends die Wohnungsnot zum Bau eines eigenen Hauses zwang, war es entschieden, daß er nun eine bleibende Stätte gefunden habe. Die Gemeinde schenkte ihm ein Grundstück an der Oehringer Straße bei der alten Stadtmauer. Im Sommer 1822 wurde das sogenannte kleine Haus errichtet, und im November hielt die Familie ihren Einzug. Wenige Tage darauf schenkte Rikele ihrem Justinus das dritte und letzte Kind, die Tochter Emma. Im Laufe der Jahre vergrößerte Kerner, den vermehrten Bedürfnissen Rechnung tragend, sein Anwesen wiederholt: 1827 baute er an die Rückseite des kleinen Hauses das Schweizerhaus, hierauf erwarb er von der Stadt einen die Mauerecke bildenden alten Turm und richtete im ersten Stock ein Zimmer, auf dem platten Dache, das schöne Aussicht bot, ein Zelt ein. Schließlich erkaufte er den gegenüberliegenden Garten, einen eingegangenen Friedhof, und wandelte das ehemalige Totenhäuschen in ein bewohnbares Gartenhaus um. Das ganze anmutige Besitztum lag frei, rings von Bäumen, Reben und Blumen umschlossen. Die Wohnung war auf's einfachste eingerichtet, ohne des künstlerischen Schmuckes zu entbehren.

So war Justinus Kerners Heim beschaffen. Darin waltete unbegrenzte, überschwengliche, märchenhafte Gastfreundschaft, die von Standesunterschieden nichts wußte, die sich vom Prinzen bis auf den Handwerksburschen herab erstreckte. Stets waren die Zimmer besetzt, der Tisch voll. Es kam wohl vor, daß die Kinder, wenn Fremde spät einfielen, aus dem Schlafe geweckt wurden, um ihre Lagerstätten abzutreten, oder, wenn sich unerwartete Teilnehmer an der Mahlzeit einstellten, die Speisen an sich vorübergehen lassen mußten. Der herzlichen Einladung Kerners und Rikeles vermochte niemand zu widerstehen. Und wie wohl, wie behaglich

fühlte man sich unter seinem Dache! Niemals hatte man die Empfindung, eine Störung verursacht zu haben. Umstände wurden nicht gemacht, alles ging seinen gewohnten Gang. Der Hausherr ließ sich von seinen regelmäßigen Arbeiten und Krankenbesuchen nicht abhalten. Doch fand er, als ein Frühaufsteher, immer die Zeit, sich seinen Gästen zu widmen. Er übernahm die Führung durch Haus und Garten und meist auch nach der sagenberühmten Weibertreu mit ihren Burgruinen, für deren Erhaltung und Verschönerung er rastlos thätig war und 1824 den Weinsberger Frauenverein in's Leben gerufen hatte. Wie köstlich wußte Kerner aus dem Schatze seiner Erinnerungen zu erzählen oder, wenn es die Stimmung ergab, humoristische Szenen vorzuführen! Dann holte er wieder Teile seiner außerordentlich reichen und interessanten Korrespondenz, die er, wohl geordnet, aufbewahrte, oder sonstige Andenken an Freunde herbei. Und wenn es Abend geworden war, griff er im dunkeln Zimmer zu seiner Maultrommel, um dem wunderlichen Instrument, auf dem er sich seit den Knabenjahren zum unübertroffenen Meister ausgebildet hatte, zum Entzücken der Zuhörer die rührendsten Töne zu entlocken. Fernher von der Weibertreu erklangen im Windspiele die Aeolsharfen, die er dort im dicken Turme hatte anbringen lassen. Das ganze Haus war von Poesie, von Humor erfüllt. Im Bunde damit standen Güte, Milde, Wohlwollen, Tugenden, die, von der Persönlichkeit Kerners ausstrahlend, sich seiner ganzen Umgebung mitteilten. So schwebte der Engel des Friedens über dieser Menschenstätte.

Kerner hat von 1839 bis 1854 eine Fremdenliste geführt. Man ersieht daraus, daß damals kaum irgend ein Reisender von Ansehen Württemberg berührt hat, ohne in Weinsberg einzusprechen. Manche kamen eigens, um Kerner aufzusuchen, in das Land. Wie viele zeitgenössische Schwaben und Schwäbinnen haben vollends zum Kernerhause Beziehungen unterhalten! Die Motive der Besucher waren gar verschiedene. Die einen suchten den Menschen, die anderen den Dichter, diese den Arzt, jene den Geisterbanner. Bald lenkte Freundschaft die Schritte, bald Teilnahme, bald bloße Neugierde, manchmal sogar das Gelüste, sich leiblich oder geistig gütlich zu thun. Es konnte nicht ausbleiben, daß hier auch

Schmarotzerpflanzen gediehen, daß Kerners Güte mißbraucht wurde. Wer wollte es Rikele verargen, wenn sie sich hin und wieder über das mangelnde finanzielle Talent ihres Gatten ereiferte? Mußte sie doch die ganze großartige Gastlichkeit mit den bescheidensten Mitteln bestreiten.

Es würde zu weit führen, alle hervorragenden Gäste des Kernerhauses einzeln zu nennen. Besonders willkommen waren die Jugendfreunde, Uhland, Mayer, Schwab, willkommen die jüngeren schwäbischen Sangesgenossen. Ein Festtag war es jedesmal, wenn sich einer der Koryphäen der norddeutschen Romantik, ein Tieck oder Arnim, einfand; aber nicht minder freundlich wurde Matthisson, der Liebling der Klassizisten, aufgenommen. Einen starken Eindruck hinterließ auch der Besuch Wilhelm Müllers, des Dichters der Griechenlieder, im Jahr 1827. Mörike, so lang er im nahen Cleversulzbach hauste, kam manchmal herüber. Im Herbst 1838 hielt Emma von Niendorf die erste ihrer Villegiaturen in Weinsberg, die sie mit weiblichem Enthusiasmus geschildert hat. 1829 kam erstmals Graf Alexander von Württemberg, 1831, von Schwab gesandt, Niklas Lenau. Beide traten zu Kerner in die herzlichsten Beziehungen, blieben oft Wochen lang bei ihm, meist zusammen, da sie untereinander innig befreundet waren. Lenau pflegte im Turmzimmer zu wohnen, Graf Alexander im Gartenhäuschen, das auf seinen Namen getauft wurde. Der frühe Verlust dieser zwei Freunde schnitt Kerner tief in's Gemüt. Indessen füllten andere die Lücke aus: die Freiligrath, Geibel, Auerbach fanden so gut wie die älteren Poeten den Weg nach Weinsberg, und der joviale alte Herr, als Papa oder Onkel verehrt, öffnete ihnen nicht nur sein Haus, sondern auch sein Herz, manchen Bund durch ein brüderliches Schmollis bekräftigend.

Außer Poeten begegnete man in Weinsberg Gelehrten aller Art, namentlich Aerzten, Naturwissenschaftlern, Philosophen. Mit einheimischen Berühmtheiten, wie Fr. Strauß, Fr. Th. Vischer, Friedrich List, wechselten die Münchener Breslau, Schubert, Ennemoser; überhaupt stand Kerner mit der bayerischen Hauptstadt und auch mit dem bayerischen Königshaus in enger Fühlung. Nicht selten fand man Mitglieder dieses oder der württembergischen

Regentenfamilie in Weinsberg. „Es prinzelt wieder“, pflegten dann, eine harmlose Schwäche Kerners gutmütig verspottend, die Freunde zu sagen. Politische Persönlichkeiten stellten sich nur ausnahmsweise im Haus am Fuße der Weibertreu ein. Winter 1831/2 gewährte Kerner polnischen Flüchtlingen eine Zufluchtsstätte: ein ganzer Schwarm nistete bei ihm wochenlang, im Frühjahre kam sogar der Polenfeldherr Rybinski in eigener Person und wohnte einige Monate im Alexanderhäuschen. Denn Kerner faßte die Gastfreundschaft zugleich als eine Pflicht christlicher Nächstenliebe auf. Von diesem Standpunkt aus gewährte er auch Leidenden, zumal Nervenleidenden, wie 1824 dem Dichter Grafen Loeben, bereitwillig Unterkunft. Der Zufall und bald der wachsende Ruf des Magnetiseurs führte ihm allerhand merkwürdige Geisteskranke zu: Somnambulen, Besessene und Dämonische, darunter die aus dem Dorfe Prevorst (O.A. Marbach) stammende Försterstochter und Kaufmannsfrau Friederike Hauffe, geborene Wanner (1801 bis 1829). Sie weilte vom 25. November 1826 bis zum 5. Mai 1829 bei Kerner. Das Nervensystem der von Natur außerordentlich sensitiv veranlagten Frau war durch körperliche Leiden und Kurpfuschereien auf's äußerste zerrüttet worden. In schlafwachem Zustande gab sie über das innere Leben, das Jenseits, die Offenbarungen abgeschiedener Seelen und ähnliche Dinge die seltsamsten Aufschlüsse. Diese unter dem Namen der Seherin von Prevorst weltbekannt gewordene Unglückliche begründete eigentlich den Ruhm des Kernerhauses. Von allen Seiten kamen die Aerzte und Naturforscher, die Philosophen und Mystiker, um das Wunder zu sehen, zu hören, zu erforschen. Religiöse und sonstige Dunkelmänner machten sich in Weinsberg breiter, als den alten Freunden des Dichters lieb war. Kerner gestattete den Zutritt zu seinen Kranken in liberalster Weise. Die Beherten waren bald in Weinsberg etwas so Gewöhnliches, daß man von ihnen und den in ihnen hausenden Geistern nicht mehr viel Aufhebens machte. Kerner selbst verleugnete trotz dem ernsthaftesten und festesten Glauben an das Hereinragen einer übersinnlichen Welt in unsere sinnliche auch in diesen Dingen den von ihm unzertrennlichen Weggefährten, den Humor, niemals. So führten die Geister manche ergötzlichen Auftritte herbei. Und

der Sohn des Hauses machte sich wohl auch den Spaß, durch künstlichen Geisterspuk ängstliche Gemüter in Schrecken zu setzen oder ungebetene Gäste zu verscheuchen.

Unter Familienfreuden und geselligen Vergnügungen im eigenen Haus, unter treuer Ausübung seines ärztlichen Berufes, unter poetischen und wissenschaftlichen Arbeiten und brieflichem Verkehre mit den fernen Freunden und Freundinnen gingen die Tage Kerners gleichmäßig dahin. Er verließ Weinsberg selten, weite Reisen vermied er; hin und wieder unternahm er Sommerausflüge, mit Vorliebe nach Lichtenthal bei Baden-Baden, 1855 zum Freiherren von Laßberg nach Meersburg am Bodensee. Im Jahr 1840 machte sich bei ihm eine empfindliche Abnahme der Sehkraft bemerklich; er selbst erblickte die Ursache in den vielen Thränen, die er über den Heimgang seines ihm besonders nahe stehenden Bruders Karl vergossen habe. Die Untersuchung ergab den grauen Star auf beiden Augen. Sein zunehmendes Leiden, das übrigens niemals zur völligen Erblindung führte, entlockte ihm manchen Seufzer, hinderte ihn aber noch Jahre lang keineswegs an der gewohnten Thätigkeit. 1842 bis 1849 wurde er in der ärztlichen Praxis von seinem Sohn unterstützt. Erst 1851 zog er sich ganz in den Ruhestand zurück. Seine schmale Oberamtsarztspension vermehrten stattliche Jahrgehalte, die ihm seit 1848 der ihm besonders gnädig gesinnte König Ludwig, später König Max von Bayern und seit 1853 König Wilhelm I. von Württemberg ausbezahlten. Auch Ordensverleihungen wurden ihm von württembergischer wie von bayerischer Seite zu teil. Zahlreiche Vereine und gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitglied oder Ehrenmitglied, hauptsächlich aus Anlaß seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums im Jahr 1858. Das getreue Rikele durfte dieses Fest nicht mehr mitfeiern. Am 16. April 1854 war sie einer rasch verlaufenden Krankheit erlegen — für Kerner ein vernichtender Schlag, von dem er sich nicht mehr ganz erholte. Es wurde nun stiller und ernster im Kernerhause. Die ältere verwitwete Tochter, Marie Niethammer, zog zu dem greisen Vater, um ihn zu pflegen. Während seinen letzten Lebensjahren wurde er von Nervosität und Schlaflosigkeit, körperlicher Schwäche und Schwerfälligkeit viel ge-

plagt. Aber er blieb für geistige Interessen zugänglich. Bis zuletzt diktierte er Briefe, dichtete, fertigte Klecksographien, jene phantastischen, aus Tintenflecken gebildeten, von ihm durch Verse erläuterten Figuren, von denen er 1857 in einem besonderen Büchlein dem Publikum Proben vorgelegt hat. Mitte Februar 1862 wurde Kerner von einer heftigen Grippe befallen, der sich seine Kräfte nicht mehr gewachsen zeigten. Am 21. Februar eine halbe Stunde vor Mitternacht verschied er sanft. Auf dem Weinsberger Kirchhofe ward er mit den gebührenden Ehren neben seinem Rikele beigesetzt. 1865 erhielt er ein Denkmal am Orte seines langjährigen Wirkens.

Kerners litterarische Thätigkeit erstreckte sich über sein ganzes Leben. Seine poetischen Erzeugnisse brachte meist zuerst das Morgenblatt, doch auch der Deutsche Musenalmanach und andere Taschenbücher oder Journale. 1826 erschienen Kerners Gedichte bei Cotta, 1834 die Dichtungen, die außer der Lyrik die Reiseschatten und das 1816 im Morgenblatte veröffentlichte Märchen „Die Heimathlosen“ enthielten. Das Schattenspiel „Der Bärenhäuter im Salzbade“ wurde in Lenaus Frühlingsalmanach auf das Jahr 1835, 1837 auch einzeln gedruckt. 1841 erlebten die Dichtungen eine vermehrte Auflage, 1847 und 1854 wurden die lyrischen Gedichte für sich zum vierten- und fünftenmal ausgegeben. 1852 kam eine neue Sammlung, „Der letzte Blüthenstrauß“, heraus, der 1859 die wirklich letzte, „Winterblüthen“ betitelt, folgte.

Die erste medizinische Schrift war „Das Wildbad im Königreich Württemberg“, ein seit 1812 wiederholt aufgelegtes treffliches Werkchen, das in einfach klarer Darstellung neben fachwissenschaftlichen Schilderungen auch landschaftlich-historische brachte und den Ruf des württembergischen Wildbades begründen half. In Welzheim und Gaildorf beschäftigte er sich mit eingehenden Untersuchungen über das Wurst- und Fettgift und schrieb wiederholt unter dem entschiedenen Beifalle der Fachkreise über diesen Gegenstand, wie 1831 über die Cholera. Seit 1824 drängten sich die spiritistischen Studien in den Mittelpunkt seines medizinischen, ja gesamten litterarischen Wirkens. Sein erstes derartiges Werk, die im genannten Jahre gedruckte Geschichte zweier Somnambulen,

macht den frischesten und unbefangensten Eindruck. Ungleich größere Wirkung that freilich „Die Seherin von Prevorst“, die seit dem ersten Erscheinen im Jahr 1829 häufig aufgelegt, auch in's Englische übersetzt wurde, eine Menge ähnlicher Schriften und Entgegnungen hervorrief und den schlichten Weinsberger Dichter plötzlich in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses und des religiös-wissenschaftlichen Tagesstreites rückte. Kerner hat das merkwürdige Buch so gewiß im guten Glauben geschrieben, als die Seherin selbst eine Seelenkranke, keine Betrügerin gewesen ist. Er hat nach Kräften objektiv beobachtet und das Beobachtete gewissenhaft überliefert. Aber die Erklärungen, die er für die rätselhaften Erscheinungen beibringt, befriedigen nicht. Er hat sich zu sehr von Theosophen und Mystikern, zumal dem extremen Eschenmayer, beeinflussen lassen und einem philosophischen Formalismus zu weiten Spielraum vergönnt. Die Angriffe, die nicht ausbleiben konnten, ließ er mit Humor über sich ergehen; er beantwortete sie, ohne sich auf eigentliche Polemik einzulassen, mit neuen ähnlichen Werken, von denen namentlich die 1836 mitgeteilte Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur mit Grund angefochten wurde. Da ihm von allen Seiten reiches Material aus dem Gebiete des magnetischen und magischen Lebens zufloß, entschloß er sich zur Herausgabe einer spiritistischen Zeitschrift. 1831/9 erschienen in zwölf Bändchen die „Blätter aus Prevorst“ und 1840/53 in fünf starken Bänden das „Magikon“. Jetzt trat Kerner vollends mit allen Vorkämpfern dieser Richtung in Verbindung und Briefwechsel, zugleich auch mit Theologen beider Konfessionen. Die Freundschaft mit dem katholischen Prälaten Fürsten Alexander von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst veranlaßte Kerner zu seiner merkwürdigsten litterarischen Leistung, zur Abfassung von sechs populären Fastenpredigten, die jener Kirchenfürst als seine Erzeugnisse mit einer siebenten, eigenen 1836 veröffentlichte unter dem Titel „Das entstellte Ebenbild Gottes in dem Menschen durch die Sünde“. Kerners letzte spiritistische Schriften waren 1853 eine Studie über das damals in Mode gekommene Tischrücken und 1856 eine Biographie Franz Anton Mesmers, des Entdeckers des tierischen Magnetismus. Damit ist seine schriftstellerische Wirksamkeit in-

dessen noch nicht erschöpft. In jungen Jahren gab er Aufsätze über diesen und jenen Gegenstand in das Morgenblatt. Auch die württembergischen Verfassungsstreitigkeiten in den Jahren 1816 und 1817 setzten seine Feder in Bewegung. So völlig, wie man gewöhnlich annimmt, mangelte ihm das politische Verständnis doch nicht. Zum Parteimanne war er freilich verdorben. Lediglich Gefühlspolitiker, handelte er nach den augenblicklichen Eingebungen seines Herzens, nicht nach bestimmten Theorien und festen Grundsätzen. Er teilte im wesentlichen den Standpunkt des mit ihm befreundeten Freiherren K. A. von Wangenheim, des bekannten Staatsmannes, und seines Bruders Karl, der damals kurze Zeit dem Ministerium des Inneren vorstand; nach dem Rücktritte beider zog auch er sich von der Regierungspartei mehr zurück. Seine Ansichten legte er bald im regierungsfreundlichen Württembergischen Volksfreund, bald im oppositionellen Volksfreund aus Schwaben nieder. Daß die politischen Wege Kerners und seiner Jugendfreunde Uhland und Mayer auseinandergingen, war für alle Beteiligten schmerzlich; aber das Freundschaftsband war zu fest geknüpft, als daß es solche Meinungsverschiedenheiten zerreißen konnten. 1817 verfaßte Kerner eine Flugschrift über die Besetzung der Physikate und gab „Herzog Christoph's Leben, geschrieben von seinem Beichtvater" nach dem Drucke von 1660 neu heraus. In jenen Tagen verhandelte er auch auf den Wunsch der Königin Katharina mit Hebel über die Umgestaltung des württembergischen Landeskalenders zu einem nützlichen Volksbuche; die Sache zerschlug sich jedoch. 1820 veröffentlichte er im Morgenblatt und 1821 in Buchform ein Schriftchen über das Schicksal Weinsbergs im Bauernkrieg. 1849 endlich erschien sein bestes Prosawerk, „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", eine liebenswürdige, an interessanten Erinnerungen aller Art reiche Autobiographie, die leider nur bis zum Jahr 1804 reicht und die beabsichtigte Fortsetzung durch den Dichter selbst niemals erhalten hat.

Kerner war ein echter Schwabe sowohl nach seinen inneren Eigenschaften als nach der bequemen Zwanglosigkeit seines äußeren Menschen. Schon als Student erschien er Varnhagen als der wahre Ausdruck seines sagen- und wunderreichen Landes und Volkes,

nur emporgehoben aus der untersten Region in eine höhere. Im gewissen Sinne blieb er aber auch zeitlebens ein Kind, ein Kind an Reinheit des Wesens und Harmlosigkeit des Gemütes. Bei ihm herrschte nicht der Kopf und der Verstand, sondern das Herz und die Phantasie. Als Mensch, als Arzt und Naturforscher, als Schriftsteller und Gelehrter — immer hörte er nur auf die Eingebungen seines vollen und überströmenden Herzens. Wo gab es einen treueren Sohn und Bruder? wo einen zärtlicheren Gatten und Vater? wo einen anhänglicheren Freund? Er fühlte sich tief unglücklich, wenn auch nur die leichtesten Wölkchen seinen Freundschaftshimmel trübten, und ruhte nicht, bis er sie zerstreut hatte. Am Krankenlager litt er mit seinen Patienten. Er war reich genug an Liebe, um damit alle Menschen zu umfassen. Er verhielt sich ihnen gegenüber nichts weniger als kritisch, war in seinem Umgange nichts weniger als wählerisch. Als Menschenkenner und Psychologen bewährte er sich weder im Leben noch in seinen Werken. Oftmals wurde er hintergangen, aber er dachte darum nicht geringer von der Menschheit. Er brachte es fertig, mit den verschiedensten Leuten ohne Rücksicht auf ihre soziale, politische, religiöse Stellung auf gleich gutem Fuße zu stehen, und seine Freunde schalten ihn darum nicht charakterlos. Wie hätten sie über die kleinen menschlichen Schwächen eines Mannes, der eitel Liebe, Wohlwollen und Güte war, richten sollen! Höchstens von Fernstehenden wurde Kerner verkannt. Wer sein Treiben aus der Nähe beobachtete, erklärte es aus seiner ganzen Persönlichkeit, ehrte und liebte seine Eigenart. Diese war ganz in natürliche Poesie getränkt, von angeborener Romantik umflossen. Kerner war und blieb ein Naturkind; für die Fortschritte der verfeinernden Kultur konnte er sich nicht begeistern. Er hatte von Jugend auf ein innigeres persönliches Verhältnis zur Natur als die Mehrzahl. Er umgab sich mit Blumen, hielt mit allerhand Getier Hausgenossenschaft. Aber ihn fesselte an der Natur nicht bloß das Oberflächliche, das Sichtbare: er wollte auch in ihre Tiefen, in ihre Geheimnisse eindringen. Ja, ihre Nachtseiten zogen ihn von jeher besonders an. Rechnet man dazu, daß seine nervöse Konstitution ihm von Jugend auf Gelegenheit gab, über gesteigertes Seelenleben

am eigenen Ich Beobachtungen anzustellen, zieht man einerseits seinen ärztlichen Beruf, andererseits seine poetischen, seine romantischen Neigungen in Betracht, so versteht man, wie er zum Verkünder geheimer Naturvorgänge werden konnte. Sein spiritistisches Treiben ging mit einfältiger Frömmigkeit Hand in Hand, war zugleich der Ausfluß religiösen Bedürfnisses, der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß es etwas Höheres als diese unvollkommene Welt geben müsse. Darum vermochten alle diese aufregenden Forschungen und Untersuchungen das Gleichgewicht seiner Seele nicht zu stören, den Mittelpunkt seines Wesens nicht zu verrücken, wie auch äußerlich der große, beleibte Mann mit dem lieben Vollmondsgesichte ganz und gar nicht der Vorstellung entsprach, die man sich von einem Geisterbanner zu bilden pflegt.

Ganz dieselben Einflüsse, die Kerner zum Spiritisten gemacht haben, bestimmen auch den Charakter seiner Poesie. Die Erde ist ihm ein Jammerthal, eine tiefe Sehnsucht nach dem Ueberirdischen erfüllt ihn. Den Schmerz betrachtet er als Grundton der Natur wie des Menschen, darum ist für ihn auch Poesie „tiefes Schmerzen". Dessen bleibt er sich stets bewußt. Der Thränen, der gebrochenen Herzen giebt es gar viele in seinen Gedichten. Wenn ihm leicht und wohl zu Mut ist, fällt ihm plötzlich der rasche Umschwung des Glückes ein; heitere Lieder läßt er oft unerwartet in wehmütigen Akkorden ausklingen. Niemals entschlägt er sich des Gedankens an den Tod, an das Grab. Die Tanne bringt ihm den Sarg, der Flachs das Leichengewand in Erinnerung, und wenn er eine schöne Hand sieht, wünscht er, daß sie ihm die Augen zudrücken möge. In seinen erzählenden Gedichten zieht er vollends alle Register der Kirchhofschrecken und des Gespenstergrausens auf. Aber obgleich solche Stimmungen unserem Dichter ganz natürlich sind, entspringen sie doch nicht aus einem zerrissenen Gemüte. Sie stehen vielmehr mit innigem Gottvertrauen im Bunde. So kennt er nur die mild elegischen Klänge der Wehmut, nicht den wilden Aufschrei des Welthasses, weiß nur von sanfter Ergebung, nichts von trotziger Empörung. Etwas Krankhaftes liegt trotzdem in diesem Hange zu weichlichen Klagen, und auch das Ausmalen von Tod und Verwesung geht manchmal bis zum Geschmacklosen, ja Widerwärtigen,

wogegen man Kerner unmöglich dafür verantwortlich machen kann, daß von Nachahmern und Nachfolgern sein echtes Schmerzgefühl zum erzwungenen und erkünstelten Weltschmerze verzerrt worden ist.

Kerner ist weit mehr Natur- als Kunstdichter: darin liegt seine Stärke, aber auch seine Schwäche. Seine Lieder sind unmittelbare seelische Kundgebungen. Durchzuckte ihn eine poetische Eingebung, so erklang auch schon die richtige Melodie dazu in seinem Inneren. Er empfing Stoff und Form zugleich, Gedanke und Ausführung lagen nahe bei einander. Diese Entstehungsweise verleiht seinen Schöpfungen einen wahren, natürlichen, ungekünstelten Ausdruck, und was ihm in guten Stunden beim ersten Anlaufe gelungen ist, gehört zu den unvergänglichen Perlen unserer deutschen Lyrik. Aber oft erzeugte der Augenblick nur Unvollkommenes, und da hätte es nachträglich ernster künstlerischen Arbeit bedurft, um Geringes zu Gutem umzuschaffen. Das war nun eben Kerners Sache nicht. Er ließ es meist bei der ersten Niederschrift bewenden. Uhlands Ermahnungen zu größerer Regelmäßigkeit und Korrektheit verlachte er und gestattete höchstens ihm, wie später Lenau, an seinen Erzeugnissen zu feilen. So sind viele Gedichte Kerners durch falsche und willkürliche Betonungen, unmögliche Reime, sprachliche und grammatikalische Verstöße, Provinzialismen entstellt. Ebenso wenig verstand er sich auf das Sichten. Nicht leicht entschloß er sich, unbedeutende oder schlechte Gedichte auszuschießen: alle waren ihm ja aus dem Herzen geflossen und darum alle auch an's Herz gewachsen. Ihm war das Dichten überhaupt mehr ein menschliches Bedürfnis als ein künstlerischer Vorgang. Nicht als ob ihm eine vollkommene Technik unerreichbar gewesen wäre. Sind doch merkwürdigerweise die Gedichte, welche sich aus seiner Knabenzeit erhalten haben, geglätteter als die späteren. Aber er verachtete mit Bewußtsein die Bedeutung der Form. Die deutschen Volkslieder kümmerten sich ja auch nicht um solche Kleinigkeiten, und in ihnen erblickte er nun einmal den Gipfel der Poesie. Sie nahm er sich zum Vorbild, ihren Ton traf er so täuschend, daß von seinen sangbaren und viel komponierten Weisen manche Gemeingut des deutschen Volkes, eiserne Bestandteile der deutschen Liederbücher geworden sind. Köstliche Gaben hat er in solchen Natur- und Wandergesängen, Gesell-

schafts- und Trinkliedern gespendet; man braucht nur an das eine Wanderlied „Wohlauf noch getrunken!“ zu erinnern. Da begegnet es ihm wohl auch, daß er allen Jammer vergißt, daß er sich in kraftvollem Lebensgefühl, in Munterkeit und Schalkheit über den Schmerz erhebt. Mit der volkstümlichen Lyrik wechselt in Kerners Sammlungen die subjektive und persönliche, die Stimmungs- und Gelegenheitsdichtung, namentlich im Letzten Blütenstrauß und in den Winterblüten stark vertreten. Mancher schwäbischen Berühmtheit aus vergangenen Zeitaltern errichtet er Denkmale, keiner ein würdigeres, als dem Herzog Eberhard im Bart in dem fast zur württembergischen Nationalhymne gewordenen Gedichte „Der reichste Fürst“. Gelegentlich stimmt er auch ein Preislied auf lebende Mitglieder des württembergischen Königshauses an, und sogar große Zeitereignisse, wie die Befreiungskriege, die griechische Erhebung, der Polenaufstand, entlocken seiner Leier Klänge. Mit besonderer Liebe hat er stets Verwandte und Freunde im Leben und Sterben verherrlicht. Doch niemand hat er aus gleich vollem Herzen besungen wie seine Lebensgefährtin, sein Rikele. Die „An Sie“ gerichteten Stücke gehören zum Wärmsten und Wahrsten, seine Klagen um die Vollendete zum Ergreifendsten, was er gedichtet hat, was je gedichtet worden ist.

Die Balladen und Romanzen Kerners, denen häufig schwäbische Stoffe zu Grunde liegen, stehen im ganzen nicht auf der Höhe seiner Lyrik. Die Unvollkommenheiten der Ausführung stören hier, wo auf kunstvolle und planmäßige Komposition das meiste ankommt, besonders empfindlich. Gespensterhafte, schauerige Motive beherrschen die Handlungen, die ganz in das Halbdunkel geheimnisvoller, visionärer Beleuchtung gerückt sind. Doch hat er innerhalb dieser Sphäre manches Schöne geschaffen, wie z. B. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe, den Geiger von Gmünd. In dem zuletzt genannten Gedichte greift Kerner, wie auch sonst, in das Gebiet der Legende über und bringt der Marienverehrung eine sinnige Huldigung dar. Auch in seinem unbefangenen Verhältnis zum Katholizismus, der ihn, den gläubigen Protestanten, mit aufrichtiger ästhetischen Bewunderung erfüllt, zeigt er sich als echten Romantiker. Kerners umfangreichere Schöpfungen werden heute nur noch selten

gelesen. Und doch darf man, wenn man seine poetische Art ganz kennen lernen will, zum mindesten an seinem Erstlingswerke, den Reiseschatten, nicht vorübergehen. Hier sind alle Elemente, aus denen sich seine Muse zusammensetzt, vereinigt: ungebundener Humor und übermütige Satire, tiefes Empfinden und träumerische Schwermut, die Wunder der Märchenwelt und die Schauer des Geisterreiches. Reiseerlebnisse, die Ereignisse seines Liebesfrühlinges, Begebenheiten aus dem Freundeskreise, Erinnerungen an Ludwigsburger Originale, den armen Hölderlin und sonstige merkwürdige Personen werden im freisten und kühnsten Spiele der Phantasie durcheinandergewirbelt. Das Ganze ist zu ungeordnet, zu barock, um einen reinen Genuß zu gewähren, einzelne Teile dagegen sind von so eigenartigem Reize, daß man wohl begreift, wie das hyperromantische Werk bei seinem Erscheinen von den Anhängern dieser Richtung, zumal von den Vertrauten des Dichters, bejubelt worden ist. Die andere Prosaerzählung Kerners, Die Heimatlosen, trägt einen mehr sentimental traurigen Charakter. Die Linien sind wiederum stark verschwommen, statt Menschen von Fleisch und Blut liefert der Dichter in Nebel zerfließende Traumgestalten. Aber über dem Ganzen liegt ein zarter Hauch unverfälschter Poesie, und das eingelegte Märchen „Goldener“ ist, um mit Uhland zu sprechen, ganz Goldglanz. Vom Kunstdrama hat sich Kerner, dem als Ideal das Wiener Marionettentheater vorschwebte, klüglich ferngehalten. Doch hat er — außer dem mit Uhland gemeinsam verfaßten Singspiele „Der Bär“ — in die Reiseschatten einige dem Tone der Dichtung angepaßte Schattenspiele eingefügt, worunter der dämonische Totengräber von Feldberg hervorragt, und überdies eine harmlose Posse, „Der Bärenhäuter im Salzbade“, geschrieben, worin er den Geisterglauben und damit sich selbst gutmütig verspottet.

Wo Uhland und Kerner genannt werden, da darf auch Karl Mayers Name nicht fehlen. Zwar hat er in der deutschen Litteratur keine unverlöschlichen Spuren hinterlassen, hat nicht, wie jene, eine führende Rolle gespielt, aber doch ist auch er mitten in der litterarischen Bewegung seiner engeren Heimat gestanden, ist seine poetische Auffassung der Natur nicht ganz ohne Einfluß geblieben. Und schließlich hat er, der seine Jugendfreunde alle betrauern

mußte, noch zur Feder gegriffen, um der glücklichen Vergangenheit ein historisches Denkmal zu setzen.

Mayer hatte sich, wie schon erwähnt, nach erstandenem Examen als Advokat in Heilbronn niedergelassen. 1815 wurde er in die damals tobenden Verfassungsstreitigkeiten verwickelt: als Urheber einer Adresse zu Gunsten des freisinnigen und darum in Ungnade gefallenen Heilbronner Oberamtmannes Wächter drohte ihm eine Untersuchung, die jedoch zur Beschwichtigung der erregten Gemüter niedergeschlagen wurde. Der Vorfall schadete ihm in seiner Laufbahn nicht. Eine Bewerbung um eine Assessorsstelle am Ulmer Gerichtshofe war von Erfolg begleitet. Neujahr 1818 trat er den Posten an, und im Februar feierte er seine Hochzeit mit Friederike Drück, der Tochter des verstorbenen Philologen Fr. F. Drück. Schon im November desselben Jahres ließ sich Mayer, dessen starken Schwankungen unterworfenem Gesundheitszustande das rauhe Ulmer Klima nicht zuträglich war, in gleicher Eigenschaft nach Eßlingen versetzen. Hier beschenkte ihn die Gattin mit einem Sohne, der den Vornamen des Vaters erhielt; ein halbes Dutzend Mädchen folgte im Laufe der Jahre auf den Erstgeborenen. Den Eßlinger Aufenthalt machte ihm hauptsächlich die Nähe der Hauptstadt angenehm, die ihm den Umgang mit seinen alten Freunden, namentlich Uhland und Schwab, sowie wertvolle neue Beziehungen zu bieten vermochte. Er blieb dem Mittelpunkte des schwäbischen Geisteslebens ebenso nahe, als er 1824 zum Oberamtsrichter in Waiblingen mit dem Titel Oberjustizrat befördert wurde. Engere Freundschaftsbande knüpften sich namentlich mit Graf Alexander von Württemberg, Eduard Mörike und Niklas Lenau; mit letzterem unterhielt Mayer seit September 1831 regen persönlichen und schriftlichen Verkehr. Lenau war es auch, der den Freund bestimmte, seine Gedichte endlich zu sammeln. In Waiblingen, dessen Umgebung, das liebliche Remsthal, der Wanderlustige dichtend zu durchstreifen pflegte, hatte sich bei ihm der poetische Trieb stärker als je eingestellt. Seine Erzeugnisse veröffentlichte er hauptsächlich im Morgenblatt, im Deutschen Musenalmanach und in Lenaus Frühlingsalmanach. Auf 1833 erschien bei Cotta die erste Buchausgabe der „Lieder von Karl Mayer", die 1839 und 1864 als „Gedichte" neu aufgelegt wurden. In die

Waiblinger Zeit fiel auch Mayers kurze politische Thätigkeit. Vom Oberamte Weinsberg als Abgeordneter in den vergeblichen Landtag von 1833 geschickt, stand er mit seinem Freund Uhland auf seiten der Opposition. Als er nach Auflösung der Kammer abermals gewählt wurde, versagte ihm die Regierung den erbetenen Urlaub. Da seine finanzielle Lage ihm nicht vergönnte, nach dem Beispiel Uhlands sein Amt niederzulegen, verzichtete er auf die Fortsetzung seiner parlamentarischen Laufbahn, machte übrigens aus seinen freisinnigen politischen Anschauungen auch fernerhin kein Hehl.

1843 wurde Mayer seinem Ansuchen gemäß als Oberjustizrat an den Gerichtshof in Tübingen versetzt. Jetzt war er wieder ganz mit Uhland vereinigt, den er fast täglich sah; auch sonst vermißte er in der Universitätsstadt geistige Anregung nicht. 1844 verlor er, der an vielen Gräbern von Lieben schon gestanden hatte und noch stehen sollte, seine treue Lebensgefährtin, die er schmerzlich betrauerte. Doch hielt er sich aufrecht. Auch als er 1851 wegen Abnahme des Gehöres gegen seinen Willen pensioniert wurde, wußte er sich zu trösten, obgleich er bei vollkommener körperlichen wie geistigen Rüstigkeit den Mangel an fester Berufsthätigkeit sehr unangenehm empfand. Er konnte nun seiner Reiselust noch mehr als seither frönen. Sein liebstes Ziel war die Schweiz, wo sein einziger Sohn als politischer Flüchtling weilte und auch eine Tochter von ihm verheiratet war, wo er sich in die herrlichsten Naturgenüsse versenkte und noch im höchsten Alter Alpentouren unternahm, wo er sich des Umganges mit Männern wie G. Keller, Fr. Th. Vischer, J. Scherr, L. Pfau erfreuen durfte. Ebenso unterhielt er im Heimatlande zu dem Dichternachwuchse die freundlichsten Beziehungen. Einen großen Teil seiner Zeit beanspruchte ein Arbeitsfeld, das er sich jetzt erst in seinem Ruhestand eroberte: die Litteraturgeschichte. Von einzelnen Aufsätzen abgesehen, veröffentlichte er 1853 „Nicolaus Lenau's Briefe an einen Freund“, als erste und dritte Lieferung des Albums schwäbischer Dichter 1861 Uhlands und 1864 seine eigene Biographie, 1867 endlich das zweibändige Hauptwerk „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen“. Alle diese Bücher, aus zuverlässigen persönlichen Erinnerungen und reichem handschriftlichen Materiale geschöpft, sind, wiewohl sie keinen streng

wissenschaftlichen Charakter tragen, für die Geschichte des schwäbischen Dichterkreises höchst wertvolle Quellen, wie sie eben nur ein völlig Eingeweihter erschließen konnte. Nachdem Mayer von den Jugendfreunden allein noch übrig geblieben war, mochte ihm die Schilderung des gemeinsamen Lebens und Strebens als eine teuere Pflicht erscheinen. Er selbst begann seit 1869 zu kränkeln, ohne daß sich eine bestimmte Krankheit feststellen ließ. Das langsame Erlöschen seiner zähen Natur führte am 25. Februar 1870 zur vollständigen Auflösung.

Karl Mayer ist ein kleines, aber eigenartiges Dichtertalent. Schlichtheit und Einfachheit sind die bezeichnenden Merkmale seiner Erzeugnisse. Aengstlich hält er sich innerhalb den enge gezogenen Kreisen seiner Begabung, die er dafür aber auch bis auf den letzten Rest ausgeschöpft hat. Er beschränkt sich auf die anspruchslosesten Gattungen der Lyrik: nirgends epische oder dramatische Anläufe, nicht einmal in Balladen und Romanzen versucht er sich. Als Lyriker besitzt er echte Naivetät und Unmittelbarkeit der Empfindung, weiß er nichts von falschem Pathos und prunkender Rhetorik. Der Ideengehalt seiner Poesie ist freilich nicht groß: sie weist mehr glückliche Einfälle als bedeutende Gedanken auf. Auch durchwühlt sie nicht die Tiefen der menschlichen Seele. Bei Mayer ist ja erst in reiferen Jahren der Liederquell reichlicher geflossen, in einem Lebensalter, da Besonnenheit es über die Leidenschaft gewonnen zu haben pflegt. Ueberdies ist er eine durch und durch harmonische Natur. Zartheit, Milde, Duldsamkeit, Gläubigkeit sind die Grundzüge seines Wesens, dem Uebermaße zeigt er sich in allen Dingen abhold. Trauer und Wehmut steigern sich bei ihm nicht zu wildem Schmerz oder zu Pessimismus, Unwillen und Zorn nicht zu Grimm und Wut, Freude nicht zu Ausgelassenheit, Humor nicht zu scharfem Spott und bitterem Hohn.

Mayer hat sich fast ganz einer einzigen, allerdings unerschöpflichen Gattung der Lyrik zugewandt: der Naturdichtung. Wohl spricht aus seinen Versen auch hin und wieder der zärtlich liebende Gatte, der schmerzlich trauernde Witwer, der sich innig hingebende Freund, ja sogar — selten freilich — der Volksmann und Patriot. Aber das alles tritt zurück hinter der Verherrlichung der Natur.

Und zwar besingt Mayer nur die Natur, die er selbst geschaut und beobachtet hat, holt mit Vorliebe seine Stoffe aus nächster Nähe, aus seinem schwäbischen Heimatlande. So darf man von ihm keine großartigen, erhabenen Schilderungen erwarten, auch nicht solche, denen der Reiz des Geheimnisvollen oder Schauerigen anhaftet. In einer kleinen Welt geht sein Dichten auf. Ungemein zärtlich ist sein Verhältnis zu der ihn umgebenden Natur. Er spielt ihr gegenüber den Liebhaber, dem an der Geliebten jede Kleinigkeit wichtig, alles entzückend erscheint. Die armseligsten Stiefkinder der Natur, Würmer und Insekten, trägt er so gut im Herzen wie ihre herrlichsten Geschöpfe. Unleugbar verliert der Sänger sich dabei oft in's Kleinliche und Aermliche, und von dieser Seite versteht man, daß seine Poesie vielfachem Spotte begegnet ist. Mayer tritt der Natur bald rein betrachtend und beschreibend, bald mehr reflektierend gegenüber. Im ersten Falle liefert er anmutige Bildchen, die scharf Erschautes und sicher Erfaßtes sauber abgerundet wiedergeben. Wo er das Leben der Natur mit den Regungen des Menschenherzens in Zusammenhang bringt, läßt er unter dem Zwang eines mehr nüchternen als phantasievollen Wesens ebenfalls die Beziehungen ganz klar hervortreten, begnügt sich nicht mit Andeutungen, sondern deutet den Naturvorgang aus. Nimmt man seine Vorliebe für knappe Form hinzu, so begreift sich, daß seine meisten Gedichte ein geradezu epigrammatisches Gepräge tragen oder doch in der Mitte zwischen Lied und Epigramm stehen. Es ist eine Eigentümlichkeit Mayers, daß er seine Gedanken und Gefühle meist nur in ganz kurze Gedichte von ein bis zwei Strophen niederlegt. Solche Kleinigkeiten finden sich gelegentlich bei jedem Dichter, aber keiner hat, wie Mayer, diese Dichtart zu einem förmlichen Prinzip erhoben. Schon äußerlich zeigen seine Gedichtsammlungen ein merkwürdiges Gesicht: eine unübersehbare Menge von Nummern mit vielfach ähnlichen Ueberschriften, teilweise zu Gruppen vereinigt. Schwer, fast unmöglich ist es, einzelne Stücke zu unterscheiden und sich einzuprägen. Dieser keineswegs belanglosen Aeußerlichkeit entspricht es, daß bei Mayer die Stimmungen nur anklingen, nicht voll ausklingen, daß seine ganze Poesie einen fragmentarischen Eindruck macht. Mayer ist darum von Gegnern wie Freunden an-

gefochten worden. Lenaus Einwände bewogen ihn, zu seiner Verteidigung einen besonderen Aufsatz, „Ueber kurze Gedichtgattungen“, zu schreiben. Ein bedenklicher Mangel lag unleugbar in dieser poetischen Kurzatmigkeit. Aber es war ein Mangel der natürlichen Veranlagung, und Mayer that ganz wohl daran, daß er so dichtete, wie es ihm naturgemäß war. Bilden doch gerade seine wenigen längeren Gedichte die wertlosesten Bestandteile der Sammlung. Im übrigen handhabt er die Technik mit Geschick, wenn er gleich kein außerordentlicher Formkünstler, namentlich kein Reimkünstler genannt werden darf.

In höherem Grad als die drei Altersgenossen Uhland, Kerner und Mayer ist der jüngere Schwab nicht der poetische Lehrmeister, aber doch der Berater und Beschützer der einheimischen Talente geworden. Sein lebhaftes Naturell und sein warmes Herz trieben ihn, eine Rolle zu übernehmen, zu der ihn seine reichen Kenntnisse, seine auserlesene Bildung, sein geläuterter Geschmack befähigten und berechtigten. Lange Zeit liefen die Fäden der litterarischen Interessen Württembergs in seiner Hand zusammen, vermittelte er die Verbindung zwischen den nord- und süddeutschen Dichtern, bildete sein gastliches Haus in Stuttgart den Sammelpunkt für alle Einheimischen und Fremden, die am Baue der deutschen Litteratur als Mitarbeiter oder aufmerksame Zuschauer beteiligt waren.

Wir haben im vorigen Kapitel das studentische und poetische Treiben Schwabs während seiner Universitätszeit noch kennen gelernt. Er versäumte darüber nichts von seinen Fachstudien, weder von den philosophisch-philologischen noch von den theologischen, und verließ im Herbst 1814 die Hochschule mit ausgezeichneten Zeugnissen. Nachdem er den Winter als Pfarrvikar zu Bernhausen bei Stuttgart verbracht hatte, trat er im Mai 1815 die damals übliche Bildungsreise nach Norddeutschland an, die ihn über mancherlei Stationen — in Weimar ward er von Goethe empfangen und nahm bei Schillers Witwe den Thee — nach Berlin führte. Hier wurde der an Leib und Seele blühende, begeisterungsfähige, liebenswürdige und im Umgange gewandte junge Mann, dessen Namen man schon zu nennen anfing, in den besten Kreisen,

nicht zuletzt von der Damenwelt herzlich aufgenommen. Er selbst fühlte sich in Berlin außerordentlich wohl, sah und genoß, was nur zu sehen und zu genießen war. Er lernte fast alle geistigen Größen der preußischen Residenz kennen: Gelehrte, Künstler, Dichter. Manches feste Band wurde geknüpft, so namentlich mit Chamisso. Nahe trat er ferner dem Schriftsteller Franz Horn, zu dessen Geburtstag er ein Festspiel verfaßte, den Koryphäen der romantischen Schule E. Th. A. Hoffmann, Brentano, Fouqué; letzterer entführte ihn auf einige Zeit nach seinem Ritterschlosse Nennhausen in der Mark. Das nationale Selbstgefühl der Preußen, dessen elementare Ausbrüche Schwab bei der Nachricht von der zweiten Einnahme von Paris erlebte, war für ihn als Süddeutschen etwas durchaus Neues und Gegenstand höchster Bewunderung. Im Herbst 1815 kehrte er, nachdem er von Berlin aus noch einen Abstecher nach Hamburg und Bremen gemacht hatte, in die Heimat zurück. Er war inzwischen zum Repetenten am Tübinger Stifte bestellt worden. Das richtige Verhältnis zu dieser Anstalt fand er jetzt so wenig wie früher: er gehörte eben einmal nicht zu denen, welche sich ihre Weltanschauung durch den Stiftshorizont beschränken ließen. Er verkehrte mit den alten Freunden und erwarb sich neue, so den Pfälzer Karl Ullmann, damals Studierenden der Theologie, später Oberkirchenratsdirektor und Prälaten zu Karlsruhe. Er nahm am geselligen Leben regen Anteil, behielt mit Studentenkreisen Fühlung; 1815 war sogar von ihm — man denke sich! von einem Stiftsrepetenten — ein wiederholt aufgelegtes „Neues allgemein Deutsches Commers- und Liederbuch“ herausgegeben worden. Auch ernstere Thätigkeit entfaltete Schwab in Tübingen. Er predigte öfters, hielt ästhetische Vorlesungen und bemühte sich um Vervollständigung seiner Kenntnisse in der klassischen Philologie, da ihm ein höheres Lehramt als verlockendes Ziel vorschwebte. Er bearbeitete Rollenhagens Frosch-Mäusekrieg neu und dichtete seine Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christophs, zu denen der württembergische Verfassungsstreit die Veranlassung gab, insofern er die Erinnerung an jenen um die Gestaltung des Staatswesens hochverdienten Fürsten hell aufleuchten ließ. Beide Bücher erschienen im Jahr 1819, die Romanzen, Schwabs erste selbständige

Kunstleistung, im Cottaschen Verlage, mit dem der Dichter dadurch in folgenreiche Verbindung getreten war.

Neujahr 1819 übernahm Schwab die ihm inzwischen übertragene Professur am Stuttgarter Obergymnasium, und zu Ostern führte er Sophie Gmelin, die Tochter des Professors der Rechte Christian Gottlieb Gmelin, als Gattin heim. Er hatte sich mit dieser, nachdem er als Student schon einmal bei ihr vergebens angefragt hatte, im Frühjahr 1816 verlobt. Sie wurde ihm eine liebreiche, zuverlässige und verständnisvolle Lebensgefährtin, mit der er sich zeitlebens in allen wichtigen Dingen eins wußte.

Die neunzehn nun folgenden Stuttgarter Jahre waren die fruchtbarsten und bedeutendsten in Schwabs Leben. Er lud die verschiedenartigsten Verpflichtungen auf sich und verfügte über die nötige physische wie geistige Kraft, um allen gerecht zu werden. In sein Lehramt, das keineswegs ein Ruhepöstchen war, und dessen Last noch durch private Sophoklesvorlesungen, Prinzenunterricht und dergleichen zeitweise vermehrt wurde, arbeitete er sich rasch ein. Er wußte seine Schüler anzuregen, trat ihnen auch persönlich nahe, und zu manchen, wie zu den beiden Pfizer und Adolf Schöll, entwickelten sich vertraute Beziehungen für das ganze Leben. Schwabs schriftstellerische Thätigkeit nahm einen außerordentlichen Umfang an. Seine Gedichte und Romanzenkränze standen in Journalen, Taschenbüchern, Sammelwerken; der 1822 von ihm bearbeiteten Legende von den Heiligen drei Königen von Johann von Hildesheim gab er zwölf eigene Romanzen bei. 1828/9 erschienen zum erstenmale seine „Gedichte“ in zwei Bänden; 1838 folgte eine neue einbändige Auswahl, 1846 und 1851 weitere Auflagen. Einen besonders glücklichen Griff that er mit seinen beiden Führern durch die schwäbische Alb (1823) und die Bodenseegegend (1827), die, ganz aus den Erfahrungen und Bedürfnissen eigener Wanderschaften hervorgegangen, in buntem Wechsel landschaftliche Schilderungen, historische Bemerkungen, Gedichte und praktische Winke für die Reisenden brachten. Ferner gab er das Sammelwerk „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern“ (1828/39) heraus und beschrieb für ein anderes großes Unternehmen, „Das malerische und romantische Deutschland“, 1837 als ersten Band

sein schwäbisches Heimatland. Daneben lieferte er gediegene Aufsätze und Lob und Tadel gerecht abwägende Rezensionen, meist aus dem Gebiete der schönen Litteratur, für angesehene Blätter, zeigte sein philologisches Können in Abhandlungen, hauptsächlich über Sophokles, und einer Latinisierung der politischen Gedichte Uhlands, verdeutschte Lamartines Méditation und anderes, gab „Paul Flemings erlesene Gedichte" sowie die gesammelten Schriften der jüngst verstorbenen Dichter Wilhelm Müller und Wilhelm Hauff heraus, veranstaltete für den Schulgebrauch die nach künstlerischen Grundsätzen geschmackvoll ausgewählte Mustersammlung „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte" und bearbeitete 1835 „Die deutschen Volksbücher" in zwei Bänden für „alt und jung" auf's anziehendste. Die beiden zuletzt genannten Werke fanden weite Verbreitung. Seit 1827 beteiligte sich Schwab, einer Einladung des Metzlerschen Verlages in Stuttgart folgend, an der Herausgabe der Uebersetzungen griechischer und römischer Prosaiker und Dichter und nahm dabei das Geschäft der Revision der eingelieferten Manuskripte auf sich. Noch ungleich wichtiger und einflußreicher war seine Mitwirkung am Morgenblatt und am Deutschen Musenalmanache. Den poetischen Teil des ersteren übernahm Schwab Neujahr 1828, nachdem er früher schon einmal vertretungsweise die mühselige Redaktion des mit dieser Zeitschrift verbundenen Kunstblattes geführt hatte. Er benützte das Morgenblatt dazu, um eine Anzahl jüngerer schwäbischen und sonstigen Dichter in die Oeffentlichkeit einzuführen. Vom Deutschen Musenalmanache, dem hervorragendsten unter den damals wieder massenhaft auftauchenden poetischen Taschenbüchern, besorgte er in Gemeinschaft mit Chamisso die Jahrgänge 1833 bis 1836 und 1838. Die Süddeutschen hatten ihre Beiträge an Schwab einzusenden. So nahmen seine Beziehungen, Briefwechsel wie persönlicher Verkehr, eine außergewöhnliche Ausdehnung an. Mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit ging er auf jeden erfüllbaren Wunsch ein, mit neidloser Freude förderte er jedes aufstrebende Talent. Freilich ging es nicht ohne Verdrießlichkeiten ab, die er sich besonders durch die notwendige Abweisung unberechtigter Ansprüche zuzog. Für das Jahr 1837 blieb Schwab und mit ihm das süddeutsche Dichtervolk überhaupt

dem Almanache ganz fern, weil ihm das Bild Heines vorgesetzt wurde. Von diesen Streitigkeiten und ihren Folgen soll noch in einem späteren Kapitel ausführlicher die Rede sein.

Während allen diesen Jahren war Schwab die Seele des Stuttgarter litterarischen Lebens. Daß sich dieses damals so glänzend entfaltete, war nicht zuletzt sein Verdienst. Zu allen schwäbischen und nichtschwäbischen Dichtern, die in der Hauptstadt wohnten, unterhielt er mehr oder weniger vertraute Beziehungen, alle Geistesgrößen, die sich dort zu vorübergehendem Aufenthalt einstellten, suchten in erster Linie ihn. Seit 1831 wurde Lenau das Sorgenkind seiner Freundschaft, und wie Schwab schon längst der Mittelsmann zwischen seinen Landsleuten und den Norddeutschen war, knüpfte er nun ein festes Band zwischen den schwäbischen und den österreichischen Dichtern. Sein Heim bildete das litterarische Hauptquartier Stuttgarts. Nicht minder war er in allen anderen Häusern, wo geistige Regsamkeit herrschte, stets ein hochwillkommener Gast, bei Lesekränzen und ähnlichen Veranstaltungen ein unentbehrliches Mitglied. Auch sonst stand er mitten im geselligen, im öffentlichen Treiben. Durch seine Fähigkeiten und seine Bereitwilligkeit, sie auszuüben, machte er sich der Residenz unentbehrlich. Er war Fest- und Prologdichter. Er sammelte für das Schillerdenkmal, bemühte sich um das Zustandekommen des Schilleralbums. Er gehörte dem Komite zur Unterstützung der Griechen und später einem Polenverein an, für beide unterdrückte Nationen sich begeisternd. Er trat dem politischen Leben nahe, bewarb sich sogar wiederholt, aber vergeblich um ein Landtagsmandat. Unter solchen Verpflichtungen und Beschäftigungen litt Schwabs Familienglück, das sich im Laufe der Jahre durch die Geburt von drei Söhnen und zwei Töchtern vermehrte, keineswegs not. Auch zu Reisen und Ausflügen, die dem rastlos Thätigen als unentbehrliches Erholungs- und Auffrischungsmittel dienten, wurde noch Zeit erübrigt. Bald begleiteten ihn Freunde oder Schüler, bald die Gattin auf seinen Fahrten, deren bevorzugte Ziele die heimatlichen Berge, der Bodensee, die Schweiz, die Rheingegenden und Heidelberg, wo Freund Ullmann damals Professor war, bildeten. Im Frühjahr 1827 besuchte er Paris, fand dort

in den ersten Salons Zutritt und lernte viele hervorragende Politiker, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler kennen.

Freiwillig gab Schwab schließlich seine litterarische Machtstellung auf. In den dreißiger Jahren störten die politischen Meinungsverschiedenheiten empfindlich die Behaglichkeit der Stuttgarter Verhältnisse. Sie führten zu unerquicklichen Spannungen in den Kreisen, in welchen Schwab zu verkehren pflegte, ja drangen sogar in die Familie: Schwab hielt sich zur liberalen Opposition, während sein Bruder Karl Heinrich Chef des Justizministeriums war. Schon 1833 wollte er sich losmachen, ließ sich aber dann doch wieder in Stuttgart festhalten. Das Ruhebedürfnis stellte sich bei ihm indessen immer mächtiger ein. Auch lockte es ihn, seine religiöse Meinung, die sich in den letzten Jahren mehr und mehr dem positiven Christentume zugewandt hatte, vor der Welt zu verkündigen. Das verdrießliche litterarische Gezänke, das infolge des Auftretens der Jungdeutschen entstand, brachte seinen Entschluß vollends zur Reife. Er bewarb sich um die freigewordene Pfarrei Gomaringen (O.A. Reutlingen) und erhielt im September 1837 seine Ernennung. Schwab fühlte sich an seinem neuen Aufenthaltsort, einem großen, am Fuße der Alb freundlich gelegenen Dorfe, bald wohl, und der Frohsinn kehrte ihm rasch zurück. Er widmete sich mit Ernst und Liebe seinem neuen Beruf. Er genoß die Freuden der Natur und trieb harmlose ländliche Beschäftigungen. Dabei mußte er geistige Anregungen keineswegs missen. Im Pfarrhause stellten sich viele Gäste ein, Schwab selbst pilgerte häufig nach Tübingen, wo ihm der Verkehr mit Uhland und anderen Gelehrten zu teil wurde, und reiste hin und wieder nach Stuttgart, wohin ihn mancherlei Geschäfte riefen, so namentlich die Kommission für das neue Landesgesangbuch, deren Mitglied er war, und die Enthüllung des Schillerdenkmales am 8. Mai 1839, wobei er die Festrede hielt. Die dadurch eingeleiteten Studien über diesen Dichter führten zu einem größeren, 1840 veröffentlichten Werke, „Schiller's Leben", das Schwab neben warmer Anerkennung auch herben Tadel eintrug; die eine Ausstellung ist mindestens nicht abzuweisen, daß er Schiller zu sehr für die christliche Weltanschauung zu retten suchte. Ferner zeitigte die Schiller-

feier eine ästhetisch-theologische Abhandlung über die Geniefrage, die, vereinigt mit einem Sendschreiben Ullmanns, 1840 unter dem Titel „Der Cultus des Genius" erschien. Von kleineren Arbeiten abgesehen, entstand noch in jener Periode das bei der Jugend sehr beliebt gewordene Lesebuch „Die schönsten Sagen des classischen Alterthums, nach seinen Dichtern und Erzählern" (drei Bände, 1838/40). Hier wie überall bewährte er sich als einen guten und geschmackvollen, wenn auch nicht eben glänzenden Prosaschriftsteller.

Die Gomaringer Idylle fand durch den Tod des jüngsten Sohnes, des Lieblinges der ganzen Familie, einen traurigen Abschluß. Der Mutter kam jetzt die Abgeschiedenheit schmerzlicher als früher zum Bewußtsein; außerdem drängten Schwabs Freunde, er solle sich um die erledigte Stadtpfarrei an der Stuttgarter Leonhardskirche melden. Er entschloß sich dazu und erfuhr auf einer Nordlandsreise den Erfolg seiner Bewerbung; Ende Juli 1841 bewerkstelligte er dann seinen Umzug nach der Hauptstadt. Seine Predigten rissen die Zuhörerschaft gerade nicht hin, waren aber doch beim gebildeten Publikum geschätzt. Besonders gerühmt wurde sein Konfirmandenunterricht. Andere Proben seines noch frischen Lehrtalentes legte er in den Litteraturstunden ab, die er einige Winter lang jungen Mädchen in seiner Wohnung erteilte. Später gab er den Litteraturunterricht an der obersten Klasse des Katharinenstiftes. 1844 wurde er als Hilfsarbeiter in den Studienrat berufen und trat nun das mit seiner Pfarrei verbundene lästige Dekanat für den Stuttgarter Amtsbezirk ab. Sein Predigtamt behielt er bei, bis er im folgenden Jahre zum Oberkonsistorialrat und Oberstudienrat befördert wurde. Nun fiel ihm ein großer Teil der Leitung der württembergischen Gelehrtenschulen zu: eine seinen Fähigkeiten und Neigungen gleichermaßen entsprechende Aufgabe. Zur Poesie und Schriftstellerei blieb nur noch wenig Zeit übrig. Doch stellte Schwab wenigstens 1842 eine schon in Gomaringen begonnene zweibändige Auswahl aus deutschen Prosaisten als Gegenstück zu seiner poetischen Mustersammlung fertig und gab 1846 in Gemeinschaft mit seinem Schwiegersohne Karl Klüpfel einen „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen" heraus, der seinen Zweck, die Gebildeten in der Wahl ihrer Lektüre zu beraten,

auf's beste erfüllte. Obgleich Schwab weit davon entfernt war, nochmals unter völlig veränderten Verhältnissen eine führende litterarische Stelle anzustreben, pflegte er doch die alten Beziehungen zu Dichtern, knüpfte neue an und nahm am geselligen wie am öffentlichen Leben regen Anteil. Bei mancherlei Anlässen zeigte sich übrigens, daß er sowohl in kirchlichen als in politischen Fragen von seinen freieren Anschauungen allmählich doch abgewichen war.

Schwab durfte noch erleben, wie seine Kinder selbständig wurden, wie von den beiden übrig gebliebenen Söhnen der ältere, Christoph, als Theologe und Lehrer in die väterlichen Spuren trat, der jüngere, Gustav, in Bremen und New-York als Kaufmann sein Glück machte. Er durfte noch alljährlich sich seiner Sommerreise freuen. Aber 1847 stellten sich in der Schweiz die ersten Anzeichen eines Herzleidens ein. Im Frühjahr 1850 mahnte eine bedenkliche Affektion stärker daran. Die folgenden Monate verliefen dann auf's fröhlichste: da durcheilte am 4. November 1850 die unerwartete Kunde die Stadt, Schwab sei in der vorhergehenden Nacht plötzlich an einem Herzschlage verschieden. Am 6. November wurde seine irdische Hülle unter großartiger Beteiligung, auch von auswärts, auf dem Hoppenlaufriedhofe beerdigt, am 23. November noch eine besondere Trauerfeier auf dem Museum veranstaltet. Später stellte man seine vom Münchener Bildhauer Zell modellierte Büste im Garten der Stuttgarter Liederhalle auf.

Vielseitigkeit ist der Grundzug von Schwabs Wirken. Jeder im Leben an ihn herantretenden Forderung hat er Genüge zu thun vermocht, in den verschiedensten Berufsarten hat er sich mit gleicher Geschicklichkeit zurechtgefunden. Seine schriftstellerische Thätigkeit umspannt die weitesten Gebiete. Heute folgt er dem Drange, sich in eigenen Dichtungen zu ergehen, morgen übersetzt oder kritisiert er fremde. Bald stellt er selbständige gelehrte Untersuchungen an, bald begnügt er sich mit der Aufgabe des Sammlers, Ordners, Herausgebers. Geographische, philologische, theologische Schriften bekunden, mit wie vielen Wissenszweigen er vertraut ist, wenn schon die Litteraturgeschichte sein bevorzugtes Fach bleibt. Hier ist er fast in allen Epochen, unter vielen Völkern heimisch. Seine Kenntnisse erstrecken sich von den Griechen und Römern

über das deutsche und romanische Mittelalter bis auf seine eigene Zeit. Dabei hat Schwab durchaus mit der Gegenwart und für die Gegenwart gelebt, hat sich gegen kein Interesse des Tages ablehnend verhalten. Aus dem weiten Umfange seiner Bildung, aus der großen Beweglichkeit und Spannkraft seines Geistes hat auch seine Poesie Nutzen gezogen. Mit seltener Gewandtheit verstand er es, sich Stoffe und Formen anzueignen. Seine Vertrautheit mit den technischen Hilfsmitteln, sein geläuterter Geschmack, sein sicherer Einblick in die Aufgaben und Ziele der Dichtkunst verliehen einer auf schwachem natürlichen Grunde ruhenden Begabung starke Stützen. So erlangte er — bei seinen Zeitgenossen wenigstens — auch als Poet mehr Geltung, als sein Talent rechtfertigte, dem die Ursprünglichkeit und Tiefe fehlte. Er selbst war sich dieses Mangels klar bewußt und sprach es in verschiedenen Formen aus, daß er die echte lyrische Empfindung, die ihn an anderen so mächtig ergreife, aus sich gar nicht erzeugen könne. Er selbst erkannte dankbar und bescheiden an, was er Uhland schulde: ihn nannte er Lehrer und Meister, sich Schüler und Gesellen, ihm räumte er sogar als seinem „poetischen Gewissensrat“ unmittelbare Einwirkung auf sein künstlerisches Schaffen ein.

Schwab hat sich auf die rein lyrischen und lyrisch-epischen Gattungen der Poesie beschränkt. In der Jugend bevorzugte er jene, in späteren Zeiten diese. Der dichterische Trieb waltete stark vom neunzehnten Jahre bis über das dreißigste hinaus, um dann rasch nachzulassen, ohne daß der Quell je ganz versiegte. Im allgemeinen zeichnen sich seine früheren Erzeugnisse mehr durch Frische und Wärme, die anderen mehr durch Reife aus.

Jeder Empfindung zugänglich, für jeden Gedanken empfänglich, hat Schwab in seinen Liedern nicht vermocht, sich einer einzelnen Empfindung mit leidenschaftlichem Nachdrucke zu überlassen, einen einzelnen Gedanken in seiner vollen Tiefe zu erfassen und zu erschöpfen. Seine Lyrik geht mehr in die Breite: was sich nur immer seinem regen Geiste darbietet, wird ihm zum Gedichte. Wohl steht es dem Lyriker frei, der geringfügigsten Gegenstände sich zu bemächtigen, aber dann muß er sie durch echt poetischen Schimmer zu verklären wissen. Eben diese Gabe besitzt Schwab

nicht im wünschenswerten Maß: es findet sich zu viel des Nüchternen, Alltäglichen, Hausbackenen, kurz des Prosaischen bei ihm. Auch ist er vielfach zu gedehnt, arbeitet die Hauptidee nicht scharf genug heraus, läßt die Nebenbeziehungen überwuchern. Angenehm wirken dagegen seine Treuherzigkeit, sein gesundes Lebensgefühl, seine innere Heiterkeit, die auf dem festen Grund einer glücklichen Gläubigkeit fußt. Wo er seinen ungezwungen munteren Sinn frei walten läßt, erfreut er am meisten. So in seinen Gesellschaftsliedern, namentlich in dem noch heute von Studenten viel gesungenen „Lied eines abziehenden Burschen", in seinem reizenden „Schlittenlied", in seinen Natur- und Wanderliedern, die hauptsächlich die teueren Berge und Fluren der Heimat verherrlichen. Den erhabenen Ton trifft er nicht so gut wie den naiven; doch sind ihm wenigstens die in der Mitte liegenden ernsten Tonarten geglückt, sobald er seine Neigung zu rhetorisierender Breite überwunden hat. Von den erotischen Gedichten sprechen die, welche seiner Sophie gewidmet sind, am meisten an. Die religiöse Lyrik hat er nicht allzu häufig, aber mit Erfolg gepflegt. Sein Lied „Am Morgen des Himmelfahrtstages" hat mit Recht Aufnahme in das württembergische Landesgesangbuch gefunden. Bezeichnend für seine versöhnliche Denkart ist das gute Lehrgedicht „Christus und die Vernunft", das zwischen dem Kultus der letzteren und der christlichen Strenggläubigkeit zu vermitteln sucht. Auch Zeitereignisse hat Schwab dann und wann behandelt, dagegen an dem litterarischen oder sonstigen Tagesstreite nur ganz ausnahmsweise öffentlichen Anteil genommen; zahlreiche, zum Teile scharfe Epigramme polemischer Art sind von ihm zurückgehalten worden. Seinen Fest- und Gelegenheitsdichtungen im engeren Sinne darf zum mindesten sicherer Takt nachgerühmt werden.

Die Stoffe zu seinen Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen hat Schwab mit Vorliebe der schwäbischen Geschichte und Sage entnommen, andere hat er aus der benachbarten Schweiz, aus der deutschen Vergangenheit, aus der nordischen oder romanischen Helden- und Ritterwelt, kurz, wo sie immer zu finden waren, geholt. Häufig sind die von ihm ausgewählten Gegenstände weder recht geeignet noch bedeutend genug, worüber man

sich übrigens bei der Masse seiner epischen Produktion nicht wundern darf. Häufig steht auch der Umfang seiner Gedichte zu ihrem Inhalt im Mißverhältnis. Selten trifft Schwab den dramatisch knappen Ton der Ballade; das erzählende Element herrscht zu sehr vor, der leitende Gedanke ist nicht mit der erforderlichen Bestimmtheit ausgeprägt. Andere Stücke leiden an romantischer Unklarheit und Verschwommenheit. Manchmal ist ihm indessen doch der echte Balladenwurf gelungen, so in seinem bekanntesten Gedichte, „Das Gewitter“, wo der glücklich angebrachte Refrain die Wirkung erhöht, und in dem Mahl zu Heidelberg. Im ganzen gebührt unter seinen Erzeugnissen erzählender Art denen der Vorzug, in welchen frisch volkstümliche Töne angeschlagen sind, obgleich auch hier nicht selten triviale Wendungen stören. Gerne preist er die Macht reiner und edler Menschlichkeit über verwilderte Gemüter, gerne schildert er auch das würdige und selige Ende eines Menschenlebens.

Wiederholt hat Schwab umfangreichere Themata in sogenannten Romanzenkränzen behandelt, einer bequemen und lockeren Kunstform, die wenigstens so, wie sie von unserem Dichter geübt wird, nicht recht befriedigt. Der epische Stoff ist zerpflückt, kann nicht im Zusammenhange genossen werden, und die einzelnen Romanzen sind wiederum in sich nicht abgeschlossen, für sich nicht verständlich. Zumal an dem frühesten und umfangreichsten dieser Cyklen, der Herzog Christophs Jugendleben zum Gegenstande hat, läßt sich kaum etwas anderes als die gute patriotische Meinung loben. Siebenunddreißig langweilige Romanzen in unerträglicher Bänkelsängermanier, zu der Schwab durch das Bestreben, recht volkstümlich zu sein, verführt worden ist! Auch ist hier die Form nachlässiger, das Versgefüge holpriger, als es sonst die Gepflogenheit des mit der Technik wohl vertrauten Dichters ist. Glücklicher in der Anlage und sorgfältiger in der Ausführung sind die zwei anderen historischen Romanzenkränze „Der Appenzeller Krieg“ und „Die Kammerboten in Schwaben“. Einem noch günstigeren Stoff, der Sage von Robert dem Teufel, den Schwab seinem Freund Uhland verdankte, wußte er nicht viel abzugewinnen. Dagegen gehört die Legende von den Heiligen drei Königen zu Schwabs besten Werken.

Der Zug der morgenländischen Fürsten zur Krippe nach Betlehem und die sich daran knüpfenden biblischen Ereignisse werden vortrefflich in schlichter Sprache dargestellt, ohne daß der Verfasser diesmal auf eine zu niedrige Stufe herabsinkt. Endlich verdient etwa noch die freilich neuerdings überholte Bearbeitung des Walthariliedes Erwähnung.

Drittes Kapitel.

Eduard Mörike und seine Jugendfreunde.

Im 18. Jahrhundert hatte sich die schöne Litteratur in Württemberg ohne die Beihilfe, ja teilweise unter dem Widerstande der Landesuniversität Geltung verschafft. Das änderte sich im 19. gründlich. Die studentische Jugend, die ja in erster Linie zur Pflege der Poesie berufen ist, unterzog sich dieser Aufgabe mit Begeisterung und stieß dabei von seiten ihrer Vorgesetzten, ihrer Lehrer nicht mehr auf Hindernisse, sondern auf mannigfache Förderung. Vor allem unterstützten die Professoren, welche selbst Dichter waren, die ästhetischen Bestrebungen ihrer Schüler: Conz, besonders nachdrücklich Uhland während seiner kurzen akademischen Thätigkeit, später Moriz Rapp, Fr. Th. Vischer. So fiel seit den Tagen, da Kerner und Uhland von Tübingen aus unter ihren Landsleuten das Evangelium der romantischen Litteratur verbreitet hatten, der poetische Frühling der meisten schwäbischen Dichter mit ihren Tübinger Universitätsjahren zusammen. Stadtstudenten und Stiftler wetteiferten miteinander im Dienste der Muse. Bald schritt die Poesie im Gefolge der burschenschaftlichen Bestrebungen einher, bald bildete sie die Würze vertrauterer Freundeskreise. Doch in ihr tiefstes und reinstes Wesen haben keine anderen so wonnevolle Blicke gethan als die Jünglinge, die sich in den zwanziger Jahren um Eduard Mörike scharten.

Eduard Mörike hat am 8. September 1804 in Ludwigsburg das Licht der Welt erblickt. Die Familie, der er angehörte, war vor langen Zeiten aus Norddeutschland nach Schwaben einge-

wandert, und eine seiner Urmütter leitete ihre Abstammung auf Martin Luther zurück. Der Vater, Dr. Karl Friedrich Mörike, wirkte, wie auch schon der Großvater, als angesehener Arzt in Ludwigsburg; die Mutter, Charlotte Dorothea Beyer, eine Pfarrerstochter, war eine vortreffliche Frau, die bis an ihr Ende dem Herzen ihres Sohnes die Nächste blieb. In einem Kreis älterer und jüngerer Geschwister wuchs Eduard auf. Der schöne und zarte blondhaarige Knabe verriet schon frühzeitig das eigentümliche Gepräge seines Geistes. Von träumerischem Wesen, wußte er seinen Kinderspielen eine gewisse Weihe zu geben, liebte er es, weltentrückt in einem selbst geschaffenen Märchenreiche zu weilen. Heiter und sorglos eilten ihm die Jahre der ersten Jugend dahin, bis ihn der Tod des Vaters im Herbst 1817 an den Ernst des Menschenlebens mahnte. Den ersten Unterricht hatte er in der Ludwigsburger Lateinschule genossen: jetzt sollte er das hauptstädtische Gymnasium besuchen. Ein Oheim, Oberjustizrat, später Obertribunalpräsident E. Fr. Georgii, nahm ihn bei sich auf. In dem angesehenen Hause dieses bedeutenden Mannes gingen manche Geistesgrößen an dem Knaben vorüber. Doch nahm sein Hang zur Einsamkeit eher zu als ab. Sein mildes und weltscheues Wesen ließ ihn für den Beruf des Geistlichen besonders geeignet erscheinen — eine Wahl, die übrigens schon die Mittellosigkeit der Familie bedingte. So trat er Herbst 1818 nach erstandenem Landexamen in das Seminar Urach ein. Hier vertiefte sich seine schon in Stuttgart hervorgetretene Neigung zum klassischen Altertume, zumal zu den Hellenen, mehr und mehr. Hier zog aus der herrlichen Gebirgsumgebung das ihm angeborene Naturgefühl reichliche Nahrung und weckte wiederum in dem Inneren des heranreifenden Jünglings eine Fülle poetischer Stimmungen, die er schon in Worten, in Liedern festzuhalten suchte. Hier entstanden ferner innige Freundschaftsbündnisse, die allen Wechselfällen des Lebens Trotz boten. Kurz, alles wirkte zusammen, daß sein Uracher Aufenthalt von wohlthuenden Folgen für seine geistige Entwicklung war und ihm zeitlebens in freundlicher Erinnerung stand.

Herbst 1822 siedelte Mörike als Stiftsstudent nach Tübingen über. Gab er sich auch seinem theologischen Berufsstudium nicht

mit übermäßigem Eifer hin, so waren doch die damit in Verbindung stehenden philosophischen Vorlesungen und Uebungen für ihn ein nicht zu unterschätzendes Bildungsmittel. Sein Gesundheitszustand war häufig unbefriedigend und blieb sein ganzes Leben über starken Schwankungen unterworfen, die sich ihm höchst unangenehm fühlbar machten, obschon die thatsächlich vorhandenen Krankheitserscheinungen den subjektiven Empfindungen von Unbehagen keineswegs entsprachen. Am studentischen Treiben nahm er wenig Anteil, von Studentenverbindungen, Studententracht wollte er nichts wissen, und an der Burschenschaft sprangen ihm die lächerlichen Seiten so sehr in die Augen, daß er entschiedenen Widerwillen gegen sie faßte. Er errichtete, wie sein Freund Strauß sagt, schon auf der Hochschule eine Art Freimaurerloge um sich her, aus welcher alle Profanen ausgeschlossen waren. Aber glücklich, wer Zutritt zu dem engen Kreis erlesener Genossen fand, in dem der seelenvolle Jüngling herrschte, bald durch die Aeußerungen einer seltenen Dichterphantasie seine Freunde entzückend, bald sie durch sein mimisches Talent ergötzend! Für jeden, der ihm nahe trat, war er die Verkörperung der Poesie; er verstand es, auf seine Umgebung wahrhaft erhebende und begeisternde Wirkungen hervorzubringen. Unter Mörikes Uracher Kameraden, die mit ihm aus dem Seminar in das Tübinger Stift übergetreten waren, standen ihm Hartlaub und Mährlen besonders nahe. Wilhelm Hartlaub (1804—1885) aus Wermutshausen (O.A. Mergentheim), dessen stilles Dasein sich fast ganz in den drei Pfarrhäusern zu Wermutshausen, Wimsheim bei Leonberg und Stöckenburg bei Hall abgespielt hat, blieb zeitlebens der würdige Vertraute und treubesorgte Berater Mörikes, der selbst einmal dieses schöne Verhältnis treffend als „einen ewigen Kreislauf der Liebe“ bezeichnet hat. Ohne selbst über eine produktive Ader zu verfügen, war der hochgebildete und namentlich in der klassischen Musik ungemein bewanderte Hartlaub doch vielleicht der beste Kenner und feinsinnigste Beurteiler, den die Muse Mörikes je gefunden hat, und mit gutem Grunde hat dieser ihm seine erste Gedichtsammlung gewidmet. Auch Johannes Mährlen (1803—1871) aus Ulm war nicht Dichter, vertauschte aber frühzeitig die theologische Laufbahn mit der publizistischen,

wurde nach einigen Jahren journalistischer Wirksamkeit 1832 Lehrer für allgemein bildende Fächer an der Stuttgarter Gewerbeschule, dem späteren Polytechnikum, und später Professor für Nationalökonomie und Gewerbestatistik an derselben Anstalt, nachdem er sich wissenschaftlich und praktisch für diesen Beruf umgebildet hatte. Sein Name ist in der Geschichte der gewerblichen Entwicklung Württembergs rühmlich eingetragen. Auch er bewährte sich in mancherlei Lagen als stets zuverlässigen und hingebenden Freund Mörikes. Während dessen Universitätszeit standen jedoch die Dichterfreundschaften mit Ludwig Bauer und Wilhelm Waiblinger noch mehr im Vordergrunde. Ludwig Amandus Bauer, am 15. Oktober 1803 zu Orendelsall (O.A. Oehringen) geboren, war der Herkunft nach Franke, aber alle seine Lebensbeziehungen stempelten ihn bald zum Schwaben. Sein Vater, Pfarrherr in Orendelsall, erteilte den ersten sorgfältigen und umfassenden Unterricht dem Sohne, der nach einer Vorbereitungszeit beim Brackenheimer Präzeptor 1817 in das Seminar Blaubeuren eintrat. Professor Baur, der nachmalige gefeierte Tübinger Universitätslehrer, wußte ihn hauptsächlich für das klassische Altertum zu begeistern. Auch nachdem er 1821 als Stiftler die Landesuniversität bezogen hatte, zeigte er für Philosophie, Philologie und Geschichte größeren Eifer als für sein Berufsstudium, die Gottesgelehrsamkeit.

Wie so ganz anders, als die in ruhigen, gewöhnlichen Bahnen dahingeflossenen Jugendjahre Mörikes und Bauers, hatte sich die Entwicklung Waiblingers gestaltet! Wilhelm Friedrich Waiblinger war am 21. November 1804 zu Heilbronn als Sohn eines Subalternbeamten geboren. Frühzeitig kam er dann nach Stuttgart, erhielt am dortigen Untergymnasium die erste Ausbildung. Kräftig entfalteten sich die blendenden Geisteseigenschaften des frühreifen Knaben, glühende Lern- und Wißbegier, die sich freilich nicht in die Schablone eines pedantischen Schulunterrichtes einzwängen ließ, erfüllte ihn. Aber nicht weniger deutlich traten bedenkliche Charaktereigenschaften hervor: Eitelkeit, Selbstliebe, Eigenwille, Herrschsucht. Die Erziehungskunst der Eltern erwies sich nicht stark genug, um den gefährlichen Naturanlagen des Sohnes erfolgreich entgegenzuwirken. Was er betrieb, that er mit Leidenschaft. Seine rege

Phantasie warf sich der Reihe nach auf die verschiedensten Gegenstände. Bald suchte er das Weltall in den Kreis seines Zeichenstiftes und Malpinsels zu bannen, bald erzählte er dem atemlos lauschenden Chore bewundernder Kameraden, die er abwechslungsweise mit schwärmerischen Liebesbezeugungen überhäufte und tyrannisierte, die wunderbarsten Geschichten, deren Held stets er selber war, oder inszenierte gar einen kleinen Liebesroman mit tragikomischem Abschlusse. Vom neunten Jahr an nahm die ihm durch Voß' Uebersetzung vermittelte Heldenwelt Homers sein Denken und Fühlen in Anspruch, dann erfaßte ihn die Theaterwut, und er tragierte auf seinem Puppentheater selbstentworfene Stücke. Im dreizehnten Jahr endlich kam der Drang über ihn, Verse zu machen, und er gab auch diesem mit dem ihm eigenen Ungestüme nach. Es war nicht nach Waiblingers Geschmack, als er sich 1817 infolge der Versetzung seines Vaters plötzlich aus der Residenz in die Landstadt Reutlingen verbannt sah. Die dortigen Philister schienen ihm unerträglich, und auf die vormals reichsstädtische Jugend, die mit ihm auf denselben Schulbänken saß, schaute er stolz herab. Um so größere Fortschritte machte er hier, wo es wenig Zerstreuung gab, in den klassischen Sprachen, zu denen der verständige Rektor Gayler ihm Liebe einimpfte. Derselbe Lehrer leitete auch seine Privatstudien, die sich hauptsächlich auf die deutsche Litteratur bezogen. Er verschlang der Reihe nach die großen deutschen Dichter und ahmte sie in eigenen Erzeugnissen stufenweise nach. Nach der Konfirmation wurde der Jüngling, der sich selbst zum Juristen bestimmt hatte, Frühjahr 1819 als Inzipient auf die Uracher Oberamtsgerichtskanzlei gebracht, um zunächst das Mechanische des Berufes praktisch zu erlernen. Die Schreiberarbeiten, denen er sich zu unterziehen hatte, bereiteten ihm wenig Freude, und sein Oberamtsrichter hatte Grund genug, sich über den widerspenstigen Zögling bitter zu beklagen. Nebenher fuhr Waiblinger fort, sich emsig mit klassischer Philologie und deutscher Litteratur zu beschäftigen, nahm auch an einzelnen Unterrichtsstunden im Seminare teil. An dem als Oberfinanzrat in Stuttgart verstorbenen Aktuare Friedrich Eser (1798—1873), einem fein gebildeten Manne, gewann er einen treuen Freund und besonnenen Berater, dessen Bemühungen

nicht wenig dazu beitrugen, daß er Frühjahr 1820 aus der Uracher Schreibstube erlöst und in das Stuttgarter Obergymnasium verpflanzt wurde. Der hochgewachsene Jüngling mit den glänzenden Augen, der bleichen Gesichtsfarbe, dem braunen auf den Nacken herabfallenden Gelocke, der die Gestalt des von der deutschen Jugend vergötterten Sand hatte und sich nach dessen Vorbild trug, blieb in der Hauptstadt nicht unbemerkt. Mehr noch als seine poetische Erscheinung fiel seine geistige Frühreife, seine für einen Gymnasisten unerhörte Lebensweise auf. Strotzende Körperkraft und zähe Gesundheit, die das Schlafbedürfnis auf das denkbar geringste Maß herabsetzten, staunenswerte Arbeitsfähigkeit und seltene Energie gestatteten ihm, den verschiedenartigsten Beschäftigungen gleichzeitig mit demselben nachhaltigen Ernst obzuliegen. Er kam seinen Pflichten als Schüler nach, verlegte aber den Schwerpunkt seiner Studien auf die Privatarbeit. Seine Kenntnisse im Griechischen verblüfften: er kannte Homer fast auswendig, studierte die Tragiker und Aristophanes. Er lernte Englisch, um Shakespeare im Originale lesen zu können. Die zeitgenössische Litteratur verfolgte er auf's genauste. Immer noch übte das Theater auf ihn große Anziehungskraft. Er plante mehrere Schauspiele; einige satirische Lustspiele in der Art des Aristophanes und ein exzentrisches Trauerspiel, „Haß und Liebe“, im Stile der Räuber gelangten auch zur Ausführung. Er knüpfte mit Mimen persönliche Verbindungen an. Von dem trefflichen Charakterdarsteller Gnauth ließ er sich die Rolle des Franz Moor einstudieren und dachte eine Zeit lang daran, sich ganz der Bühne zu widmen. Der Verkehr mit den bedeutendsten Männern Stuttgarts bot ihm eine Fülle von Anregung. Er fand bei dem von ihm damals bewunderten Matthisson, bei Haug und Weisser, bei Uhland Zutritt. Diese alle ermunterten und berieten ihn in seinen poetischen Versuchen. Besonders aber nahm sich Waiblingers Lehrer Gustav Schwab des talentvollen Schülers an, nicht ohne dessen vorzeitiger Geniesucht und sonstigen Fehlern energisch entgegenzutreten. In dem Rappschen Haus, in Danneckers Atelier, in der Galerie der Brüder Boisserée ging der Jüngling aus und ein und legte so den Grund zu einem achtbaren Wissen auf dem Gebiete der bildenden Künste. Seinen Mitschülern gegen-

über verhielt er sich ziemlich zurückhaltend, doch trat er wenigstens zu Moriz Rapp und einigen anderen in ein näheres Verhältnis. Mehr schmeichelte es seiner Eitelkeit, mit Tübinger Studenten, wie Paul Pfizer, Georg Rapp, dem Historiker Stälin, schriftlichen und gelegentlich auch persönlichen Verkehr zu pflegen. Daß die Liebe schon in Waiblingers damaligem Leben eine wichtige Rolle gespielt hat, versteht sich fast von selbst. Mit harmlosen Schwärmereien wechselte eine ernsthafte Leidenschaft für ein schlichtes Mädchen, das mit ihm zugleich das Haus von Verwandten bewohnte; die Hindernisse, auf die er stieß, schürten den Brand, und der Dämon der Eifersucht steigerte seine Raserei bis zu einem Selbstmordversuch. Er selbst hat sich über die Leiden und Freuden seiner Liebe wie überhaupt über alle seine äußeren und inneren Erlebnisse in ausführlichen Tagebüchern gewissenhaft Rechenschaft abgelegt. Was aber nun ebenso merkwürdig als bezeichnend für seinen Charakter ist: er schrieb diese Blätter nicht für sich allein, sondern von vornherein mit dem Gedanken an die Oeffentlichkeit. Er war überhaupt kaum fähig, etwas in sich zu verschließen: sein ganzes Wesen drängte nach Aeußerung, nach Mitteilung. Das war das Südländische, das der germanischen und insbesondere der schwäbischen Art Widersprechende in seiner Natur; das eben war es, was seine engeren Landsleute an ihm nicht fassen und ihm darum nicht verzeihen konnten. Er zeigte sich stets bereit, das Heiligste, was er gefühlt, das Süßeste, was er genossen, das Bitterste, was er erfahren hatte, nicht etwa in künstlerisch objektivierter, sondern in rein persönlicher Weise auf den Markt zu werfen. Sein Lieblingswunsch, die Tagebücher drucken zu lassen, ließ sich zwar nicht verwirklichen, aber er gönnte zahlreichen Freunden und Bekannten Einblick. Er lieh sie aus, versandte sie, und so kamen sie in die Hände Unberufener, Uebelwollender, während es doch in seinem eigenen Interesse gewesen wäre, diese Ergüsse, in denen er der rücksichtslosesten Offenheit und Ehrlichkeit gegen sich selbst frönte, vor jedem fremden Auge strenge zu hüten. Diese Unvorsichtigkeit hat viel dazu beigetragen, ihn in einen Ruf zu bringen, der weit schlimmer war als er selbst.

Unter dem Einfluß eines Juni 1822 ausgeführten Besuches

bei dem wahnsinnigen Hölderlin in Tübingen entwarf Waiblinger den Plan zu seinem Romane „Phaethon", über dessen Vollendung der Rest seines Stuttgarter Aufenthaltes verstrich. 1823 kam das Werk in den Buchhandel, von einzelnen Gedichten abgesehen, seine erste zum Drucke geförderte Arbeit. Noch vor ihrem Erscheinen hatte Waiblinger die Tübinger Hochschule bezogen, um sich im Stift auf den theologischen Beruf vorzubereiten. Man sah in der Musenstadt dem Ankömmlinge mit begreiflicher Spannung entgegen. Bald staunte man ihn als Genie an, und viele setzten auf seine Zukunft keine geringeren Hoffnungen als er selbst, was gewiß nicht wenig sagen wollte. Waiblinger hielt sich von dem gewöhnlichen Burschenleben, das ihm abgeschmackt erschien, fern. Dagegen kam sein reicher Geist, sein kühnes Streben, seine beflügelte Beredsamkeit in engeren Kreisen, die sich ihm willig aufthaten, zur rechten Geltung. Aber so leicht es ihm wurde, neue Freunde zu gewinnen und deren Bewunderung zu erregen, so wenig verstand er es, sich die alten Freunde zu bewahren. Seine anspruchsvolle, herrische Liebe wurde denen, die er damit beschenkte, oft genug zur Qual; er verkümmerte den anderen das Recht der Individualität, das er für sich selber im höchsten Maße beanspruchte.

Indessen hielt Waiblingers enger Bund mit Mörike und Bauer geraume Zeit vor. Waiblinger und Mörike, die gleichzeitig in das Stift eintraten, hatten sich schon vorher kennen gelernt. Bauer war den beiden um ein Jahr voraus. Er und Waiblinger fanden sich zuerst: in einem einsamen Kreuzgange ward die Freundschaft zur Mitternachtsstunde feierlich beschworen. Durch Waiblinger wurde dann Mörike zu Bauer geführt. Bald schlossen sich die drei enge zusammen, durch gemeinsame poetische, romantische Neigungen, durch das phantastische Bestreben, die Poesie in Wirklichkeit umzusetzen, aneinander gefesselt. Mörike hatte es schon früher geliebt, sich in eine einsame Waldhütte, in einen verborgenen Pavillon zu flüchten, wenn er sich geistigen Genüssen überlassen oder Zwiesprache mit der Muse halten wollte. Ohnehin mußte man, wenn man ungestört sein wollte, das jedermann zugängliche Stift meiden. So trieben die Freunde ihr Wesen auf einsamen Waldpfaden, in einem geheimnisvollen Brunnenstübchen, vor allem aber in einem

Gartenhäuschen auf dem Oesterberge, das Waiblinger den Tag über bewohnen durfte. Hier, wo der Tradition nach einst Wieland gehaust hatte, pflegten sie gemeinsam die jugendlichen Ideale, lasen in den Meisterwerken deutscher wie ausländischer Litteratur, vertieften sich in den göttlichen Homer, staunten Shakespeares weltumfassendes Genie an, ließen die Schöpfungen des einzigen Goethe auf sich wirken. Hier gaben sie sich ihren romantischen Phantastereien hin, schwelgten in selbstgeschaffenen Wunderwelten, gefielen sich in Spielen jugendlich übermütigen Humors. Künstlich pflegten sie die Stube bei Tag zu verdunkeln und durch Kerzen zu erleuchten. An diesem Ort empfingen sie auch den unglücklichen Hölderlin, dem sie die wärmste Teilnahme schenkten. Waiblinger fühlte sich durch Mitleid, pathologisches Interesse und vielleicht auch das Gefühl geistiger Verwandtschaft zu ihm so mächtig hingezogen, daß er während seinem ganzen Tübinger Aufenthalte mit ihm Verkehr pflog. Die Studie, die er in Italien Hölderlin widmete, gehört zum Besten, was er geschrieben hat. Natürlich unterhielten sich die drei Gefährten auch von ihren dichterischen Plänen und Entwürfen, teilten das Vollendete einander mit. Mörike streute von seinen lyrischen Perlen aus; ein im Jahr 1824 verfertigtes Trauerspiel ließ er alsbald wieder in Rauch aufgehen. Waiblinger entrichtete in seinen 1823 gedruckten „Liedern der Griechen“ der damals Deutschland beherrschenden Begeisterung für die Sache dieses Volkes seinen Zoll und erntete damit mehr Beifall als mit seinem Phaethon. Seine durch Byron angeregte poetische Erzählung „Kalonasore“ fand im Freundeskreise freudige Zustimmung; ein neuer Roman Feodor wurde dagegen den Flammen geweiht. In der ersten Zeit waren die Beziehungen zwischen Waiblinger und Bauer besonders innig, ja leidenschaftlich; Mörike zog sich immer wieder gern auf sich selbst zurück und lehnte mit sanfter Zähigkeit fremde Einflüsse ab. Der weichherzige Bauer dagegen gab sich Waiblinger ganz hin, und dieser überschüttete den fügsamen und in Bewunderung zu ihm emporschauenden Freund mit Zärtlichkeit. Bestand konnte ein solches Verhältnis bei der Verschiedenheit der beiderseitigen Naturen nicht haben. Sobald Bauer die Erkenntnis aufging, daß durch den erdrückenden Einfluß Waiblingers die

selbständige Entwicklung seines Wesens gefährdet sei, mußte er sich davon zu befreien suchen. So lockerten allmählich heftige Stürme den Freundschaftsbund, der schon viel an Idealität eingebüßt hatte, als 1824 ein unglücklicher Liebeshandel Waiblingers den endgültigen Bruch herbeiführte. In demselben Jahre schlug eine leidenschaftliche Liebe Mörike wie Waiblinger in Fesseln. Jener erglühte für eine geheimnisvolle Landstreicherin, Maria Meyer, die ihm im Zauber verführerischer Weiblichkeit entgegentrat, ihn durch eine für ihren Stand ungewöhnliche Geistesbildung fesselte. Doch bald mußte er erkennen, daß sie seiner unwürdig sei. Er riß sich los, tief verwundet in seinem Herzen, das schon zuvor durch den Tod eines geliebten älteren Bruders, August, stark erschüttert war. Der Liedercyklus „Peregrina" erzählt von den Stimmungen jener Tage. Während in Mörikes gesunder Natur diese Kämpfe und Leiden keine dauernden Spuren zurückließen, wurde für Waiblinger sein vertrautes, doch offenbar reines Verhältnis zu der geistvollen und mit allen Reizen des semitischen Stammes geschmückten Jüdin Julie Michaelis verhängnisvoll. Ein elender Nebenbuhler führte einen öffentlichen Skandal herbei, der Stadtklatsch bemächtigte sich des Falles, ein Prozeß entstand, in den auch Waiblinger verwickelt wurde, und obgleich er sich rechtfertigen konnte, war es nun doch um seinen guten Ruf geschehen. Bauer, der Waiblingers Vertrauter, wohl auch sein Warner in allen Stadien dieses Liebesdramas gewesen war, erhielt einen mütterlichen Befehl, mit jenem zu brechen. Als guter Sohn gehorchte er, und gewiß benützte er gerne dieses Gebot der Pflicht, sich von dem unheimlichen Freunde loszumachen. Mörike wandte sich niemals ganz von Waiblinger ab, versagte ihm und seinem Geschicke niemals die Teilnahme, wenn in der Folge auch die Wege beider mehr auseinander gingen, ihr Umgang seltener wurde.

Waiblinger, mit den Besseren mehr und mehr zerfallen, geriet in eine seiner unwürdige Gesellschaft. Die damaligen Erfahrungen sammelten in seinem Herzen ein hohes Maß von Bitternis an und machten ihm Tübingen, die Heimat überhaupt verhaßt. Seine Menschenverachtung nahm zu, der cynische Zug seines Wesens bildete sich schärfer aus, in der Liebe blieb er fortan nicht mehr

„der platonische Narr“, der er nach seiner Versicherung bis dahin gewesen war. In seinen litterarischen Erzeugnissen trat die satirische Ader jetzt stärker hervor. Der Roman „Lord Lilly“, in dem er sich selbst und seine Freunde porträtiert hat, ist nicht auf die Nachwelt gekommen. Die satirische Flugschrift „Drei Tage in der Unterwelt“ erschien 1826, ein umfangreicheres Werk derselben Gattung, „Vampyr Olura“, blieb ungedruckt. Die Dichtung Kalonasore wurde mit ein paar ähnlichen 1826 unter dem Titel „Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands“ veröffentlicht, und dieses Buch begründete mehr als die früheren seinen Dichterruhm, namentlich in Norddeutschland. Für das in kurzer Frist Ende 1825 vollendete Trauerspiel „Anna Bullen“ fand sich zunächst kein Verleger, und die Hoffnung, es in Stuttgart oder anderswo auf die Bühne zu bringen, scheiterte. Auch mit allerhand Zeitungen, mit Buchhändlern, mit Redakteuren und Schriftstellern von Einfluß, wie Winkler in Dresden, Müllner und Menzel in Stuttgart, knüpfte Waiblinger Verbindungen an. Zu dieser fieberhaften Thätigkeit trieb ihn nicht nur sein brennender Ehrgeiz, sondern auch die Sorge um seine Zukunft. Seine einzigen ernsthaften Studien hatten sich auf die schöne Litteratur und allgemein bildenden Fächer bezogen, die Theologie war ganz hintangesetzt worden, auch der methodischen Philosophie hatte er wenig Geschmack abgewonnen. Aus dem Stifte wurde er schließlich nach zahllosen Noten und Karzerstrafen September 1826 ausgeschlossen. Im württembergischen Kirchendienste hatte er also nichts Gutes zu erwarten, auch wenn er selber Lust gehabt hätte, in einem Berufe zu verharren, für den er nimmermehr taugte. Zunächst bemühte er sich um einen Hofmeisterspoſten. Italien schwebte ihm als Ziel seiner Sehnsucht vor Augen. Er hatte schon wiederholt Ausflüge nach Oberitalien unternommen und jedesmal den glühenden Wunsch heimgebracht, einst ganz in diesem Wunderlande leben zu dürfen. Da eröffnete sich ihm eine Aussicht, die seine kühnsten Träume überstieg. Freiherr von Cotta wollte, infolge der Vermittlung Schwabs, auf seine Kosten den jungen Dichter zwei Jahre lang Italien und Sizilien bereisen lassen, und dieser sollte zum Ersatze dafür den Cottaschen Unternehmungen seine Feder leihen. Aber

Waiblinger war unbedacht genug, die Empfindlichkeit des Buchhändlerfürsten zu reizen, und so mußte er, statt mit einem festen Wechsel, mit einem bescheidenen Vorschuß Oktober 1826 die Reise antreten, die er nicht mehr rückgängig machen wollte.

Anfangs ließ sich alles vortrefflich an. Wie mochte er nur schon bei dem Gedanken aufatmen, aus engen Verhältnissen, aus einer engherzigen Umgebung für immer befreit zu sein, hinausziehen zu dürfen in die ungemessenen Weiten, nach denen sein feuriger Geist sich sehnte! Frohgemut pilgerte Waiblinger durch Oberitalien nach der ewigen Stadt. Ausgestattet mit der höchsten Fähigkeit, das Schöne in sich aufzunehmen, gab er sich rückhaltlos den machtvollen Eindrücken des italischen Himmels, der italischen Kunst hin. In Rom staunte er wechselweise die erhabenen Werke der Vergangenheit an und stürzte sich in das bunte Volksleben der Gegenwart. Er konnte halbe Nächte in zweifelhaften Kaffeehäusern verbringen in Gesellschaft der niedersten Volksklasse. Wenige Deutsche haben denn auch den italienischen Volkscharakter so genau wie er kennen gelernt. Die Landessprache beherrschte er bei seinem ungewöhnlichen Sprachtalente bald wie ein Eingeborener. Kurz, er fühlte sich nach wenigen Monaten als ganzen Italiener, es schien, als ob er jetzt erst seine wahre Heimat gefunden habe. Er verkehrte auch mit den in Rom weilenden Deutschen: Graf Platen erwies sich ihm freundlich, mit den Künstlern hielt er anfangs gute Kameradschaft. Doch bald gestaltete sich seine äußere Lage mißlich, kam der Kampf mit der bittersten Not des Lebens. Cotta, den Waiblingers schriftstellerische Leistungen nicht zufrieden stellten, zog die Hand ganz von ihm ab. Er mußte sich auf das Borgen verlegen, und trotzdem wußte er oftmals nicht, wie er sich kleiden, womit er sich nähren sollte. In seinem herabgekommenen Aufzuge wurde er zum Gespötte der Gassenjungen und der deutschen Maler, die er freilich in guten Tagen durch Uebermut gereizt haben mochte. Genelli und andere stellten von ihm Karikaturen her, die in Bücherläden feilgeboten wurden, und gegen dieses drastische Kampfmittel konnten seine beißendsten Epigramme nicht aufkommen. In Schwaben verbreiteten sich teils übertriebene, teils verleumderische Gerüchte über den Unglücklichen, dessen Herz sich nun vollends ganz von

allem Heimatlichen in Bitternis abkehrte. Aber auch in jenen Tagen düsteren Verhängnisses verzagte er nicht, verlor er nicht den unerschütterlichen Glauben an sich selbst. Mit erstaunlicher geistigen Spannkraft arbeitete er sich aus dem Sumpf empor. Von Norddeutschland kam Hilfe. Es gelang ihm, dort wertvolle Beziehungen mit Blättern und Verlagshandlungen anzuknüpfen, so daß er endlich sein poetisches Talent materiell ausbeuten konnte. Besonders folgenreich wurde seine Verbindung mit dem Berliner Buchhändler Georg Reimer. Dieser verlegte 1829 seine Gedichte unter dem Titel „Blüthen der Muse aus Rom 1827" und sein Trauerspiel „Anna Bullen", verabredete mit ihm die Herausgabe eines „Taschenbuches aus Italien und Griechenland", das auf die Jahre 1829 und 1830 auch wirklich erschien, so gut wie ganz mit eigenen Arbeiten Waiblingers, Dichtungen, Novellen und Skizzen, angefüllt. Der Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten verschaffte ihm allmählich ein behagliches Auskommen, und mit der Daseinsfreude steigerte sich auch seine Schaffenslust. Seine Reisen durch Italien lieferten ihm unerschöpfliche Stoffe, die er in den verschiedensten künstlerischen Formen bearbeitete. Von Rom aus durchstreifte er die Umgebungen der Stadt, das Latiner- und Sabinergebirge, die Abruzzen. Gerne weilte er in Albano, Frascati, Genzano, aber nichts ging ihm über das reizende Olevano, das abgelegene Felsendorf, wohin ihn eine idyllische Liebe zu einem einfachen, als Nazarena besungenen Landmädchen von strahlender Schönheit immer wieder zog. Den Herbst des Jahres 1828 verbrachte er in Neapel und Umgebung. Wie wenige verstand er von seinen Reisen den mannigfachsten Gewinn zu ziehen. Er nahm die Schönheiten der Natur mit höchster Empfänglichkeit in sich auf, er ließ die Blicke fest an allen historischen Denkmalen haften, er beobachtete auf's schärfste die Eigentümlichkeiten jeder Gegend und ihrer Bewohner. Doch andererseits verzehrten diese Fußwanderungen mehr als alles andere seine Körperkräfte. Immer drängte er vorwärts, in Gewaltmärschen mußte um jeden Preis das bestimmte Ziel erreicht werden. Um Verpflegung, um Witterung kümmerte er sich so wenig wie um das Fieber, das oft genug seinen Körper durchschüttelte. Schon in dem ausnehmend kalten Winter 1828/9 fühlte er sich leidend.

Im Frühjahre mußte er eine bereits angetretene Reise nach Unteritalien wieder aufgeben. In Rom pflegte ihn eine von ihrem Gatten verlassene junge Frau von mehr Bildung des Herzens als des Geistes, mit der er seit Sommer 1828 in wilder Ehe lebte, und die ihm eine Tochter schenkte. Kaum genesen, reiste Waiblinger Juni 1829 nach Neapel, nahm dort längeren Aufenthalt, schiffte sich dann nach Sizilien ein und durchquerte die ganze Insel, sich dabei unerhörte Strapazen zumutend. Ende Oktober war er wieder in Rom. Nach wenigen Tagen warf ihn eine Krankheit auf das Lager, von dem er nicht mehr erstehen sollte. Der mit Blutspucken verbundenen Lungenentzündung konnten seine herabgeminderten Körperkräfte nicht Widerstand leisten. Drei Monate währte es, bis sich seine Feuerseele aus der zerstörten Hülle losrang. Von seiner treuen Genossin und dem jungen Philologen Schluttig sorgfältig gepflegt, durch viele Zeichen von Teilnahme aus nah und fern aufgemuntert, verbrachte er in einer vom tollsten Uebermute bis zur düstersten Verzweiflung hin- und herschwankenden Stimmung die langen Leidenstage. Doch starb er mit Fassung. Am 17. Januar 1830 trat der Tod nach schwerem Kampf ein. Auf dem protestantischen Friedhofe bei der Pyramide des Cestius liegt er begraben; 1864 ward seine Ruhestätte mit seiner Reliefbüste geschmückt. Da Schluttig über der Beschäftigung mit Waiblingers Nachlasse wegstarb, währte es noch fast ein Jahrzehnt, bis H. von Canitz die Werke des Dichters 1839/40 zu einer Gesamtausgabe von neun Bändchen vereinigte, die übrigens nur den bescheidensten wissenschaftlichen Anforderungen genügt.

Was Waiblinger im Leben immer verschuldet haben mag, er hat es gesühnt durch sein tragisches Schicksal, das ihn von der Erde nahm, da er eben nach heißem Ringen sein Ziel erreicht zu haben schien. Freilich hatte er schon so ziemlich alles ausgekostet, was die Welt zu bieten vermag. In einem Vierteljahrhundert hat er weit mehr erlebt, als der Durchschnitt in der drei- und vierfachen Zeit zu erleben pflegt. Mit einer fast beispiellosen Genußfähigkeit ausgerüstet, hat er alle nur denkbaren Genüsse von den feinsten geistigen bis zu den gröbsten sinnlichen ausgeschöpft. Er hat von poetischen Lorbeeren bereits in dem Alter gepflückt, da

die Mehrzahl kaum verstohlen nach ihnen zu schielen wagt. Es ist fraglich, ob er, wenn er zu Jahren gekommen wäre, noch Höheres erreicht hätte, ob die deutsche Litteratur durch seinen vorzeitigen Tod eine nennenswerte Einbuße erlitten hat. Solche frühreifen Naturen pflegen durch ungestümes Vorwärtsdrängen die natürliche Entwicklung ihres Talentes zu schädigen, sich sehr rasch zu verausgaben. Auch Waiblinger hat sich in den Erzeugnissen seiner letzten Jahre häufig in denselben Gedankenkreisen bewegt, sich nicht selten in bedenklicher Weise wiederholt. Ohne Zweifel hat seine Frühreife seiner Eigenart Eintrag gethan. Er erscheint in seinen Werken mehr äußerlich blendend als tief veranlagt, mit ungemein entzündbarem, aber nicht nachhaltigem Gefühl ausgestattet, mit rastlos schaffender Phantasie, aber nicht mit entsprechender Fülle des Gedankens begabt. Aber eines darf ihm nachgerühmt werden: stets hat er von der Poesie die würdigste Auffassung gehabt, nach bestem Wissen und Können nur den höchsten Zielen und Aufgaben seiner Kunst zugestrebt.

Man muß in Waiblingers litterarischem Wirken zwei Perioden unterscheiden, die deutsche und die italienische. Die erstere läßt sich unter keinem gemeinsamen Merkmale zusammenfassen. Seine Schwärmerei für das Griechentum ist etwas mehr Angelerntes und Anempfundenes; denn eine griechische Natur war er nicht, dazu mangelte ihm zu sehr das edle Ebenmaß, das Gleichgewicht der Seelenkräfte. Die erhaltenen Jugendgedichte tragen kein bestimmtes Gepräge, auch die schwung- und ausdrucksvollen Griechenlieder lehnen sich an berühmte Muster an. In den Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands schwelgt der Dichter in Byronschem Weltschmerze; der erzählende Teil davon ist schwach, aber in den wortreichen Gefühlsergüssen der Helden und Heldinnen wird eine bei allen Uebertreibungen imponirende Fülle der Beredsamkeit und leidenschaftliche Energie der Sprache entwickelt. Der Roman Phaethon gleicht seinem Vorbilde Hyperion im Mangel an epischer Handlung und im Ueberwiegen der Lyrik, erreicht es aber an edlem Gehalt und reifer Formschönheit entfernt nicht. Die gewaltsame Steigerung der Empfindung und die geschmacklosen Ueberschwenglichkeiten im Ausdrucke bringen statt des beabsichtigten erhabenen

Eindruckes häufig einen lächerlichen hervor. Das Shakespeares Einfluß verratende, doch ziemlich konventionelle Trauerspiel Anna Bullen weist mehr poetische als dramatische Vorzüge auf.

Was Waiblinger in Italien gedichtet hat, steht alles unter dem Zeichen seiner großen und echten Begeisterung für dieses Land und Volk. Das Römische mit seinen kolossalen Größenverhältnissen stand seiner Natur viel näher als das Griechische. Italien mit all seinen Wundern, mögen es Werke aus Gottes oder der Menschen Hand, Herrlichkeiten der Vergangenheit oder der Gegenwart sein, liefert die Szenerien für seine Epik und Lyrik. Er vermittelt in seinen Gedichten, was er gesehen und genossen hat, anderen durch glanzvolle Schilderungen. Aber inmitten der sich gleichbleibenden Schönheit der Natur taumelt seine Seele rastlos von einer Stimmung zur anderen. Heute frivol, wird er morgen von religiösen, ja abergläubischen Gefühlen heimgesucht. Bald wendet er seinen Geist nach rückwärts, nach der Heimat, von der ihm so viel Böses widerfahren ist, und deren Erinnerung ihn doch nicht losläßt, bald schweifen seine Blicke vorwärts in die Zukunft. Aeußerungen stärksten Selbstbewußtseins wechseln mit maßlosen Selbstanklagen: er zeiht sich der Untreue und Falschheit in der Liebe, setzt sogar seine poetischen Leistungen herab. Fast kein Lied ohne Klagen über sein Geschick, über die Schlechtigkeit der Welt! Gewiß hat er des Schlimmen genug erfahren, aber wäre ihm die Wahl vergönnt gewesen, hätte er vermutlich um keinen Preis auf sein Los verzichtet. Wie alles betrachtete er auch seine Leiden unter dem Gesichtspunkte der Eitelkeit: er erschien dadurch interessant, konnte damit prahlen. Das fortgesetzte Wühlen in seinen Wunden, das Zuschaustellen des zerrissenen Gemütes hat bei ihm schließlich die Grenzlinie zwischen echtem Schmerzgefühl und dem Kokettieren damit verwischt. Ueberhaupt bringt das Hereinzerren der persönlichen Verhältnisse häufig in die schönsten poetischen Schilderungen Waiblingers einen Mißklang. Für ihn war das Dichten nicht Erlösung aus einem überreizten Seelenzustande, sondern Festhalten, Steigerung der Ekstase. So haftet seiner ganzen Lyrik etwas unruhig Flackerndes an, hinter dem subjektiv Besonderen tritt das allgemein Menschliche zu sehr zurück. Die der Lebenslust und der

Liebe geweihten Lieder atmen kräftige Sinnlichkeit, doch ohne je in das Gemeine auszuarten. Besonders anmutig weiß er sein stilles Glück in Olevano auszumalen. Sonst freilich ist die Haltung seiner Lyrik durchaus pathetisch, nicht naiv; den Volkston, der ihm von Natur nicht verliehen war, hat er glücklicherweise nicht zu erkünsteln gesucht. Unter seinen Epigrammen, die teils satirischer, teils allgemein didaktischer Natur sind, ragen die aus Neapel hervor, in denen er sich über sich selbst Rechenschaft ablegt. Seinen Neigungen für das klassische Altertum entsprechend, hat er das elegische und sonstige ungereimte antike Versmaße mit Vorliebe verwendet.

Von Waiblingers prosaischen Gaben ist die satirische Erzählung „Die Britten in Rom“, die mit drastischem Witze das närrische Treiben der Insulaner geißelt, am bekanntesten geworden. In den übrigen Novellen und Skizzen — es seien nur noch „Francesco Spina“, „Das Blumenfest“ und „Das Märchen von der blauen Grotte“ genannt — erhebt sich die Erfindungsgabe des Dichters, wie sehr er bemüht ist, die Fabeln bunt und abenteuerlich zu gestalten, doch selten über das gewöhnliche Maß. Auch hier liegt der Schwerpunkt in den trefflichen Schilderungen der italienischen Landschaft, des südländischen Volkslebens, in den glänzenden Gemälden, die er von dem römischen Karneval, den Feierlichkeiten der heiligen Woche und ähnlichem aufrollt. Noch in reinerer und anziehenderer Form zeigen alle Vorzüge seiner Feder die Beschreibungen seiner Wanderungen durch Italien und der dabei überstandenen Abenteuer. Er entwickelt hier eine erstaunliche Sicherheit und Schärfe des Anschauungs-, Auffassungs- und Beobachtungsvermögens. Die fröhliche Stimmung, in der die Reisegenüsse von ihm ausgekostet worden sind, hat noch ungeschwächt beim Niederschreiben fortgewirkt und eine liebenswürdige, durch Witz und Selbstverspottung gehobene Frische der Darstellung erzeugt. Das selbstbewußte Hervortreten der Persönlichkeit des Autors schadet in diesem Falle nichts: durch sein kraftvolles Handeln, seinen kecken Wagemut, sein starkes Lebensgefühl, seine Virtuosität in der Behandlung des italischen Landvolkes nimmt uns trotz mancher entgegenstehenden Bedenken der Held dieser Erlebnisse gefangen. Willig

lassen wir uns auch von Waiblinger durch seine Jugendzeiten führen, deren leider nur bis zum vierzehnten Jahre reichende Geschichte er in Italien mit psychologischem Blick und der ihm eigentümlichen schonungslosen Aufrichtigkeit abgefaßt hat.

Seitdem Waiblinger aus dem Bund ausgeschieden war, gestaltete sich die Freundschaft zwischen Mörike und Bauer um so fester und inniger. Dieser gab sich mit einer fast religiösen Inbrunst seinem Eduard hin. Die beiden fuhren fort, sich aus dem wirklichen Leben in ein selbstgeschaffenes Reich der Phantasie zurückzuziehen. Jetzt erst wurde die von Weyla beschützte Zauberinsel Orplid erfunden, mit Menschen und Göttern bevölkert, mit einer Mythologie, Geschichte, Topographie versehen. Von Bauer ging der Gedanke aus, die Hohenstaufen gemeinsam in einer Dramenreihe zu bearbeiten. Mörike ging anfangs mit Wärme auf den Plan ein und warf sich auf den König Enzio, erlahmte aber bald in seinem Eifer. Durch die Einflüsse der Romantik war jener nationale Stoff den schwäbischen Dichtern besonders nahe gerückt worden. Kaum einer, der an ihm vorüberging. Auch Waiblinger dachte wiederholt an einen Cyklus von Hohenstaufenschauspielen, ohne je über Vorstudien hinauszukommen.

Im Herbst 1825 verließ Bauer die Universität, und wenn auch das alte innere Verhältnis zwischen den Freunden fortbestand, war es nun doch um ihren dauernden äußeren Verkehr für immer geschehen. Mörike blieb noch ein Jahr in Tübingen, um dann nach erstandenem Examen in den praktischen Kirchendienst einzutreten. Er spürte zum geistlichen Stande, den er unter dem Zwange der Verhältnisse ergriffen hatte, weder Neigung noch Beruf in sich. Immer unabweisbarer drängte sich ihm diese peinigende Ueberzeugung auf, als er ein Jahr lang an verschiedenen Orten, zuletzt in Köngen (O.A. Eßlingen), die Dienste eines Pfarrvikars that. Da zugleich seine angegriffene Gesundheit der Wiederherstellung bedurfte, erwirkte er endlich von seiner Familie die Erlaubnis zu einem längeren Urlaube. Weihnachten 1827 „von aller Vikariatsknechtschaft befreit“, hielt er sich zunächst in Oberschwaben, meist bei seinem ältesten Bruder Karl, Amtmann in Scheer (O.A. Saulgau), auf. Von hier aus schmiedete er mit

Freund Mährlen, der sich damals in einer ähnlichen Lage befand, allerlei Pläne und knüpfte zur Cottaschen Buchhandlung, bei der er Beschäftigung zu finden hoffte, Beziehungen an. Sommer 1828 begab er sich nach Stuttgart, wo er seine Interessen energischer wahrnehmen konnte. Während die Verhandlungen mit Cotta noch schwebten, suchten die unternehmungslustigen Brüder Franckh das junge Talent für ihren Verlag zu gewinnen. Im Herbste schloß Mörike mit ihnen einen Vertrag ab, wonach er gegen einen festen Gehalt sich zu regelmäßigen Beiträgen für ihre belletristischen Unternehmungen anheischig machte. Aber schon nach wenigen Wochen sah er ein, daß er die übernommenen Verpflichtungen, an denen er „vor Ekel fast krepierte", auf die Dauer unmöglich erfüllen könne. Rasch entschlossen, löste er die lästigen Fesseln. In der That eignete sich Mörike, dessen Produktionsfähigkeit durchaus von seiner inneren Stimmung abhing, und den eine ängstliche künstlerische Gewissenhaftigkeit von jeder handwerksmäßigen Ausbeutung seines Talentes zurückhielt, durchaus nicht für die hastige Thätigkeit des Berufsschriftstellers. Es war gut, daß er bei Zeiten zu dieser Einsicht kam, gut aber auch, daß er sie sich mit eigenen Erfahrungen erkaufte. Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als wieder in den Kirchendienst zu treten. So schwer ihm dieser Entschluß anfangs fiel, söhnte er sich nach und nach doch mit seinem Stande bis zu einem gewissen Grad aus. Nach kürzerem Aufenthalte zu Pflummern (O.A. Riedlingen), wo er Pfarrverweser war, wurde er im Mai 1829 in gleicher Eigenschaft nach Plattenhardt (im Stuttgarter Amtsbezirke) geschickt. Die Familie des verstorbenen Pfarrherren wohnte noch im Pfarrhaus, und Mörike verliebte sich in das anmutige Töchterlein seines Vorgängers. Es kam bald zur Verlobung. Nach mehr als vierjähriger Dauer wurde sie wieder rückgängig gemacht. Luise Rau, ein einfaches, aber wackeres Mädchen, hätte es wohl verdient, daß Mörike sein Schicksal ganz mit dem ihrigen verkettet hätte. In ihr haben wir das Urbild der Agnes im Maler Nolten zu erblicken.

Von Dezember 1829 bis Mai 1831 weilte Mörike in Owen (O.A. Kirchheim), war dann ein halbes Jahr Pfarrverweser in Eltingen (O.A. Leonberg) und wurde Januar 1832 auf ein stän-

diges Vikariat im Albdorf Ochsenwang (O.A. Kirchheim) versetzt. Von hier aus sandte er den zweibändigen Roman „Maler Nolten“ in die Welt, den er selbst damals unrichtig als Novelle bezeichnete. Mit diesem von einer kleineren Gemeinde begeistert aufgenommenen und auch von der Kritik willig anerkannten Erstlingswerke stellte sich der junge Pfarrgehilfe sofort in die vorderste Reihe der vaterländischen Poeten. Indessen verschlimmerte sich seine äußere Lage. Herbst 1833 sah er sich genötigt, den Aufenthalt zu Ochsenwang, den seine Mutter mit ihm geteilt und in dem er sich verhältnismäßig wohl gefühlt hatte, aufzugeben, da das dortige rauhe Klima seine Gesundheit schädigte. In raschem Wechsel wurde er nun von Ort zu Ort versandt, bis er endlich Frühjahr 1834 nach mancher vergeblichen Bewerbung seine Ernennung zum Pfarrer in Cleversulzbach (O.A. Neckarsulm) erhielt. Diese letzte Zeit der Wanderschaft war eine herbe Prüfung für ihn gewesen, da die Unsicherheit seiner Existenz und der im Zusammenhange damit erfolgte Bruch mit der geliebten Braut schwer auf seinem Gemüte lastete.

Im Juli 1834 hielt Mörike seinen Einzug in das Cleversulzbacher Pfarrhaus. Neun zufriedene Jahre verbrachte er in dem trauten, unweit von Heilbronn gelegenen Dorf. Er erwarb sich einen reichen Segen an Liebe bei denen, welche seiner Seelsorge anvertraut waren. Doch wurden ihm seine nicht allzu schweren Amtsgeschäfte bald zur Last. Den größten Teil davon überließ er einem Vikare, den er sich ständig hielt. Im Pfarrhause schalteten des Dichters Mutter und seine Schwester Klara; als erstere im Jahr 1841 starb, erhielt sie an der Seite von Schillers Mutter auf dem Dorffriedhof ihre letzte Ruhestätte. Von dem Verkehre mit der Nachbarschaft sperrte sich Mörike nicht ganz ab. Häufig war er in Neuenstadt a. d. Linde zu treffen, manchmal in Heilbronn oder Weinsberg. Lieber noch empfing er Gäste bei sich. Bei den Besuchen von Jugendfreunden konnte es recht ausgelassen hergehen, und wenn der Hausherr in der Stimmung war, gehörte er wohl zu den Lustigsten und Uebermütigsten. An die alten Freunde schlossen sich neue an, namentlich die Dichter Karl Mayer, Hermann Kurz und der Aesthetiker Vischer, der nachdrücklicher als irgend ein anderer für die Ausbreitung von Mörikes Dichterruhm gesorgt hat.

Fremden gegenüber zeigte sich der Cleversulzbacher Pfarrherr freilich meist zurückhaltend, wenn nicht mißtrauisch, und nicht von allen, die den Dichter kennen lernen wollten, ließ er sich finden.

Mancherlei litterarische Arbeiten sind in der Stille des Cleversulzbacher Aufenthaltes entstanden. 1836 gab Mörike mit Wilhelm Zimmermann das Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten heraus, in das er selbst außer einigen lyrischen Gaben die Märchennovelle „Der Schatz" gestiftet hat. 1838 sammelte er zum erstenmale seine Gedichte, nachdem er bereits zahlreiche Proben davon in verschiedenen Almanachen, dem Morgenblatte, seinem Maler Nolten u. s. w. bekannt gegeben hatte. Das Bändchen von mäßigem Umfang erhielt in den drei weiteren Ausgaben, die der Dichter selbst 1848, 1856 und 1867 veranstaltete, nicht unbedeutenden Zuwachs. 1839 veröffentlichte er unter dem Titel „Iris" fünf Dichtungen: das erwähnte Märchen „Der Schatz", den Text zu der von Ignaz Lachner komponierten und damals in Stuttgart aufgeführten Oper „Die Regenbrüder", das aus dem Maler Nolten entnommene Schattenspiel „Der letzte König von Orplid", die erstmals unter dem Titel „Miß Jenny Harrover" im Taschenbuch Urania 1834 gedruckte Novelle „Lucie Gelmeroth" und das Märchen „Der Bauer und sein Sohn". 1840 verband sich Mörike mit anderen Freunden der antiken Poesie zur Herausgabe einer klassischen Blumenlese. 1842 endlich förderte er eine Auswahl aus Waiblingers Gedichten zum Druck.

1843 entschloß sich Mörike, sein Amt aufzugeben, und schied im Herbste von dem ihm teuer gewordenen Cleversulzbach. Zunächst folgte er einer Einladung Hartlaubs in das Wermutshauser Pfarrhaus. Im nächsten Frühjahre schlug er seinen Wohnsitz in Hall auf. Da ihm das dortige Klima nicht gut bekam, siedelte er bald nach dem Städtchen Mergentheim über, in dessen milder Luft er schon früher Erholung gesucht hatte und sich seine Gesundheit auch jetzt langsam stärkte. Hier reifte wieder eine größere Dichtung heran, die „Idylle vom Bodensee", zu der ihm durch wiederholte Aufenthalte am See die rechte Stimmung geworden war. 1846 erschien das dem Kronprinzen Karl von Württemberg gewidmete Werkchen. In Mergentheim fand Mörike endlich die Gattin. Er

bewohnte dasselbe Haus mit der katholischen Familie eines pensionierten bayerischen Oberstleutnants von Speth. Dessen Tochter Margarete befreundete sich bald mit Klara Mörike, und ein lebhafter Verkehr entspann sich zwischen den beiden Familien. Schließlich kam es zur Verlobung zwischen Mörike und Gretchen. Nunmehr mußte er sich entschließen, nach einer neuen Lebensstellung Umschau zu halten. Mancherlei Plane wurden entworfen und wieder verworfen; es lag auf der Hand: in Stuttgart war am ehesten für ihn ein geeigneter Posten zu finden. Aber ihm graute insgeheim vor dem lärmenden Treiben der großen Stadt. Dennoch reiste er Sommer 1851 dorthin, um seine Sache persönlich zu führen. Wirklich gelang es den Bemühungen seiner Freunde, ihm eine Professur für Litteraturgeschichte am Katharinenstifte zu verschaffen, eine Sinekure, die ihn nur zu einer wöchentlichen Stunde verpflichtete. Herbst 1851 hielt er Hochzeit. Der trotz gegenseitiger Zuneigung nicht ganz harmonischen Ehe entstammten zwei Töchter, Fanny und Maria, von denen die jüngere dem Vater bald im Tode nachgefolgt ist. Mörike vermied es auch in Stuttgart, sich in das öffentliche Leben oder in den gesellschaftlichen Strudel reißen zu lassen. Doch nicht alle Forderungen, die an ihn herantraten, durfte er abweisen, und so völlig wie auf dem Dorf oder in einem Landstädtchen konnte er sich nicht mehr seiner Bequemlichkeit hingeben; häufig waren darum seine Klagen, wie ihm das Leben zerstückt werde. Indessen hatte die Residenz für ihn ohne Zweifel auch ihre Vorzüge: sie vermochte ihm geistige Anregungen verschiedener Art und den Verkehr mit alten Freunden, mit bedeutenden Männern zu bieten. Dichter, Schriftsteller, Gelehrte, Künstler — alle schätzten sich glücklich, Eduard Mörike nahe treten zu dürfen. Besonders wert war diesem der Umgang mit Fr. Th. Vischer, Friedrich Notter, Georg Scherer, Julius Klaiber, Karl Wolff, dem Rektor des Katharinenstiftes. Fremden Besuchern wich er nach wie vor gern aus, aber vertrauliche Beziehungen zu verwandten Geistern, wie Theodor Storm und Moriz von Schwind, gereichten ihm doch zur aufrichtigen Freude. An äußerer Anerkennung fehlte es ihm nicht ganz, so wenig er sich darum bemühte. 1852 verlieh ihm die philosophische Fakultät in Tübingen

den Ehrendoktorgrad, 1862 wurde er, der auch den württembergischen Friedrichsorden besaß, zum Ritter des bayerischen Maximiliansordens ernannt. Er sah einzelne seiner Dichtungen von Moriz von Schwind, Ludwig Richter und Eugen Neureuther illustriert, seine Lieder von zahllosen Komponisten, zum Teil ersten Ranges, komponiert; übrigens haben ihren musikalischen Gehalt am besten, weil am einfachsten, vielleicht ein paar weniger berühmte zeitgenössische Musiker wiedergegeben, die mit Mörikes Wesen innig vertraut waren, vor allem sein Jugendfreund und Ludwigsburger Landsmann Friedrich Kauffmann.

Mörike hat in diesem Lebensabschnitte seine Schriftstellerlaufbahn mit einer Anzahl verschiedenartiger Arbeiten beschlossen. Zu Weihnachten 1852 bescherte er seinen Verehrern „Das Stuttgarter Hutzelmännlein"; die Historie von der schönen Lau, die einen Bestandteil dieser Dichtung ausmacht, wurde 1873 einzeln mit sieben von Schwind gezeichneten Blättern ausgegeben. 1855 besorgte er in Gemeinschaft mit Notter eine Uebersetzung des Theokrit, Bion und Moschos; doch entfallen auf seinen Anteil nur elf Idyllen Theokrits. Zum Mozartjubiläum erschien 1855 im Morgenblatt und Jahrs darauf in Buchform Mörikes letzte größere Schöpfung, die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag", die auch in den deutschen Novellenschatz von Heyse und Kurz übergegangen ist. Dasselbe Jahr brachte unter dem Titel „Vier Erzählungen" die drei schon gedruckten Prosastücke „Der Schatz", „Lucie Gelmeroth", „Der Bauer und sein Sohn" und das vor geraumer Zeit entstandene, aber jetzt erst veröffentlichte Märchen „Die Hand der Jezerte". 1864 endlich gab er eine Neubearbeitung des Anakreon und der sogenannten Anakreontischen Lieder heraus.

Im Jahr 1866 verzichtete Mörike auf sein Lehramt am Katharinenstifte, da ihm bei zunehmender Kränklichkeit die regelmäßige Verpflichtung immer mehr zur Last fiel, so geringe Ansprüche sie an ihn stellte. Bald floh er die Hauptstadt, wo ihn nun nichts mehr festhielt. Er verbannte sich nach dem einsamen Lorch, nach Nürtingen. Herbst 1871 verlegte er indessen seinen Wohnsitz wieder dauernd nach Stuttgart, wo er verborgen seine Tage in den bescheidensten, fast dürftigen Verhältnissen beschloß.

Nur selten noch entlockte er seiner Leier einen Ton. Hin und wieder beschäftigte ihn ein schon lange begonnenes größeres Werk: die Umarbeitung seiner Jugendschöpfung Maler Nolten. Gar langsam rückte die Arbeit vor und war beim Tode des Dichters erst halb gethan. Professor Julius Klaiber, der in die Absichten Mörikes eingeweiht war, machte den Roman vollends druckfähig, der jetzt in seiner neuen Gestalt den dritten und vierten Band der gesammelten Werke bildet. Mörike starb am 4. Juni 1875 im 71. Lebensjahre, nachdem sich eine Unterleibskrankheit zu seinen alten Nervenstörungen hinzugesellt hatte. Eine schwere Leidenszeit war der Auflösung vorangegangen. Am 6. Juni begrub man ihn auf dem Stuttgarter Pragfriedhof. Es war ohne Frage ein Leichenbegängnis nach dem Herzen des Dichters: kein geräuschvoller Trauerzug, kein eitles Schaugepränge. Ein würdiger Kreis wahrhaft Trauernder versammelte sich in weihevoller Stimmung um das Grab des seltenen Mannes und lauschte den herrlichen Worten, zu denen die Liebe einen der treuesten Freunde des Toten, Friedrich Theodor Vischer, entzündete. Im Jahr 1880 ist Mörike zu Stuttgart in den Anlagen am Fuße der Silberburg ein Denkmal gesetzt worden: die von W. Rösch modellierte Büste giebt die weichen und edlen Züge des Sängers trefflich wieder.

Arm an bedeutsamen Ereignissen, thatenlos und still ist das äußere Leben Mörikes hingeflossen. Wohlmeinende Beurteiler haben es bedauert, daß er sich so völlig auf sich selbst zurückgezogen, nicht mehr in und mit der großen Welt gelebt habe: denn dann hätte er wohl seinen Gesichtskreis und damit die Grenzen seiner Begabung erweitert, einen reicheren Inhalt für seine Poesie gewonnen. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß Mörikes Produktionskraft dem Umfange nach nicht eben bedeutend, daß er keineswegs mit allen Erscheinungsformen der Wirklichkeit vertraut gewesen ist. Aber dieser Mangel oder vielmehr diese Beschränkung lag zu tief in seiner Natur begründet, als daß sich hätte dagegen siegreich ankämpfen lassen. Und den unwahrscheinlichen Fall gesetzt, daß er sich selbst überwunden und zum öffentlichen Getriebe mehr positive Beziehungen gefunden, daß er auf diese Weise an Berühmtheit, an Einfluß zugelegt hätte: er wäre dann eben ein anderer ge-

worden. Und das müßte man sicher als Verlust für die deutsche Litteratur bezeichnen. Denn gerade so wie Mörike ist, in seiner ausgeprägten Eigenart, selbst in seiner Beschränkung, bildet er unter den schwäbischen, unter den deutschen Dichtern des 19. Jahrhunderts jene die Herzen erquickende und erhebende Erscheinung. Kaum jemals ist in einem anderen Poeten die Poesie in ihrer reinsten, ursprünglichsten Gestalt ähnlich wie in Mörike verkörpert gewesen. Alles, was er geschaffen hat, trägt das weihevolle Gepräge unmittelbaren künstlerischen Schauens und Empfindens. Nirgends begegnet man bei ihm gewaltsamer Anstrengung, naturwidriger Steigerung der Kräfte, künstlichem Hineinversetzen in fremde Stimmungen, falschem Pathos. Peinlich hat er darüber gewacht, daß jede Absichtlichkeit, jede Tendenz seinem Dichten fernbleibe. Stets ist ihm dieses Selbstzweck gewesen, niemals hat er irgend welchen äußeren Beweggründen, mögen sie Eitelkeit oder Gewinnsucht oder Rücksicht auf den Geschmack des Publikums heißen, das geringste Recht eingeräumt. Er pflegte nicht die Muse an sich zu locken, sondern ließ sich von ihr rufen; er dichtete nur, wenn die richtige Stimmung über ihn kam, ohne diese erzwingen zu wollen. Aber wenn ihn die innere Erregung erfaßte, stand er unter einem unentrinnbaren Zwang, unter einem gebieterischen Gesetze seiner Natur. Alles war bei ihm auf Vertiefung, auf Verinnerlichung gerichtet: je mehr er sich vertiefte und verinnerlichte, um so wertvoller mußten die Aeußerungen seines Genius werden. Ruhe und Einsamkeit waren aber hierfür gewiß die günstigste Bedingung. Nur eines wäre ihm zu gönnen, zu wünschen gewesen: ausreichende Mittel, um, von jeder irdischen Sorge befreit, ganz seinem Genius sich widmen zu können. Der sich allzu weiche, willensschwache und bequeme Mann war nun einmal zu jedem Beruf außer zu dem des Dichters verdorben. Wohl hatte er für alles, was in der Welt vorging, reges Interesse: aber bloß beschauen und betrachten wollte er die Dinge innerhalb seinen vier Wänden, nicht auf den Markt treten, nicht handelnd in das Leben eingreifen. Was für andere nur die Feierstunde bringt, das bildete für ihn das Tagewerk: die Zeit mit Poesie und poetischer Beschäftigung auszufüllen. Er besaß die wunderbare Gabe, was er that und trieb, zu adeln und zu ver-

klären, so daß sich, um mit seinem Freunde Hermann Kurz zu reden, alles unter seiner Hand in Gold verwandelte. Von Hast wußte er nichts, zu den geringfügigisten Geschäften gönnte er sich Muße, den kleinsten Dingen gab er sich liebevoll hin: er besaß, um einen bezeichnenden Ausdruck zu wiederholen, die Andacht zum Unbedeutenden. Er bewies dies in seinem Verhältnis zur Natur, zu den Künsten, zu den Wissenschaften und ebenso gut in den Verrichtungen des alltäglichen Lebens. Er hatte einen offenen Blick, ein inniges Verständnis für die sichtbaren Herrlichkeiten der Natur wie für ihr verborgenes Walten, vertraute Beziehungen fesselten ihn an die Pflanzen-, an die Tierwelt, in den Blumen lag für ihn ein tiefer Sinn, mit allerhand Haustieren und Vögeln hielt er gerne Gemeinschaft. Seine künstlerische Begabung beschränkte sich nicht auf die Poesie. Er war musikkundig in hohem Grade, verfügte über ein vorzugsweise auf das Humoristische gerichtetes Zeichentalent, das der Ausbildung wohl wert gewesen wäre. Das Theater übte auf ihn große Anziehungskraft, und er selbst gebot über die Eigenschaften, welche den Schauspieler ausmachen. Er glänzte ebenso sehr im Vorlesen wie in der Mimik. Legte er in der Jugendzeit während seinem Aufenthalt in Oberschwaben doch sogar eine öffentliche Probe seines Könnens ab! Es war am 4. Februar 1829, daß er zu Mengen, einer wandernden Schauspielertruppe aushelfend, den Hofmarschall Kalb tragierte. Zwar ließ er es bei diesem einmaligen öffentlichen Versuche bewenden, aber manchmal belustigte er, falls ihn die rechte Laune anwandelte, engere Kreise durch seine Nachahmungsgabe. Er erfand allerhand komische Typen, versetzte sich völlig in diese imaginären Charaktere und hielt die Fiktion bis in die kleinsten Einzelheiten aufrecht. Naive Freude am Versteckensspiel, an der Maskerade haftete ihm an. Ein großer Freund von Kindern, wußte er sich in die Vorstellungsweise der Kleinen völlig einzuleben, ergötzte sie durch Märchen, Marionettenspiel und allerhand Kurzweil. Den Künsten war er auch auf ihren untersten Stufen zugethan. Er schätzte das Kunsthandwerk und entwickelte selbst in Handarbeiten kein geringes Geschick. Als Greis noch gab er sich in Lorch einem Töpfer in die Lehre, lernte Blumentöpfe und andere einfache Gefäße selbst

herstellen, die er als Geschenke für Freunde verwandte. Das Schenken war ihm überhaupt Bedürfnis. Was er spendete, waren sinnige Gaben, die meist nur für den Empfänger Wert besaßen: Blumen, Bücher, Noten, Kupferstiche oder selbstgefertigte Sachen. Er selber nahm ähnliche Geschenke von Freundeshand mit naiver Freude entgegen. Glänzende und bunte, seltene und altertümliche Dinge, wie historische Reliquien oder Naturmerkwürdigkeiten, bevorzugte er. Seine Liebhabereien konnten sich bis zum Sammeltriebe, ja zur Sammelwut steigern; seine Autographen- und Petrefaktensammlungen erreichten eine ansehnliche Höhe. Einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner Zeit nahm das Briefschreiben in Anspruch. Oftmals brachte er Freunde und Bekannte durch seine Saumseligkeit in der Korrespondenz zur Verzweiflung, denn er griff niemals zur Feder, ohne daß er sich in der rechten inneren Verfassung befand, und formelle Briefe aller Art waren ihm ein Greuel. Aber wenn ihn das Bedürfnis erfaßte, mit einem Vertrauten, zumal mit seinem Hartlaub, schriftliche Zwiesprache zu halten, dann schüttete er sein Herz, breitete er seinen Geist aus und geizte mit keiner Zeit, um dem Freunde verschwenderisch von seinen reichen Schätzen mitzuteilen. Da verschmähte er es nicht, frisch entstandene Gedichte oder Stücke aus seiner jeweiligen Lektüre, die ihm besonders zusagten, als „Lesefrüchte" abzuschreiben. Da erzählte er launige Anekdoten aus seinem Alltagsleben, von ihm „Musterkärtchen" genannt, sie manchmal durch Zeichnungen illustrierend. Da streute er in die Prosa von seinen köstlichen „Hausversen" ein. Mörike war als Gelegenheitspoet fast ausschließlich Haus- und Freundschaftspoet, aber dies auf einzige Weise. Er, der sich niemals zum öffentlichen Festdichter an Gräbern, bei Denkmalweihen oder anderen Feiern hergab, er, der die Höchsten umsonst um eine Strophe bitten ließ, überschüttete freiwillig Schwester, Gattin, Freunde und Freundinnen mit den Gaben seiner Muse. Festliche und zufällige Gelegenheiten nahm er hierzu gleichermaßen wahr. Seinen Geschenken verliehen die beigegebenen Verse erst ihren Wert. Auch äußerlich stattete er seine Widmungsgedichte kunstvoll aus; er holte seine kalligraphische Meisterschaft hervor, verwandte bunte Tinten, zeichnete zierliche Randeinfassungen. Dann

schrieb er wieder seine Reime auf ein Ei oder grub sie auf ein Geschirr, auf ein Stück Holz ein. Natürlich sind diese Verse meist Kinder des Augenblickes, rasch und leicht auf das Papier geworfen, zum Teile förmliche Improvisationen: dem plötzlichen Einfalle folgte die Ausführung unmittelbar auf dem Fuß. Und, von den Stücken abgesehen, welche nachträglich für die Veröffentlichung bestimmt wurden, blieb alles so, wie es entstanden war, wurde kaum je daran gebessert und gefeilt. Darum kann die Form dieser anspruchslosen Gedichtchen so wenig vollendet sein, als ihrem Inhalte Bedeutung zukommt. Aber doch gelangt darin die ganze Eigentümlichkeit und Besonderheit des großen Lyrikers zum Ausdrucke: der ihm angeborene feine Formsinn und die ihm zu Gebote stehende Kunst, die gewöhnlichsten und einfachsten Dinge poetisch zu verklären und auf eine ideale Stufe zu erheben. Wer sich in das geheimste Wesen Mörikes versenken, wer den vollen intimen Reiz seiner Dichterpersönlichkeit auf sich wirken lassen will, darf auch diese unscheinbaren Blüten seines Geistes nicht unbeachtet lassen.

Der künstlerischen Beurteilung und Würdigung Mörikes muß freilich ausschließlich das von ihm selbst dem Druck Uebergebene und in die vierteilige Sammelausgabe Aufgenommene zu Grunde gelegt werden. Der erste Band, der die Lyrik enthält, ist der bedeutungsvollste; denn daß Mörike vorwiegend ein lyrisches Talent ist, bedarf nach dem bereits Gesagten nicht mehr näherer Ausführung. Die Muse hat ihn fast auf seinem ganzen Lebenswege begleitet. Doch macht sich seit der Uebersiedlung nach Stuttgart im Jahr 1851 eine entschiedene Abnahme der Produktionskraft bemerklich; mehr und mehr beschränkt er sich jetzt auf das eigentliche Gelegenheitsgedicht, den Anlaß zum Dichten vorwiegend von außen empfangend. Eine nennenswerte Entwicklung hat er nicht durchgemacht: die Gedichte aus der Studentenzeit und der sich unmittelbar daran anschließenden Periode zeigen ihn bereits auf der Höhe seines lyrischen Vermögens, wie ja auch seine erste epische Leistung seine bedeutsamste geblieben ist. Bescheiden ist der Umfang seiner Gedichtsammlung für den Ertrag eines langen Lebens. Aber auf dem verhältnismäßig beschränkten Raume welch eine Fülle des Lebens, welch ein Reichtum des Inhaltes, welch eine

Mannigfaltigkeit der Stimmungen, Töne und Formen! Bald ist er naiver, bald erhabener, jetzt objektiv volkstümlicher, dann wieder subjektiv kunstmäßiger Lyriker. Tiefgründiger Ernst wechselt mit schalkhaftem Humor, ungebundene, aus sich selbst schaffende Phantasie vermischt sich mit Gefühl, das aus dem innersten Heiligtume der Seele geschöpft ist. Mit einer unendlich künstlerischen, poetischen Anschauungsweise verbindet er Gestaltungskraft und Ausdrucksfähigkeit. Die Figuren seiner Erfindung gewinnen dadurch an Lebendigkeit und Wahrheit, daß er mit ihnen den vertrautesten inneren Verkehr pflegt, ehe er sie zu äußerem Leben erweckt. Ein Hauptgeheimnis seiner Kunst liegt darin, daß seine Worte sich auf das genaueste mit den entsprechenden Gedanken decken, weder hinter ihnen zurückbleiben noch über sie hinausgreifen. Dadurch ergiebt sich die bewundernswerte Natürlichkeit, Klarheit und Anmut seiner Darstellung. Niemals ist er um den rechten Ausdruck verlegen. Als ein Sprachgewaltiger greift er kühn zu charakteristischen Neubildungen. Instinktiv findet er für jeden Gegenstand das passende metrische Gewand. Er handhabt antike und gereimte Versmaße mit gleicher Sicherheit. So straff er in der Form sein kann, wenn ihn dies unerläßlich dünkt, wahrt er sich doch meist mit Bewußtsein einen freieren Standpunkt, der indessen nicht in Willkür ausartet; nur im Bau des Hexameters ist er zu sorglos. Rhythmischer Wohllaut erfüllt seine melodisch dahinfließenden Lieder. Sie haben darum bis in die jüngste Gegenwart die Komponisten angezogen.

Wie bei den meisten großen Lyrikern stehen auch bei Mörike die Liebeslieder in der vordersten Reihe. Wiederholt hat er selbst die Wonnen und Leiden dieses Zustandes durchgekostet. Einer Jugendfreundschaft mit seiner Base Klara Neuffer verdankt man sein frühestes Liebesgedicht von unübertroffener Zartheit („Erinnerung. An C. N.“), der Peregrina-Episode jenen Cyklus, der in seiner prachtvollen Bildersprache zum Herrlichsten gehört, was auf dem Gebiete der pathetischen Lyrik geleistet worden ist; andere vortreffliche Stücke sind seiner ersten Braut Luise Rau oder seiner Gattin gewidmet. Ebenso wahr und schön wie persönliche weiß er auch allgemeine Empfindungen wiederzugeben. Seine Liebeslieder im Volkston („Ein Stündlein wohl vor Tag“, „Nimmersatte

Liebe", „Das verlassene Mägdlein", „Agnes" u. s. w.) sind Muster innigster Auffassung und anmutigster Behandlung. Vornehmlich giebt er die Gefühle ungestillter Sehnsucht, nicht gefundenen oder verlorenen Liebesglückes wieder; die Entzückungen der Erfüllung, wie er sie in „Schön-Rohtraut" malt, werden nicht in die Welt geposaunt, sondern im schweigenden Herzen verschlossen oder höchstens stummen Zeugen vertraut. Daß Mörike die kecken, übermütigen Klänge des Volksgesanges so gut zu Gebote stehen wie die sentimentalen, dafür legen Gedichte wie „Jung Volker" und „Jung Volkers Lied" glänzendes Zeugnis ab. Nicht minder groß ist er als Dichter der Natur, ob er nun ihre lieblichen oder ihre erhabenen Seiten ins Auge faßt. Mit rein beschreibender Poesie giebt er sich nicht ab. Er pflegt die Natur im Zusammenhange mit den Stimmungen seiner Seele zu betrachten. In derartigen Gedichten („An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang", „Im Frühling", „Besuch in Urach", „Die schöne Buche" u. s. w.) findet er für die ursprünglichsten Gefühle den großartigsten und doch zugleich natürlichsten Ausdruck. Von der Reflexionspoesie hält er sich fern, und nur ganz ausnahmsweise, wie in den sehr jugendlichen Elementen, ist seine Muse mit Philosophie zersetzt. Es wäre ein nutzloses Unterfangen, aus vereinzelten zufälligen Aeußerungen eine bestimmte Weltanschauung Mörikes konstruieren zu wollen. Nur so viel geht aus allem hervor: diese Welt erscheint ihm eher als die beste denn als die schlechteste. Ihm ist gesundes Lebensgefühl eine Quelle frohen Behagens und vergiftet kein Tropfen Weltschmerz die Freude am Dasein. Mild denkt und urteilt er auch über seine Mitmenschen. Mit Gelassenheit nimmt er ihre Thorheiten hin. Seine Satire wird nicht leicht bitter. Gutmütig spöttelt er über „Sommerwesten" oder „Vanillegesichter" und ähnliche von ihm ersonnene Typen, höchstens die „Sehrmänner" („An Longus") vermögen ihn in Harnisch zu bringen. Auch seine Epigramme sind allgemein gehalten, entbehren der persönlichen Spitze. Nach religiösen Gedichten sucht man in Mörikes Sammlung vergebens. Er ist eine tief religiöse Natur, aber kirchliche Rechtgläubigkeit liegt ihm ferne; konfessionellen Uebereifer, dogmatische Streitigkeiten haßt er.

Die Romanzen und Balladen Mörikes zeichnen sich durch bewegte Rhythmik aus. Im ganzen gelingen ihm diejenigen Stücke am besten, welche sich mehr dem volksmäßigen Liede nähern. Die Grenze seines Könnens nach dieser Richtung bezeichnet die wundervolle Romanze vom Feuerreiter. An seinen erzählenden Balladen vermißt man vielfach raschen Fortschritt der Handlung; manche sind auch zu nebelhaft, stehen zu wenig auf dem festen Boden der Wirklichkeit. Dagegen kann sich Mörike als poetischer Märchenerzähler in seinem ureigenen Reich, in dem der Phantasie, frei bewegen. In dem köstlichen „Märchen vom sichern Mann“ hat der abenteuerlichste Humor der Romantik mit der gestaltungskräftigsten Plastik der Antike einen äußerst originellen Bund eingegangen. Nicht minder Vorzügliches bietet Mörike in seinen Idyllen. Er schildert darin teils die Reize beschaulichen Stilllebens überhaupt, teils die unschuldigen ländlichen Vergnügungen im besonderen, beides nach eigener Erfahrung. Alles ist naiv aufgefaßt und anschaulich dargestellt und doch zugleich aus der alltäglichen Sphäre in die höhere der Poesie gerückt. Neben dem reizenden alten Turmhahn und anderem gehört dieser Gattung auch Mörikes umfangreichste Schöpfung in gebundener Redeweise, die „Idylle vom Bodensee“, an. Die liebenswürdige Dichtung krankt an einem unverkennbaren Fehler der Komposition: die Haupthandlung dient eigentlich nur dazu, eine Episode, die von den sieben Gesängen vier beansprucht, zu umrahmen, und der Zusammenhang der beiden Hälften ist ziemlich locker. Aber welch ein ausbündiger Humor herrscht namentlich in der Episode, zu dem die überaus zarte und duftige Liebesszene des fünften Gesanges auf's wirksamste kontrastiert! Und wie reizend weiß der Dichter die Ufer des schwäbischen Meeres in ihrer ganzen Lieblichkeit, das Treiben des dortigen Fischer- und Schiffervölkleins in bunt wechselnden Bildern dem Leser vorzuzaubern!

Die beiden dramatischen Arbeiten, das Schattenspiel „Der letzte König von Orplid“ und das Singspiel „Die Regenbrüder“, sind romantische Gelegenheitsstücke, die wohl allgemein dichterische, aber keine spezifisch szenischen Vorzüge aufweisen. Für dieses Fach fehlen Mörike wirklich die „derberen poetischen Freß- und Ver-

bauungswerkzeuge", die Strauß ihm gewünscht hat. Unter seinen epischen Prosadichtungen ragt nach Umfang und Bedeutung der Roman „Maler Nolten" hervor. Während die Braut des Titelhelden, die anmutige Försterstochter Agnes, sich in quälenden Zweifeln verzehrt, ob sie, das einfache Landkind, als Gattin dem Geliebten genügen werde, wendet sich Theobald Nolten auf einen Scheinbeweis ihrer Untreue hin ohne jede Erklärung von ihr ab, der er innerlich bereits völlig entfremdet ist. Die Liebe zu einer schönen jungen Witwe, der Gräfin Konstanze von Armond, gewährt ihm Ersatz; er wird durch sie in die vornehme Welt eingeführt und gelangt so als Künstler rasch zu Ansehen. Aber Noltens vertrauter Freund, der Schauspieler Larkens, betrachtet den Bruch mit Agnes als das größte Unglück für jenen und erhält deshalb durch gefälschte Briefe das Mädchen in dem Wahn, als ob zwischen ihr und Theobald alles in bester Ordnung sei. Durch ein gewagtes Intriguenspiel trennt Larkens dann den Freund von Konstanze und führt ihn in die Arme der Verlobten zurück. An ihrer Seite verlebt Nolten, der nahen Hochzeit entgegenharrend, Tage reinsten Glückes, auf das nur Agnes' überreizter Gemütszustand Schatten wirft. Nach Larkens' tragischem Ende läßt er sich von der Erinnerung an den teueren Freund verleiten, der Braut zu gestehen, was sie dem Toten zu danken habe. Doch ihr angegriffener Seelenorganismus hält den Aufregungen dieser Entdeckung nicht mehr stand, der längst in ihr schlummernde Wahnsinn bricht aus, und sie benützt einen unbewachten Augenblick, um sich in einem Waldbrunnen zu ertränken. Nolten folgt der Geliebten im Tode nach. Obgleich diese ganze menschliche Charakterentwicklung vollkommen glaubhaft dargestellt und auf's sorgfältigste motiviert ist, hat der Dichter doch noch durch romantische Zuthaten die Wirkung zu verstärken gesucht. Höhere, übersinnliche Mächte, hauptsächlich durch die Zigeunerin Elisabeth vertreten, greifen geheimnisvoll in den Gang der Handlung ein, ja, bestimmen das Schicksal der Liebenden im voraus. Diese Duplizität der Grundidee schadet, wie schon die zeitgenössische Kritik bemerkt hat, dem Romane. Ein innerer Zwiespalt durchzieht ihn, der sich bis auf die Katastrophe erstreckt, die Komposition ist zu verwickelt und

undurchsichtig geworden. Mörike, der dies selbst fühlte, hat in der Umarbeitung, die sich vorzugsweise auf die vorderen Partien bezieht, den romantischen Bestand stark beschnitten, ohne indessen den Grundmangel beseitigen zu können. Was man sonst an Maler Nolten ausgesetzt hat, sind Aeußerlichkeiten, die nicht viel bedeuten. Was ließe sich dagegen alles zu seinem Lobe sagen! Das ist keines von den Büchern, die man mit atemloser Spannung durchrast, aber je vertrauter man sich damit macht, zu desto größerer Bewunderung zwingt die ungewöhnliche Durchgeistigung des schon an sich anziehenden Stoffes. Selten ist das innere Leben mit ähnlichem psychologischen Tiefblicke gezeichnet worden, wie von diesem Dichter, der den leisesten und zartesten Regungen der Seele nachzuspüren versteht. Die Darstellung hält sich überall streng an die Gesetze edelster Schönheit. Ueberwiegt auch im Ausdrucke das Feine, Sinnige, Duftende, so fehlt doch keineswegs kräftige, ja leidenschaftliche Beredsamkeit, wenn sie der Augenblick erfordert. Klar und rein fließen die Perioden dahin. An Goethe hat Mörike seinen Stil gebildet, und der Meister darf stolz sein auf solchen Schüler.

Die kleine Novelle „Lucie Gelmeroth" steht dem Maler Nolten zeitlich wie innerlich nahe. Auch hier ist mit außerordentlicher Feinheit die seelische Verwirrung eines Mädchens geschildert; der Krankheitsprozeß endet aber diesmal mit Heilung. Als die abgeklärteste und ausgereifteste, wenn auch nicht tiefste und bedeutendste Prosaschöpfung Mörikes muß die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" bezeichnet werden. Ein sonniger Tag aus dem Leben des Meisters, auf dessen Haupt sich bereits Todesschatten senken, wird darin vorgeführt. Die Geschichte ist keineswegs historisch, aber ein völlig lebenswahres Charakterbild des Helden, zu dem sich Mörike sympathetisch hingezogen fühlt, tritt uns entgegen. Der Wert des Ganzen beruht weniger auf der Handlung, die einfach ist, sogar eines eigentlichen Höhepunktes entbehrt, als vielmehr auf der Stimmungsmalerei, der geistvollen Detailarbeit. Die Sprache hat hier den höchsten Grad der Veredlung und ungesuchten Vornehmheit erreicht. Die Stoffe zu Mörikes Märchen sind vom Dichter durchweg frei erfunden. In den beiden größeren

Stücken, „Der Schatz“ und „Das Stuttgarter Hutzelmännlein“, werden Menschenkinder und Fabelgestalten in wundersamer Weise durcheinandergewirbelt. In ersterem durchkreuzen sich ein höchst profaner Liebeshandel, eine romantische Rittergeschichte und ein luftiger Elfentraum. Reiner und naiver ist der Märchenton im Hutzelmännlein getroffen. Dieser gutmütige Kobold, den der Dichter in und um Stuttgart sein Wesen treiben läßt, setzt zwei Paare Glücksschuhe in die Welt, deren Besitzer die merkwürdigsten Abenteuer erleben. In die Haupthandlung sind Episoden geschickt verwoben. Lustige Schwänke vom Hutzelmännlein, vor allem aber die poesievolle Historie von der schönen Lau, einer Wasserfee, die, weil sie ihrem Gemahl, einem alten Donaunix, nur tote Kinder zur Welt gebracht hat, von dessen Hof verbannt bleibt, bis sie fünfmal von Herzen gelacht hat. Erstaunliche Phantasie und erfrischender Humor walten in der ganzen Dichtung, und überdies ist der schwäbische Volkston vorzüglich getroffen, sind volkstümliche Bräuche und Redensarten glücklich verwendet, so daß die täuschende Wirkung hervorgebracht wird, als ob ein uraltes Volksmärchen vorliege.

Trotz aller scharf ausgeprägten Eigenart steht Mörike mit den litterarischen Strömungen seiner Epoche in nahem Zusammenhang. Er ist vor allem ein echter Sohn der Romantik. Ihre wissenschaftliche Seite hat ihn freilich weniger gekümmert, mit der systematischen Erforschung und Wiederbelebung des Mittelalters hat er sich nicht abgegeben, hierin sich bestimmt von Uhland unterscheidend. Aber es ist unverkennbar, daß sein poetisches Wesen in der allgemein geistigen Atmosphäre dieser Richtung herangereift ist. Das Phantastische, das Abenteuerliche, das Märchenhafte, das Ahnungsvolle an der Romantik hat er freudig aufgegriffen und energisch festgehalten. In dieser Hinsicht steht er Kerner am nächsten. Allerhand Aberglauben bewältigt ihn, und die Geisterwelt ist für ihn kein leerer Wahn. Indessen hält bei Mörike ein unwiderstehlicher Zug zum klassischen Schönheitsideale der Hingabe an die Romantik das Gleichgewicht. Er steht im Banne Goethes. Er bewundert die griechisch-römische Kultur, und die Beschäftigung mit dieser zieht sich durch sein ganzes Leben hindurch. Die Annäherung

an die griechische Lyrik gehört zu den wesentlichen Bestandteilen seiner Gedichte höheren Stiles. So bewahrt ihn der Geist der Antike davor, sich in den Irrgärten der Romantik zu verlieren. Diese und die Klassizität haben an seiner Bildung fast gleichermaßen Anteil. Von seinen beiden Jugendfreunden Waiblinger und Bauer gilt ungefähr dasselbe; aber nur bei Mörike haben sich beide Elemente organisch zu einer neuen Einheit verschmolzen.

Eine Reihe hervorstechender Eigenschaften teilt Mörike mit seinen Stammesgenossen. Schwäbisch ist an ihm das Ueberwiegen der lyrischen Begabung, die starke Einbildungskraft, der fröhlich frische Humor, schwäbisch der Gegensatz zwischen dem kühnen Fluge der Phantasie in's Schrankenlose und dem Vergraben der eigenen Person in der Enge des Heimatlandes, schwäbisch eine gewisse Schwerfälligkeit im Leben wie in der Komposition größerer Kunstwerke. Diese allgemeinen Züge haben indessen bei Mörike eine so eigentümliche Ausbildung erfahren, eine so charakteristische Richtung genommen, daß er sich doch wieder von allen seinen dichtenden Landsleuten auf's entschiedenste abhebt. Man kann vielleicht sagen, daß nur auf schwäbischem Boden ein derartiger Dichter gedeihen konnte, gewiß aber ist auch hier nur einmal ein solcher erstanden. Mörike überragt an rein poetischen Eigenschaften die schwäbischen Dichter des 19. Jahrhunderts insgesamt, auch Kerner und Uhland. Letzterer konnte andere Vorzüge in die Wagschale werfen, wodurch er kräftiger und mehr in die Weite gewirkt hat als Mörike; auch zeigt er sich diesem in der Ballade entschieden überlegen. Mörike ist innerhalb der schwäbischen Dichtergruppe der erste Liedersänger, ja sogar unter den deutschen Lyrikern, die nach Goethe aufgetreten sind, darf er getrost jedem die Siegespalme streitig machen. Lange genug hat es gewährt, bis sich sein Genie siegreich durchgekämpft hat. Sein Hervortreten fiel in eine Periode, da die tendenzlose Poesie im Preise gesunken war. Die mächtig brausenden Wogen der politischen Bewegung übertönten die süßen Lieder des unpolitischen Sängers. Mit dem Strome der Zeit zu schwimmen, war ihm nicht gegeben, und von seinen ästhetischen Grundsätzen opferte er nicht den geringfügigsten Teil der Mode. So schloß sich zunächst nur ein kleines Häuflein erlesener Geister mit Be-

geisterung an ihn an. Doch diese Schar ist im Laufe der Jahre stätig gewachsen, Mörikes poetische Größe gehört schon heute zu den feststehenden Dogmen unserer litterarhistorischen Wissenschaft, und wenn nicht alles trügt, ist sein Gestirn noch immer im Aufstiege begriffen. In die Massen wird er allerdings niemals dringen. Die Zartheit seiner Auffassung, die Eigenart seiner Phantasie und seines ganz von Phantasie durchtränkten Humors setzt eine Reinheit und Feinheit des Geschmackes voraus, wie sie nur die Kunstgebildeten besitzen. Diese aber werden sich erquicken und erbauen an seiner Muse noch in den fernesten Zeiten.

Ludwig Bauer, der dritte im Jugendbunde mit Mörike und Waiblinger, hat weder von der nachhaltig wirkenden Größe des einen noch von dem genialischen Ungestüme des anderen etwas an sich. Zwar verleugnet er in seinem litterarischen Schaffen niemals den kenntnisreichen und geschmackvollen Mann von hohem Streben und künstlerischem Ernst. Aber seine poetischen Leistungen sind mehr Erzeugnisse der Bildung als ursprünglicher Begabung, sie tragen keine deutlich erkennbare Physiognomie und sind darum trotz mancherlei Vorzügen rasch der Vergessenheit anheimgefallen.

Nach Beendigung der Universitätsstudien übernahm Bauer mit 22 Jahren die ihm angebotene Hohenloher Patronatspfarrei Ernsbach (O.A. Oehringen). Wohl hätte es ihn gelüstet, sich vorher in der Welt umzusehen, was bei seiner großen Rezeptivität gewiß für die Entwicklung seines Talentes nützlich gewesen wäre: aber er hatte sich schon als Student verlobt, und so spann er sich, noch ein Jüngling, auf einem einsamen Dorf in die Enge eines allerdings glücklichen Familienlebens ein. 1831 folgte er einem Ruf als Lehrer für klassische Philologie an die neu gegründete Erziehungsanstalt Stetten im Remsthal. 1835 siedelte er nach Stuttgart über, wo er als Professor, zunächst am Katharinenstifte, nach Schwabs Abgang am Obergymnasium, thätig war. Jetzt stand er auf dem richtigen Posten. Mit gründlichen Kenntnissen in den alten Sprachen und der Geschichte, in welchen Fächern er zu unterrichten hatte, verband er eine seltene Lehrgabe und gewann durch liebenswürdiges Wesen die Herzen seiner Schüler. Im Winter hielt er wiederholt Vorträge für Damen über neuere Ge-

schichte und Litteratur. An dem geselligen Leben der Residenz nahm er regen Anteil. Mit der ihm angeborenen Beweglichkeit und Munterkeit des Franken bildete er den Mittelpunkt der geselligen Kreise, in denen er sich bewegte. „Es war ihm wohl," sagt Strauß, „und so wurde es auch denen wohl, die ihn sprechen hörten und trinken sahen." Ein Stück Schubart steckte in ihm. Gleich diesem wirkte er am stärksten durch den unmittelbaren Reiz seiner Persönlichkeit, gab er im mündlichen Umgange sein Bestes. Seine musikalische Begabung war eine Quelle des Genusses für ihn und andere, zumal wenn er am Klaviere frei phantasierte. Aber von Schubarts bösen Leidenschaften wußte Bauers harmonische Natur nichts. Er war gewissenhaft und pflichtbewußt, bieder und treuherzig, dabei jedoch ungemein empfindsam und gar zu weich, so daß er fremden Einwirkungen nicht immer widerstand. Ein langes Leben schien dem kräftigen Manne beschieden zu sein. Da raffte ihn eine rasch verlaufende Lungenentzündung am 22. Mai 1846 in der Blüte der Jahre hinweg.

Bauer hat, namentlich während seiner Stuttgarter Zeit, eine emsige und vielseitige litterarische Thätigkeit entfaltet. Seine hauptsächliche Liebe gilt dem Drama. Er verfügt über die für dieses Fach unentbehrliche Lebendigkeit, aber nicht im hinreichenden Maß über festes Gestaltungsvermögen. Seine Personen sind ganz von Gefühlen, und zwar vorzugsweise von edlen, beherrscht, seinen Charakteren mangelt die Realität, seinen Handlungen der ernsthafte Konflikt. Verhältnismäßig am meisten befriedigt die 1836 erschienene Trilogie „Alexander der Große". Der als „Dichtergabe zum Kölner Dombau" 1842 veröffentlichte „Kaiser Barbarossa" ist eine gut gemeinte, aber schwächliche poetische Leistung. Die beiden der Orplidsage entnommenen, ganz im Tone der Shakespeareschen Märchenspiele gehaltenen Dramen, „Der heimliche Maluff" (1828 gedruckt) und „Orplids letzte Tage" (erst in Bauers Schriften 1847 gedruckt), werden schon durch den zu grillenhaft subjektiven Stoff auf das Niveau von Gelegenheitsstücken herabgedrückt. Ferner hat Bauer sechs Dramen, Finrod, Abälard und Heloise, zwei weitere Hohenstaufenschauspiele und zwei Lustspiele, vollendet, die niemals gedruckt worden sind. Dasselbe

Schicksal erfuhren einige Erzählungen, während ein zweibändiger burlesk komischer Zeitroman, „Die Ueberschwänglichen", 1836 an die Oeffentlichkeit trat. In der teilweise von Jean Paul beeinflußten Erzählung waltet bei frischer Darstellungsweise und glücklicher Erfindungsgabe gute Laune und mitunter treffende Satire. Seine gefälligen, aber wenig bedeutenden lyrischen Gedichte sind nicht gesammelt. Proben davon enthalten „Ludwig Bauer's Schriften", 1847 nach dem Tode des Dichters in einer einbändigen Auswahl von Freunden herausgegeben. Darin finden sich außer einigen Dramen auch vorzügliche, musterhaft stilisierte populär-wissenschaftliche Abhandlungen, zuerst in dem Morgenblatt oder der Allgemeinen Zeitung abgedruckt, und eine Anzahl herrlicher Briefe. Bauer ähnelt auch darin Schubart, daß ihm die dem Gesprächstone nahe stehende, einfach ungezwungene Gedankenmitteilung am besten gelingt. Seine gewichtigste wissenschaftliche Leistung war eine sechsbändige im Vereine mit zwei Freunden geschriebene „Allgemeine Weltgeschichte" (1836/9). Außerdem beteiligte er sich an einer Don Quijote-Uebersetzung, bearbeitete eine Auswahl römischer Satiren und Epigramme für reifere Schüler und veröffentlichte 1842 das Jahrbuch „Schwaben, wie es war und ist", wozu namhafte schwäbische Autoren wertvolle Aufsätze geliefert haben.

Viertes Kapitel.

Die Lyrik.

„Singe, wem Gesang gegeben!" Kein Geringerer, als Uhland, hatte diese Losung ausgeteilt. Sie wurde von Berufenen wie Unberufenen aufgegriffen und befolgt. Eine wahre Sintflut von Versen ergoß sich über das Schwabenland, eine lyrische Fieberepidemie packte die ganze Bevölkerung. Den wenigen großen Dichtern gesellten sich viele mittlere und kleine bei. An die wirklichen poetischen Talente hängte sich eine endlose Schar von reimenden Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen. Je mehr die Poesie Ge-

meingut des ganzen Volkes wurde, desto mehr lag das Handwerkszeug der Kunst für alle zur Benützung bereit, desto leichter ließ sich jene äußerliche Fertigkeit erwerben, mit der Dichterlinge den Schein der Poesie erhaschen, ohne ihres Geistes einen Hauch verspürt zu haben. Man durfte sicher sein, in jedem zehnten Schwaben wenigstens einen Gelegenheitspoeten zu finden, der, wenn seine Erzeugnisse auch nicht durch den Druck verbreitet wurden und in die Weite wirkten, doch im engsten Kreis als Genie angestaunt ward. Alle Stände, alle Schichten der Bevölkerung, Gebildete und Ungebildete, Vornehme und Geringe, Städter und Dörfler waren in Mitleidenschaft gezogen. Niemand wollte zurückbleiben. Als man eines Abends im Weinsberger Kernerhause Gedichte vorlas, stellte sich schließlich auch der Hausknecht mit Versen ein, die er „dem treuen Doktorsgaul am gelben Chaislein" gewidmet hatte. Ein Stubenmädchen im Stuttgarter Gasthofe zum König von England setzte in Lenau, den sie zu bedienen hatte, so großes Vertrauen, daß sie ihm ihre handschriftliche Gedichtsammlung zur Beurteilung übergab. Derselbe unglückliche Dichter entdeckte, nachdem ihn die Irrenanstalt Winnenthal aufgenommen hatte, in seinem Wärter Sachsenheim einen „Kollegen in Apoll". Auf manchen Dörfern trieben sogenannte Naturdichter ihr Wesen, die für frohe und traurige Fälle Verse in Bereitschaft hielten, von den übrigen Bauern ihrer brotlosen Kunst wegen jedoch öfters mißachtet als bewundert wurden. Mit dem poetischen Drange hielt die Sangeslust gleichen Schritt. Singvereine und Liedertafeln erstanden allerorten.

Gewiß war es ein goldenes Zeitalter der Poesie, da diese in ihrer reinsten Gestalt die allgemeine Teilnahme in Anspruch nehmen, da ein einzelnes Gedicht das Tagesereignis, das Tagesgespräch bilden konnte. Aber das Uebermaß, das unleugbar in der geschilderten Bewegung lag, erzeugte Lächerlichkeiten, forderte zu Spott heraus. Und schließlich mußte sich Uebersättigung einstellen. Die Liebhaberei für den Roman verschlang nach und nach das Interesse an der Lyrik. Gleichzeitig ging in den sich höher und höher türmenden Wogen des politischen Kampfes die tendenzlose Poesie zum guten Teil unter. Um die Mitte des Jahrhunderts war die Lyrik bereits in der allgemeinen Wertschätzung tief gesunken, und

bis auf den heutigen Tag hat sie sich noch nicht ihre alte Stellung zurückerobert. Daß die Schwaben dieser edelsten Form der Dichtkunst, auch noch in einer Periode, da Geld und Ehren kaum mehr damit zu gewinnen waren, unverbrüchlich treu geblieben sind, darf ihnen die deutsche Litteraturgeschichte nicht vergessen.

In der Pflege der Lyrik mit Einschluß der verwandten epischen Gattungen, Romanze, Ballade und Verserzählung, haben sich also die schwäbischen Dichter im 19. Jahrhundert, von Uhland ihren Ausgang nehmend, zusammengefunden. Und zwar erwies sich ihre Vorliebe für die Lyrik so stark, daß sie auch in anderen Gattungen nicht selten den lyrischen Elementen ein störendes Uebergewicht einräumten. Innigkeit des Gefühles, Wärme des Gemütes bildete den Grundton ihrer Liederweisen. Eine leicht erregbare und weit tragende Phantasie gesellte sich hinzu, ohne daß sie sich — dank ihrem gesunden Sinne für das Wirkliche — in die Phantastereien anderer Romantiker verloren. Ein unwiderstehlicher, tief innerlicher Zug zur Natur nahm die verschiedensten Gestalten an. Ihre reine und keusche Muse war ein Hort deutscher Zucht und Sitte, wie diese schwäbischen Dichter auch im Leben der überwiegenden Mehrzahl nach als charaktervolle und gesinnungstüchtige Männer aufrecht dastanden. In der Darstellung bevorzugten sie frische Natürlichkeit, schmucklose Einfachheit; auf die Form verwandten sie nicht immer die gebührende Sorgfalt, und durch ihren Dialekt ließen sie sich, wie schon Schiller, leicht zu schlechten Reimen verführen. Häufig schlug ihre Empfindung in Weichlichkeit, ihr schlichtes Wesen in Plattheit um. Die wenigsten von ihnen lebten sich völlig aus, wußten ihren eng gezogenen heimatlichen Horizont zu erweitern. Bei vielen wollte deshalb der Fortgang dem Anfange nicht entsprechen: sie gaben in jungen Jahren ihr Bestes und verstummten frühzeitig. Es fehlte ferner die heiße Leidenschaft, die mächtige Sinnlichkeit, Eigenschaften, die wir schon bei Uhland vermißt haben. Bei den kleineren Geistern zumal pflegte der Gehalt nicht der mechanischen Fertigkeit zu entsprechen. Weit mehr als für die eigentliche Lyrik gilt dies für die Balladendichtung. Die von dem Durchschnitte hierfür verwendeten Stoffe waren entweder verbraucht oder unbedeutend. Die Hohenstaufen wurden bis zum Ueberdrusse

breit geschlagen, die wenigen markanten Gegenstände aus der württembergischen Sage und Geschichte unermüdlich variiert. Schließlich klammerte man sich an jede Bergruine, mit der sich irgend eine Ueberlieferung verknüpft hatte. Die Gestaltungskraft erwies sich dabei meist als unzulänglich, und es entstanden reizlose Bilder von unklarer Zeichnung und verschwommenen Farben.

An diesen allgemeinen Vorzügen und Schwächen nehmen natürlich die einzelnen Glieder des schwäbischen Dichterkreises in sehr verschiedenem Maße teil. Manche haben sich wirklich unabhängig zu stellen gewußt und aus eigenem Schnabel gesungen, was ihnen aus dem Herzen drang, welches Wort Justinus Kerner in zu verallgemeinender Weise auf alle seine Sangesgenossen angewandt hat. Der Selbständigsten einer war Gustav Pfizer, der als einer der Koryphäen der schwäbischen Lyrik anerkannt ist. Er kam am 29. Juli 1807 in Stuttgart, wo sein Vater Obertribunaldirektor war, zur Welt. Vom dortigen Gymnasium trat er 1821 in das Seminar Blaubeuren über. Strauß, mit dem er innerhalb einer beispiellos begabten Promotion um den ersten Platz zu ringen hatte, charakterisiert ihn als eine feine, im besten Sinne vornehme Natur, die sich von dem nicht immer feinen Treiben der Mehrzahl reinlich und ironisch zurückzog, nur einem gewählten Kreise von Fähigeren und Gebildeteren die Schätze seines Inneren erschloß. So blieb seine geistige Physiognomie das ganze Leben über. Nach fünfjährigem Studium im Tübinger Stifte, das ihm auch die Freundschaft mit seinem Lehrer Uhland eintrug, legte er ein glänzendes Examen ab, wurde Stiftsrepetent, verzichtete dann aber auf die theologische Laufbahn. In Stuttgart führte er ein durch den Umgang mit vielen bedeutenden Genossen angeregtes freies Litteratenleben, das 1834 durch eine italienische Reise eine Unterbrechung erfuhr. Schon 1831 hatte er seine „Gedichte“ herausgegeben. 1835 veranstaltete er eine „Neue Sammlung“, 1840 reihten sich „Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung“ an, 1844 folgten „historisch-poetische Bilder aus dem fünfzehnten Jahrhundert“ unter dem Titel „Der Welsche und der Deutsche. Aeneas Sylvius Piccolomini (Pabst Pius II.) und Gregor von Heimburg“. Daneben liefen allerhand sonstige Arbeiten her: 1836 „Martin Luthers

Leben", ein gutes Volksbuch, dem sich 1840 eine Ausgabe der Werke des Reformators anschloß, 1836/9 die Verdeutschung der Dichtungen Byrons, 1837 eine kritischer Versuch über Uhland und Rückert, 1843 eine Uebertragung der Nibelungen in's Neuhochdeutsche. Auch bestellte Ware, wie die im Vereine mit Notter übersetzten Romane von E. L. Bulwer (1838/43) und G. P. R. James (1838/44), wurde geliefert. Seit 1836 redigierte Pfizer die dem Ausland beigegebenen „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes", seit 1838 den poetischen Teil des Morgenblattes. Indessen mußte es ihm, nachdem er mit Marie Jäger einen eigenen glücklichen Hausstand gegründet hatte, doch wünschenswert erscheinen, in eine feste Lebensstellung einzurücken. Die ihm völlig zusagende Professur für deutsche Sprache und Litteratur am Stuttgarter Obergymnasium bot sich ihm 1846 dar, und er behielt sie bis 1872 bei. Damals entstanden zwei gediegene Werke für die Jugend, eine „Geschichte Alexanders des Großen" (1846) und eine „Geschichte der Griechen" (1847). Das Jahr 1848 rief ihn, der die Gesinnungen seines Bruders Paul völlig teilte, in die politische Arena. Er gehörte der Bürgerwehr an, spielte im Vaterländischen Verein eine hervorragende Rolle. In schneidigen Zeitungsartikeln und Flugschriften trat er für die deutsche Einheit und die preußische Vorherrschaft mit rücksichtsloser Energie ein. 1849 wurde er vom Stuttgarter Amt in die erste verfassungsberatende Landesversammlung gewählt. Als dann die Reaktion hereinbrach, zog er sich mißmutig mehr und mehr von der Politik, von der Oeffentlichkeit zurück. Aber es war ihm wenigstens beschieden, die Erfüllung aller seiner patriotischen Wünsche zu erleben. Jetzt erhob er auch wieder die Dichterstimme, indem er 1876 anonym „Gereimte Räthsel aus dem Deutschen Reich" veröffentlichte. Der an Körper und Geist frische Greis führte ein durch viele Verluste von Lieben getrübtes, vereinsamtes Alter. Er erlag am 19. Juli 1890 in Stuttgart den Folgen eines Schlagflusses. 1891 wurde noch von ihm ein Band „Gereimte Rätsel aus dem Nachlaß" als Manuskript gedruckt.

Mit Uhland und den übrigen schwäbischen Dichtern trifft Gustav Pfizer in der edlen, keuschen Haltung, in der echt deutschen Gesinnung zusammen. Aber sonst bildet er in den entscheidenden

Punkten ihr gerades Widerspiel. Von ihrer heiteren Sangeslust, ihrer harmlosen Naturfreude, ihrer einfachen Gefühlssprache hat er sehr wenig an sich. Anmut und Leichtigkeit, Scherz und Humor weichen bei ihm vor einem fast unbesiegbaren, strengen, oftmals düsteren Ernste zurück. Etwas Greisenhaftes klebt seiner Muse an. Gedankentief, gedankenschwer giebt sie sich. Er ist nicht naiver Lyriker, sondern durch und durch Reflexionspoet. Er liebt es, in den Born geheimnisvoller, manchmal auch dunkler Lebensweisheit hinabzutauchen. Seine Phantasie ist auf das Große, das Imposante gerichtet. Zum Gewöhnlichen, zum Trivialen läßt er sich nicht herab. Er meidet die viel begangenen Wege. Er sucht nach eigenartigen Stoffen, deren Wirkung freilich darum oftmals versagt, weil man ihnen die Mühe des Suchens zu deutlich anmerkt. In der Darstellung verfügt er über rhetorische Fülle, über Schwung und Phantasie des Ausdruckes. Aber neben Bildern von überraschender Neuheit und Kühnheit finden sich viele seltsame und unklare Wendungen. Ein ungewöhnlicher Reichtum an poetischen Formen steht ihm zu Gebote. Seine wirklich schönen Sonette, seine zahlreichen Gaselen, deren Inhalt allerdings nur eine Spielerei des Gefühles ist, beweisen seine technische Meisterschaft. Leider hat es ihm nicht immer beliebt, diese auszuüben. Kaum ein anderer schwäbischer Dichter hat sich so willkürlich über die prosodischen und metrischen Regeln hinweggesetzt. Namentlich erzeugt die gewaltsame Vertauschung von Hebungen und Senkungen im Versbau unerträgliche Härten. Das musikalisch-rhythmische Gefühl scheint Pfizer völlig abgegangen zu sein. Nicht minder mißachtet er die grammatikalischen Gesetze. So machen seine Leistungen einen äußerst ungleichen Eindruck. Er gewährt im einzelnen wunderbare poetische Tiefblicke, befriedigt aber im ganzen wenig.

Offenbar hat Pfizer es selbst empfunden, daß die reine Lyrik seinem Talente nicht anstehe. Von Liebe hat er fast gar nicht gesungen. Neben der Balladen- und Gedankenpoesie hat er die Zeitdichtung gepflegt, namentlich die polnischen Vaterlandskämpfer verherrlicht. Ein wichtiges Element seiner Muse bildet — wiederum im Gegensatze zu Uhland und dessen Jüngern — die Begeisterung für die Antike, zumal das Hellenentum. Allmählich ist dann Pfizer ganz

zur Didaktik und Epik übergegangen. Die „Fragmente aus Italien“, „Pompeji“ und „Meerfahrt“, verraten eine schöne Begabung für lehrhaft-betrachtende Poesie. Eine eigenartige, nur durch den übereilten Schluß beeinträchtigte Wirkung thut die groß gedachte und philosophisch gehaltvolle Dichtung „Salomos Nächte“. Die beiden Romanzenkränze „Ezzelin, Tyrann von Padua“ und „Die Tartarenschlacht bei Wahlstatt“ müßten sorgfältiger durchgearbeitet sein, wenn ihre Breite nicht den Leser ermüden sollte. Noch mehr werden durch Weitschweifigkeit die unter dem Titel „Der Welsche und der Deutsche“ zusammengefaßten Kulturbilder aus dem 15. Jahrhundert beeinträchtigt.

Was hat doch einer so reichen poetischen Kraft — denn das ist Gustav Pfizer trotz allem gewesen — vorzeitig die Schwingen gelähmt? Eine herbe Verurteilung seiner Muse durch den greisen Goethe verwundete ihn allerdings tief. Daß ihn Heine, gegen den er in der Deutschen Vierteljahrsschrift von 1838 schonungslos, aber würdevoll aufgetreten war, in dem berüchtigten Schwabenspiegel begeiferte, konnte ihm kaum eine so große Anfechtung sein, zumal da er sich in dieser Fehde vielseitiger Zustimmung erfreuen durfte. Doch welche Gründe immer vorgelegen haben mögen, man muß es unter allen Umständen bedauern, daß Pfizer nach so stolzen Anfängen im besten Mannesalter seine Muse feiern ließ, um sie erst wieder als Greis zu endlosen Rätselspielen zu erwecken.

Eine ebenso eigenartige als sympathische Erscheinung ist Graf Alexander Christian Friedrich von Württemberg. Als Sohn Herzog Wilhelms, eines Bruders König Friedrichs, aus dessen Ehe mit einer Burggräfin von Tunderfeld-Rhodis am 5. November 1801 zu Kopenhagen, wo sein Vater damals Gouverneur war, geboren, erhielt er teils in seiner schwäbischen Heimat, teils in der Schweiz eine gediegene Erziehung. Dann trat er in das württembergische Heer ein. Der schöne, kraftstrotzende, in allen Leibesübungen gewandte Prinz mit dem ritterlichen Anstand im Wesen schien zum Soldatenhandwerk eigens geschaffen. Zu seinem Unglücke fiel jedoch sein Leben in eine Periode tiefsten Weltfriedens. Der Paradeplatz bot ihm keinen ausreichenden Ersatz für das Schlachtfeld, und die Nichtigkeiten des Garnisondienstes waren für ihn auf die Dauer

nicht zu ertragen. Da er nirgends die Möglichkeit sah, sein kühnes Streben zu bethätigen, seinen Ehrgeiz zu befriedigen, schied er frühzeitig als Oberstleutnant aus dem aktiven Dienst. Als Ersatz für den Krieg, nach dem er sich vergebens sehnte, mußten ihm gefahrvolle Jagden, wilde Ritte, mühsame Gletscherwanderungen, reizvolle Abenteuer aller Art dienen. Was Wunders, daß überschäumendes Kraftgefühl ihn mitunter die Schranken der Sitte durchbrechen ließ? Den Adel seiner Seele hat er niemals verleugnet. Er hielt sich abwechslungsweise in der Heimat und in Wien auf. Er gehörte dank der sieghaften Liebenswürdigkeit seines Wesens zu den beliebtesten und am meisten besprochenen Persönlichkeiten der österreichischen Hauptstadt. Im Schwabenlande residierte er am liebsten auf seinem hübschen Landgute Serach bei Eßlingen, wo er auch seine Dichterfreunde empfing: Kerner, Karl Mayer, Schwab, Emma von Niendorf, Lenau, mit dem er besonders innig verbunden war. Innere Verwandtschaft fesselte die beiden aneinander. Die Schwermut vor allem hatten sie gemein. Bei Graf Alexander war der Weltschmerz freilich weniger ein unablösbarer Bestandteil seiner Natur als vielmehr das Ergebnis böser Erfahrungen und trauriger Enttäuschungen. Keine große Schicksalsforderung wollte an ihn, den Thatenlustigen, herantreten: er sah sich dazu verdammt, in kleinlichen Sorgen und Kämpfen seine Kräfte aufzureiben. Es fehlten ihm die Geldmittel, um die hohen Ansprüche, wozu ihn Geburt und Erziehung berechtigten, zu befriedigen. Seine häuslichen Verhältnisse waren in fortgesetzter Zerrüttung, und er zog sich deshalb die Ungnade seines königlichen Vetters zu. Die 1832 mit der Gräfin Helene von Festetics eingegangene, mit vier Kindern gesegnete Ehe brachte ihm, der für die Freuden des Familienlebenswegs keineswegs unempfänglich war, wenig Glück. Schwere körperliche Krankheit kam hinzu, die, wechselweise von den Leiden des Gemütes genährt und diesen wieder Nahrung leihend, rasch das Mark seines Lebens aufzehrte. Als im Jahr 1843 der Winter anbrach, suchte er unter dem milden italienischen Himmel Heilung. Aber bald trieb es den Grafen, der sich schwächer und schwächer fühlte, von dem schönen Florenz in die Heimat, nach seinem geliebten Serach zurück. Frühjahr 1844 schickten ihn die

Aerzte zur Kur in das Wildbad. Hier machte ein Hirnschlag in der Frühe des 7. Juli seinem Leben ein plötzliches Ende. Am Abend des 9. Juli wurden die irdischen Ueberreste des leutseligen Herren unter großer Teilnahme der Bevölkerung in der Fürstengruft der Stuttgarter Stiftskirche beigesetzt.

Graf Alexanders Dichterlaufbahn umspannt nur ein Dezennium. Zu Anfang der dreißiger Jahre machte er sich durch Vermittlung des Morgenblattes und Deutschen Musenalmanaches der litterarischen Welt bekannt. Die günstige Beurteilung, die seine Gedichte fanden, veranlaßte ihn, sie 1837 zu sammeln. 1838 folgten die „Lieder des Sturms". Durch diesen Cyklus sowie die bald darauf entstandenen „Lieder eines Soldaten im Frieden" wurden die gesammelten Gedichte vermehrt, als sie 1841 zur zweiten Ausgabe gelangten. Sein letztes Werk waren die Sonette „Gegen den Strom", die er 1843 anonym zum Besten des Kölner Dombaues der Oeffentlichkeit übergab.

Das Wesen des Grafen setzt sich hauptsächlich aus zwei Elementen zusammen, die sowohl den Gang seines Lebens als den Charakter seiner Poesie bestimmt haben: aus einer — fast möchte man sagen: mittelalterlichen — kraftvollen Frische und Keckheit und aus einem mehr modernen Pessimismus und Weltschmerz, den er als „das tiefe Trauern und des Herzens wilde Glut" bezeichnet hat. Zum Glück überwiegt die gesunde Natur. Er selbst sucht, wenn auch nicht immer mit Erfolg, die schwermütigen Anwandlungen zu bekämpfen. In den Soldatenliedern, den Alpenbildern ist ihm dies besonders gut gelungen. Auf mutigem Renner über die Heide zu rasen, das Wild mit Gefahr des Lebens zu jagen, der Schneeberge Gipfel zu erklettern — sind das nicht Ziele, des Tapferen würdig? Die Naturwüchsigkeit unseres Poeten ist durchaus nicht erkünstelt oder künstlich gesteigert, vielmehr seinem Wesen ganz angemessen; eben darum weht uns etwas wie frische Gebirgsluft aus seinen Liedern entgegen. Auch seine Balladen und epischen Schöpfungen tragen das gemeinsame Merkmal oft bis zur Wildheit anwachsender Kraft. Am liebsten singt er von Krieg, Kampf und Sturm. Mit seinem Freunde Lenau trifft er im Hange zum Abenteuerlichen, Düsteren, Schauerigen, Dämonischen, Gigantischen

zusammen. Er ist der gespensterhaft geheimnisvollen Seite der Romantik zugewandt, und seine üppige Phantasie, der Reichtum der ihm zu Gebote stehenden Bildersprache, die Kunst, poetische Stimmungen zu erzeugen, lassen ihn für derartige Stoffe besonders geeignet erscheinen, wenn er auch der nahe liegenden Gefahr, des Guten zu viel zu thun, nicht immer ausgewichen ist. In den Zeitgedichten, namentlich in den Sonetten „Gegen den Strom“, zeigt sich Graf Alexander als einen freisinnigen Mann, aber bewußten Gegner der demokratischen Tendenzdichter. Warmes patriotisches Empfinden übt stets den entscheidenden Einfluß auf seine Ansichten von Politik und Geistesbildung aus. Er ist Vollblutgermane, Deutschtümler. Er haßt den Kosmopolitismus. Er haßt das Romanentum, den Semitismus; er flucht dem Hange zum Fremdländischen. Seine Liebe gilt dem Mittelalter, „dem großen Geist der alten deutschen Zeit“. Gewiß schießt der Graf mehr als einmal weit über das Ziel hinaus, gewiß wendet sich sein Eifer mitunter gegen die falsche Seite: aber in vielen Punkten ist ihm doch beizupflichten, und auch da, wo er irrt, ist die Geradheit und Ehrlichkeit seiner Natur, die Festigkeit und Unerschrockenheit seines Charakters wahrhaft erquickend.

Ohne Frage wäre Graf Alexanders schönes und selbständiges Talent bei sorgfältiger Behandlung noch einer höheren Entwicklung fähig gewesen. Seine Dichtergabe galt ihm aber nur als *ein* Vorzug unter vielen, und sein Ehrgeiz, damit zu glänzen, war nicht übermäßig groß. Er empfand mehr Freude am Schaffen selbst als an seinen fertigen Schöpfungen. Er betrieb das Dichten mit vornehmer Lässigkeit, er produzierte ungewöhnlich rasch. Seine Erzeugnisse strenge zu prüfen und zu sichten, daran mühsam zu feilen, ging ihm wider die Natur. So ließ er manches Störende stehen: seltsame Bilder und unedle Vergleiche, Sorglosigkeiten und Undeutlichkeiten im Ausdrucke, falsche Betonungen, erzwungene Wortstellungen, namentlich die fast zur Regel gewordene Anwendung der Inversion.

Eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Graf Alexanders geistiger Art zeigt der diesem nahe befreundete Arthur Schott in seiner 1850 veranstalteten Gedichtsammlung. Er war am 27. Februar 1814 zu Stuttgart als Sohn des bekannten freisinnigen Politikers, Ober-

tribunalprokurators Albert Schott, geboren, widmete sich der Landwirtschaft, hielt sich längere Zeit als Gutsadministrator im Banat auf, ging 1850 nach Nordamerika, wo er Forschungsreisen unternahm und von den Regierungen der Vereinigten Staaten und Mexikos zu wichtigen Aufträgen verwendet wurde, und starb am 26. Juli 1875 zu Georgetown bei Washington. In Natur- und Reisebildern, Wald- und Jagdstücken bringt Schott gesundes Lebensgefühl, frohe Wagelust zu frischem Ausdrucke, während er dann wieder melancholischen Stimmungen nachhängt oder gegen die gesellschaftlichen Gebrechen des Zeitalters zu Felde zieht. Die Farben sind ungefähr in derselben Weise gemischt, wie bei Graf Alexander, wenngleich nach beiden Seiten hin schwächer aufgetragen. Auch das hat er mit seinem Vorbilde gemein, daß er über dem Vergnügen an den ihm mühelos zuströmenden poetischen Gedanken und Stimmungen vergißt, diesen eine edle Prägung zu verleihen. Insbesondere pflegt er durch Verstöße gegen die prosodischen Regeln den Rhythmus des Verses arg zu verzerren; auch meidet er nicht immer prosaische oder triviale Wendungen. Außer seinen Gedichten hat Arthur Schott im Vereine mit seinem Bruder Albert (1809 bis 1847), Gymnasialprofessor in Stuttgart, einem tüchtigen Sprach- und Geschichtforscher, 1845 „Walachische Maehrchen“ herausgegeben, die unsere Kenntnis fremder Volkspoesie in erwünschter Weise bereichern.

Im Jahr 1823 erschien ein Bändchen „Lieder von Carl Grüneisen“. Der Verfasser, ein kaum der Schule entwachsener Theologe, war am 17. Januar 1802 zu Stuttgart geboren, hatte das hauptstädtische Gymnasium und dann das Tübinger Stift durchlaufen. Im Hause seines kunstsinnigen Vaters, des Oberregierungsrates Grüneisen, eines der Begründer des Morgenblattes, war im Verkehre mit den Stuttgarter Dichtern und Künstlern sein Sinn für die Welt des Idealen früh geweckt worden. Die Jugendpoesie Karl Grüneisens besteht vorwiegend aus echter Lyrik im schlichten Liedertone. Sie nimmt nicht durch schöpferische Phantasie, durch großes Ausdrucksvermögen, wohl aber durch zarte und keusche Auffassung eines warmen und gefühlvollen Herzens für sich ein. Sie steht unter dem Zeichen Goethes. In den folgenden Jahren hat

Grüneisen noch da und dort einzelne Gedichte veröffentlicht, ist aber frühzeitig als weltlicher Sänger verstummt. Später hat er einige Kirchenlieder von sich bekannt gegeben, wovon zwei im württembergischen Landesgesangbuche stehen. Grüneisen stieg allmählich zu den höchsten kirchlichen Würden empor. Nachdem er noch in Berlin unter Schleiermacher seine theologischen Kenntnisse vervollständigt und in Italien Kunststudien gemacht hatte, wurde er 1825 Hofkaplan in Stuttgart, 1835 Hofprediger und Oberkonsistorialrat, 1846 Oberhofprediger, 1848 Prälat. 1868 ließ er sich in den Ruhestand versetzen, dessen er sich bis zum 28. Februar 1878 erfreuen durfte. Neben einer umfassenden und bedeutenden praktischen Thätigkeit wirkte er auf den verschiedensten litterarischen Gebieten. Sein Hauptbestreben richtete sich darauf, die Kunst innerhalb der Religion, die Religion innerhalb der Kunst zu Ehren zu bringen. Seine Bemühungen erstreckten sich auf Poesie, Musik, bildende Künste. Um das Zustandekommen des württembergischen Gesangbuches von 1841, dem er durch seine Schrift „Ueber Gesangbuchsreform“ (1838) vorgearbeitet hatte, erwarb er sich große Verdienste, ebenso um das neue Choralbuch. Später dehnte er seine Sorge auf die übrigen deutschen Landesgesangbücher aus. Viele Jahre stand er an der Spitze des Vereines für klassische Kirchenmusik. Im Fache der bildenden Künste glänzte er als Schriftsteller und erzielte auch praktische Erfolge, indem er seinen Einfluß bei Neubauten und Restaurationen von Kirchen zu Gunsten eines edlen Stiles in die Wagschale warf. Er begründete 1857 den Verein für christliche Kunst, beteiligte sich an der Redaktion des von diesem herausgegebenen Christlichen Kunstblattes; schon früher hatte er eine Zeit lang das dem Morgenblatte beigesellte „Kunst-Blatt“ geleitet. Seine feinen kunsthistorischen und kunstästhetischen Arbeiten erschienen teils in den beiden genannten oder anderen Zeitschriften, teils in Buchform, wie die Schriften über die biblische Darstellung der Gottheit (1828), über den Maler Niklaus Manuel (1837), über Ulms Kunstleben im Mittelalter (1840), über Dannecker (1841). Außerdem ließ er einen Band Predigten (1834), ein wiederholt aufgelegtes Hausgebetbuch (1846), den „Abriß einer Geschichte der religiösen Gemeinschaften in Württem-

berg" (1841), eine Ausgabe von B. Andreäs Christenburg (1836) drucken.

Eduard Vogt lebte vom 20. April 1814 bis zum 8. Mai 1880. Der Ehinger Stadtschultheißensohn studierte in Tübingen katholische Theologie, wurde 1837 zum Priester geweiht, versah kurze Zeit die Stelle eines Repetenten am Tübinger Wilhelmsstifte, von 1839 bis 1844 die eines Kaplanes und Präzeptors zu Scheer (O.A. Saulgau) und erhielt 1844 das Amt eines Stadtpfarrers und Garnisonpredigers zu Ludwigsburg, womit er seit 1858 das eines Dekanes für Stuttgart verband. Seit 1864 bis an sein Ende wirkte er, für seine Gemeinde ein Gegenstand hoher Verehrung, als Pfarrer in Betzenweiler (O.A. Riedlingen) und seit 1867 zugleich als Dekan des Riedlinger Landkapitels. Schon 1839 waren die „Gedichte von Eduard Vogt" erschienen, seine einzige selbständige Sammlung, nach der er als Poet beurteilt werden muß. Frische Natur- und Wanderlieder wechseln darin mit zarter erotischer Lyrik, die merkwürdigerweise dem Versenken in fremde Gefühle, nicht eigenen ihre Entstehung verdankt haben soll. Dazwischen Töne inniger Frömmigkeit, frei von aufgeblasener Rhetorik. Auch an poetischen Erzählungen, Romanzen, Legenden fehlt es nicht; doch reicht für diese Gattung das Gestaltungsvermögen des Autors nicht immer aus. Alles in allem zeigt sich Vogt als ein schlichtes, anspruchsloses Talent, dessen Entwicklung von der im Lande herrschenden poetischen Strömung und im besonderen von dem Vorbild Uhlands beeinflußt worden ist. Die Verse fließen leicht und natürlich, aber die Feile vermißt man häufig, und an schwäbischen Reimen darf man sich nicht stoßen. 1840 hat Vogt noch eine geschätzte Biographie des heiligen Franziskus von Assisi und 1843 eine Uebersetzung von Louis Veuillots heiligem Rosenkranz in Gedichten und Betrachtungen herausgegeben. 1848 begründete er das kirchliche Wochenblatt aus der Diöcese Rottenburg und redigierte zwei Jahre lang dieses mit Entschiedenheit für die Ansprüche der katholischen Kirche eintretende Organ. Vier religiöse Dramen, zum Teile von volkstümlicher Haltung, die er während der Betzenweiler Zeit dichtete, blieben in seinem Pulte vergraben.

Karl August Lebret war am 7. Mai 1809 zu Stuttgart ge-

boren, widmete sich in Tübingen dem Studium der Rechtswissenschaft, wurde Auditeur bei der württembergischen Armee und später Sekretär beim Oberkriegsgericht in Stuttgart, wo er am 12. März 1855 starb. 1840 gab er unter dem Pseudonym Julius Alfret einen Band „Lieder" heraus, der 1851 unter seinem wirklichen Namen wiederholt wurde. Es sind vorwiegend kunstlose, aber aus der Tiefe des Herzens geschöpfte Lieder der Liebessehnsucht, in denen die Grundstimmung gelassener Freude oder milder Wehmut nur selten leidenschaftlicheren Tönen weicht und die seelischen Regungen häufig in sinnige Beziehung zur Natur gesetzt sind. Daneben besingt Lebret in frisch frohen Weisen Wein und Geselligkeit. Seine Balladen und Romanzen bleiben hinter der reinen Lyrik weit zurück. Er steht als Epiker ganz im Bann Uhlands, hat aber dem Meister nicht abgelernt, wie man die Umrisse der Handlung fest und sicher zieht. Vergebens sucht er durch übertriebene Betonung des schauerigen und blutigen Elementes oft behandelten romantischen Stoffen neuen Reiz zu verleihen.

Reinhold Seubert, am 27. April 1819 als Pfarrerssohn zu Freudenthal (O.A. Besigheim) geboren, besuchte das Gymnasium in Stuttgart, wohin sein Vater als Garnisonprediger versetzt worden war, begann in Tübingen die Rechte zu studieren, ergriff jedoch 1840 die militärische Laufbahn und wurde Leutnant bei der Reiterei in Ludwigsburg. Hier erschoß er sich am 23. November 1847. Den Schlüssel zu diesem tragischen Ausgange geben seine noch im selben Jahr erschienenen „Gedichte". Darin redet der echte Schmerz eines verzweifelten und zu Tod verwundeten Gemütes. Schwermütige Veranlagung und Liebesgram haben im Bunde miteinander das äußerste Maß von Lebensekel, Weltverachtung und Bitternis gegen die Menschen bei dem jungen Dichter gezeitigt. Die Erinnerung an die treulose Geliebte läßt ihn nicht los, und selbst seine romantisch düsteren Balladen sind nichts als Spiegelbilder eigener traurigen Erfahrungen. Wie viel Seuberts Lieder an Reife und Abklärung sowohl in der Lebensauffassung als in der künstlerischen Gestaltung und Form vermissen lassen, sind es doch ergreifende Aeußerungen eines Talentes, dem das Unglück die höhere Weihe aufgedrückt hat.

Karl Schmidlins dichterische Leistungen sind weiteren Kreisen erst nach seinem Tode bekannt geworden. Er erblickte am 1. Mai 1805 zu Schönthal als Sohn des dortigen Oberamtmannes und späteren Ministers Chr. Fr. Schmidlin das Licht der Welt, studierte nach Absolvierung des Stuttgarter Obergymnasiums in Tübingen außerhalb dem Stifte Theologie und wurde nach kurzer Vikariatszeit der Reihe nach Hofmeister in Lausanne, Lehrer an der Privatanstalt Stetten im Remsthal, Erzieher der Söhne des verstorbenen Ministers Weishaar zu Köngen (O.A. Eßlingen). 1835 kehrte er zum geistlichen Berufe zurück und erhielt nach verschiedenen provisorischen Stellungen 1838 die Pfarrei Wangen (O.A. Göppingen), wo er sich ein eigenes Hauswesen gründete, aber schon am 22. Juni 1847 einem Brustleiden erlag. Schmidlin war ein liebenswürdiger Mensch, der seine Freunde gleichermaßen durch ein reiches Gemüt und durch gesellige Talente, namentlich die Gabe humoristischer Mimik, an sich fesselte. Bereits in Tübingen, wo er ein rühriges Mitglied der Burschenschaft war und zu dem Freundeskreise Paul Pfizers und Friedrich Rotters gehörte, dichtete er. Doch hielt er in seiner Bescheidenheit seine Schöpfungen fast vor allen geheim. Erst nach seinem Tode wurde ein Bändchen „Bilder aus Natur und Leben" gedruckt, zuerst 1851 für die Freunde und bald darauf auch für die Oeffentlichkeit. Das Buch vereinigt Verse und Prosa. Die Gedichte lassen den schwäbischen Ursprung nicht verkennen: sie enthalten gemütvolle Naturbetrachtungen, lebhaft empfundene Naturschilderungen, dazwischen hinein ergießen sich Freundschaftsgefühle, zittern Todesahnungen. Schmidlins lyrische Begabung ist ebenso tief als zart, trägt aber nicht in die Weite. Desgleichen bewegt sich seine Prosa in engstem Kreise: Natur- und Stimmungsbilder wechseln mit sozialen, für das Göppinger Wochenblatt geschriebenen Skizzen, worin er den Bauern die Wahrheit sagt, und kleinen, auf Erfahrungen bei seinem Seelsorgerberuf oder sonstige Beobachtungen zurückgehenden Geschichten, die warmes Gefühl für die leidende Menschheit bekunden. Alle diese Erzeugnisse sind anspruchslos, aber liebenswürdig und feinsinnig und, wenn nicht als Kunstwerke, doch darum anziehend, weil sie den Einblick in das Herz eines edlen Menschen eröffnen.

Eduard Paulus (der ältere) wurde am 29. Januar 1803 zu Berghausen bei Speyer geboren; sein einer altwürttembergischen Beamtenfamilie zugehöriger Vater hielt sich nur vorübergehend in der Pfalz auf und kehrte schon 1806 mit den Seinen in die schwäbische Heimat zurück. Paulus wurde zum Forstmanne herangebildet, aber seine mathematischen und topographischen Talente führten ihn frühzeitig einem anderen Berufe zu. 1824 trat er in das statistisch-topographische Bureau ein, wo er, allmählich zum Finanzrat aufsteigend, bis zum Jahr 1877 wirkte. Zunächst lieferte er eine Reihe kartographischer Arbeiten, beschäftigte sich dann mit den geognostischen Verhältnissen des Landes und ging zuletzt zum Studium der Altertumskunde über, wobei er sich als Autodidakt und Praktiker in bewußten Gegensatz zur gelehrten Archäologenzunft setzte. Sein hauptsächliches Bemühen galt der Wiederauffindung des römischen Straßen- und Befestigungsnetzes auf württembergischem Boden. Diesem Zwecke diente seine zuerst 1859 erschienene Generalkarte von Württemberg mit archäologischer Darstellung der römischen und altgermanischen Ueberreste. Außerdem arbeitete er an den verschiedenen Publikationen des statistisch-topographischen Bureaus sowie des württembergischen Altertumsvereines, um dessen Gründung und Leitung er sich besondere Verdienste erwarb, mit. Während Paulus als Altertumsforscher weithin Ansehen und Anerkennung genoß, fand er als Dichter nur im engeren Kreise Würdigung. 1850 gab er ein Bändchen „Waldbilder“ heraus, 1861 als „Wald- und Jagdbilder“ wiederholt. Es sind schlichte und schmucklose, aus warmer Liebe und vertrauten Beziehungen zur Natur und zum deutschen Walde hervorgegangene Lieder, die noch mehr fesselten, wenn sie nicht meist mit dem Schwergewicht einer Alltagsweisheit belastet wären. Man begegnet in der Poesie des älteren Eduard Paulus manchen Motiven, die, schärfer ausgeprägt, in der seines Sohnes wiederkehren, namentlich dem Hasse gegen die Ueberkultur und die Heuchelei des Jahrhunderts. Paulus starb am 16. Juni 1878 zu Stuttgart.

Theobald Kerner, der Sohn Justinus', kam am 14. Juni 1817 in Gaildorf zur Welt, studierte in Tübingen Medizin, vollendete in München, Wien und Würzburg seine Ausbildung und blieb dann

in Weinsberg als ärztlicher Gehilfe seines Vaters. In die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848/9 verwickelt, mußte er nach Straßburg fliehen, kehrte aber infolge schwerer Erkrankung einer Schwester zurück und wurde zu zehn Monaten Festungshaft verurteilt, die er auf Hohenasperg verbüßte. 1852 gründete er in Stuttgart eine vom Glücke begünstigte galvano-magnetische Heilanstalt, die 1856 nach Cannstatt verlegt wurde. Ein medizinisches Schriftchen, „Galvanismus und Magnetismus als Heilkraft", stammt aus jenen Tagen. Nach des Vaters Heimgang bezog der Sohn das Weinsberger Kernerhaus, wo er, zugleich die ärztliche Praxis ausübend, den sichtbaren und unsichtbaren Erinnerungen an die schöne Vergangenheit, der er selbst einen reichen Schatz geistiger Genüsse und Anregungen dankte, in treu hingebender Liebe diente und als jugendfrischer Greis an der Seite seiner zweiten Gattin noch heute dient. Hat er doch erst 1894 in seinem liebenswürdigen Buche „Das Kernerhaus und seine Gäste" über alte Zeiten auf's anmutigste geplaudert und drei Jahre später mit einer zweibändigen Auswahl von „Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden" der litterarischen Welt eine bedeutsame Gabe dargeboten. Wie als Arzt und Menschenfreund, so auch als Dichter hat er seinem Vater nachgeeifert. Seine Muse verleugnet ihre Herkunft nicht. Auch in seiner Lyrik klingen Herzensweichheit und Schalkheit zu echten Tönen zusammen. Auch bei ihm ist viel von Tod und Grab die Rede, kehren wehmütige Volksweisen wieder. Trefflich gelingt ihm das leicht hingleitende Liebeslied, allerhand heiter-satirisches Geplänkel. In Scherz und Ernst knüpft er gern an Weinsberger Erinnerungen an. Aber er ist zugleich ein Sohn seiner Zeit und darum über Justinus' extreme Romantik hinausgewachsen. Seine politischen Meinungen sind entschiedener, seine religiösen Ansichten freier. Das Naturgefühl hat sich bei ihm zum begeisterten Pantheismus verdichtet. Noch mehr als in den Gedichten triumphiert dieser in Theobalds erzählender Prosa. In seinen Märchen und Parabeln, Idyllen und Stimmungsbildern, Skizzen und Betrachtungen, meist kurzen Stücken, sind die Farben ähnlich wie in den Reiseschatten gemischt. Das Sentimentale und Elegische wechselt mit dem Phantastischen und Humoristischen, und als weitere Würze

kommen satirisch-pessimistische Ausblicke auf die Gegenwart und das neue deutsche Reich hinzu, das vor des Dichters Augen keine Gnade gefunden hat. Theobald Kerner hat seine Gedichte 1845 und 1852 herausgegeben, während die beiden Sammlungen „Natur und Frieden“ (1859) und „Tragische Erlebnisse“ (1864) Erzählungen enthalten. „Die Dichtungen“, 1879 erschienen, vereinigen dann seine poetischen Erzeugnisse in gebundener und ungebundener Redeweise. Außerdem hat er seine Muße auf dem Asperg dazu benützt, Text und Zeichnungen zu einem originellen Blumenbilderbuche für Kinder, „Princessin Klatschrose“ (1853, wiederholt 1893), herzustellen, welcher Veröffentlichung 1855 eine ähnliche, „Aus dem Kinderleben“, folgte, hat in einem anspruchslosen komischen, von Gustav Pressel komponierten Singspiele, „Der fliegende Schneider“ (1860), die bekannte Geschichte von dem mißglückten Fliegversuche des Ulmer Meisters Berblinger behandelt, einen Volkskalender, „Der Einsiedler an der Weibertreu“ (1870), verfaßt und endlich in einem witzigen, wenn auch nicht bühnenfähigen Lustspiele, „Der neue Ahasver“ (1885), mancherlei Zeiterscheinungen gegeißelt.

Julius Ernst Günthert, am 20. Januar 1820 als Sohn eines Offiziers zu Ludwigsburg geboren, ergriff die Laufbahn des Vaters, trat 1856 von der Linie zur Gendarmerie über und rückte zum Kommandeur dieses Corps und Obersten vor. 1887 pensioniert, beschloß er am 5. Dezember 1892 seine Tage zu Stuttgart. Schon als junger Leutnant hat er an den litterarischen Bestrebungen seiner Zeit mannigfachen Anteil genommen und ist dieser Neigung bis in sein Alter getreu geblieben. Kein poetisches Feld ließ er unbebaut. Seit 1850 gab er verschiedene Sammlungen kriegerischer und patriotischer Lyrik, 1869 und 1887 vermischte „Gedichte“ heraus. In diesem Fach ist ihm manches Schöne gelungen, wenn man auch nicht jedes seiner volltönenden Worte auf seinen Sinn hin genau prüfen darf. Zu größeren Schöpfungen reicht seine Gestaltungskraft trotz redlichem Bemühen nicht aus. Er ist mehr auf effektvolle Einzelheiten als auf plan- und lichtvolle Kompositionen bedacht. Eine längere, die Heldenthaten des Jahres 1870 verherrlichende Rhapsodie, „Barbablanca“, der bereits 1864 eine kürzere ähnliche Dichtung, „Leipzig 1813“, vorangegangen war,

wirkt einförmig, obgleich der Verfasser mit epischen Zierraten nicht gespart hat: aber aus einer Aneinanderreihung von — wenn auch gut dargestellten — Schlachtenszenen entsteht niemals ein rundes Kunstwerk. In dem seltsamerweise als Hexengeschichte bezeichneten historischen Roman aus dem 16. Jahrhundert „Agnes“ (1887), der die Schicksale des Kölner Kurfürsten Gebhard von Waldburg und seiner Gemahlin, der Gräfin Agnes von Mansfeld, schildert, sind weder die Zustände des Zeitalters noch die handelnden Personen zu echtem Leben erweckt. Die vier Dramen Güntherts, „Sampiero“ (1857), „Liudolf, Herzog von Schwaben“ (1865), „Dornenkrone“ (1887), „Der schwarze Hauptmann“ (im Vereine mit Liudolf 1891 unter dem Titel „Dramatische Dichtungen“ gedruckt), lassen Gliederung, Zusammenhang, Einheit der Handlung vermissen. Das Beste daran ist die Sprache, wie überhaupt Güntherts ganze poetische Begabung rhetorischer Natur ist. Außerdem hat er drei ihm nahe befreundeten Dichtern, Mörike, Notter, Vischer, biographische Denkmale gesetzt, die wertvolles, mündlich und handschriftlich überliefertes Material in wirrer Form darbieten. Am meisten haben die „Erinnerungen eines Schwaben“ (1874/7) Anklang gefunden. Im Mittelpunkte dieser anziehenden Kulturbilder aus dem Ende des 18. und Anfange des 19. Jahrhunderts steht der oberschwäbische Genremaler J. B. Pflug, dessen Erzählungen Günthert fleißig benützt und vielfach treu wiedergegeben hat.

Freiherr Eduard von Seckendorff-Gutend, am 3. Mai 1813 zu Stuttgart geboren, Jurist, an verschiedenen Orten und in verschiedenen Stellungen thätig, zuletzt Archivbeamter in Stuttgart und Ludwigsburg, Hofrat und königlicher Kammerherr, fand am 19. Oktober 1875 infolge Verunglückung auf dem Ludwigsburger Bahnhofe den Tod. Er hatte sich in Tübingen, noch unter Ludwig Uhlands Leitung, auch mit Litteraturgeschichte und Germanistik beschäftigt. Die hauptsächlichen Früchte dieser Studien waren die im Vereine mit Adelbert Keller gefertigte Uebertragung der „Volkslieder aus der Bretagne“ (1841) und die Ausgabe der Reimchronik über Herzog Ulrich (1863). Als Dichter veröffentlichte er zuerst 1834 das fünfaktige Trauerspiel „Der Irre“, eine phantastische Schöpfung, das Vorbild Shakespeares bis in Einzelheiten verratend, aber ohne

Shakespeareschen Realismus, von reich bewegter Handlung, aber des festen dramatischen Kernes entbehrend. Mehr Beifall fand „Der Civil-Proceß“ (1843, neu aufgelegt 1867), eine freilich nicht allzu geistreiche humoristische Dichtung, die Schillers Glocke parodiert. Eine Auswahl von Seckendorffs Gedichten erschien erst nach seinem Tod 1877. In seinen Liedern und Balladen wandelt er nicht ohne Glück auf den romantischen Wegen Uhlands, Kerners und Schwabs: persönliche Beziehungen gemütlicher Art verbinden den Sprossen eines alten Rittergeschlechtes mit der alten Ritterwelt. Hübsche selbständige Gedanken, warmherzige Regungen finden sich da und dort; nur vermißt man zumeist die Weihe der künstlerischen Vollendung. Das niedrig Komische und Parodistische ist noch mehr sein Element. Seit der Studentenzeit schuf er eine Reihe humoristischer Gelegenheitsgedichte, und auch im Leben war der gesellige Herr eine witzige und den Witz herausfordernde, höchst originelle, darum weithin bekannte und namentlich in heiteren Kreisen beliebte Persönlichkeit.

Noch größere Popularität genoß Wilhelm Ganzhorn (1818 bis 1880) aus Sindelfingen (O.A. Böblingen), der Reihe nach Oberamtsrichter in Aalen, Neckarsulm und Cannstatt. Er hatte fast ganz Europa bereist und sich allerwärts Freunde erworben. Unter dem gastlichen Dache „des trinkbaren Mannes“ versammelten sich oftmals feuchtfröhliche Gesellen, die sich an den edlen Weinen des liebenswürdig originellen Hausherren labten. Vor allem pflegte Ganzhorn Dichterfreundschaften, unter denen die mit Scheffel und Freiligrath obenan standen. Er selbst gebot über ein hübsches poetisches Talent. Seine kräftigen patriotischen und sonstigen Gelegenheitsgedichte, seine volksmäßigen Lieder, darunter das viel gesungene „Im schönsten Wiesengrunde“, sind niemals zu einem selbständigen Buche vereinigt worden, was sie eher als die Erzeugnisse mancher anderen verdient hätten. Ferner hat Ganzhorn auf dem Gebiete der lokalen Altertumsforschung, namentlich während seinem Neckarsulmer Aufenthalt, Ersprießliches geleistet.

Auch zwei der berühmtesten württembergischen Gelehrten haben sich dem Chore der Lyriker zugesellt: David Friedrich Strauß und Friedrich Vischer. Strauß, dessen Leben und Wirken einem späteren

Abschnitte vorbehalten bleibt, hat seine Liebhaberei vor der Mitwelt geheim gehalten; erst nach seinem Tode ließ sein Sohn 1876 für Freunde als Manuskript ein „Poetisches Gedenkbuch" drucken, das später in strengerer Auswahl den zwölften Band der gesammelten Schriften bildete. Die Ueberraschung konnte freilich bei den Kennern der wissenschaftlichen Werke des gewaltigen Kritikers nicht groß sein: denn auch schon in diesen begegnet man da und dort Eigenschaften poetischer Art. Strauß' Gedichte erstrecken sich über sein ganzes Leben; hatte er doch bereits als Seminarist Schwänke verfertigt. Daß auf diesem Gebiete das höchste Ziel für ihn nicht erreichbar sei, hat er selbst deutlich erkannt. Ihm fehlt die Gestaltungskraft im großen, die frei waltende Phantasie. Klüglich hat er sich deshalb auf die Schilderung rein subjektiver Empfindungen und persönlicher Beobachtungen, auf Stimmungsbilder, Episteln an Freunde, Epigramme, sinnvolle Betrachtungen über Gegenstände der Kunst beschränkt. Innerhalb dieser eng begrenzten Sphäre gelingt ihm Ausgezeichnetes. Seine Gelegenheitsgedichte sind des von ihm bewunderten Goethe nicht ganz unwert, tragen manchmal einen wahrhaft Mörikeschen Charakter. Niemals wird er gewöhnlich. Er dichtet nur sich selbst zur Erbauung, zur Besänftigung. Gerade darum bleibt er immer wahr. Sein tiefer Schmerz über das verlorene häusliche Glück ergreift eben so sehr, wie die Festigkeit des schwer Leidenden und dem Tod Entgegengehenden Achtung gebietet. Die Aeußerungen eines starken männlichen Selbstbewußtseins berühren nicht unangenehm, weil man ihnen Berechtigung zusprechen muß. Dabei verfügt er über lichtvolle Klarheit der Darstellung, ungesuchte Meisterschaft der Form. Fürwahr, wer das, was Strauß in der Dichtung geleistet hat, nur so nebenbei, zum Zeitvertreibe gewissermaßen, leisten konnte, muß eine königlich reiche Natur gewesen sein!

An Vischers Poesie ist ein wesentlich anderer Maßstab anzulegen. Er hat sich von Jugend auf nicht bloß in den verschiedensten Gattungen versucht, sondern auch mit seinen Produkten immer wieder an die Oeffentlichkeit gewandt. Seine kritische und seine schöpferische Thätigkeit sind miteinander Hand in Hand gegangen, haben sich gegenseitig befruchtet, und es empfiehlt sich darum nicht,

seine poetischen Leistungen von seinen wissenschaftlichen gesondert zu betrachten. So möge denn das Gesamtbild des großen Aesthetikers hier in die Dichtergalerie eingereiht sein.

Friedrich Theodor Vischer, der Sprosse altwürttembergischer Beamten- und Theologenfamilien, erblickte am 30. Juni 1807 zu Ludwigsburg als Sohn des patriotischen und ebenfalls poetisch angehauchten Oberhelfers Friedrich Vischer und der Christiane Stäudlin, einer Schwester des Dichters Gotthold Stäudlin, das Licht der Welt. Nach dem frühen Tode des Vaters zog die Mutter mit ihren drei Kindern nach Stuttgart, wo Friedrich das Gymnasium besuchte. Seinem Wunsche, Maler zu werden, stellte sich die ungünstige ökonomische Lage der Witwe als Hindernis entgegen, und so wurde auch in diesem Falle der beliebte Ausweg des kostenlosen theologischen Studiums ergriffen. Nach erstandenem Landexamen trat er gleichzeitig mit seinem Ludwigsburger Jugendfreunde Strauß 1821 in das Blaubeurer Seminar ein. Schon hier that er sich durch Geistesgaben wie durch Willenskraft hervor und fesselte überdies seine Kameraden durch originellen Humor und allerlei komische Talente. Während den fünf Jahren, die er von 1825 an im Tübinger Stifte verbrachte, ließ ihn der äußere Zwang, dem er unterthan war, des akademischen Lebens nicht so recht froh werden. Er studierte mit Fleiß die philosophischen und theologischen Fächer und erwarb sich im Examen die höchste Note nebst einem Predigerpreis. Als Vikar in Horrheim (O.A. Vaihingen) und Repetent am Seminare Maulbronn versenkte er sich tief in die Philosophie Hegels, die erst gegen Ende seiner Tübinger Zeit in das Stift eingedrungen war. Nachdem er Herbst 1832 den theologischen Doktorhut mit einer Abhandlung über die Gliederung der Dogmatik gewonnen und die zweite Prüfung abgelegt hatte, trat er die Reise durch Deutschland an, mit welcher der schwäbische Magister damals seine Ausbildung abzuschließen pflegte. In Göttingen, Berlin, Wien machte er längere Stationen. Nach der Heimkehr kam er Juni 1833 als Stiftsrepetent nach Tübingen, in welcher Stellung er sich gemeinsam mit seinem Kollegen Strauß die Ausbreitung der Hegelschen Philosophie angelegen sein ließ. Seit Sommer 1834 machte er von seinem Recht, an der Universität

zu dozieren, Gebrauch und las hauptsächlich über Goethes Faust und Aesthetik. Die ihm 1835 übertragene Stelle eines Diakonus in Herrenberg trat er nicht an, da er sich der christlichen Kirche allmählich völlig entfrembet hatte. Ostern 1836 habilitierte er sich mit einer Abhandlung „Ueber das Erhabene und das Komische“ in Tübingen, anfangs seine Vorlesungen auch auf die Philosophie ausdehnend. Schon im folgenden Jahre wurde er außerordentlicher Professor. Eine emsige litterarische Thätigkeit lief neben der akademischen her. Gleichzeitig überließ er sich heiterer Geselligkeit. Noch reicher an Anregung gestaltete sich für ihn später das Tübinger Leben, als seine geistesverwandten Freunde Albert Schwegler und Eduard Zeller sich dort niedergelassen hatten. Ein Aufenthalt in Italien und Griechenland vom Spätsommer 1839 bis Herbst 1840 warf, zumal für den Kunsthistoriker, außerordentlichen Gewinn ab. Die gewaltigen Eindrücke, die Vischer im Süden empfing, frischte er im Verlaufe seines Lebens durch häufige Reisen dorthin auf. Am 7. Mai 1844 vermählte er sich mit der Oesterreicherin Thekla Heinzel. Im folgenden September erhielt er seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Aesthetik und deutschen Litteratur in Tübingen troß der Machenschaften seiner zahlreichen Gegner. Seitdem er sich in seinem Artikel der Hallischen Jahrbücher von 1838 „Dr. Strauß und die Wirtemberger“ gegen die Pietisten gewandt hatte, verfolgten ihn diese mit ihrem unversöhnlichen Haß. Aber auch im Senate der Universität hatte er viele Feinde. Warum war er so unvorsichtig gewesen, sich durch seine Geist und Witz sprühenden, die akademische Jugend befeuernden Vorträge dem hergebrachten Schlendriane des Durchschnittsprofessorentumes unangenehm zu machen! Eine leidenschaftslosere Natur hätte sich mit dem Erfolge begnügt. Vischer konnte es sich nicht versagen, in der Antrittsrede, die er am 21. November 1844 über das Verhältnis der Aesthetik zu den Fakultätswissenschaften hielt, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen und eine geharnischte Kriegserklärung gegen den Pietismus loszulassen. Die Dunkelmänner im Lande setzten nun alles daran, um „den Atheisten“ zu verderben, und sie erreichten wenigstens soviel, daß ihn die Regierung auf zwei Jahre — allerdings mit vollem Gehalte —

vom Lehramte suspendierte. Die aufgezwungene Muße benützte er zur Arbeit an einem großen systematischen Werk über die Aesthetik. Die im Sommer 1847 wieder aufgenommenen Vorlesungen erlitten Jahrs darauf eine abermalige Unterbrechung durch seine Wahl zum Frankfurter Parlamente, die in dem Kreise Reutlingen-Urach von den Liberalen gegen eine konservative Mitbewerbung durchgesetzt wurde. Vischer nahm seinen Platz in den Reihen der gemäßigten Linken und gehörte dem Klub des Württemberger Hofes, später der Westendhalle an. Er ergriff wiederholt zu Fragen, die ihm besonders am Herzen lagen, das Wort. Im wesentlichen stand er auf Uhlands Standpunkt. Wie dieser harrte er im Stuttgarter Rumpfparlamente, den Ausschreitungen der Radikalen entgegentretend, bis zur Schlußkatastrophe aus.

Die noch immer lauernde und wühlende Unduldsamkeit seiner Feinde bestimmte Vischer, die 1855 an ihn ergehende Berufung auf den Lehrstuhl für Aesthetik und deutsche Litteratur an Polytechnikum und Universität Zürich anzunehmen. Gleichzeitig mit dem Abzuge von Tübingen trennte er sich von seiner Gattin auf immer. Obwohl alle Bedingungen zu einer gedeihlichen Wirksamkeit in der geistig regsamen Schweizerstadt gegeben waren, ließ ihm doch die Heimatliebe die Rückkehr nach Württemberg wünschenswert erscheinen. Dort suchte man die vorzügliche Lehrkraft des immer berühmter werdenden Landsmannes um jeden Preis zurückzugewinnen. 1866 wurde Vischer zum ordentlichen Professor der Aesthetik und deutschen Litteratur gleichzeitig an der Tübinger Universität und dem Stuttgarter Polytechnikum ernannt. Er hatte zunächst seinen Wohnsitz in Tübingen und kam jede andere Woche zu Vorlesungen nach der Hauptstadt. Diese seine Kräfte zersplitternde Doppelstellung blieb ihm auch dann noch unerträglich, als ihm gestattet worden war, den Winter nur in Stuttgart, den Sommer in Tübingen zu dozieren. Ein Ruf nach München kam dazwischen. Schließlich fiel die Entscheidung Ende 1868 dahin, daß Vischer ganz in Stuttgart blieb. Fast noch zwei Jahrzehnte wirkte er hier in einer für sein Alter seltenen Frische. Die alten Gegensätze hatten sich ausgeglichen, Vischer selbst war in manchen Stücken milder geworden, und so genoß er fast von allen Seiten

Liebe und Verehrung. Sein Hörsaal war stets nicht nur mit Studierenden, sondern auch mit reifen Männern und strebsamen Frauen aus der Stadt dicht gefüllt. Sein Lehramt und seine geistige Arbeit blieben bis zuletzt seine Freude und sein Glück. Sie mußten ihm manches, was er entbehrte, ersetzen. Denn das Gefühl der Verlassenheit beschlich ihn doch bei dem einsamen Leben, das er in seiner bescheidenen Junggesellenwohnung führte, obschon er sein Bedürfnis nach Mitteilung im Verkehre mit Männern und Frauen der verschiedensten Art befriedigte und mit einzelnen, namentlich Mörike, Rotter, Günthert, treue Freundschaft hielt. Ende Juni 1887 hatte er noch die zur Feier seines achtzigjährigen Geburtstags veranstalteten Festlichkeiten in voller Gesundheit glücklich überstanden. In der Sommerfrische zu Miesbach in Oberbayern erkrankte er dann an einem Magenübel. Trotzdem wollte er auf eine verabredete Reise nach Gmunden nicht verzichten. Todkrank kam er an und verschied am 14. September 1887; drei Tage darauf wurden auf dem Gmundener protestantischen Friedhofe seine irdischen Ueberreste zur Ruhe bestattet.

Der Aesthetiker Vischer! Unter diesem Schlagworte wird Friedrich Theodor Vischer wohl stets durch die Geschichte des deutschen Geisteslebens wandeln. Und doch ist damit seine Bedeutung entfernt nicht erschöpft. Die Aesthetik ist zwar sein hauptsächlicher wissenschaftlicher Beruf gewesen, aber nicht sein einziger. In seiner großartigen Vielseitigkeit liegt nicht zuletzt sein Ruhm. Fast alle Wissensgebiete hat sein Geist durchmessen, von keinem praktischen Tagesinteresse ist er unberührt geblieben. Und er hat im Reiche der Phantasie so gut wie in dem des Gedankens gewaltet. Dieser tiefdringende Kunstkritiker ist zugleich ausübender Künstler gewesen. Er selbst konnte wohl darüber klagen, daß von dem ihm verliehenen Doppeltalente das eine dem anderen im Wege stehe. Gewiß aber hat der produktive Drang seinen Einblick in die Theorie der Künste nur vertieft, wogegen allerdings die Gewöhnung, Kunstwerke systematisch zu zergliedern, die rechte Unbefangenheit des poetischen Schaffens nicht immer aufkommen ließ.

Vischers größte wissenschaftliche Leistung, die „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauche für Vorlesungen“, er-

schien zwischen 1846 und 1857 in drei Teilen und vier starken Bänden; die Bearbeitung des Abschnittes über die Musik hatte er, selbst für das Ohr weniger als für das Auge veranlagt, Karl Köstlin anvertraut. Die Einzwängung der Gedanken in die dialektische Methode Hegels, die Zweiteilung des Stoffes in lehrhafte Paragraphen und freie Erläuterungen, die namentlich in den ersteren herrschende, mit spröden Begriffen operierende Schulsprache erschweren sehr den Genuß des Werkes, das, auf metaphysischer Grundlage ruhend, mehr noch als durch seinen gewaltigen, mit zähem Fleiß aufgeführten systematischen Aufbau durch den verschwenderischen Reichtum an Geist, Urteilskraft und Wissen, der den konkreten Ausführungen eignet, zur Bewunderung zwingt. Vischer selbst ist später, wie sich aus seinen Vorlesungen, einzelnen theoretischen Aufsätzen, einer Selbstkritik seiner Aesthetik ergiebt, über seinen ursprünglichen Standpunkt hinweggeschritten, ohne zu einer völligen Erneuerung seines Systemes zu gelangen. Während das genannte Hauptwerk seinen Gelehrtenruhm in Fachkreisen begründet hat, ist er in die Massen der Gebildeten mehr durch seine einzelnen Aufsätze eingedrungen. Diese erstrecken sich über fünfzig Jahre seines Lebens. In den Hallischen Jahrbüchern, in Schweglers Jahrbüchern der Gegenwart verdiente er sich die Sporen, um fortan zahlreiche Blätter von den vornehmsten wissenschaftlichen Zeitschriften bis zu gelesenen Tageszeitungen herab mit den Erzeugnissen seines Geistes zu schmücken. Er hat seine Prosa zu verschiedenen Sammlungen vereinigt: zwei Bänden „Kritische Gänge“ (1844) mit einer 1860/73 in sechs Heften veröffentlichten Neuen Folge, drei Heften „Altes und Neues“ (1880/2), wozu 1889 eine Neue Folge aus dem Nachlasse trat. Der Kreis seiner Studien und Betrachtungen ist außerordentlich weit gezogen. Mit Untersuchungen aus der spekulativen Philosophie und theoretischen Aesthetik wechseln kunst- und litterarhistorische und kunstkritische. Besonders auf letzterem Gebiete herrscht er als unumschränkter Meister. Seine kritischen Essais sind wahre Muster tief eindringenden Verständnisses, nachspürenden und gleichsam mitschaffenden Scharfsinnes, die feinsten Fäden der Kunstwerke auseinanderlegender Deutungsgabe. Seine Produktivität äußert sich auch in mancherlei Abände-

rungsvorschlägen. Der bevorzugte Gegenstand seiner kritischen Thätigkeit ist die Poesie. Am tiefsten hat er sich in seinen Liebling Shakespeare und in Goethe versenkt, dessen Faust ihn sein ganzes Leben über beschäftigt hat. 1875 widmete er dem unsterblichen Werk ein eigenes „Göthe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts" betiteltes Buch, das eine vollständige Uebersicht über die gesamte damalige Faustlitteratur und zugleich eine vorzügliche Analyse der Dichtung giebt. Auch zeitgenössische Größen, wie Strauß, Uhland, Hebbel, Mörike, G. Keller, hat er in lichtvollen Aufsätzen behandelt, hat zum Teile für ihre richtige Wertung klärend gewirkt. Doch nicht auf solche fachwissenschaftliche Arbeiten beschränkte sich der Essaiist Vischer. Sowohl von den politischen als den kulturellen Fragen seiner Zeit fühlte er sich unwiderstehlich angezogen. Die Geschicke des Vaterlandes bewegten sein Herz auf's tiefste. Ein glühender Patriot, erhoffte er allzu lange von der großdeutschen Idee die Erfüllung seiner nationalen Wünsche. Als dann die Wirklichkeit gegen ihn entschieden hatte, wurde er rasch ein aufrichtiger Anhänger des neuen Reiches, wenn ihm auch das Spezifische des preußischen Wesens stets unsympathisch blieb. Mit der Demokratie verfeindete er sich trotz seinen echt liberalen Anschauungen von Jahr zu Jahr mehr, da ihn deren kleinliche Behandlung der großen nationalen Fragen anwiderte. In zahlreichen Aufsätzen und einzelnen Broschüren hat Vischer seinen selbständigen und von der Schablone abweichenden politischen Meinungen feuerigen Ausdruck verliehen. In der Erregung des Augenblickes pflegte er die Feder anzusetzen, und rasch genug wurden seine Ausführungen vom Gange der Weltereignisse überholt. Mit derselben leidenschaftlichen Subjektivität nahm er zu den verschiedensten Erscheinungsformen der modernen Kultur Stellung. Er wollte in der Erziehung der deutschen Jugend die körperliche Ausbildung stärker betont wissen, er begeisterte sich für Schützenfeste, stellte die Tierquälerei an den Pranger, eiferte in Artikeln und einer besonderen Schrift, „Mode und Cynismus" (1878), wider die Modethorheiten, verschmähte sogar nicht, über Reiseunarten und ähnliches seine Glossen zu machen, sich dabei mitunter der Form des Feuilletons nähernd. Es darf als Vischers eigentümliches Ver-

dienst gelten, daß er die Aesthetik nicht bloß als eine theoretische Wissenschaft aufgefaßt hat, sondern bemüht gewesen ist, mit seinen Ideen vom Schönen und Wahren das praktische Leben zu durchdringen und zu befruchten. Selbst wenn man seine kräftig ausgeprägten Antipathien und Sympathien im einzelnen nicht teilt, muß man doch an seiner Art, die Dinge zu betrachten und wiederzugeben, Wohlgefallen haben. Er besitzt die Kunst, geistreich, witzig, unterhaltend zu sein, ohne je oberflächlich zu werden, die Ergebnisse ernstester Denkarbeit und gewissenhaftester Forschung darzubieten, ohne dabei in Trockenheit zu verfallen und Langeweile zu erzeugen. Die Sprache, in die er seine Gedanken kleidet, ist frisch und lebendig, scharf und schneidig, individuell und charakteristisch, reich an die Darstellung sinnlich belebenden Bildern und schöpferischen Neubildungen. Er liebt das Urwüchsige, das Kernige, das Vollsaftige, das derb Volkstümliche und läßt dieser Neigung in seiner Prosa fast zu sehr die Zügel schießen. Sein Stil ist das Abbild seines persönlichsten Wesens, seiner echt schwäbischen Kraftnatur, die, scharfkantig, eigenwillig, selbstherrisch, streitlustig, ihr ganzes Schwergewicht zu Gunsten der höchsten ethischen Forderungen in die Wagschale wirft und mit allem Niedrigen, Gemeinen, Schmutzigen Krieg führt bis auf's Messer.

Wie viel Bewunderung Vischer als Prosaschriftsteller gefunden hat, so hat er doch noch mehr Begeisterung als akademischer Lehrer bei der großen Zahl seiner Schüler geweckt. Durch den Zauber seines temperamentvollen, eigenartigen Vortrages wußte er alles zu packen, hinzureißen, nicht nur die Jugend, nicht nur mehr oder weniger exaltierte Frauen: auch reife Männer, kühle Greise. Systematisch erzog er sich selbst zu einem Redner ersten Ranges. Bei der sorgfältigsten Vorbereitung sprach er durchaus frei. Erst der Augenblick erzeugte Form und Fassung der Gedanken, was seiner Rede einen eigentümlich naiven Reiz verlieh. Durch innige Hingabe an seinen Gegenstand zwang er die Hörer zum Gleichen. Robert Vischer hat sich entschlossen, die Vorlesungen seines Vaters dem deutschen Volke zugänglich zu machen, und hat das ebenso mühselige als dankenswerte Unternehmen mit einer „Das Schöne und die Kunst“ (1898) betitelten ästhetischen Propädeutik eröffnet.

Der poetische Trieb hat sich bei Vischer schon in den Jünglingsjahren eingestellt, im Mannesalter ist er durch die wissenschaftlichen Bestrebungen in den Hintergrund gedrängt worden, um in der letzten Lebensperiode mit fast elementarer Gewalt wieder hervorzubrechen. Er begann mit Volksgesängen im Bänkelsängertone, sich hinter der frei erfundenen Figur des biederen Schulmeisters Philipp Ulrich Schartenmayer versteckend. Seinem ersten derartigen, noch in Blaubeuren 1825 veröffentlichten Werkchen, „Datpheus", das die Hinrichtung eines Raubmörders behandelt, folgten weitere gereimte Schauer- und Mordthaten nach, darunter „Leben und Tod des Joseph Brehm, gewesten Helfers zu Reutlingen" (1829). Diese Schartenmayeriade, aus der mancher Vers zum geflügelten Worte geworden ist, machte Vischers Pseudonym zuerst populär. Als A. Treuburg beteiligte er sich an dem 1836 von Mörike und Zimmermann herausgegebenen „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten" mit zwei Erzählungen, einer humoristischen, „Freuden und Leiden des Scribenten Felix Wagner", und einer ernsten, „Cordelia". Beide zeigen originelle Züge und sind für die Entwicklungsgeschichte des Poeten von Interesse; beide entbehren aber der Reife, zumal in Cordelia ist die Handlung allzu unsicher geführt. Lyrische Proben teilte Vischer sowohl in dem genannten Jahrbuch als auch dann und wann an anderen Orten mit. Erst 1862 trat er wieder mit einer größeren Schöpfung hervor: „Faust. Der Tragödie dritter Theil in drei Acten. Treu im Geiste des zweiten Theils des Göthe'schen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky". Die Spitze dieser litterarischen Burleske richtet sich gleichermaßen gegen den zweiten Teil des Faust wie gegen seine Bewunderer und Erklärer. Faust ist Knabenpräzeptor geworden und muß sich vor seiner Begnadigung noch verschiedenen Prüfungen unterwerfen. Die phantastische Laune des Dichters ergeht sich in den buntesten Erfindungen und durchläuft die ganze Skala des Komischen von der feinsten Satire bis zur übermütigsten Narrheit. In den Geisterchören namentlich wetteifert er mit Fischart in den kühnsten Sprachschöpfungen und übertrifft mit seinen tollen Reimspielen die verwegensten Reimkünstler. Manches freilich macht einen gesuchten und erzwungenen Eindruck,

und eine Vorliebe für gewisse, nichts weniger als ästhetische Naturalien verunziert die Dichtung. Die Derbheiten sind in der zweiten, 1886 erschienenen Auflage der Faustparodie gemildert. Diese bedeutet überhaupt eine gründliche Umarbeitung. Neues ist hinzugefügt, Altes verändert, das Ganze jedoch zu sehr in die Breite geschlagen. Das Zeit- und Sittengeschichtliche tritt jetzt stark in den Vordergrund, eine satirische Szene wider das Papsttum und den Ultramontanismus und ähnliches ist eingeschaltet. In einem trefflichen Nachspiele vollzieht Vischer ein köstliches Strafgericht an der zünftigen Goethephilologie und rechtfertigt dann seinen Frevel vor dem Gewaltigen selbst, dessen Genie er in begeisterter Rede preist. Aber darauf, daß der zweite Teil des Faust ein seniles, des ersten Teiles und seines Dichters nicht würdiges Machwerk sei, beharrt er. Er kann sich in der Verspottung dieses gar nicht genug thun. So hat er 1885 in der Zeitschrift „Das humoristische Deutschland“ einen einfacheren Schluß der Tragödie mitgeteilt, wobei er etwa dieselbe Tonart wie in seiner großen Parodie anschlägt.

1867 ließ Vischer anonym „Epigramme aus Baden-Baden“ erscheinen. Sich hauptsächlich gegen die an jenem internationalen Modeplatz epidemisch auftretende Spielwut, doch auch gegen andere Unsitten und Laster wendend, verleiht er der gerechten Entrüstung des Patrioten pathetisch kraftvollen Ausdruck. Die Erhebung der Nation lieferte ihm dann den Stoff zu seiner volkstümlichsten Dichtung: „Der deutsche Krieg 1870—71, ein Heldengedicht aus dem Nachlaß des seligen Philipp Ulrich Schartenmayer, herausgegeben von einem Freunde des Verewigten“ (1872). Die großen Ereignisse werden aus dem naiven Gemüte jenes fingierten Biedermannes heraus in scherzhafter Weise besungen; aber in der „Schlußpredigt“ verwandelt sich der Humorist in einen Sittenrichter, der die Zustände im neuen Reich einer scharfen Kritik unterzieht.

Mehr als auf die bisherigen Veröffentlichungen gründen sich Vischers poetische Ansprüche auf die beiden folgenden: den Roman „Auch Einer“ (1879) und die „Lyrischen Gänge“ (1882). Jener schildert den vom Komischen zum Tragischen fortschreitenden Kampf einer geistig und sittlich vornehmen, durch starke, wenn auch wunder-

liche Individualität fesselnden Natur gegen die Widersprüche des Lebens, die Tücken des Zufalles, die ihn stets wieder von den Höhen des Idealen in die Tiefen der gemeinen Wirklichkeit hinabschleudern. Ein gutes Stück Selbstbekenntnis steckt darin: auch Vischer hat gegen die kleinen alltäglichen Uebel und Leiden, die in Gestalt von Katarrhen und dergleichen den Menschen plagen, außerordentliche Empfindlichkeit gezeigt. Der Held, Albert Einhart, ist zugleich Poet: wir lernen von ihm außer Gedichten eine originell satirische Pfahldorfgeschichte und ein gedankenschweres Tagebuch im Lapidarstile kennen. Hinter den technischen Anforderungen seiner Kunstgattung bleibt dieser Roman in seiner formlos bunten Eigenart zurück, aber er gehört zu den bedeutendsten und geistreichsten Büchern unserer Litteratur, wenngleich stets nur eine Minderzahl des Publikums für den barocken und grillenhaften Humor der Schöpfung das richtige Organ haben wird. Der geistige Gehalt von „Auch Einer" berührt sich nahe mit dem von Vischers Aesthetik und Aufsätzen. Dasselbe gilt von den lyrischen Gedichten. Auch hier begegnen wir seinen aus den Prosaschriften bekannten Lieblingsideen und Lieblingsvorstellungen wieder. Auch hier bricht er in tragikomische Klagen über den Unstern aus, der ihn im Leben verfolge, schlägt auf das Philistertum in jeder Gestalt los, macht seinen politischen Gefühlen Luft. Der Inhalt mancher seiner beschaulichen und Spruchgedichte deckt sich mit den Gedanken in Albert Einharts Tagebuch. Und seine längeren Paraphrasen über die Orestes- und Oedipussage erinnern an seine Art, Dichtwerke zu analysieren und zu interpretieren. Vischers Bedürfnis, was ihm am Herzen liegt, auch auf poetischem Wege zu äußern, erhält seine Rechtfertigung durch die vorzügliche Darstellungsweise und die reichen Darstellungsmittel, über die er gebietet. Virtuos in der Behandlung von Sprache und Form, versteht er es, jedem Stoff eine eigentümliche künstlerische Prägung zu geben. Das komische Element nimmt in seiner Lyrik einen breiten Raum ein. Groß ist er hauptsächlich im Epigrammatischen und Satirischen: die Hiebe, die er mit kühner und scharfer Klinge austeilt, pflegen tadellos zu sitzen. Dann wieder läßt er seinem Hange zu tollen Scherzen die Zügel schießen, den ulkhaften Unsinn unversehens in tieferen Sinn ver-

kehrend. Dazwischen hinein entwirft er Naturschilderungen von ausgesuchter Schönheit, wie den charakteristisch rhythmisierten „Wasserfall“, oder leuchtende Bilder aus der Pracht des Südens. Die reine, unmittelbare Empfindung ergießt sich merkwürdigerweise am stärksten und freisten in den Gedichten der spätesten Periode, zumal wenn ihn die Erinnerung an die Jugendzeit zur Weichheit stimmt. Im ganzen ist bei Vischer das Denken und Betrachten zu eng mit dem Gefühle und der Phantasie verschwistert, als daß die volle Naivetät des Lyrikers auf die Dauer die Oberhand gewänne. Auch waltet in seiner Poesie eine selbstherrliche Subjektivität, wodurch die Fähigkeit, sich in fremde innere Zustände zu versetzen, auf ein geringes Maß herabgemindert wird. Dennoch wäre ohne diese Seite seiner schöpferischen Thätigkeit seine Gesamterscheinung nicht lückenlos; ja, noch mehr: die Schatzkammer der neuen deutschen Litteratur wäre ohne die Lyrischen Gänge um ein vollwertiges Schmuckstück ärmer.

Vischer hat bis an sein Ende fröhlich weiter gedichtet. 1884 bescherte er noch das dreiaktige Lustspiel in schwäbischem Dialekte „Nicht Ia“, zwar keineswegs seine bedeutendste, wohl aber seine liebenswürdigste poetische Gabe. Auf dem politischen Hintergrunde des berüchtigten Franzosenfeiertages hebt sich ein Pfarrhausidyll ab, das nicht bloß durch unverfälschten Lokalton, durch eine Fülle fein und derb komischer Züge und satirischer Streiflichter ergötzt, sondern auch, wenn von Schauspielern, die der Mundart völlig mächtig sind, dargestellt, szenische Wirkung thut. Ein weihevolles Festspiel zur Uhlandfeier des Stuttgarter Hoftheaters am 24. April 1887 war das letzte, was ihm die Muse zu vollenden vergönnte. Viele Gedichte aus dem Nachlasse wurden teils in der Deutschen Dichtung veröffentlicht, teils von Robert Vischer mit allerlei Gedrucktem zu dem Sammelbande „Allotria“ (1892) vereinigt.

Auch des trefflichen Adolf Schöll darf hier gedacht werden. Einer durchaus württembergischen Familie entsprossen, erblickte er zwar ferne vom Schwabenlande das Licht der Welt, verdankte jedoch diesem seine Erziehung und geistige Bildung und blieb mit ihm stets in Verbindung, nachdem das Schicksal dem Mann einen Wirkungskreis an anderem Orte zugewiesen hatte. Er begann am

2. September 1805 zu Brünn, wo sein Vater ein angesehener Fabrikant war, seine Lebensbahn, besuchte das Stuttgarter Gymnasium und die Tübinger Hochschule, von der Theologie bald zur Altertumswissenschaft übergehend. In diesen glücklichen Jünglingsjahren schloß er innige Freundschaften mit anderen schwäbischen Dichtern auf Lebenszeit. 1828 begab er sich nach Göttingen, um unter dem von ihm bewunderten Otfried Müller seine Studien zu vollenden, bereitete sich dann im Elternhaus auf die akademische Laufbahn vor, habilitierte sich 1833 in Berlin und wurde 1835 zum Lektor der Mythologie und Kunstgeschichte an der dortigen Akademie der Künste ernannt. Nachdem er eine außerordentliche Professur für Archäologie an der Universität Halle nur ein halbes Jahr lang innegehabt hatte, siedelte er Frühjahr 1843 nach Weimar über, wo er als Direktor der Großherzoglichen Kunstsammlungen, seit 1861 als Vorstand der Bibliothek fast vier Jahrzehnte verbrachte und sich und sein Haus zum Mittelpunkte der vielfältigen geistigen Bestrebungen der Residenz machte. 1880 stellte sich bei dem Greisen ein schweres Nervenleiden ein, von dem er am 26. Mai 1882 in einer Jenaer Heilanstalt durch den Tod erlöst wurde.

Schöll, eine außerordentlich reich begabte Natur, war nicht bloß als tiefgründiger, gedankenvoller und scharfsinniger Gelehrter auf den verschiedensten Gebieten des Wissens zu Hause, sondern verband, ähnlich wie Vischer, mit den Eigenschaften des Forschers und Kritikers solche des frei schaffenden und gestaltenden Künstlers. Mit mythologischen Aufsätzen, vielen archäologischen und kunsthistorischen Arbeiten, gewichtigen Werken über Sophokles und das griechische Drama, namentlich in Bezug auf die tetralogische Kompositionsweise der großen Tragiker, gingen Studien über die neuere deutsche Litteratur, hauptsächlich über Goethe, mit dessen Leben und Werken er innig vertraut war, und populäre Schriften aus Weimars Vergangenheit und Gegenwart Hand in Hand. Er verdeutschte ferner auf's glücklichste den Herodot, Sophokles' sämtliche Dramen und einiges andere aus der schönen Litteratur der Griechen. Hierbei kam ihm sein poetisches Talent zu gut, dessen selbständige Aeußerungen aus dem Märchen „Der arme Stephan“ für W. Hauffs Märchenalmanach auf das Jahr 1827, einigen feinen Erzählungen

für Journale, dem 1827 erschienenen Jugenddrama „Dido“ und lyrischen Erzeugnissen bestehen. In dem genannten Schauspiele, worin sich der Autor der poetischen Sprache in nicht gewöhnlicher Weise mächtig erweist, ist der Versuch gemacht, die antike Fabel nach dem Vorbilde der Goetheschen Iphigenie zu veredeln und zu verinnerlichen; der dramatische Gehalt nähert sich dabei allerdings bedenklich dem Nullpunkte. Seine im Morgenblatt und an sonstigen Orten zerstreuten „Gedichte aus den Jahren 1823—1839“ stellte Schöll schon während dem Berliner Aufenthalte zusammen, veröffentlichte sie jedoch erst 1879. Aus später Zeit wurden noch manche Lieder, Gelegenheitsstücke und Prologe einzeln gedruckt. Schölls Lyrik ist reich an tiefen Empfindungen, hohen Gedanken, erlesenen Schönheiten der Sprache. Er bewahrt sich stets eine vornehme Eigenart, die nur mitunter den Eindruck des Gesuchten macht, wie ihn gelegentlich auch die Gewalt, die er über die künstlerische Form ausübt, zu Spielereien verleitet. So stößt man bei ihm auf manches Absonderliche, auf manches, was keine deutliche Ausprägung erhalten hat. Der echt sinnliche Reiz geht seiner veredelten Darstellung ab.

Die vorher Genannten alle hat Johann Georg Fischer an Umfang, die meisten auch an Bedeutung des poetischen Schaffens übertroffen. Dieses erstreckte sich über sechs Jahrzehnte. Als junger Mann rang er noch mit den Häuptern und ältesten Gliedern des schwäbischen Dichterbundes um die Palme, als Greis stellte er den Jüngsten nachahmenswerte, aber freilich wenig nachgeahmte Muster edler lyrischen Kunst vor Augen. Wie ein gewaltiger Fels ragte er als Wahrzeichen der großen klassisch-romantischen Vergangenheit in die vom Naturalismus überflutete Gegenwart herein, zu deren Treiben er verächtlich das Haupt schüttelte.

Fischers Geburtstag ist der 25. Oktober 1816, sein Geburtsort der Marktflecken Großsüßen (O.A. Geislingen). Er entstammte einer ländlichen Handwerkerfamilie. Seinen früh verstorbenen Vater, einen Zimmermann, zeichnete sinniges Wesen, Streben nach Höherem, große Freude an der Natur aus, und von ihm scheint die poetische Begabung des Sohnes herzurühren. Der Knabe wuchs in den bescheidensten Verhältnissen auf. Da er in der Dorfschule

sich hervorthat, wurde er zum Schullehrer bestimmt und trat 1831 in das Eßlinger Seminar ein. Nach absolviertem Provisorsexamen amtete er der Reihe nach als Schulgehilfe in Neckarhausen (O.A. Nürtingen), Ettlenschieß (O.A. Ulm), Mehrstetten (O.A. Münsingen) und Eningen (O.A. Reutlingen). Dann erstand er die Schulprüfung und erhielt im November 1840 die Stelle eines Unterlehrers in Bernstadt (O.A. Ulm). Hier verlobte er sich mit Auguste Neubert, einer der vielen Töchter des Ortspfarrers. Diese Verbindung, die ihn in eine andere Gesellschaftsphäre hob, brachte den Entschluß in ihm zur Reife, zum höheren Schulfach überzugehen. Er besuchte seit Herbst 1841 das Reallehrerseminar in Tübingen. 1843 unterzog er sich der Reallehrerprüfung mit Erfolg. Er wurde nun als Unterlehrer an der Mittelschule in Langenau bei Ulm, als Vikar an der Ulmer Realschule, als Elementarlehrer in Stuttgart verwendet. Anfang 1848 erhielt er die zweite Klasse der hauptstädtischen Elementarschule definitiv übertragen, und jetzt endlich konnte Hochzeit in Bernstadt gefeiert werden. Da seine ökonomische Lage ihn nötigte, auf Nebeneinkünfte bedacht zu sein, erteilte er von 1847 bis 1857 Singstunden an dem Gymnasium und der Realschule sowie seit 1853 Unterricht in deutscher Sprache und Litteratur an der kaufmännischen Fortbildungsschule. 1858 wurde er zum Vorstande der Elementarschule mit dem Titel eines Schulinspektors ernannt; sein Avancement hatte sich ungebührlich lange verzögert, weil er infolge seiner politischen Haltung bei König Wilhelm I. von Württemberg mißliebig geworden war. 1859 erhielt er zugleich die Leitung der Fortbildungsschule, die er bis 1872 beibehielt. 1861 übernahm er einen Lehrauftrag für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie an der Stuttgarter Oberrealschule und trat Jahrs darauf als Professor in diesen seinen Fähigkeiten und Neigungen zusagenden Wirkungskreis definitiv ein, noch bis 1866 die Vorstandschaft der Elementarschule damit vereinigend. 1867 wurde Fischers glückliche Ehe, der ein einziger Sohn entsprossen ist, durch den Tod der Gattin getrennt. Die Einsamkeit und Oede des Hauses war ihm auf die Dauer unerträglich, und so schloß er 1870 einen neuen Bund. Seine Wahl war auf Bertha Feucht, Wirtstöchterlein aus Marbach, gefallen,

wohin ihn damals die Bemühungen für das dortige Schillerdenkmal öfters führten. Die junge Frau brachte wieder Sonnenschein in das Haus, das sich bald mit froher Jugend belebte. 1885 trat Fischer in den Ruhestand, als ein rüstiger und ungebeugter Greis, der nach redlich vollbrachter Lebensarbeit sich noch manchen schönen Tages freuen durfte. Einen schweren Schlag versetzte ihm der Verlust der zweiten Gattin im Jahr 1890. Ende April 1897 befiel ihn, nachdem 1893 eine ähnliche Gefahr glücklich vorübergegangen war, eine leichte Entzündung der Lungen, die am 4. Mai ganz unerwartet zu einem sanften und schmerzlosen Ende führte. Am Abend des 6. Mai fand auf dem Pragfriedhofe das Begräbnis unter großartiger Beteiligung der Stuttgarter Bevölkerung statt.

Fischer gehörte zu den Männern, welchen öffentliche Wirksamkeit, öffentliche Anerkennung ein Bedürfnis ist. Beides fand er während seinem fünfzigjährigen Stuttgarter Aufenthalt im reichsten Maße. Weiteren Kreisen wurde er namentlich durch seine Beziehungen zum Liederkranze bekannt, dem er als Sänger, später als Ehrenmitglied angehörte und auf's bereitwilligste seine poetischen und oratorischen Talente zur Verfügung stellte. Bei dem jährlich wiederkehrenden Schillerfest an des Dichters Todestage hielt er zwischen 1849 und 1893 nicht weniger als einundzwanzigmal die Festrede, seinen Liebling mit sich gleich bleibender Begeisterung in allen Tonarten preisend. Auch sonst machte er sich die Verherrlichung Schillers, mit dessen Werken er auf's innigste vertraut war, zur Aufgabe, trat als Redner und Dichter beim großen Schillerfest im Jahr 1859, bei der Einweihung des Marbacher Schillerhauses und des Marbacher Denkmales auf, bemühte sich eifrig um die Gründung der allgemeinen Schillerstiftung, wirkte an der Redaktion von Auswahlen aus Schillers Gedichten und Prosa für die Jugend mit, besorgte 1877 die illustrierte Hallbergersche und kurz vor seinem Tod eine erst 1898 erschienene, einbändige volkstümliche Schillerausgabe. Desgleichen brachte er zahlreichen anderen befreundeten Poeten oder Männern öffentlichen Wirkens bei Jubiläen oder an ihren Gräbern Huldigungen dar. Das Jahr 1848 führte ihn in die Arme der Politik. Er beteiligte sich am Volksverein, an der Stuttgarter Bürgerwehr, trug da und dort patriotische Gedichte

vor. Uebrigens war er zu sehr Gefühlsmensch, um zum aktiven Politiker geschaffen zu sein. Ohne fernerhin in die Zeitbewegungen mithandelnd einzugreifen, verfolgte er doch alle Ereignisse mit gespannter Aufmerksamkeit und begleitete sie vielfach mit poetischen Aeußerungen. Als echter Süddeutscher sympathisierte er ursprünglich mehr mit Oesterreich als mit Preußen und blieb bis 1866 in der Hauptsache Großdeutscher. Dann wandelte er sich zum begeisterten Verehrer Bismarcks, zum warmen Anhänger des neuen Reiches um. Im geistigen Leben Stuttgarts spielte Fischer eine bedeutende Rolle. Er war in gelehrten und litterarischen, künstlerischen und Theaterkreisen zu Hause. Zahlreichen Vereinen und Gesellschaften gehörte er als Mitglied oder als Ehrenmitglied an. Doch nicht in solchen lag für ihn der Schwerpunkt der Geselligkeit, vielmehr im zwanglosen Verkehre mit geistig angeregten und anregenden Männern, namentlich mit Dichterkollegen, wie Mörike, Notter, Gustav Pfizer, Schönhardt, Freiligrath. Sein 60., 70. und 80. Geburtstag wurde mit steigenden Ehren gefeiert, der letzte nicht bloß von seiten seiner engeren Heimat, sondern von der litterarischen Welt des gesamten deutschen Vaterlandes. Es gereichte ihm zur besonderen Genugthuung, daß sich allmählich sein Dichterruhm auch über den deutschen Norden ausbreitete. Seine Ansprüche an Lebensgenuß beschränkten sich auf ein bescheidenes Maß. Er war ein rüstiger Fußgänger, reiste gern im Schwabenlande herum, besuchte wohl auch dann und wann fremde Länder und Großstädte. Innige Liebe zur Natur durchzog sein ganzes Leben. Im Umgange mit ihr kam ihm eine seltene Schärfe der Sinnesorgane zu gut. Blumen und Pflanzen und Singvögel waren seine hauptsächliche Liebhaberei. Sein ganzes Haus war mit blühenden und grünenden Gewächsen ausgeschmückt, in deren Pflege es ihm kein gelernter Gärtner zuvorthat. Ebenso kamen ihm in der Kenntnis der einheimischen Singvögel nur wenige gleich.

Als Dichter ist J. G. Fischer schon im 22. Lebensjahre mit einer ziemlich unselbständigen, noch wenig ästhetische Bildung und Geschmack verratenden Sammlung „Gedichte“ (1838) hervorgetreten. Auf einer nicht viel höheren Stufe stehen die drei Jahre später gedruckten „Dichtungen“ (1841), worin die Form, namentlich der

Reim, noch immer äußerst mangelhaft gehandhabt ist. Fischer selbst hat später an diesen beiden vorzeitigen Veröffentlichungen wenig Freude gehabt. Geraume Zeit schwieg nun seine Muse: es kamen die Jahre der inneren Sammlung, der höheren Ausbildung. 1851 trat er wieder als ein anderer, Gereifterer auf den Plan, zunächst mit einzelnen Gedichten im Morgenblatte, dessen eifriger Mitarbeiter er fortan blieb, bald auch in anderen Zeitschriften. 1854 erschien eine neue Sammlung „Gedichte“, die Fischer bereits auf der Höhe seines Könnens zeigt und seinen Ruf dauernd begründet hat. Sie wurde, jedesmal stark vermehrt, 1858 und 1883 neu aufgelegt. Da die letzte Ausgabe auch aus anderen Sammlungen des Dichters vervollständigt ist, gewährt sie einen guten Ueberblick über sein gesamtes poetisches Schaffen. Außerdem veröffentlichte er folgende Gedichtbücher: „Neue Gedichte“ (1865), „Den deutschen Frauen“ (1869), „Drei Kameraden“ (in Gemeinschaft mit F. Löwe und K. Schönhardt, 1870), „Aus frischer Luft“ (1872), „Neue Lieder“ (1876), „Merlin“ (1877), „Der Glückliche Knecht“ (1881), „Auf dem Heimweg“ (1891), „Mit achtzig Jahren“ (1896). In die sechziger Jahre fällt Fischers kurze dramatische Thätigkeit. In rascher Folge gab er vier Trauerspiele in den Buchhandel: 1862 „Saul“, 1863 „Friedrich der Zweite von Hohenstaufen“, 1866 „Florian Geyer der Volksheld im deutschen Bauernkrieg“, 1868 „Kaiser Maximilian von Mexiko“. Nur Saul und Friedrich II. gingen über die Bretter, beide in Stuttgart, letzterer auch in Weimar. Die Enttäuschungen seiner kurzen dramatischen Laufbahn hat er nie ganz verwunden. Fischers Prosaschriftstellerei beschränkte sich auf ein feines naturpsychologisches Schriftchen, „Aus dem Leben der Vögel“ (1863), und auf Aufsätze und Kritiken, meist litterarischen Inhaltes, für angesehene Journale. Was er vorbrachte, hatte stets Gehalt und Charakter, aber ein Meister im Prosastile war er keineswegs.

Wie eifersüchtig Fischer über seinem eigenen Dichterrufe wachte, wie wohl ihm das Lob that, ließ er sich doch zu Konzessionen nicht herbei und räumte der Rücksicht auf den Beifall der Menge auf seine künstlerische Haltung keine Macht ein. Sein Ziel war die Verkörperung von Ideen, und der Flug, den sein Geist nahm,

führte empor zu den reinsten Höhen des Lichtes. Nicht umsonst hatte sein Abgott von Jugend auf Schiller geheißen. Seine ganze Denkart und Lebensauffassung steht unter dem Zeichen dieses großen idealistischen Dichters. Doch handelt es sich dabei nur um eine allgemeine geistige Beeinflussung: in seiner reifen Lyrik hat sich Fischer von Schiller sehr weit entfernt. Da berührt er sich näher mit Goethe, Hölderlin, Mörike. Immer nur kann von Berührungspunkten die Rede sein. Denn was seiner Lyrik eben ihren besonderen Wert verleiht, ist ihr durchaus eigenartiges Gepräge. Schon längst hat man erkannt, daß nichts für ihn bezeichnender sei, als die inbrünstige Liebe zur Natur und zum Weib und das geheimnisvolle, fast mystische Ineinanderfließen dieser beiden Gefühle. Seit seiner Kindheit beobachtete, belauschte er die Natur, und zum Danke dafür schenkte sie ihm ihr Vertrauen wie wenigen, gestattete sie ihm die tiefsten Blicke in ihr geheimstes Walten. Schon als Dorfschüler hatte er sich in eine Mitschülerin verliebt, und bis zuletzt blieb er diesem unwiderstehlichen Zuge zum anderen Geschlechte treu: hielt er doch noch „mit achtzig Jahren" erotische „Herzensgespräche". Doch weder der Natur noch der Liebe gegenüber verhält er sich nur kühl beobachtend, leidenschaftslos schildernd. Eine erregbare Natur, giebt er sich vielmehr seinen Empfindungen und Stimmungen rückhaltlos hin. Frische, gesunde Lebenslust ist ein Grundzug seines Wesens. Wohl sind auch für ihn die Zeiten gekommen, da er sich in düsteres Grübeln verlor, wohl haben auch ihm schwere Verluste, wie die seiner beiden Auserkorenen, elegische Klänge entlockt: aber das waren Krisen, die vorübergingen, die Freude am Dasein kehrte ihm, der vom Pessimismus nichts wußte und nichts wissen wollte, immer wieder. Der vorherrschende Ton seiner Poesie ist darum ein dithyrambisch jauchzender: ihm ist die Zwiesprache mit der Muse ein Zustand der Ekstase, der göttlichen Trunkenheit. Dennoch hat die Begeisterung ihn niemals vergessen lassen, daß das Dichten zugleich ein künstlerischer Vorgang sei. Nach seinen verunglückten Jugendversuchen ist ihm diese Erkenntnis aufgegangen, hat er gelernt, alle Formen zu beherrschen. Besonders neigt er zu antiken Maßen, die er mit Sicherheit und Feinheit handhabt, und nicht minder gut gelingen ihm freie, reimlose Rhythmen.

So gewährt Fischers Muse einen weihevollen Genuß. Mühelos lassen sich freilich die Früchte von seinem poetischen Baume nur selten pflücken. Das bloß Oberflächliche, Aeußerliche haßt er; was er bietet, ist vorher durch das Medium seines eigenen Geistes gegangen. Um ihn ganz zu verstehen, muß man sehen und hören, denken und fühlen können wie er. Es liegt etwas energisch Subjektives, etwas herb Charaktervolles in seiner Art, das vom Leser völlige Hingabe verlangt. In früheren Jahren glückte ihm wohl auch manches im naiven Tone des Volksliedes, aber mehr und mehr kam ihm dann die einfach populäre Haltung abhanden. Je tiefer er sich in die Rätsel des Weltalls und der Frauenseele verbohrt, desto schwerer fällt es ihm, für das, was ihm ahnend vorschwebt, den deutlichen Ausdruck zu finden. Es ist oft ein Ringen mit dem Stoff, über den er nicht ganz Herr wird, und der deshalb nicht zu vollkommener Plastik ausgeprägt ist. Darum erscheint an seinen Erzeugnissen manches geschraubt und gekünstelt. Namentlich mit dem beginnenden Alter macht sich der Ueberschuß an Reflexion geltend: in seinem von dunkler Naturmystik durchtränkten Liedercyklus „Merlin" hat diese Neigung ihren Gipfel erreicht. Aber wunderbar ist es, wie Fischer dann wieder zur völligen Klarheit sich durchgekämpft und schließlich in der Sammlung „Mit achtzig Jahren" seine ganze Kraft zu den reifsten und süßesten Gaben zusammengefaßt hat.

Neben der geschilderten Lyrik, die den Kern der Poesie Fischers bildet, hat er zeitlebens das Epigramm gepflegt, und zwar mit entschiedenem Glück. Ob nun seine Sprüche mehr allgemein beschaulicher und lehrhafter Natur sind, oder ob sie eine geschärfte Spitze aufweisen: immer sind sie selbständig im Gedanken, entschieden in der Gesinnung, edel in der Form. Aus seinen Zeitgedichten flammt ein heißblütiges Temperament, sprüht ein feueriger Geist. Er rüttelt die Deutschen aus ihrer Trägheit und Stumpfheit auf, er mahnt sie an die unvergänglichen Menschheitsideale. Kraftvoll liebt er sein Vaterland, haßt er dessen Feinde. Bismarck vor allen ist sein Held. Ihn hat er bereits im Jahr 1849 herbeigesehnt, vorausgeahnt, als er in einem seiner berühmtesten Gedichte „nur einen Mann aus Millionen" für sein Volk begehrte. In

seinen Gelegenheitsgedichten meidet er die breite Heerstraße des Alltäglichen und Gewöhnlichen, bindet sich durchweg an den höheren poetischen Stil und bewährt so gerade auf diesem gefährlichen Gebiete seine volle Meisterschaft.

In der lyrischen Kunstpoesie, in der höheren Gelegenheitsdichtung und im Epigramme liegt die Stärke J. G. Fischers. Von den epischen Gattungen sagt nur eine seiner Begabung völlig zu: das Idyll. Die Naturbetrachtung führt ihn zur Schilderung des bäuerlichen Lebens. Mit großer Anschaulichkeit zeichnet er das höher strebende Landvolk, mit wohlthuender Wärme frischt er Jugenderinnerungen an das Elternhaus, den Vater, das Heimatdorf und dessen Bewohner auf. Einige dieser Idyllen gehören zu den eigentümlichsten und schönsten Blüten, die Fischers Dichtergeist getrieben hat. Darüber hinaus reicht sein episches Vermögen nicht. Daß er später die köstliche Dichtung „Beim Kirchenbauer" zu dem längeren selbständigen Werke „Der Glückliche Knecht" gestreckt hat, ist kaum zu ihrem Vorteil ausgeschlagen. Eigentliche Balladen und Romanzen gelingen ihm nicht. Er giebt weniger Handlungen als Situationen, liefert nicht sowohl fortschreitende Erzählungen als durch Monologe oder Dialoge festgehaltene Momentbilder, darunter allerdings solche von ausgesuchter Schönheit.

An dem längst feststehenden Urteil über Fischers Dramen ist nicht zu rütteln. Sie sind reich an poetischen Vorzügen, selbst an szenisch wirksamen Momenten im einzelnen, aber der eigentliche dramatische Nerv, die sichere Gestaltungskraft fehlt, die Mängel der Komposition und Technik sind zu auffallend, als daß das Gefühl vollständiger Befriedigung aufkommen könnte. Der Dichter hat sich große und oft behandelte historische Stoffe aus den verschiedensten Weltepochen vom orientalischen Altertume bis zur Gegenwart ausgewählt. Dabei durchzieht sein dramatisches Schaffen ein gemeinsamer Grundgedanke: der Gegensatz zwischen den staatlichen Gewalten und dem Priestertume. Diese Tendenz, hervorgerufen durch die damals Deutschland bewegenden kirchlichen Kulturkämpfe, beherrscht sowohl in Saul als in Kaiser Maximilian, übrigens seiner schwächsten Leistung, die ganze Handlung, wirkt in Friedrich II. mehr latent, um in Florian Geyer hinter dem sozial-politischen

Motive völlig zurückzutreten. Die Sprache ist in dem zuletzt genannten Trauerspiele wuchtige Prosa, deren Periodenbau freilich nicht immer durchsichtig genug ist, in den übrigen Stücken waltet der Jambus, den Fischer mehr mit der Kraft und Würde Uhlands als mit dem hinreißenden Schwunge Schillers handhabt. Seine klassischen Vorbilder sind im allgemeinen, stellenweise sogar im einzelnen deutlich erkennbar. Immerhin hat sich J. G. Fischer auch in diesem Fache, das jenseits den Grenzen seines natürlichen Talentes liegt, als einen Dichter von höchstem Streben und reinstem Wollen angekündigt.

Dem Geschichtschreiber der allgemeinen Nationallitteratur liegt die Pflicht ob, das Wesentliche vom Unwesentlichen sorgsam zu scheiden und nur diejenigen Namen auf die Nachwelt zu bringen, deren Träger individuelle Züge aufweisen oder zu den Vordersten einer bestimmten Richtung gehören; an der Masse der unbedeutenderen Geister geht er stolz vorüber, das Typische an ihnen zu einem Gesamtbilde zusammenfassend. Andere Zwecke verfolgt eine Provinziallitteraturgeschichte, die nach möglichster Vollständigkeit streben muß. So sollen auch hier an die größeren und mittleren Lyriker die kleineren und kleinsten, wenigstens soweit sie durch selbständige Sammlungen deutliche Spuren ihrer Existenz hinterlassen haben, angereiht werden.

Die alte Dichtart war in Württemberg auch jetzt noch nicht ganz ausgestorben. Die Hauptvertreter des schwäbischen Klassizismus brachten ja einen Teil ihrer poetischen Werke und Sammlungen erst auf den Markt, nachdem die Romantiker im Lande bereits zu Ansehen gelangt waren, und sogar ein paar neu auftretende Autoren schlossen sich der Manier jener an. So Benedikt von Wagemann (1763 bis nach 1835) aus Altdorf (O.A. Ravensburg), Arzt in seinem Vaterorte, dann bis 1834 Stadtphysikus in Ehingen, der sein bescheidenes Talent sehr in die Breite geschlagen hat. Auf seine erste 1803 erschienene Sammlung „Gedichte“ folgten 1826 „Sämmtliche Gedichte“ in zwei Bänden. Seine ernsthafte Lyrik ist stark rhetorisch gefärbt. Er ergeht sich mit Vorliebe in moralisierenden Betrachtungen über abstrakte Begriffe oder schmiedet altmodische Fabeln und Sinngedichte nach dem Muster Haugs und

Weissers; triviale Schauerballaden in Bürgerscher Manier wechseln damit ab. Der verschnörkelte Humor seiner heiteren Poesie neigt hauptsächlich zum Parodistischen. Er hat sich denn auch die Mühe genommen, „Des Publius Ovidius Naso fünf Trauer-Bücher" (1829) auf 499 Seiten und „Die Abenteuer Telemachs Sohnes des Ulysses" (1834/5) gar in zwei Bänden zu travestieren. Von den weiteren Schöpfungen Wagemanns sei nur noch das Schauspiel „Irmengard, die Mutter von zwölf Knaben" (1825) erwähnt, das eine bekannte Legende im Stile des oberschwäbischen Volksdramas behandelt. Chr. G. Vischer (1786—1836) aus Ludwigsburg, Postbeamter in Stuttgart, später in Frankfurt a. M., veröffentlichte 1821 unter dem Titel „Lautentöne" eine Sammlung lyrischer Gedichte, von denen eine große Zahl vorher im Morgenblatte gedruckt worden war. Es sind meist hochtrabende Oden in antiken Metren, teilweise patriotischen Inhaltes, dazwischen didaktisch-epigrammatische Stücke. Der Geist von Schillers Laura wird in dem Buche heraufbeschworen. Trotz beträchtlicher formalen Korrektheit und Gewandtheit, trotz Fülle des Ausdruckes läßt diese altmodische Stelzenpoesie den Leser, der sich dabei in die Zeiten des Stäudlinschen Musenalmanaches zurückversetzt fühlt, völlig kalt. Auch Ernst Christian Friedrich Kraus (1799—1872) aus Weikersheim (O.A. Mergentheim), Pfarrer in Unterjesingen (O.A. Herrenberg) und Altdorf (O.A. Böblingen), der zwischen 1825 und 1840 mehrere Gedichtsammlungen teils religiösen, teils vermischten Inhaltes herausgab, hängt noch im wesentlichen an der klassizistischen Dichtweise. Seine Haltung ist ernst und würdig. In seinen weltlichen Gedichten schlägt er gerne die Töne der Ode, des Hymnus, der Elegie an, liebt die Verherrlichung abstrakter Begriffe. Doch läßt er hin und wieder einfachere Liederklänge, wie sie durch die Romantiker in Schwaben eingeführt worden sind, vernehmen. In seiner religiösen Poesie wirkt noch der Einfluß Klopstocks und Gellerts nach. Er bietet weder schlichte Kirchengesänge noch pietistische Strafpredigten, sondern biblische Betrachtungen und Schilderungen, christliche Moralgedichte, Lobpreisungen des Höchsten und seiner Werke. Vollends ein nichtiger Reimer ist der gewesene Rottweiler Hofgerichtsassessor Karl von Langen. In seinen 1824 erschienenen

„Gedichten“ verzerrt er das ernsthafte Gefühl zur Tändelei und den Humor zur niedrigsten Komik; in den „Erzählungen des Klausners auf Neckerburg“ (1825) behandelt er heimatliche Sagen im kläglichsten Bänkelsängerton. Einigermaßen hat er seine poetischen Sünden durch brauchbare „Beiträge zur Geschichte der Stadt Rotweil am Neckar“ (1821) gut gemacht.

Immanuel Gottlieb Moser (1790—1846) aus Stuttgart, als Oberbibliothekar und Oberstudienrat in seiner Vaterstadt verstorben, der lange Jahre das Morgenblatt mit gereimten Rätseln und Charaden regelmäßig versah und 1836 und 1838 zwei Sammlungen von seinen Erzeugnissen veranstaltete, besaß für diesen Zweig der Didaktik ein artiges Talent. August Konrad Magenau (1801—1857) aus Niederstotzingen, der Sohn Rudolf Magenaus, Kaufmann in Stuttgart und dann in Heidenheim, ist unter anderem in zwölf auf einen allzu niedrigen Ton gestimmten poetischen Erzählungen „Eberhard im Bart“ (1822) als Nachahmer der Schwabschen Romanzencyklen aufgetreten und hat in seinen „Kennenburg-Liedern“ (1841, zweite Auflage 1842) den Preis dieser damaligen Wasserheilanstalt und ihrer landschaftlichen Umgebungen gesungen. Legt man an die zuletzt genannte Leistung den Maßstab der Gelegenheitspoesie, so kann man sie, namentlich die heiteren Stücke, darunter eine unterhaltende kleine Posse, wohl gelten lassen. Theodor Beyttenmiller (1820—1897) aus Weinsberg, Volksschullehrer und Hofmeister in vornehmen Häusern, dann Elementar- und Reallehrer in Stuttgart, zuletzt mit dem Titel eines Oberreallehrers, trat in jüngeren Jahren mit zwei lyrischen Sammlungen hervor: „Gedichte“ (1846) und „Maiglöckchen“ (1854). Er zeigt darin viel Gewandtheit und weiß die Worte gut zu setzen, die poetischen Redeblumen geschickt zu verwenden. Während das erste Buch noch durch viele unreine Reime entstellt wird, haftet dem zweiten auch dieses formelle Gebrechen nicht mehr an. Beide enthalten unleugbar schöne Gedichte. Recht warm wird man jedoch bei dieser vorzugsweise erotischen, weichlich schmachtenden Poesie nicht. Man vermißt die Ursprünglichkeit der Begabung. Goethesche, Kernersche Reminiscenzen sind nicht selten; aber auch da, wo sich keine direkten fremden Einflüsse nachweisen lassen, kann man

sich des Eindruckes nicht erwehren, daß der Dichter Ureigenes nicht zu bieten habe. Die späteren, nicht mehr gesammelten Erzeugnisse Beyttenmillers waren hauptsächlich patriotische Gelegenheitsstücke. Außerdem gab er verschiedene poetische Anthologien heraus. Auch sonst entfaltete er mannigfache litterarische Thätigkeit, so eine Zeit lang als Theaterreferent des Stuttgarter Neuen Tagblattes und als Redakteur der Stuttgarter Frauenblätter. Johann Georg Rathfelder (1793—1868) aus Rutesheim (O.A. Leonberg) war, nachdem er die Feldzüge von 1813 und 1814 mitgemacht hatte, langjähriger Kanzlist im württembergischen Kriegsministerium und widmete, 1854 als Kanzleirat pensioniert, den Rest seiner Tage mancherlei gemeinnützigen Aufgaben. Damals trat er auch erst mit Gedichten hervor und veröffentlichte 1865 eine kleinere, Vorträge bei Veteranenfesten enthaltende Sammlung, „Ernst und Humor", Jahrs darauf eine größere, „Herbstblumen", worin die anspruchslos hausbackene Moral eines wohlmeinenden Biedermannes das Wort führt. Paul Pressel (1824—1898) aus Tübingen, der als Helfer in Brackenheim und Geislingen, als Dekan in Neuenstadt a. d. Linde und Ulm wirkte, that sich innerhalb der protestantischen Kirche Württembergs vielfach hervor und trat entschieden in seiner Heimat für die Verwirklichung des nationalen Gedankens ein, indem er sich frühzeitig dem kleinen Häuflein der süddeutschen Anhänger einer preußischen Hegemonie beigesellte. Patriotischer Sinn und evangelischer Geist reichen sich auch in seinem 1860 erschienenen erzählenden Gedichte „Franz von Sickingen" die Hand. Im Versmaß und Tone der Uhlandschen Eberhardromanzen werden die Thaten jenes kühnen Kämpen für die Reformation besungen. Der Dichter formt sich den historischen Stoff mehr durch Gruppierung der thatsächlichen Ereignisse und Personen als durch freie Erfindung zu einem poetischen um. Nur langsam kommt das Epos in Fluß und erwärmt den Leser, aber allmählich steigt es, zumal mit der Belagerung der Burg Landstuhl und dem Ende des Helden, zu schöner Wirkung empor Pressel hat sich außerdem in jungen Jahren an einem Familienblatte, „Die Spinnstube", beteiligt und einen Volkskalender herausgegeben sowie später mehrere Prosaschriften verfaßt. Gustav

Hauff (1821—1890) aus Auenstein (O.A. Marbach), Pfarrer an verschiedenen Orten, zuletzt in Beimbach (O.A. Gerabronn), der 1880 „Schillerstudien" und 1885 eine Schubartbiographie lieferte, sammelte 1861 einen „Liederstrauß". Seine Gedichte, spröd in der Form, enthalten mehr Gedanken und Gesinnungen als Gefühle und Stimmungen, verraten eher epigrammatisch-satirisches als lyrisch-poetisches Talent. Er liebt politische und soziale Betrachtungen, des Vaterlandes Uneinigkeit und Zerrissenheit erfüllt ihn mit Zorn und Schmerz, sein Liebling Schiller gilt ihm als geistiger Bannerträger einer besseren Zukunft. Andreas Beck (1825—1882) aus Cannstatt, der lange Jahre als Hofmeister und dann als Lehrer an verschiedenen Schulen in Moskau wirkte, gab 1840 als Seminarist unter dem Titel „Frühlingsknospen" ein Heftchen unreifster Knabenlyrik heraus. Diesem voreiligen Versuche, seinen Namen unsterblich zu machen, ließ er viel später zwei mit offenbarer Sorgfalt gesichtete Sammlungen, „Gedichte" (1871) und „Deutsche Klänge aus Moskau" (1879), folgen, worin er sich zu anständigem Können, wenn auch nicht zu unterscheidbarer Eigenart erhoben hat. Der zu Stuttgart verstorbene Kaufmann Wilhelm Elwert (1834—1895) aus Tübingen veröffentlichte 1868 „Heimatlieder", die später als „Lieder aus Schwaben" wiederholt wurden. Manches Hübsche ist dem Verfasser, der einen vorwiegend munteren Ton angeschlagen hat, gelungen, indessen befriedigen seine Gedichte in formaler Hinsicht nicht vollständig. Eine posthume Gedichtsammlung erschien 1896 unter dem Titel „Aus frühen und späten Tagen" von dem Oberlandesgerichtspräsidenten Gustav Häcker (1822—1896) aus Stuttgart, der, ein Freund und Förderer der Künste, zumal der Musik, 1873 ein Jahr lang seine juristische Thätigkeit mit der provisorischen Führung der Stuttgarter Hoftheaterintendanz vertauscht hatte. Ein warmes, reines und frommes Gemüt, ein froher Sinn und echt schwäbisches Naturgefühl sprechen aus Häckers nicht eben gehaltvollen, aber in sauberer und geschmackvoller Form dargebotenen Liedern.

Die schwäbischen Frauen haben die lyrischen Schätze des Stammes nur in sehr bescheidenem Maße bereichert. Henriette Ottenheimer (1807—1883) aus Stuttgart, seit der Kindheit am

Körper gelähmt, entfaltete eine vielseitige litterarische Thätigkeit und benützte ihre Feder auch dazu, die Sache ihrer jüdischen Glaubensgenossen zu führen. Zwischen 1832 und 1841 veröffentlichte sie mehrere mit Gedichten und Erzählungen gefüllte Bändchen. Ihre Lyrik ist vorwiegend Reflexionspoesie eines frommen Gemütes mit stark ausgeprägtem transzendentalem Zuge, während in ihrer zarten Novellistik Welt und Menschen in weiblich gefühlvoller Spiegelung erscheinen. Die zu Oehringen geborene Prinzessin Mathilde von Hohenlohe-Oehringen, verehelichte Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen (1814—1888), ließ außer dem dramatischen Gedicht „Jadwiga, Königin von Polen“ (1857) eine Sammlung lyrischer Erzeugnisse unter dem Titel „Lose Blätter“ erscheinen. Ferner wurde aus dem Nachlasse der Gräfin Julie zu Ortenburg, geborenen Freiin von Wöllwarth-Lauterburg (1819 bis 1883) aus Stuttgart, 1885 eine kleine Auswahl Gedichte herausgegeben. Endlich zählt auch die Mutter eines der volkstümlichsten Dichter der Neuzeit, der selber freilich für Württemberg nicht in Anspruch genommen werden darf, zum schwäbischen Poetenvolk: Josephine Scheffel (1805—1865), die Tochter des Bürgermeisters Krederer in Oberndorf, mit dem Major Philipp Jakob Scheffel zu Karlsruhe vermählt. Eine bewegliche und muntere Frau, mit Talenten aller Art ausgerüstet, zu heiter geselligem Leben so recht geschaffen, spielte sie in der guten Gesellschaft der badischen Residenz eine wichtige Rolle. Sie ließ ihr poetisches Licht bei öffentlichen und privaten Anlässen leuchten, sie wußte von der Schablone abweichende Märchen zu erzählen, wovon eines, „Rhodopis“, 1884 gedruckt worden ist und weitere Proben durch die mit der Dichterin befreundete Alberta von Freydorf in dem Buch „In der Geißblattlaube“ (1886) auf die Nachwelt gebracht worden sind, sie versuchte sich in dramatischen Gelegenheitsstücken; wurde doch sogar von ihr ein in schwäbischer Mundart geschriebenes Lustspiel „Lorle und Dorle“ in den fünfziger Jahren auf der Karlsruher Hofbühne aufgeführt. Den Umfang des poetischen Talentes der Frau Josephine Scheffel lernte man jedoch erst kennen, als ihre Gedichte von ihrem Enkel Viktor von Scheffel 1892 herausgegeben wurden. Die Sammlung interessiert schon durch die Anklänge an die Art

Joseph Viktor Scheffels, die sich bei der Mutter da und dort, namentlich in den volkstümlichen Balladen, finden. Zugleich gewährt sie aber auch einen willkommenen Einblick in die Gedanken- und Empfindungswelt einer Frau, deren nähere Bekanntschaft sich wohl verlohnt. Unsere Dichterin beschränkt sich nicht auf Gelegenheitsgaben und lyrische Ergüsse, sondern liefert auch Stücke erzählender Art aus der Vergangenheit wie aus der Gegenwart und ergreift gerne zu brennenden Zeitfragen das Wort. Sie bewährt sich dabei als eine warmblütige Patriotin, als eine echte Deutsche, der jedes Kokettieren mit der französischen Kultur gründlich verhaßt ist, daneben aber auch als eine religiös veranlagte Christin. Mit den ernsteren Weisen wechseln Aeußerungen eines schalkhaften und neckischen Humors, der ein paarmal in Verbindung mit dem Dialekt auftritt. Immer dichtet Frau Scheffel frisch vom Herzen weg, naiv und unbefangen, ohne Absichten und ohne Ansprüche. Von dem strengsten ästhetischen Maßstabe darf man bei ihr um so eher absehen, als sie ja selbst zu Lebzeiten das litterarische Urteil nicht herausgefordert hat.

Eines dauerhafteren Erfolges als viele, die ihre Leier auf den höchsten Ton gestimmt haben, durfte sich der anspruchslose Friedrich Ritter (1774—1843) erfreuen. Er war Stadtrat in seiner Vaterstadt Stuttgart, ein wohlhabender Mann, beweglichen Temperamentes und Geistes, munter veranlagt. Für festliche Stunden verwandte er sein hübsches Talent zur Gelegenheitsdichtung. Manches von ihm findet sich da und dort gedruckt; einiges ist auch in Lieder- und Kommersbücher übergegangen, aber gesammelt wurden seine Erzeugnisse weder von ihm selbst noch von anderen. Seinen Haupttreffer that Ritter mit dem stimmungsvollen Frühlingsliede „Regst du, o Lenz“, das, von Lindpaintner trefflich komponiert, zuerst bei der Stuttgarter Schillerfeier des Jahres 1830 vorgetragen worden ist, seitdem regelmäßig dieses Fest verschönen hilft und sich mit der Zeit in ein förmliches schwäbisches Volkslied verwandelt hat. Auch anderen, die auf den Poetennamen keinen Anspruch erheben können, ist gelegentlich wohl ein glücklicher Wurf gelungen. So gebührt dem als Missionar zu Mangalur in Ostindien verstorbenen Gottfried Weigle (1816

bis 1855) aus Zell (O.A. Eßlingen), einem hervorragenden Sprachkenner, der Ruhm, das von Silcher in Musik gesetzte, viel gesungene Lied „Drunten im Unterland“ verfaßt zu haben.

Ein fruchtbarer, aber ziemlich trivialer Gelegenheitsdichter war Heinrich Wagner, am 10. Januar 1783 zu Stuttgart als Sohn eines Mesners geboren und am 23. April 1863 ebenda als pensionierter Kanzleirat gestorben, ein braver Subalternbeamter, loyal, konservativ und christlich gesinnt, mehrmals verheiratet und im Besitz einer großen Kinderschar, dabei in engen Verhältnissen lebend. Er veröffentlichte 1833,4 „Ergüsse meiner Laune“ in drei Bändchen, 1849 „Rittersporen und Schwertlilien, oder jüngste Ergüsse meiner Laune“, 1863 „Sylvester-Blüthen oder Gedichte“ und außerdem noch allerhand Gereimtes in Broschürenform teils unter seinem eigenen Namen, teils unter dem anagrammatischen Wergan. Alles zieht er in den Bereich seiner Muse: häusliche und gesellschaftliche, politische und patriotische Ereignisse. Kein ihm bekannter Dichter bleibt unbesungen; gleich üppigen Wucherpflanzen winden sich seine Verse um Taufen, Geburts- und Namenstage, Hochzeiten, Denkmalweihen. Er neigt stark zum leichten, volkstümlichen Tone, der aber durch ihn oft in's Gewöhnliche, Derbe, Bänkelsängerische verzerrt wird. Seine Dialektgedichte atmen so wenig echte Poesie wie seine schriftdeutschen. Doch einmal ist ihm ein Wurf geglückt: er hat dem viel gesungenen schwäbischen Volksliede „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus“ seine endgültige Gestalt verliehen. Noch matter und nüchterner ist er in seinen Erzeugnissen höheren Stiles: hartnäckig fährt er im alten klassizistischen Schlendrian fort, ohne nach den ästhetischen Anforderungen neuer Zeiten und Dichtarten zu fragen. Seine vielen Satiren und Epigramme lassen treffenden Witz und scharfe Pointirung vermissen. Uebrigens hat Wagner als stets bereiter Verfertiger von Gelegenheitsversen und Gesellschaftsliedern, die ihre Komponisten fanden, seinen Zeitgenossen Freude bereitet und im Vereins- und Kunstleben seiner Vaterstadt eine Rolle gespielt: war er doch sogar geschäftsführendes Mitglied der Direktion der K. Kunstschule und des Stuttgarter Kunstvereines. Ein bleibenderes Verdienst als durch seine Poesie erwarb er sich durch seine „Geschichte der Hohen Carls-Schule“

(1856/8), ein auf den Archivalakten ruhendes, reichhaltiges und gründliches, aber äußerst schwerfälliges Quellen- und Nachschlagewerk.

Nicht bloß die Residenz, auch andere schwäbische Städte verfügten über ihre Dichtergrößen, die sich die Verherrlichung lokaler Begebenheiten und Festtage angelegen sein ließen. So erstand in dem aus Balingen gebürtigen Karl Bames (1806—1875), der viele Jahre als Lehrer, zuletzt Oberpräzeptor in Reutlingen wirkte, dieser Stadt ein unermüdlicher Sänger. Seine Gelegenheitsverse, die auch allerhand sonstige Schwabenstreiche und Anekdoten in ihren Bereich ziehen und meist einen ganz niedrigen Ton anschlagen, sind teils in den 1857 erschienenen „Volksgedichten aus Schwaben von Bamesius" enthalten, teils in die nach dem Tode des Verfassers herausgegebene „Chronica von Reutlingen in Freud und Leid, im Festtags- und im Werktagskleid. (Von 1803—1874.)" eingeflochten. Ebenso besaß Ravensburg seinen Lokaldichter in dem daselbst geborenen Aktuar Johann Georg Eben (1795—1838), der später als Archivordnungskommissär die Geschichte dieser Stadt in zwei Bänden (1830/2) bearbeitet hat. 1825 sammelte er seine „Gelegenheits-Gedichte", worin er mancherlei Vorgänge aus dem Leben seiner Vaterstadt und seiner Mitbürger, doch auch Ereignisse aus dem württembergischen Königshause mit der langweiligsten Ernsthaftigkeit in hochtrabenden Phrasen feiert.

Als poetischer Lobredner der Tübinger Burschenherrlichkeit erlangte Gustav Griesinger (1804—1888) aus Leonberg eine Art von provinzieller Berühmtheit. Er studierte zuerst in Tübingen Medizin, trat dann zur Theologie über, wurde 1834 Helfer in Münsingen, 1839 Stadtpfarrer in Leutkirch, 1859 Pfarrer in Ehningen (O.A. Böblingen) und verbrachte das letzte Jahrzehnt seines Lebens im Ruhestande zu Ravensburg. Schon als Student dichtete er singbare Lieder, die in Kommersbücher aufgenommen wurden, und ließ 1825 unter seinem Kneipnamen „Dr. Caspar" ein mehr derbes als witziges Scherzepos, „Die Buckeliade", in holperigen Hexametern drucken. 1830 erschien von ihm „Wallensteins Lager ins Lateinische übersetzt", 1834 „Humoristische Bilder-Reime und Reim-Bilder, ein ABC für Alt und Jung" (dritte Auflage 1841), 1877 als Festgabe zum Tübinger Universitätsjubiläum unter dem

Titel „Fuimus Troes“ eine Sammlung heiterer Gelegenheitsgedichte zu Zusammenkünften alter Burschenschafter. Bei den Beteiligten haben diese breiten, mit persönlichen Anspielungen gespickten Reimereien gewiß stets Beifall gefunden, für andere aber sind sie völlig ungenießbar. Griesinger pflegte als Ueberlebender den Genossen der schönen Jugendzeit auch im Schwäbischen Merkur biographische Denkmale zu setzen. Nach seinem Tod erschien noch ein schon 1859 entstandenes Werk: „Schillers Leben und Wirken in zwanglos gebundener Rede dargestellt von einem Ungenannten aber doch Bekannten“ (1888, unter Griesingers Namen 1890 wiederholt). Diese komische Epopoe in Knittelversen ist teilweise mit glücklichem Humor, aber nicht immer mit sicherem Takte durchgeführt, und die, welche zuerst auf Schartenmayer-Vischer als Verfasser rieten, haben ihr damit entschieden zu große Ehre angethan.

Von den poetischen Erzeugnissen der untersten Stände ist begreiflicherweise nur ein verschwindend kleiner Teil auf die Nachwelt gekommen. Ludwig Lohrmann (1776—1839) aus Stuttgart, der in Ansbach Hans Sachs' Gewerbe trieb, veröffentlichte 1816 „Vermischte Gedichte“. Das äußerst dürftige Talent des am 22. Juni 1763 auf Lämmershof (O.A. Gaildorf) geborenen Johannes Lämmerer, Leinewebers, später Filialschulmeisters und Unterumgelters zu Unterdeufstetten (O.A. Crailsheim), zog Justinus Kerner an das Licht, indem er 1819 eine Auswahl der Gedichte des im alten Meistersängerstile dichtenden Mannes zum Drucke beförderte. 1836 veranstaltete der damals 33 Jahre alte Valentin Baur, Bauer in Hailfingen (O.A. Rottenburg), eine kleine Sammlung seiner Gedichte, und durch das Morgenblatt drangen Proben daraus in weitere Leserkreise. Was diese Leute gedichtet haben, ist weit weniger merkwürdig, als die Thatsache, daß sie in ihrer Lebensstellung, auf ihrer Bildungsstufe überhaupt den poetischen Trieb in sich spürten. Bei Valentin Baur, der sich bis zur Nachahmung der hochfliegenden Ideenlyrik Schillers versteigt, überraschen mitunter Blitze eigener Gedanken, die freilich sehr unbeholfen dargestellt sind. Auch Gottlob Eitle (1820—1872) aus Herzogsweiler (O.A. Freudenstadt), Buchbinder, dann Unteroffizier und Stabsfourier in Ulm und zuletzt Kanzlist im Kriegsministerium zu Stutt-

gart, mag in diesem Zusammenhang erwähnt sein. Er veröffentlichte zwischen 1857 und 1862 drei Sammlungen ernster und heiterer Soldatenpoesie, teilweise im Dialekt, und 1867 ein Bändchen „Wahrheitsstrahlen“, worin sich der Pietismus in seiner abgeschmacktesten Form breit macht. Gleichfalls als Autodidakten verkündet sich Heinrich Gebhardt (1817—1877) aus Musberg (im Stuttgarter Amtsbezirk), Lithograph in Kirchheim u. T., in der Dezember 1861 geschriebenen Vorrede zu seinem Gedichtbuche „Klänge vom Fuße der Teck“, dessen mannigfaltiger Inhalt das Mittelmaß nicht übersteigt, teilweise sogar darunter bleibt.

Die mundartliche Lyrik, die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts durch Karl Weitzmann und seine Nachfolger in weiten Kreisen des Volkes Eingang gefunden hatte, fiel bald den trivialsten Reimern anheim, die, im Wahne, der Dialekt vermöge jede poetische Unfähigkeit zu verdecken, über öffentliche Feste aller Art oder die Gemüter bewegende Zeitfragen ihre kläglichen Verse schmiedeten. Solche Autoren ließen ihre Machwerke meist unter herausfordernden Pseudonymen in Flugschriftenform drucken und durch Hausierer vertreiben oder auf den Jahrmärkten feilbieten. Die Blütezeit dieser Bänkelsängerei fiel in das fünfte Dezennium des 19. Jahrhunderts. Allmählich begann dann das Volksidiom wieder zu würdigeren poetischen Zwecken verwendet zu werden. Die 1857 zu einem dünnen Bändchen vereinigten „Gedichte in schwäbischer Mundart“ von Wilhelm Friedrich Wüst (1796—1863) aus Murrhardt (O.A. Backnang) bedeuten schon eine kleine Wendung zum Besseren, wenn sie sich auch noch ganz in der alten Manier bewegen. Es sind Festberichte, Schwänke und Bauernstreiche, teils in Gesprächsform, mit leichter moralischer Tendenz, in kräftiger, aber nicht gemeiner Volkssprache gehalten. Der Verfasser, Knabenschullehrer in Tübingen, hat sich durch Gründung von Gesangvereinen um die Hebung des Volksgesanges bemüht, allerhand gemeinnützige Bestrebungen gefördert und eine Reihe Volksschriften veröffentlicht.

Andere Bahnen wandelte Friedrich Richter. Am 2. September 1811 zu Crailsheim geboren und im Seminar und Stifte

zum Theologen herangebildet, versah er seit 1839 die Stelle eines Präzeptors an der Lateinschule in Besigheim, seit 1846 die eines Pfarrers in Pfaffenhofen (O.A. Brackenheim), seit 1851 das Diakonat in Pfullingen und seit 1856 die Stadtpfarrei in Bopfingen, wo er am 28. August 1865 starb. Richter hatte schon 1832 als Tübinger Student im Vereine mit Ludwig Seeger, Heinrich Loose und einigen anderen eine „Neckar-Harfe" betitelte Gedichtsammlung herausgegeben. 1852 folgten „Violen. Ausgewählte Lieder und Epigramme von Friedrich Stromberg", 1858 „Lieder in schwäbischer Mundart", 1862 „Eine Liedergabe in schwäbischer Mundart für Jedermann", 1863 „Lieder heiliger Liebe". Obgleich der Zahl nach seine Erzeugnisse in Schriftdeutsch die im Dialekt überwiegen, liegt doch der Schwerpunkt seiner Poesie in letzteren. Es sind gemütlich harmlose, halb heitere, halb sentimentale Liedchen in treuherzigem Volkston und glatter, allgemein verständlicher Volkssprache. Die hochdeutsche Lyrik Richters, die teils aus leichtem Getändel, Naturbildchen in der Art Karl Mayers, Epigrammen und ähnlichem, teils aus ernsten, namentlich religiösen Stücken besteht, gefällt durch Flüssigkeit und Klarheit der Darstellung, ohne daß ihr Inhalt sich zu irgend welcher Bedeutung erhebt. Manche Lieder Richters sind in Kompositionen Silchers Gemeingut des Volkes geworden.

Eduard Hiller, am 14. Dezember 1818 in der Stuttgarter Vorstadt Berg geboren, ein Nachkomme des Kirchenliederdichters Philipp Friedrich Hiller, studierte in Tübingen Staatswissenschaften, sah sich aber durch ein Nervenleiden veranlaßt, zur Landwirtschaft überzugehen. Die Zunahme des Uebels nötigte ihn auch, den 1851 übernommenen Posten eines Gutsadministrators zu Assumstadt (O.A. Neckarsulm) wieder aufzugeben. Einige Jahre völliger Ruhe stellten ihn soweit her, daß er 1860 einem Lehrauftrag an der landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim, zuerst als Repetent, dann als Professor, genügen konnte. Aber einem neuen heftigen Rückfalle gegenüber erwiesen sich alle Heilversuche machtlos: fast drei Jahrzehnte schon lebt der kranke Mann in ländlicher Zurückgezogenheit zu Buoch (O.A. Waiblingen). Hillers erste während seiner Leidenszeit zu Ende der fünfziger Jahre entstandene, „Stim-

men vom Krankenlager" (1861), in dritter, neu gestalteter Auflage „Wintergrün" (1886) betitelte Sammlung enthält zum größeren Teile hochdeutsche, zum kleineren schwäbische Gedichte. Jene, in leichtem, schlicht anmutigem Liedertone gehalten, haben zum hauptsächlichen Gegenstande das Leben der heimatlichen Natur, dessen alltägliche Ereignisse und kleine Geheimnisse der Dichter liebevoll beobachtet hat und sinnig zu deuten weiß, dessen stille Freuden ihn unwiderstehlich anziehen. Nur der lehrhafte Zug, der sich in die Naturbetrachtung eingeschlichen hat, erinnert an das Krankenlager. In den mundartlichen Stücken kehren zunächst dieselben Stoffe wieder, bald aber schreitet Hiller zur Schilderung des bäuerlichen Lebens in idyllischen Stimmungsbildern und humoristischen Erzählungen vor. Diese Dichtweise hat erst in einer zweiten, ausschließlich dem Dialekte gewidmeten Sammlung, „Naive Welt" (1891), ihre volle Ausprägung erhalten. Das Buch führt seinen Titel mit Fug und Recht: Hiller hat das moralische Mäntelchen abgeworfen, er ist jetzt ganz naiver, realistischer Schilderer des ländlichen Treibens, der ländlichen Sitten, der ländlichen Liebe. Seine Darstellung setzt den Reichtum und die Kraft der schwäbischen Volkssprache in helles Licht. Der Durchschnitt, den er aus dem unterschwäbischen Dialekte gezogen hat, eignet sich für litterarische Zwecke vorzüglich. Kraftvoll, kernig in der Ausdrucksweise, bewegt sich Hiller doch — mit seltenen Ausnahmen — innerhalb den Grenzen des ästhetisch Zulässigen.

Fast gleichzeitig mit Hiller ist der oberschwäbische Hermann Knapp (1828—1890) aus Schwendi (O.A. Laupheim) aufgetreten, der als Journalist und Redakteur von Lokalblättern, seit 1864 als Privatlehrer in Stuttgart sein Dasein kümmerlich gefristet hat. In drei 1863 und 1865 erschienenen Bändchen, „Poetische Versuche eines Prosaikers", huldigt er abwechslungsweise der hochdeutschen und der schwäbischen Muse, während von zwei weiteren Sammlungen, „Hellauf und Glattaweg!" (1873) und „Aus meinem Gärtlein" (1878), die erste nur Gedichte in der Mundart, die zweite nur solche in der Schriftsprache bringt. Letztere, meist Gelegenheitsstücke, sind ohne Belang. In der Dialektpoesie verlegt sich Knapp nach der älteren Manier mehr auf

die Epik als auf die Lyrik: er berichtet von bekannten und unbekannten Schwabenstreichen in kräftiger, aber übermäßig breiter Darstellung.

Fünftes Kapitel.

Politik und Poesie.

Die Losung des 19. Jahrhunderts hieß wie allerwärts so auch in Deutschland Emanzipation der Massen in politischer und sozialer Hinsicht, Freiheit des Wortes für jedes Einzelindividuum in allen zeitbewegenden Fragen. Solchen Ansprüchen wußte das deutsche Volk, den Hemmungen des Bundestages und der Regierungen zum Trotz, steigende Geltung zu verschaffen. Nur im Jahrhundert der Reformation hatte die Teilnahme der gesamten Nation an den öffentlichen Angelegenheiten einen ähnlichen Höhegrad erreicht. Wie damals fand auch jetzt wieder die engste Wechselwirkung zwischen der Litteratur und den Zeitereignissen statt. Die Presse, der Journalismus, die Publizistik gewann eine von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zunehmende Ausdehnung und Bedeutung. In zahllosen Tageszeitungen, Flugschriften, umfangreicheren Büchern klärten Berufsschriftsteller wie Männer aus den verschiedensten Lebenskreisen und Lebensstellungen das Publikum auf. Alle Stände trugen ihr Scherflein zur Bildung der öffentlichen Meinung bei, wirkten an der Vermehrung der litterarischen Produktion mit, der auf diese Weise eine demokratische Prägung aufgedrückt wurde. Die Poesie im besonderen ließ sich von der herrschenden Strömung fortreißen. Die Macht der Zeitideen erwies sich im 19. Jahrhundert zu groß, als daß die Dichter sich ihnen hätten entziehen dürfen, wenn sie im Zusammenhange mit dem Volksgeiste bleiben wollten. Sie trugen denn auch der Bewegung das Banner voran und sicherten sich dadurch einen Einfluß auf die Menge, ja auf den Gang der Geschichte. Von jeher hatte in stürmischen Epochen die politische Poesie in Deutschland geblüht. Unter dem Einflusse der gewaltigen Kämpfe zwischen dem

hohenstaufischen Kaisertum und dem Papsttume wandelten sich die Minnesänger in Spruchdichter um. Dann spiegelten sich die Weltbegebenheiten in den sogenannten historischen Volksliedern wider, die während den großen kirchlichen Erschütterungen im 16. Jahrhundert zum Gipfel emporstiegen. Gleichzeitig schwang ein Heer von Satirikern geschärfte Waffen. In ruhigeren Zeitaltern verstummte dann die politische Poesie. So vor allem in der ersten Hälfte unserer klassischen Litteratur, deren Leistungen gerade darum so bewundernswert sind, weil sie es auf die reinsten und zartesten ästhetischen Wirkungen abgesehen haben. Seit der französischen Revolution konnten sich indessen die Dichter nicht mehr gegen die Tendenzen des Tages absperren. Die Schwärmerei für republikanische Grundsätze und Weltbürgertum ging bei der Mehrzahl bald in Haß gegen fremde Zwingherrschaft und in Begeisterung für nationale Selbständigkeit über, welche Stimmungen in der patriotischen Lyrik der Freiheitskriege ihren lautesten Ausdruck fanden. In der Periode der heiligen Allianz, als die Fürsten das deutsche Volk um die wohlverdienten Früchte seines Opfermutes betrogen, machte die norddeutsche Romantik mit der Reaktion gemeinsame Sache. Erst nach der französischen Julirevolution gewann die litterarische Opposition wieder an Boden, und sie wurde, von der Volksgunst getragen, um so kühner und maßloser, je hartnäckiger die Regierungen auf ihrem freiheitsfeindlichen Standpunkte beharrten. Jetzt lief ein Börne, ein Heine gegen die bestehenden staatlichen wie gesellschaftlichen Ordnungen Sturm, und an sie schlossen sich die Schriftsteller des Jungen Deutschland an. Aber während diese mit ihren vorzugsweise in Romanen eingekleideten Ideen sich mehr an ein aristokratisches Publikum wandten, berechneten die politischen Lyriker, die in wachsender Zahl von Jahr zu Jahr bedeutungsvoller hervortraten, ihre leidenschaftlich erregten und Leidenschaften erregenden Gesänge auf die politisch und sozial Zurückgesetzten und Enterbten. Indem sie wechselweise den Gesinnungen der Massen Worte liehen und auf diese bestimmend, weiterbildend, fortreißend wirkten, konnten sie ein beträchtliches Gewicht in die Wagschale der deutschen Entwicklung werfen. Mit dieser demokratischen Strömung kreuzte sich vielfach eine

patriotische. Eine Minderzahl von Poeten stellte die Wünsche für äußere Einheit des Vaterlandes von Anfang an entschieden über die für innere Freiheit. Aber auch die Männer des Fortschrittes empfanden bald mehr, bald minder die Schmach der Nation, sehnten sich nach Zusammenfassung der deutschen Volkskräfte zu einem festen Staatengebilde. Je näher die Einheitsbestrebungen dem Ziele rückten, desto voller stimmten die deutschen Sänger ihre Lauten auf diesen Ton. Und als die Zeit der Erfüllung gekommen war, fanden sich radikale Brauseköpfe von ehedem mit Konservativen und Gemäßigten in dem Preise deutscher Ruhmesthaten, in dem Jubel über das neu erstandene Reich zusammen.

Württemberg war wie in früheren Jahrhunderten so auch im 19. einer der wichtigsten Herde der politischen Litteratur und Poesie. Der schwäbische Stamm hielt an seiner uralten Gepflogenheit fest, selbständige Meinungen sich zu bilden und abzugeben, und auch in den Zeiten der ärgsten Reaktion war in Württemberg das freie Wort niemals so völlig unterdrückt wie im deutschen Norden. Die inneren Landesangelegenheiten und die Beziehungen zur allgemeinen deutschen Politik lieferten den Federn doppelten unerschöpflichen Stoff. Doch gingen die Wogen der litterarischen Bewegung mehr oder weniger hoch, je nachdem in den großen Tageskämpfen Ebbe oder Flut herrschte.

Am 30. Oktober 1816 war König Wilhelm I. auf den Thron seiner Väter berufen worden. Ihn beseelte der redlichste Wille, ein liberales Regiment aufzurichten und vor allem den von seinem Vorgänger überkommenen Verfassungsstreit aus der Welt zu schaffen. Daß dies erst nach hartnäckigen Kämpfen glückte, war zum größeren Teil die Schuld der Kammermehrheit, die sich allzu starr auf den Standpunkt des alten Rechtes stellte. Die Furcht vor einer Einmischung des Bundestages brachte endlich im September 1819 das Werk zum Abschlusse, wodurch Württemberg ein zwar nicht allen modernen Wünschen und Bedürfnissen genügendes, aber im wesentlichen freisinniges und lebensfähiges Staatsgrundgesetz erhielt. In der Konfliktszeit erschienen unter dem Schutze weitgehender Preßfreiheit viele Flugschriften, entstanden zahlreiche Journale, die meist nur ein kurzes Dasein führten, weil sie auf einen bestimmten

Zweck hin begründet waren, nach dessen Erfüllung sie überflüssig erschienen. Das Hauptorgan der landständischen Partei bildete „Der Volksfreund aus Schwaben“, von dem Advokaten Schübler 1818 bis 1822 geleitet, während in dem 1818 existierenden Blatte „Der Würtembergische Volksfreund“ des Professors Dr. Michaelis die Männer der Regierung ihre Ansichten niederlegten. Bald begab sich König Wilhelm selbst unter die Publizisten. Er bediente sich als Mittelsmannes des Livländers Friedrich Ludwig Lindner (1772 bis 1845) aus Mitau, eines gewandten und fruchtbaren Publizisten, der schon 1819 ein Regierungsorgan, „Die Tribüne“, herausgegeben hatte. Der Fürst inspirierte Lindner zu dem 1820 anonym erschienenen „Manuskript aus Süddeutschland“, worin einer Konzentration der Mittel- und Kleinstaaten nach dem Vorbilde des Rheinbundes das Wort geredet wird. Die Machtmittel des Königes entsprachen jedoch keineswegs seinen kühnen Planen, und er mußte, auf selbständige Politik verzichtend, schließlich dem Drucke der Großmächte und des Bundestages nachgeben. Seit 1824 zog das Metternichsche System auch in Württemberg ein.. Damals geschah es, daß Heinrich Heine, der die Weinsberger Weibertreu besuchte, über die Grenze geschafft wurde. Die Universität Tübingen, wo man von preußischer Seite einen Geheimbund entdeckt hatte, wurde geknebelt, durch massenhafte Untersuchungen und Verurteilungen Studierender sollten die burschenschaftlichen Ideen ausgerottet werden. Auch die Presse hatte viel unter den veränderten Verhältnissen zu leiden. Davon konnte der begabte und charaktervolle Friedrich Seybold ein Lied singen. Am 25. April 1783 als Sohn des schwäbischen Philologen und Schriftstellers David Christoph Seybold zu Buchsweiler im Elsaß geboren, trat er 1801 vom Maulbronner Seminare hinweg in das französische Heer ein und nahm 1809 württembergische Kriegsdienste, die er 1815 als Hauptmann verließ. Er veröffentlichte 1817 eine Schrift „Ueber Landwehr“, begründete 1818 die alsbald von der Regierung unterdrückte Neue Stuttgarter Zeitung und im unmittelbaren Anschlusse daran die erst 1824 verbotenen Neuen Stuttgarter Hefte, wurde 1819 vom Oberamt Brackenheim in die Kammer gewählt. Einige weitere von ihm herausgegebenen oppositionellen Journale, wie 1827 die Süd-

deutschen politischen Blätter, existierten gleichfalls nur kurze Frist. 1830 begab sich Seybold nach Paris, schrieb von dort aus seine an Börne gemahnenden „Erinnerungen aus Paris. Im Jahr 1831" (1832), die ihm nach seiner Rückkehr eine siebenmonatliche Festungshaft auf dem Asperg einbrachten. Dazwischen redigierte er eine Zeit lang die 1831 begründete Donau- und Neckarzeitung. 1836 übernahm er die Redaktion des Beobachters und behielt sie bis zu seinem am 23. Juli 1843 eingetretenen Tode bei. Neben weiteren publizistischen Arbeiten und Uebersetzungen aus dem Französischen lieferte er das stellenweise ergreifende politische Trauerspiel aus dem damaligen Karlistenkriege „Zumala-Carregui oder der Tod des Helden" (1836), ein Lustspiel „Das Testament" (1836) und eine Reihe Romane, von denen später noch die Rede sein soll. Im ganzen erschien in den zwanziger Jahren die Teilnahme des Publikums an der Politik und der Tagespresse verringert, so daß selbst ein Pahl mit seiner gemäßigten „Neuen National-Chronik der Teutschen" (1820,4) keine dauernden Erfolge zu erzielen vermochte. Erst im Jahr 1830, als der Sturm der Pariser Julirevolution über den Rhein herüberbrauste, kam die politische Bewegung wieder in Fluß. Auch in Württemberg faßten die Männer des Fortschrittes neuen Mut. Eine flammende Begeisterung für die aufständischen Polen fand in Gründung von Polenvereinen ihren Ausdruck, und der burschenschaftliche Geist erwachte wieder auf der Landeshochschule. Unter den Zeitungen, die damals neu entstanden, steht der Beobachter nach Bedeutung und Lebensdauer weitaus obenan. 1830 begründeten die beiden Stuttgarter Advokaten Gottlob Tafel (1801—1874) und Friedrich Rödinger (1800—1868) den Hochwächter als Organ der württembergischen Fortschrittsmänner. Er war das erste derartige Parteiblatt nicht nur in Württemberg, sondern in Süddeutschland überhaupt. Am 1. Dezember 1830 erschien die erste Nummer in bescheidenem Oktavformate. Neben Tafel selbst beteiligten sich anfangs hauptsächlich Wilhelm Zimmermann und Rudolf Lohbauer (1802—1873) aus Stuttgart an der Redaktion. Letzterer leistete wohl am meisten für das neue Journal. Der Sohn des Dichters Karl Philipp Lohbauer, zeigte er für alle Künste fast gleich große Anlagen,

brachte es aber in seinem wechselreichen Leben nicht zu innerer Ruhe und Sammlung, nicht zu zielbewußter Zusammenfassung seiner Talente. Nachdem er dem militärischen Berufe, zu dem er ursprünglich bestimmt war, entsagt hatte, beschäftigte er sich mit topographischen Arbeiten, widmete sich auf der Landesuniversität als Genosse des Mörikeschen Kreises mehr dem Freundschaftskultus als einem ernsthaften Studium, trieb sich in verschiedenen Gegenden herum, veröffentlichte geistreiche, aber in der Form unzulängliche Zeichnungen, streute seine poetischen Versuche da- und dorthin aus. Von dem Stuttgarter Lokalblatte „Die Stadtpost" hinweg wurde er in die Redaktion des Hochwächters berufen. Er bemühte sich besonders um ein gutes Feuilleton und schrieb Aufsehen erregende Theater- und Musikberichte. Auch im politischen Teile führte er eine witzige und wirksame Feder. Anfangs nahm der Hochwächter eine gemäßigte Haltung ein, die aber seit Frühjahr 1831 einer immer schärferen und keckeren Tonart weichen mußte. Repressalien von seiten der Regierung ließen nicht auf sich warten, die Zensurlücken mehrten sich von Tag zu Tag. Da kam Lohbauer, der auch sonst in der vordersten Reihe der demokratischen Kämpfer stand, auf den Einfall, alle von der Behörde gestrichenen Aufsätze und Stellen des Blattes als „Hochwächter ohne Zensur" zu einem besonderen Bande zu vereinigen. Das Buch wurde mit Beschlag belegt, ein Preßprozeß drohte, Lohbauer entfloh im September 1832 nach Straßburg und ein halbes Jahr darauf in die Schweiz. Hier fand er eine bleibende Heimat. Nach schwerem Ringen gelang es ihm, sich mit Hilfe seiner kriegswissenschaftlichen Kenntnisse eine bürgerliche Existenz zu gründen. Er nahm an der Herausgabe der helvetischen Militärzeitung teil, erhielt eine außerordentliche Professur in Bern, heiratete und wurde 1848 Lehrer an der Militärschule in Thun. Seine radikalen politischen und religiösen Anschauungen schlugen zeitweise sogar in das direkte Gegenteil um. Den künstlerischen und litterarischen Neigungen blieb er treu, ohne deutliche Spuren in der deutschen Litteratur zu hinterlassen.

Bald nach Lohbauers Flucht aus Stuttgart belegte die Regierung den Hochwächter mit Verbot. Am 15. Januar 1833

wurde die letzte Nummer ausgegeben: schon Tags darauf lebte das Blatt unter dem Namen „Der Beobachter“ wieder auf. Tafel, bis 1864 der Besitzer der Zeitung, beeinflußte stark die Entwicklung des Blattes, in dessen Redaktion der Reihe nach nicht nur hervorragende Politiker und Publizisten, sondern auch Dichter von Rang, wie Hermann Kurz, Ludwig Pfau, und tüchtige Gelehrte, wie der Philologe K. Fr. Schnitzer, gesessen haben. Der Beobachter blieb bis 1864 das Sprachrohr der vereinigten württembergischen Liberalen; als in dem genannten Jahre der linke Flügel von der Partei sich losriß und die Volkspartei gründete, gelang es dieser, das Blatt und damit ein nicht zu unterschätzendes Machtmittel an sich zu bringen. Das eigentümliche Verdienst des noch immer gefürchteten und einflußreichen Organes der württembergischen Demokratie besteht darin, daß es ein wachsames Auge auf alle Mißstände und Schäden des öffentlichen Lebens hat und solche einer rücksichtslosen, in der Form freilich nicht immer feinen Kritik unterzieht, während es auf dem Gebiete der hohen Politik nach wie vor einen partikularistischen Standpunkt einnimmt.

Die politischen Anregungen und Aufregungen des Jahres 1830 gingen rasch ohne tiefere Wirkung vorüber und gaben nur der Regierung den willkommenen Anlaß, die Zügel desto straffer anzuziehen. Aber mit dem Jahr 1848 schienen sich mit einem Zauberschlage die kühnsten freiheitlichen und patriotischen Hoffnungen erfüllen zu wollen. In Württemberg fegte der unter dem Einflusse der französischen Februarrevolution das Land durchbrausende Sturm das reaktionäre Regiment hinweg. Am 1. März wurde wieder das liberale Preßgesetz vom Jahr 1817 eingeführt, und wenige Tage darauf mußte der König die Macht der Thatsachen dadurch anerkennen, daß er Führer der Opposition zu Beratern der Krone erkor. Dieses sogenannte Märzministerium, mit Friedrich Römer an der Spitze, behütete dank seiner ebenso volksfreundlichen als besonnenen und energischen Haltung Württemberg vor revolutionären Abenteuern, wozu die Extremen in dem durch die Verlegung des Rumpfparlamentes nach Stuttgart und das Scheitern des nationalen Verfassungswerkes aufgeregten Lande starke Neigung verspürten. An den Verhandlungen in der Frankfurter Reichs-

versammlung nahmen die 28 württembergischen Abgeordneten bedeutenden Anteil. Die Mehrzahl unter ihnen hegte mit Uhland großdeutsche Gesinnungen, und das entsprach vollkommen der im schwäbischen Volke vorherrschenden Stimmung. Zu dem tiefen politischen Mißtrauen gegen den straff organisierten und autokratisch regierten preußischen Staat trat ein gemütlicher Grund hinzu: die Schwaben fühlten sich innig zu den Deutsch-Oesterreichern hingezogen, deren Wesen und Kultur der ihrigen weit näher stand als die des deutschen Nordens. Nur eine Minderzahl vorausschauender Männer, darunter die beiden Pfizer, Friedrich Notter, Gustav Rümelin, erkannte, daß trotz allem einzig und allein im engsten Anschluß an Preußen unter Ausschluß Oesterreichs das Heil Deutschlands beruhe. Der Kampf der Meinungen wurde in Broschüren und Journalen ausgefochten, die vom Wellenschlage der Ereignisse ebenso rasch an die Oberfläche geworfen als wieder von der Tiefe verschlungen wurden. Die Demokraten unterhielten von 1848 bis 1852 den anfangs von Ludwig Pfau redigierten „Eulenspiegel. Ein Volks-, Witz- und Carricaturen-Blatt", dem die beiden in Hofdiensten stehenden Dichter Dingelstedt und Hackländer August 1848 ein ähnliches Unternehmen im konservativen Interesse, „Die Laterne", entgegensetzten, die sich aber nur sieben Monate halten konnte. Die Hofpartei gebot auch über die gewandte und schneidige Feder Heinrich Elsners, der die Liberalen mit dem beißendsten, das Gebiet persönlicher Gehässigkeiten nicht vermeidenden Hohn überschüttete. Am 31. Dezember 1806 als Pfarrerssohn zu Hedelfingen (O.A. Cannstatt) geboren, besuchte er, ein Mitschüler von Strauß und Vischer, das Blaubeurer Seminar und das Tübinger Stift, gab jedoch der Theologie den Laufpaß, schriftstellerte, lieferte mancherlei historische Werke und Uebersetzungen aus dem Französischen, redigierte mit allezeit schlagfertigem Witze verschiedene Zeitungen, zuletzt die 1842 bis 1852 in Stuttgart existierende Deutsche Chronik. Ohne Frage ist er den ersten journalistischen Talenten Württembergs zuzuzählen, aber von hingebender und selbstloser Ueberzeugungstreue hat der genial veranlagte Mann nichts gewußt. Seine verschiedenen poetischen Versuche, das scherzhafte Heldengedicht in Knittelversen „Die Straußiade in Zürich"

(1840), das die über der Berufung Strauß' auf den Züricher Lehrstuhl dort entstandenen Wirren behandelt, die mit Schmeicheleien nicht geizende Epopoe „König Wilhelm der Erste von Württemberg“ (1841) und ein in Erfindung, Technik und Sprache gleich stümperhaftes Trauerspiel, „Don Sebastian, König von Portugal“ (1854), verraten auch nicht den geringsten inneren Beruf zur Dichtkunst, ja nicht einmal die bescheidenste formale Sicherheit. Elsner zog sich schließlich auf einen Landsitz nach Wangen (O.A. Cannstatt) zurück, wo er am 30. Juni 1858 verschied.

Unter den Führern der Demokratie that sich Karl Mayer hervor. Er war am 9. September 1819 zu Eßlingen als Sohn des gleichnamigen Dichters zur Welt gekommen, vertauschte die juristische Laufbahn bald nach Erstehung des Staatsexamens mit der kaufmännischen, trat 1848 an die Spitze des Eßlinger Volksvereines und der Volksvereine überhaupt. Durch geschickt und leicht faßlich geschriebene Broschüren und Zeitungsartikel, mehr noch durch die Gabe volkstümlicher Beredsamkeit von treffsicherem Witz und zündender Kraft fesselte er die Massen an sich. Aber er ließ sich von der politischen Leidenschaft fortreißen. Er spielte in der radikalen, republikanischen Bewegung eine leitende Rolle, mußte fliehen, wurde in Abwesenheit zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt. In der Schweiz fand er ein Asyl. 1862 durfte er in die Heimat zurückkehren. Er nahm sofort wieder innerhalb der Demokratie eine führende Stellung ein und redigierte von 1863 bis 1870 den Beobachter, den er durch seine geist- und witzsprühende, drastisch populäre, freilich auch rücksichtslos verletzende Schreibart zu einer förmlichen Macht im Staat emporhob. Die Ereignisse des Jahres 1870 brachen seinen Einfluß, da er den Anforderungen der neuen Zeit keinerlei Rechnung zu tragen wußte. Obgleich er noch zeitweise im württembergischen Landtag und dann im Reichstage saß, war seine Geltung doch fast völlig dahin, als er am 14. Oktober 1889 nach schwerem Leiden aus dem Leben schied. Die künstlerischen und schönwissenschaftlichen Neigungen, die Karl Mayer als Familienerbteil zugefallen waren, hat er sich niemals ganz durch die Politik verleiden lassen. Die spärlichen lyrischen Proben, die er veröffentlicht hat, lassen bedauern, daß das meiste zurückgehalten worden

ist. In dem 1888 erschienenen volkstümlichen Festspiele „Die Weiber von Schorndorf" mit seiner charakteristisch abgestuften Sprache tritt schwäbisches Wesen und Leben in greifbare Erscheinung, aber der rechte dramatische Zusammenhang ist nicht vorhanden.

Auch die Begründung der katholischen Presse Württembergs fällt in das Jahr 1848. Schon 1841 hatte im Lande der Kampf zwischen dem Staat und der römischen Kirche, die sich von der Aufsicht des ersteren zu befreien und ihre Hoheitsrechte zu erweitern suchte, begonnen. Der Besitz einer eigenen Zeitung schien den Katholiken zur Unterstützung ihrer Ansprüche unerläßlich. Nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten gelang es ihnen, 1848 in dem Stuttgarter Deutschen Volksblatt ein noch heute existierendes Zentralorgan für ihre gemeinsamen Interessen zu schaffen. Zur Verwirklichung der Sache trug wohl am meisten Florian Rieß (1823—1882) aus Tiefenbach (O.A. Neckarsulm) bei. Gleichzeitig ein tüchtiger Theologe und ein gewandter, schneidiger Publizist, erschöpfte er in neun Jahre langer, aufreibender Thätigkeit seine Kräfte. Er leitete nicht bloß das Deutsche Volksblatt, sondern rief auch zwei andere ebenso dauerhafte periodische Druckwerke in's Leben: das Katholische Sonntagsblatt und den Katholischen Volks- und Hauskalender. 1857 trat er, weltmüde, in den Jesuitenorden ein und wurde schließlich Professor der Kirchengeschichte in Maria-Laach. Neben Rieß machte sich insbesondere der Kunsthistoriker Franz Joseph Schwarz um das katholische Zeitungswesen Württembergs verdient. Dieses hat sich im Laufe der Zeit noch beträchtlich ausgedehnt.

Das Jahr 1849 war noch nicht zu Ende gegangen, als sich im Land ein Umschwung der Dinge vollzogen hatte. Im Oktober erhielten die Märzminister konservative Nachfolger, die zwar anfangs noch die Stärke der liberalen Strömung berücksichtigen und behutsam auftreten mußten. Drei seit Dezember 1849 in rascher Folge zur Beratung einer neuen Verfassung einberufene Landesversammlungen verliefen ohne Ergebnis, so daß die alte in Kraft blieb. Die folgenden Maßnahmen der württembergischen Regierung standen unter dem Zeichen der siegreichen Reaktionspolitik Oester-

reichs und des wieder in seine Rechte eingesetzten Deutschen Bundes. Durch eine lange Reihe politischer Prozesse und Disziplinarbestrafungen wurden viele geistig hervorragende Männer aus dem Lande, hauptsächlich nach der Schweiz und Amerika, vertrieben oder doch aus dem Staats- und Kirchendienste gestoßen. Die inneren Fehden zwischen Kammer und Regierung verloren in dem Maß an Interesse, als die deutsche Frage seit 1859 in den Vordergrund trat. Mit dem Jahr 1864 begann die gründliche Umbildung der württembergischen Parteiverhältnisse. Damals entstand, wie schon erwähnt, aus dem linken Flügel der allgemeinen Fortschrittspartei die Volkspartei, die während dem Kriege des Jahres 1866 alle Großdeutschen und Preußenfeinde in sich aufsog. Im Gegensatze zu ihr wurde im August 1866 die Deutsche Partei gestiftet mit dem ausgesprochenen Zweck engsten Anschlusses an den Norddeutschen Bund. Obgleich sie sich vorwiegend aus den Reihen des gemäßigt liberalen Bürgertumes rekrutierte und zu den Nationalliberalen anderer Provinzen nahe Beziehungen unterhielt, bildete sie doch einen Sammelpunkt aller, welche die nationale Einheit auf die praktisch allein erreichbare Weise erstrebten, und behielt die freikonservativen Elemente auch dann noch bei, als sich eine besondere konservative Partei in Württemberg gebildet hatte. Die Volkspartei, anfangs mit der Regierung im Bunde, hatte noch bis zum Jahr 1870 das Uebergewicht; dann verhalf die Aufrichtung des Deutschen Reiches der Deutschen Partei für eine längere Periode zur Vorherrschaft im Lande.

In den Zeiten der Reaktion wurde den Journalisten das Leben sauer genug gemacht; erst König Karl stellte bald nach seinem Regierungsantritte die volle Preßfreiheit am 24. Dezember 1864 wieder her. Doch keine Hindernisse und Schwierigkeiten vermochten die stätige Entwicklung des württembergischen Zeitungswesens seit 1848 aufzuhalten. Unter den neu erstandenen, aber rasch wieder verschwundenen Organen sind zwei demokratische erwähnenswert, der 1862 auf zwei Jahre in's Leben zurückgerufene illustrierte „Eulenspiegel“ in Stuttgart und das erst in Eßlingen, dann in der Hauptstadt erschienene Wochenblatt „Gradaus“ (1862/6). Dieses begründete und leitete Franz Hopf (1807—1887) aus

Winterlingen (O.A. Balingen), Pfarrer an verschiedenen Orten und 1849 bis 1876 Landtagsabgeordneter, unter der Reaktion 1853 seines Amtes entsetzt, seit 1857 eine Zeit lang Beobachtersredakteur. Die Wirksamkeit des originell gearteten und vom redlichsten Wollen beseelten Mannes blieb fruchtlos, weil er sich eigensinnig in die extremsten Anschauungen verbohrte, die so weit reichten, daß er 1870 in der württembergischen Kammer als einziger gegen den Militärkredit stimmte.

Während bisher hauptsächlich diejenigen Journale berücksichtigt worden sind, welche in die politische Bewegung kräftig eingegriffen haben, meist aber auch von den Wogen dieser rasch verschlungen worden sind, möge nun ein kurzer Ueberblick über den ruhigeren und beständigeren Teil der württembergischen Presse im 19. Jahrhundert folgen. Die Zeitungen der Hauptstadt, die zugleich über das ganze Land und auch unter den in der Fremde lebenden Schwaben verbreitet sind, stehen natürlich in vorderster Linie. Dort erscheint seit 1850 der „Staats-Anzeiger für Württemberg“ mit einer wertvollen wissenschaftlichen Beilage. Dort erscheinen die offiziellen Parteiorgane, außer dem demokratischen Beobachter und dem klerikalen Deutschen Volksblatte die 1880 von Frankfurt nach Stuttgart übergesiedelte konservative „Deutsche Reichs-Post“ und seit 1890 die deutschparteiliche „Württembergische Volkszeitung“. Die Interessen der zuletzt genannten Partei vertrat auch die 1879 bis 1890 bestehende Württembergische Landeszeitung, eine Fortsetzung älterer Unternehmungen: die 1858 begründete Bürgerzeitung, die unter der Redaktion des Bäckermeisters Eduard Schwarz, eines ungezogenen Originales, die Rolle eines unfreiwilligen Witzblattes spielte, ging 1875 in die Neue Bürgerzeitung, 1878 in die Stuttgarter Zeitung, 1879 in die Württembergische Landeszeitung über. Der Umstand, daß von den beiden am meisten gelesenen Blättern des Landes das eine, der Schwäbische Merkur, ganz auf dem nationalliberalen Standpunkte steht, das andere, das Neue Tagblatt, gleichfalls eine nationale Haltung einnimmt, hat von jeher das Dasein eines offiziellen Organes der Deutschen Partei verhindert oder doch erschwert. Der Merkur, noch immer im Besitz und unter Leitung der Familie Elben, hat alle Klippen der Zeitverhältnisse geschickt

zu umschiffen gewußt, die deutsche Einheit mehr und mehr zum festen Ziel- und Mittelpunkte seiner Bestrebungen machend. Er wird auch von vielen, welche seine politischen Anschauungen nicht teilen, wegen der ungemein vielseitigen Leistungen der mit ihm vereinigten Schwäbischen Kronik auf dem weiten Gebiete der Landeskunde geschätzt. An Abonnentenzahl hat den Merkur längst das Weihnachten 1843 in's Leben getretene Neue Tagblatt überflügelt, das sich zu einem Lokalblatte großen Stiles ausgewachsen hat und unter Professor A. Müller-Palms Führung den weitgehenden Ansprüchen an ein solches immer mehr zu genügen versteht. In den drei letzten Dezennien des Jahrhunderts hat auch in Württemberg die sozialdemokratische Presse Eingang gefunden und rasch zugenommen. Zuerst erschien seit Dezember 1873 die Süddeutsche Volks-Zeitung, seit 1882 das Schwäbische Wochenblatt; dieses ging 1890 in eine größere Tageszeitung, „Schwäbische Tagwacht", über, welche unter mehreren Kolleginnen im Land immer noch weitaus den ersten Rang einnimmt.

Die württembergische Provinzpresse hat allmählich eine außerordentliche Ausdehnung angenommen: seit 1875 besitzt jede Oberamtsstadt mindestens ein Blättchen, und darüber hinaus hat es der Ehrgeiz der übrigen Landstädtchen darauf abgesehen, politische und sonstige Weisheit aus einem eigenen Lokalorgane zu beziehen. Verhältnismäßig am meisten blüht das Zeitungswesen in den ehemaligen Reichsstädten, namentlich in Ulm, Reutlingen, Ravensburg, Hall, Eßlingen. Unter allen Provinzialblättern hat die weiteste Verbreitung der von Wilhelm Brandecker (1814—1887) aus Oberndorf 1835 in Sulz begründete und 1837 nach Oberndorf verlegte Schwarzwälder Bote; an zweiter Stelle folgt die uralte Heilbronner Neckarzeitung. Die Gesamtzahl der politischen Blätter Württembergs erreichte 1866 die Ziffer 88, 1876 die Ziffer 108, 1886 die Ziffer 129 und dürfte jetzt das dritte halbe Hundert überschritten haben. Es versteht sich, daß sich auch der einheimische Journalistenstand in entsprechender Weise gemehrt hat.

Württemberg war im 19. Jahrhundert reich genug an publizistischen Kräften, um einen Teil davon an die Fremde abtreten zu können. Besonders zog es die Schwaben zur Allgemeinen Zei-

tung im benachbarten Augsburg hin. Drei hervorragende Publizisten, Kolb, Mebold, Bacmeister, wirkten an diesem ersten deutschen Weltblatt in einflußreichen Stellungen. Gustav Kolb (1798—1865) aus Stuttgart, Kameralist, und Karl August Mebold (1798—1854) aus Spielberg (O.A. Nagold), Theologe, hatten das gemeinsame Schicksal, daß sie — jener als städtischer Steuerkommissär in Stuttgart, dieser als Repetent am Tübinger Stifte — Herbst 1824 wegen Teilnahme an dem Tübinger politischen Geheimbunde verhaftet und Mai darauf zu längeren auf dem Asperg zu verbüßenden Festungsstrafen verurteilt wurden. Kolb ward sofort nach seiner Begnadigung September 1826 von Cotta an die Augsburger Allgemeine Zeitung gezogen, zunächst als Korrektor und Uebersetzer, bald als Redakteur, seit 1837 als Chefredakteur. Viele Jahre leitete er das Blatt in vornehmer und unabhängiger Weise und brachte namentlich die wissenschaftliche Beilage in die Höhe; er nahm eine bedeutende litterarische Stellung ein, ohne selbst jemals etwas anderes als anonyme politische Artikel zu schreiben. Mebold lebte nach seiner Entlassung vom Asperg als Schriftsteller in Stuttgart. Er redigierte die tüchtige, aber bald an den Zeitverhältnissen scheiternde Deutsche Zeitung und wurde dann vom Cottaschen Verlag am Ausland und anderen Unternehmungen beschäftigt. Er übersetzte Schriften von Cicero, verfaßte ein zweibändiges Werk, „Der dreißigjährige Krieg und die Helden desselben“ (1835/40), veröffentlichte auch einzelne poetische Erzeugnisse. 1842 trat er in die Redaktion der Augsburger Allgemeinen Zeitung ein, der er zwölf Jahre seine reiche Begabung und umfassenden Kenntnisse widmete, bis er ein Opfer der Cholera wurde. Namentlich seine 1848/50 in diesem Blatt erschienenen „Erörterungen über deutsche Politik“ legen ein glänzendes Zeugnis für seinen Kopf wie für sein Herz ab. Sein so ganz anders denkender Jugendfreund Albert Knapp rühmte in der Leichenrede von ihm, daß er als Publizist mit seinem tiefen, dem sittlichen Freiheitsideale nachringenden Gemüte dem großen vaterländischen Dichter Schiller ähnlich gewesen sei.

Adolf Bacmeister darf Württemberg mit Stolz unter seinen besten Söhnen nennen, freilich auch mit dem demütigenden Be-

wußtsein, daß es einen solchen Mann in keinen angemessenen Wirkungskreis zu stellen gewußt hat. Am 9. Juli 1827 zu Eßlingen als Sohn des dortigen kinderreichen Stiftungsverwalters geboren, erhielt er in der Lateinschule seiner Vaterstadt, im Seminare Blaubeuren und im Tübinger Stifte seine Ausbildung. Der Jüngling, in dessen Seele es schon lange gärte, ließ sich von dem politischen Sturme des Jahres 1848 fortreißen, entwich im März heimlich nach Straßburg, schloß sich Herweghs Freischar an, wurde im Gefechte bei Dossenbach gefangen genommen und mußte sein Abenteuer mit viermonatlicher Gefangenschaft in Bruchsal und auf dem Hohenasperg büßen. Er nahm dann in seiner Heimat das philologische Studium auf, war 1850 bis 1854 Hofmeister zu Deidesheim und Crefeld, wurde 1853 endlich zum sogenannten Präzeptoratsexamen zugelassen. Nachdem er seit 1854 in Weinsberg, Ulm und Eßlingen untergeordnete Lehrämter bekleidet hatte, erhielt er 1857 seine Ernennung zum Präzeptor in Reutlingen. Aus dieser seiner keineswegs würdigen Stellung befreite ihn 1864 ein Ruf an die Augsburger Allgemeine Zeitung, der er schon vorher wissenschaftliche Beiträge geliefert hatte. Außer Besorgung der ihm oftmals überlästigen Redaktionsgeschäfte schrieb er, seit 1866 in das preußische Fahrwasser einlenkend, Leitartikel und Aufsätze für die Beilage. Den Anstrengungen seines Berufes hielt seine Gesundheit um so weniger stand, als er noch nebenher, die Nachtstunden zu Hilfe nehmend, selbständige Bücher vollendete. Eine Brustkrankheit war im Anzug, und so gab er nach der großen Kriegszeit seinen Posten auf, redigierte noch ein Jahr lang das Ausland und siedelte 1872 nach Stuttgart über, um hier ganz seinen litterarischen Aufträgen und Arbeiten zu leben. Aber schon am 25. Februar 1873 raffte ihn der Tod weg.

Das Gewichtigste hat Bacmeister ohne Frage im Felde der Sprach- und Altertumsforschung geleistet; daneben ist er aber auch ein Dichter und Uebersetzer, ein Publizist und Feuilletonist von Begabung gewesen. Ein 1849 abgeschlossenes Drama, „Konradin“, fand keinen Verleger. Mit den formschönen „Deutschen Sonetten von Theobald Lernoff“ (1860) stellte er sich in das vordere Glied derjenigen Zeitsänger, welchen das Elend des Vaterlandes Töne

wahrsten Schmerzes und edelsten Zornes aus der Brust gelockt hat. Seine geist- und witzsprühenden Plaudereien überragen an Gedankengehalt weit den Durchschnitt dieser Gattung. In seinen Uebertragungen von Tacitus' Germania (1868) und Agricola (1871) und von Horaz' Oden (1871) zeigt er sich als tüchtigen Philologen und Meister der deutschen Sprache. Er bearbeitete ferner 1858 das Nibelungenlied für die Jugend, der er schon 1856 ein seitdem oft aufgelegtes Liederbuch geschenkt hatte, 1860 Gudrun und 1861 Freidanks Bescheidenheit neudeutsch, übersetzte 1861 aus dem Englischen Margaret Mores Tagebuch von 1522 bis 1535 und gab 1862 Fizions Reutlinger Chronik heraus. Mit den linguistischen Studien nahm es Bacmeister sehr ernst und dehnte sie der vergleichenden Sprachforschung zulieb auf die verschiedensten Zweige des Indogermanischen aus. Namentlich bildete er sich allmählich zu einem ausgezeichneten Germanisten heran. Er hatte es auf nichts Geringeres als eine germanische Synonymik, d. h. einen nach Sachen geordneten altgermanischen Sprachschatz, abgesehen; sein früher Tod hat die Ausführung dieses gewaltigen Planes vereitelt. Gleichzeitig verlegte er sich auf die Erforschung der deutschen, hauptsächlich schwäbischen Ortsnamen. Auf diesem Felde war es ihm vergönnt, eine prächtige Frucht zur Reife zu bringen: die 1867 erschienenen „Alemannische Wanderungen", deren wissenschaftlicher Wert durch den leichten und humoristischen Ton der Darstellung nicht herabgemindert wird, wenn auch da und dort einige Witze entbehrlich wären. Die Einkleidung gediegener Forschungen und tiefgründiger Ideen in heitere Form ist überhaupt für seinen Prosastil charakteristisch. Eine Sammlung „Germanistische Kleinigkeiten" erschien 1870, und bei Bacmeisters Tod lagen die den letzten Leidenswochen abgerungenen „Keltische Briefe" fertig auf dem Schreibtische, die 1874 von Otto Keller herausgegeben wurden. Weit gediehene Uebertragungen von Juvenals Satiren und Horaz' Episteln blieben der Nachwelt vorenthalten, während noch 1886 „Abhandlungen und Gedichte" von Freunden des Dichters für den Druck ausgewählt wurden.

Im hohen deutschen Norden wirkte der Jurist Eugen Rommel (1832—1881) aus Boll (O.A. Göppingen) zu Gunsten der natio-

nalen Sache, indem er seit 1863 als Redakteur Schleswig-Holsteinischer Zeitungen gegen das Dänentum und dann für die Angliederung des befreiten Landes an Preußen entschiedene Stellung nahm. Er beschloß seine Tage als angesehener Rechtsanwalt in Flensburg. Christian Abt (1820—1869) aus Dobel (O.A. Neuenbürg), ursprünglich Theologe, spielte als nassauischer Journalist in den letzten Zeiten dieses Herzogtumes eine Rolle und gab vom Juni 1868 bis Dezember 1869 in Stuttgart ein bissiges Blatt, „Die Kritik", heraus. Einer stattlichen Schar württembergischer Zeitungsschreiber und politischer Schriftsteller begegnen wir in Nordamerika, und zwar manchen, wie Friedrich List oder dem vielseitigen Karl Gustav Rümelin (1814—1896) aus Heilbronn, schon vor 1848; seit diesem Jahre mehrten sich durch den starken Zufluß der von den Stürmen der Revolution über den Ozean Verschlagenen die schwäbischen Journalisten in Amerika.

Neben der flüchtigeren Art der Publizistik, die sich in Zeitungsartikeln, Broschüren und Schriften von mehr feuilletonistischem Gepräge verausgabte, lief eine ernstere und gediegenere her, die gleichfalls die Tendenzen des Tages berücksichtigte, aber ihr geistiges Vermögen zu geschlossenen, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Werken zusammenfaßte. Berühmte Rechtsgelehrte und Staatsrechtslehrer, wie Robert Mohl und Ludwig Reyscher, der in seinen Büchern unverdrossen gegen Absolutismus und Reaktion ankämpfte, stiegen von ihrem Katheder in die politische Arena herab. Als hellster Stern hat an diesem Himmel der schwäbischen Litteratur Paul Pfizer geleuchtet.

Paul Achatius Pfizer, der ältere Bruder Gustav Pfizers, erblickte am 12. September 1801 zu Stuttgart das Licht der Welt. Durch Familientradition zum Juristen bestimmt, bezog er, nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt Lehrer und Mitschüler durch die Fülle seiner Talente und Kenntnisse verblüfft hatte, 1819 die Landeshochschule, wo er außer der Rechtswissenschaft sich gründlichen naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien hingab. Ein glänzendes Examenszeugnis stellte ihm eine ebensolche Laufbahn im Staatsdienst in sichere Aussicht: er wurde sofort Sommer 1823 als Sekretär in der Kanzlei des Justizministeriums ver-

wendet und nach drei Jahren zum Assessor am Gerichtshof in Tübingen ernannt. Frühjahr 1831 sandte er seinen „Briefwechsel zweier Deutschen“ in die Welt, der ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne gemacht hat. Das denkwürdige Buch zerfällt in zwei Teile. Der erste, theoretische, der aus einer zwischen Pfizer und seinem vertrauten Freunde Rotter wirklich geführten Korrespondenz entstanden ist, legt den philosophischen Grund zu dem wichtigeren zweiten, praktischen Abschnitte, der, in der Neuauflage von 1832 beträchtlich erweitert, im würdevollsten und edelsten Tone die politischen Zustände Deutschlands einer kühnen und freimütigen Kritik unterzieht. Aber Pfizer kommt über die bloße Kritik hinaus: er sucht die Lösung der nationalen Frage auf dem Wege, welchen unsere Geschichte nach vielen Irrgängen wirklich eingeschlagen hat. Darin liegt sein eigentümliches Verdienst. Erfunden hat er den Gedanken der preußischen Vorherrschaft über Deutschland natürlich nicht, wohl aber zum erstenmal eingehend begründet und bis zu seiner letzten Konsequenz, dem Ausschluß Oesterreichs, welchem Staate bereits die Rolle eines Verbündeten des künftigen deutschen Reiches zuerteilt wird, bestimmt entwickelt. Aus den tiefsten Tiefen einer gläubigen und hoffnungsfrohen Seele ist dieses gleichermaßen durch Kraft der Begeisterung und Schwung der Rede wie durch Klarheit und Schärfe des Urteiles fesselnde Buch geschöpft. Zunächst freilich schätzte und bewunderte man es mehr seines philosophischen Inhaltes und seiner freisinnigen Meinungsäußerungen wegen, während seine produktive Idee durchaus nicht in ihrer ganzen Tragweite ermessen wurde.

Der Briefwechsel zweier Deutschen gab dem Lebensschicksale seines Verfassers eine entscheidende Wendung. Der Minister sah sich veranlaßt, seinen Untergebenen über die Tendenz des Werkes zur Rede zu stellen, worüber man sich nicht wundern darf, da ja den Kleinstaaten, also auch Württemberg, darin zugemutet war, sich eines Teiles ihrer Souveränetät zu Gunsten Preußens zu entäußern. Rasch, vielleicht allzu rasch zog Pfizer die Schlußfolgerung und nahm seine Entlassung. So drängten ihn die Verhältnisse ganz auf die Bahn des Politikers und politisch-staatsrechtlichen Schriftstellers. Lange genug hatte ihn der Zweifel gepeinigt, wo

der Schwerpunkt seiner Begabung eigentlich liege. Er schwankte anfangs hauptsächlich zwischen Philosophie und Poesie. Es gab Stunden, da er sich in dem Traume wiegte, der dichterische Lorbeer werde seine Stirn umflechten, und nicht ohne schwere innere Kämpfe drang er zu der Ueberzeugung durch, daß er nicht dazu berufen sei, in diesem Fache das Höchste zu erreichen. Als Student trug er sich mit einer Tragödie aus der Merowingergeschichte, „Fredegunde“. Ein Epos, „Hermann der Cherusker“, ward wirklich vollendet, aber bald wieder vernichtet. Fortan beschränkte er sich auf die Lyrik. In den Jahren 1831 bis 1833 hat er etwa vierzig Gedichte im Anhange zum Briefwechsel zweier Deutschen, im Morgenblatt, im Deutschen Musenalmanach und in den 1831 von ihm, seinem Bruder Gustav und Hermann Hauff anonym veröffentlichten „Fünfzehn politischen Gedichten“ bekannt gegeben. Seine Schöpfungen haben zum größeren Teile politisch-patriotischen, zum kleineren erotischen Inhalt. Naivetät, Leichtigkeit und Anmut geht ihnen ab, dagegen überragen sie durch Tiefe der poetischen Anschauung, Erhabenheit der Gedanken, Kraft der Gesinnung das Durchschnittsmaß. Pfizer klagt über die Schande und das Elend des Vaterlandes, über die Schwäche und Stumpfheit der Nation. Er beschwört die Schatten deutscher Heldengestalten herauf, um durch die Beispiele vergangener Größe die Gegenwart aufzurütteln. Aber er verzagt und verzweifelt nicht an der Zukunft. Ist manches bei ihm schwerflüssig und in nicht ganz deutliche Bildersprache gekleidet, so trifft er dafür den Ton sehnsuchtsvoller Hoffnung, ahnungsreicher Erwartung vorzüglich. Die dunkle Färbung gießt über seine Poesie eine Stimmung von eigentümlichem Reiz aus. Ein unheimliches Feuer glüht gleichsam unter der Asche, heiße, aber zurückgehaltene und gedämpfte Leidenschaft rollt und grollt durch seine Verse. Den Ton hoher Begeisterung schlägt er dann an, wenn er auf „den künftigen Messias“, auf Preußen, zu reden kommt.

Ende 1831 zum Abgeordneten von Tübingen erwählt, saß Paul Pfizer bis 1838 in der württembergischen Kammer: im Privatleben bescheiden, schüchtern, schwerfällig, war er dort einer der mutigsten und entschlossensten Führer der Opposition. Ver-

mochte er auch in den unfruchtbaren Kämpfen jener Tage keine greifbaren Erfolge zu erzielen, so mehrte sich doch sein Ansehen und seine Volkstümlichkeit. Später nahm er die Advokatur in Stuttgart auf, war zugleich Vorstand des Handelsschiedsgerichtes, eine Zeit lang rechtskundiger Gehilfe des Stadtschultheißen und dann Gemeinderat; die ihm 1846 angebotene Tübinger Professur des Staatsrechtes schlug er aus. Das Jahr 1848 schien ihn auf die Höhe des Lebens zu führen, seinen Talenten endlich den rechten Wirkungskreis zu eröffnen. Er trat als Staatsrat und Departementschef des Kirchen- und Schulwesens in das Märzministerium ein, wurde von der Hauptstadt in die Frankfurter Nationalversammlung entsandt und dort in den Verfassungsausschuß berufen. Aber jetzt ereilte ihn das tragische Verhängnis, das schon lang über seinem Haupte geschwebt hatte. Eine außerordentlich tief veranlagte Natur, faßte er von jeher das Menschenleben über Billigkeit schwer und ernst auf. Ein dunkles Element war in seinem Geiste: die Sehnsucht nach dem Geheimnisvollen, dem Unerklärlichen. Seine Seele war nicht ganz gesund. Von Jugend an eignete ihm eine große nervöse Empfindsamkeit und Reizbarkeit, deren Wachstum die Seinen mit banger Sorge erfüllte. In der That entwickelte sich bei ihm ein schweres Kopf- und Nervenleiden Im Jahr 1848 kam die Krankheit infolge der ungewöhnlichen Aufregungen und Anstrengungen seiner neuen Stellungen und Pflichten zu vollem Ausbruch. Er konnte nur an wenigen Sitzungen des Frankfurter Parlamentes teilnehmen und mußte sein Mandat schon am 12. August niederlegen. Fünf Tage darauf wurde er auf sein Verlangen auch der Funktion als Kultusminister enthoben. Einst von der Familie, von den Freunden und als interessanter Mann von den Frauen verhätschelt und umschwärmt, schleppte der Junggeselle jetzt einsam und verdüstert seine Tage hin. Sein Zustand grenzte oftmals an geistige Umnachtung. In den Pausen, die seine Krankheit machte, führte er unablässig die keineswegs stumpf gewordene Feder. Ein Versuch, zu praktischer Thätigkeit zurückzukehren, mißlang jedoch. Als er sich 1851 eine Ratsstelle am Tübinger Gerichtshof übertragen ließ, mußte er bald einen Hilfsarbeiter beiziehen; 1858 trat er von neuem in den Ruhestand.

Er behielt seinen Wohnsitz in Tübingen bei, wo er am 30. Juli 1867 verschied. Die Morgenröte der deutschen Einheit hatte auf seine letzte Lebenszeit einen vergoldenden Schimmer geworfen: aber die herrliche Erfüllung seiner heißen patriotischen Wünsche ganz zu schauen, weigerte ihm das neidische Schicksal.

Paul Pfizer hat seinem Erstlingswerke, dem Briefwechsel zweier Deutschen, eine Anzahl von größeren und kleineren Schriften und Aufsätzen nachgeschickt und darin, teils an brennende Tagesfragen anknüpfend, teils von theoretischen Erörterungen ausgehend und diese auf die Zustände der Gegenwart anwendend, seine politischen und staatsrechtlichen Ansichten in erschöpfender Weise niedergelegt. Er schrieb, um nur das Wichtigste hervorzuheben, 1835 ausführlich „Ueber die Entwicklung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch die Verfassung des Bundes", faßte 1842 in seinem umfangreichsten und bedeutendsten zweibändigen Werke seine „Gedanken über Recht, Staat und Kirche" energisch zusammen, von dem praktischen Hauptteil unter dem Titel „Das Vaterland" 1845 eine Separatausgabe veranstaltend, und erhob 1862 nochmals kräftig „Zur Deutschen Verfassungsfrage" seine Stimme. In den dreißiger Jahren, so lange er der württembergischen Abgeordnetenkammer angehörte, beschäftigten ihn hauptsächlich die staatsrechtlichen Verhältnisse seiner engeren Heimat und deren Stellung zum Deutschen Bunde: widmete er doch dem Rechte der Steuerverwilligung in Württemberg 1836 ein ziemlich dickes Buch. Ein unverkennbarer Widerspruch lag darin, daß er, der Vorkämpfer des konstitutionellen Systemes, der fortschrittliche Parteiführer, das autokratische Preußen an die Spitze des gesamten Vaterlandes stellen wollte. Er selbst rief allen spitzfindigen Scharfsinn, über den er gebot, zu Hilfe, um den Zwiespalt zu überwinden, den er auf's klarste fühlte, unter dem er unsäglich litt. Jede freiheitfeindliche That Preußens war für ihn ein Faustschlag in's Gesicht. Schonungslos hielt er diesem Staate seine Schwächen und Sünden vor, so schonungslos, daß sein Schriftchen „Deutschlands Aussichten im Jahre 1851" von der dortigen Regierung verboten wurde. Er forderte, daß Preußen konstitutionell werde, um seinen erhabenen Beruf erfüllen zu können. Aber wenn ihm auch quälende Zweifel

nicht erspart blieben, rang sich doch immer wieder siegreich seine politische Lieblingsidee durch, die sich mehr und mehr zur unerschütterlichen Ueberzeugung verdichtete. Stärker und freudiger wurde mit den Jahren sein Glaube, fast noch wärmer und bewegter der Ton seiner Darstellung; immer fester schloß sich die eherne Schlachtlinie der Gründe zusammen, die er für sein Dogma in's Feld führen konnte. Vierthalb Jahrzehnte hat er als ein wahrer Seher unter seinem Volke gelebt, als ein Seher von reinster, lauterster, selbstlosester Sinnesart. Aber er hat dafür auch das gewöhnliche Prophetenlos durchkosten müssen, daß er nur von wenigen verstanden worden ist. Volkstümlichkeit hat er bloß als liberaler Politiker genossen. Von seinen Büchern ist keines recht populär geworden. Wer der Menge die Gedanken, die in der Luft liegen und sich von jedem Findigen und Fähigen aufgreifen lassen, mundgerecht zu machen weiß, um den drängt und reißt sie sich, wie um einen Gott: aber wer seiner Zeit mit schöpferischen Ideen vorauseilt, der muß es sich schon gefallen lassen, auf einsamen Bahnen hoch über dem Menschentrosse zu wandeln.

Unter den wenigen Mitstreitern Paul Pfizers begegnen wir dem Historiker Otto Abel, der in seiner Schrift „Das neue deutsche Reich und sein Kaiser“ (1848) der preußischen Hegemonie das Wort redete, ferner Ludwig Frauer (1820—1894) aus Reutlingen, zuletzt Professor für allgemein bildende Fächer an der Baugewerkeschule und dem Polytechnikum in Stuttgart, der außer Büchern aus dem Gebiete der deutschen Sprache und Grammatik seit 1848 in Zeitungsartikeln und selbständigen Schriften für die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung eintrat. Erst als der Stein in's Rollen geraten und die Deutsche Partei in Württemberg gegründet war, gewannen Pfizers Ideen an Boden, durch Robert Römer und andere schriftstellerisch vertreten. Doch kämpften noch bis 1870 Federn von dem Rang eines Moriz Mohl gegen den Anschluß Süddeutschlands an Preußen.

Von älteren Publizisten genoß Friedrich Kölle aus Stuttgart Ansehen. Er lebte vom 11. Februar 1781 bis zum 12. September 1848. Er studierte Rechtsgelehrsamkeit in Tübingen, Staatswissenschaften und Geschichte in Göttingen, wurde Privatdozent

und Hofgerichtsadvokat, seit 1806 Obertribunalprokurator in Tübingen. An allen litterarischen Bestrebungen der Universitätsstadt nahm er regen Anteil, hielt mit Rehfues Freundschaft, ebenso mit seinem Verleger Cotta, dessen Zeitschriften und sonstigen Unternehmungen er zeitlebens ein treuer Berater und fleißiger Mitarbeiter blieb, verkehrte mit Uhland und dessen Freunden und steuerte zu den beiden Almanachen der jungen schwäbischen Romantiker eine große Zahl Gedichte bei. Später trat er in den diplomatischen Dienst über und kam in den verschiedensten Hauptstädten herum. Von 1809 bis 1812 Legationssekretär in Karlsruhe, gehörte er zu dem Hebelschen Kreis und lieh dem Rheinländischen Hausfreund als unerschöpflicher Anekdotenmann und virtuoser Erzähler wertvolle Unterstützung. 1817 bis 1833 versah er, zuletzt mit dem Titel eines Geheimen Legationsrates, den nicht unwichtigen Posten eines württembergischen Geschäftsträgers beim Vatikan in Rom. Nach seinem Rücktritte lebte er zwei Jahre in Paris und dann in Stuttgart, wo er, selbst ein eifriger Sammler von Kunstgegenständen und Altertümern, alle künstlerischen Bestrebungen förderte, eine dankenswerte gemeinnützige Thätigkeit entfaltete und im Vordergrunde der hauptstädtischen Geselligkeit stand, überall beliebt, wenn auch gewisser Schwächen wegen viel bespöttelt. Kölle, zugleich ein biederer Charakter, war ein Schriftsteller von Geist, von vielseitigen Erfahrungen, von umfassender Bildung. In den Traditionen des altwürttembergischen Juristenstandes aufgewachsen, verquickte er mit diesen das Wesen des modernen Diplomaten. Er hatte einen freien und weiten politischen Horizont, und seine in elegantem Stile geschriebenen, teils anonymen publizistischen Leistungen, darunter „Rom im Jahre 1833" (1834), „Betrachtungen über Diplomatie" (1838), „Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen" (1841), „Einige Anliegen Deutschlands" (zwei Bände, 1844), „Italiens Zukunft" (1848), sind teilweise noch heute lesenswert.

Groß ist im 19. Jahrhundert die Zahl der württembergischen Prosaschriftsteller gewesen, welche sich an der Bildung der öffentlichen Meinung beteiligt haben: fast ebenso viele Schwaben haben politische Verse gemacht. Unter der ganzen Dichterschar hat es

kaum einen gegeben, der nicht wenigstens gelegentlich dem Zeitgeiste gehuldigt hat. Man mußte schon ein Mörike sein, um sich in einen Winkel des Parnasses flüchten zu können, wohin das Geschrei der Parteien nicht drang. Bereits die ältesten schwäbischen Romantiker, vor allem Uhland, schlugen politische Töne an. Sie zeigten im Gegensatze zu den aristokratischen Neigungen der norddeutschen Romantik mehr demokratische Gesinnungen. Zugleich aber waren sie grunddeutsch und wußten nichts von kosmopolitischer Schwärmerei und Liebäugelei mit dem Franzosentume. Die jüngere Generation blieb hinter der älteren nicht zurück: je brennender die politischen Fragen in Deutschland wurden, desto mehr schwammen die württembergischen Poeten mit dem Strome der Zeit. Viele von ihnen traten nach Uhlands Beispiel in die Praxis des öffentlichen, des parlamentarischen Lebens. Die politischen Beziehungen zahlreicher Lyriker, wie G. Pfizers, Graf Alexanders, Fr. Vischers, J. G. Fischers, haben wir schon im vorhergehenden Kapitel kennen gelernt; die Kurz, Scherr, Auerbach, die gleichfalls in der Zeitgeschichte Rollen gespielt haben, werden uns noch unter den Romandichtern begegnen. Selbst die geistlichen Sänger haben sich — natürlich im konservativen Sinne — vielfach in die Welthändel gemischt. Während sie alle jedoch nur in zweiter oder dritter Linie politische Dichter gewesen sind, haben einige andere Württemberger gerade auf diesem Gebiet ihr Bedeutendstes geleistet. Ist doch sogar derjenige deutsche Freiheitssänger, welcher seinen Genossen die Fahne vorangetragen und den lautesten Beifall gefunden hat, Georg Herwegh, von Geburt ein Württemberger gewesen, wenn es gleich schwer fallen dürfte, an ihm von dem spezifisch schwäbischen Wesen etwas zu entdecken.

Georg Herwegh kam am 31. Mai 1817 als Sohn eines Koches und Wirtes in Stuttgart zur Welt. Auf dem dortigen Gymnasium für das Landexamen vorbereitet, erhielt er seine weitere Ausbildung im niederen theologischen Seminare zu Maulbronn und im höheren zu Tübingen. Der bestehenden Disziplin sich zu fügen, wollte dem begabten Jünglinge nicht gelingen. August 1836 wurde er wegen ungebührlichen Benehmens gegen einen Repetenten aus dem Stift entfernt. Das juristische Studium, womit er es nun

versuchte, zu Ende zu führen, fehlten ihm die materiellen Mittel. Ostern 1837 siedelte er als Litterat nach Stuttgart über. August Lewald beschäftigte ihn an seiner Zeitschrift Europa, die Riegersche Buchhandlung übertrug ihm die Uebersetzung von Lamartines sämtlichen Werken; von sechs Bänden brachte Herwegh selbst fünf (1839/40) zu stande. März 1838 zum Militär ausgehoben, wurde er zwar bald beurlaubt, aber im Juli 1839 infolge einer unliebsamen Begegnung mit einem Offiziere seines Regimentes zur Strafe wieder einberufen. Er zog es vor, nach dem Städtchen Emmishofen im Schweizer Kanton Thurgau zu flüchten, wo er in die Redaktion der Deutschen Volkshalle von August Wirth eintrat. Seine Beiträge zu diesem Blatt erschienen 1845 in Buchform unter dem Titel „Gedichte und kritische Aufsätze aus den Jahren 1839 und 1840". April 1840 ging Herwegh nach Zürich, hielt dort erfolgreiche Vorträge über die neue deutsche Litteratur und sandte Ende 1840 seine „Gedichte eines Lebendigen" in die Welt. Diese wurden mit beispiellosem Jubel aufgenommen und erlebten in rascher Folge sieben Auflagen. Herwegh reiste 1841 nach Paris, 1842 nach Deutschland, um Mitarbeiter für den von ihm beabsichtigten Deutschen Boten aus der Schweiz zu werben. Auf seinem Triumphzuge durch sein Vaterland in Berlin angelangt, erhielt er dort bei König Friedrich Wilhelm IV. eine Audienz, die glücklich verlief, obgleich die Gegensätze zur Sprache kamen. Als aber der Dichter bald darauf in Königsberg vernahm, die preußische Regierung habe seine Zeitschrift verboten, machte er dem Monarchen in einem Schreiben heftige Vorwürfe. Da er nicht einmal so rücksichtsvoll war, die Veröffentlichung des Briefes in der Presse zu verhindern, traf ihn die Ausweisung aus Preußen nicht unverdient. Er kehrte in die Schweiz zurück, aber selbst hier verweigerten ihm Zürich und andere Kantone das Bürgerrecht, das ihm endlich Basel gewährte. 1843 veröffentlichte er die für die ersten Hefte seiner niemals in's Leben getretenen Zeitschrift gesammelten Beiträge als „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz"; von ihm selber rühren darin nur einige poetische Erzeugnisse her. Diese bildeten mit anderen den 1843 erschienenen zweiten Band der Gedichte eines Lebendigen, der jedoch keinerlei Aufsehen mehr erregte. Nachdem sich Herwegh

Frühjahr 1843 mit einer reichen Berliner Jüdin, Emma Siegmund, vermählt hatte, die ihn zeitlebens vergötterte, ohne dafür den gebührenden Lohn von ihm zu ernten, reiste er nach Südfrankreich und ließ sich dann in Paris nieder. Bis zum Jahr 1848 war er so gut wie vergessen. Damals bildete er eine Arbeiterlegion, marschierte an ihrer Spitze im März von der französischen Hauptstadt aus, proklamierte die deutsche Republik, rückte über den Rhein vor, um mit den badischen Aufständischen unter Hecker zu kooperieren, trat aber auf die Kunde von der Niederlage dieser den Rückzug an. Am 27. April 1848 wurde die Freischar bei Dossenbach von württembergischen Truppen ereilt und auseinandergesprengt. Herwegh gelang es mit Hilfe seiner entschlossenen Frau, sich aus dem Kampfe zu retten und über den Rhein zu entkommen. Mag auch die Legende die Einzelheiten seiner Flucht in einer für ihn ungünstigen Weise umgebildet haben: jedenfalls stand das Maß seines praktischen Heldenmutes zu seinen Freiheitsgesängen in so lächerlichem Widerspruche, daß er fernerhin höchstens noch von seinen engsten Parteigenossen ernst genommen wurde. Er hielt sich abwechselnd in Paris und Zürich, Nizza und Genf, seit 1866 bis zu seinem am 7. April 1875 erfolgten Tod in Lichtenthal bei Baden-Baden auf, das Leben eines vornehmen Müßiggängers führend und in seinen Gewohnheiten mehr einem Marquis der Restaurationsperiode als einem modernen Revolutionäre gleichend. Im Auftreten fein, doch etwas blasiert, im Benehmen freundlich, im Umgang anregend, verkehrte er in vornehmen, meist fremdländischen Kreisen, war mit bedeutenden Männern, wie Richard Wagner, befreundet, unterhielt mit den Häuptern der europäischen Demokratie ununterbrochene Verbindung. Litterarisch war er nur noch wenig thätig. An Planen mangelte es ihm nie, wohl aber an der Ausdauer, sie auszuführen. So blieben auch einige dramatische Entwürfe liegen. Dagegen bearbeitete er Koriolan (1870) für H. Ulricis, König Lear und mehrere Komödien (1869/71) für Fr. Bodenstedts Shakespeare-Uebersetzung. Hin und wieder trat er bei festlichen Anlässen mit Gedichten hervor oder spendete solche für die Frankfurter Zeitung, den Stuttgarter Beobachter, den Berliner Kladderadatsch. Diese Stücke wurden nach Herweghs

Ableben mit einigen Jugendpoesien 1877 zu der Sammlung „Neue Gedichte" vereinigt.

Ein großer Poet ist Georg Herwegh ganz und gar nicht gewesen. Aber er hat für das, was Tausenden seiner Zeitgenossen das Herz durchwühlte, zur rechten Stunde die rechten Worte gefunden. Wie ein Sturmwind braust seine Rede in wilden Wirbeln dahin, wie zündende Blitze schlagen seine Worte ein. Er gebietet über ätzende Schärfe, vernichtenden Hohn. Seine Gedanken sind in eine auf's wirksamste zugeschliffene und zugespitzte, Béranger abgelauschte Form gegossen. Er ist fast unerschöpflich an anschaulichen Bildern, drastischen Vergleichungen, ist um treffende Pointen, glückliche Reime, ohrenfällige Refrains niemals verlegen. Dem geläuterten Geschmack erscheint freilich vieles an ihm zu gesucht, gekünstelt, gespielt. Auch scheut er sich nicht vor den Derbheiten, ja den Frechheiten der Gassenhauermanier: aber rhetorischen Eindruck weiß er mit den verschiedensten Mitteln gleich sicher zu erzielen.

Und der geistige Gehalt seiner Poesie? Sie ist schlechtweg revolutionär. Sie ist dem allgemeinen Gefühl entsprungen, daß die bestehenden Zustände unerträglich seien, daß irgend etwas Großes geschehen müsse. Worin der Umsturz, für den er sich so heiß begeistert, gipfeln, gegen wen der Kampf, zu dem er so leidenschaftlich auffordert, gehen soll, bleibt unbestimmt. Er schwankt zwischen den verschiedensten Idealen. Am stärksten ist sein Freiheitsdurst, aber anfangs haben noch patriotische Empfindungen daneben Raum, wie sie beispielsweise in dem frischfröhlichen Rheinweinlied, in dem schönen Gedichte „Die deutsche Flotte" anklingen. Erst allmählich hat er sich zum starren Republikaner, zum vollendeten Demokraten, zum fanatischen Preußenhasser ausgebildet. Indessen unklar wie in Herweghs Seele gärte es ja damals auch in der des deutschen Volkes. So setzte man sich über das Gegenstandslose seines Enthusiasmus hinweg. Man übersah, daß er seine Gedanken nicht streng logisch entwickelte und zu fortschreitenden Handlungen verband, daß er oftmals nichts als eine Anhäufung volltönender Worte, eine Reihenfolge mehr oder weniger zusammenpassender Bilder lieferte.

Ohne Frage steckte ursprünglich in Herwegh etwas vom echten Lyriker, was leider frühzeitig in der politischen Rhetorik und Satire untergegangen ist. In einigen Liebesliedern, in Sonetten, die hinter denen seines bewunderten Vorbildes Platen keineswegs zurückbleiben, zeigt er sich den zartesten Regungen, den weichsten Empfindungen zugänglich. Wundervoll trifft er mitunter den schwermütig sehnsuchtsvollen Ton, so vor allem in den schmelzenden Strophen aus der Fremde „Ich möchte hingehn wie das Abendrot".

Doch ist die schöpferische Kraft Herwegh jedenfalls nur in bescheidenem Maße verliehen gewesen. Schon der zweite Teil der Gedichte eines Lebendigen bleibt hinter dem ersten zurück. Schon dort erscheint die Begeisterungsfähigkeit, die der Dichter bald völlig eingebüßt hat, stark vermindert, tritt seine Eitelkeit, seine Selbstgefälligkeit, woran er von Anfang an gekränkelt hat, deutlicher hervor, weil ihm eben sein leicht erworbener Ruhm zu Kopf gestiegen ist. Mehr und mehr thut er mit seiner Person wichtig. Als politischer Rhetoriker weiß er nicht mehr viel zu sagen, deshalb geht er zur politischen Satire über, um sich fortan ganz auf diese Tonart zu beschränken. Die Treffsicherheit und Schlagkraft seines Witzes versagt fast niemals, in epigrammatischen Pointen entwickelt er außerordentliche Geschicklichkeit. Manches, so einen Teil der Xenien im zweiten Bande der Gedichte eines Lebendigen, liest man mit wirklichem Vergnügen. Aber meist sind seine Pfeile zu sehr in Gift getaucht, entsendet er seine Geschosse nach unpassenden Zielen. Er ergeht sich mit Vorliebe in bitterbösen persönlichen Invektiven. Seine hämischen Ausfälle auf Geibel und Freiligrath sind unerträglich: macht seine lose Zunge doch nicht einmal vor dem ehrwürdigen Arndt Halt. In seinen späteren Gedichten sinkt er immer mehr auf das Niveau eines reimenden Pasquillanten herab. Schmähungen auf die Fürsten, die er für alles Elend der Völker verantwortlich macht, bilden den Anfang und das Ende seiner politischen Weisheit. Den dritten Napoleon und den Preußenkönig verhöhnt er um die Wette. An seine Glossen zur Zeitgeschichte knüpft er Weissagungen an, von denen jedesmal sofort das gerade Gegenteil eingetroffen ist, was ihn aber nicht gehindert hat, lustig weiter zu prophezeien. Voll von Wider-

sprüchen, bleibt er sich nur in dem einen gleich, daß er eben alles in den Staub zieht. Bissige Kritik ist ihm zu sehr zur zweiten Natur geworden, als daß er noch davon lassen könnte. Auch der Gang der Weltgeschichte von 1864 bis 1871 vermochte an seinen Gesinnungen und an seiner Dichtweise nicht das Geringste zu ändern. Auch jetzt wußte er, dessen Herz doch einstens höher für die deutsche Einheit geschlagen hatte, nichts Besseres, als ungezogene Grimassen zu schneiden. Er hatte sich schließlich völlig zu einem politischen Randalierfuxen ausgebildet, dem Spottlust und Oppositionssucht Selbstzweck geworden waren.

Weit mehr als Herwegh wurzeln zwei andere politische Dichter mit ihrem ganzen Wesen und Wirken in schwäbischem Boden, in württembergischen Verhältnissen: Ludwig Seeger und Karl Fetzer. Beide sind jenem nicht nur an Reinheit des Charakters und Vornehmheit der Gesinnung, sondern auch an Tiefe der poetischen Veranlagung überlegen, obschon es ihnen nicht gelungen ist, denselben kräftigen Einfluß auf das große Publikum zu gewinnen.

Ludwig Wilhelm Friedrich Seeger ist am 30. Oktober 1810 in Wildbad als Sohn eines Reallehrers geboren. Zum Geistlichen bestimmt, erhielt er seine Ausbildung in der Calwer Lateinschule, seit 1824 im Seminare Schönthal, seit 1828 im Tübinger Stifte. Philologie und schöne Litteratur zogen ihn indessen mehr an als sein Fachstudium; er sah sich in seinen Bestrebungen namentlich durch den damaligen Universitätsprofessor Ludwig Uhland gefördert. Seiner Neigung entsprechend, ging er nach kurzer theologischen Dienstzeit zum Lehrfach über, wurde Hofmeister in der Schweiz und seit 1835 Professor der alten Sprachen am Gymnasium in Bern, mit welchem Amt er das eines Dozenten für alte und neue Litteratur an der dortigen Universität verband. Er setzte sich in den Ruf eines tüchtigen und anregenden Lehrers. Sein poetisches Talent, das schon in Tübingen hervorgetreten war, stärkte sich an der Landschaft und an den politischen Verhältnissen, die ihn umgaben. Er begann seine Gedichte in Journalen, namentlich im Morgenblatte, zu veröffentlichen. Er gab unter dem Titel „Der Sohn der Zeit“ 1843 eine Sammlung sozialer und politischer Lieder heraus, die 1847 zum zweitenmal aufgelegt werden konnte.

Er verdeutschte Bérangers sämtliche Werke (1839/42) unter dem Namen L. S. Rubens, sowie Aristophanes' Werke (1844/8). Als sich 1848 Seegers politische Träume auch in seinem Vaterlande zu verwirklichen schienen, entsagte er seinem bisherigen Wirkungskreis und siedelte mit seiner Familie — er hatte sich 1842 verheiratet — nach Ulm über, um die Redaktion der Ulmer Schnellpost zu übernehmen. Schon 1850 verlegte er seinen Wohnsitz nach Stuttgart, nachdem ihn das Oberamt Ulm in diesem Jahre zum Landtagsabgeordneten gewählt hatte. 1851/3 und 1854/5 entsandte ihn der Bezirk Waldsee in die zweite Kammer. Als entschiedenes und thatkräftiges Mitglied der liberalen Partei, als ehrlicher und überzeugter Kämpe für die Volksrechte, als schneidender und warmblütiger Redner gewann er bald eine einflußreiche und beherrschende politische Stellung. Daneben erübrigte er noch Zeit für journalistische Arbeiten, die zum Teile seinen Lebensunterhalt bestreiten mußten. 1862 kam er abermals als Abgeordneter von Ulm in den Landtag. Die schleswig-holsteinsche Frage gab jetzt seiner politischen und patriotischen Energie einen neuen Schwung. Das öffentliche Vertrauen berief ihn zu manchem Ehrenamte. Zugleich entfaltete Seeger gerade in seinen letzten Lebensjahren eine besonders rege litterarische Thätigkeit. Er gab 1860/2 eine Uebertragung von Viktor Hugos sämtlichen Werken heraus, beteiligte sich seit 1862 an der Dingelstedtschen Shakespeare-Uebersetzung, für die er noch König Johann, Hamlet, Timon von Athen und Teile des Othello zu stande brachte, besorgte 1863/4 seine gesammelten Dichtungen, das „Liederbuch" und „Ein Sohn der Zeit" enthaltend, und vereinigte 1864 in dem „Deutschen Dichterbuch aus Schwaben" einen stattlichen Kreis einheimischer und auswärtiger Dichter von Bedeutung. Außerdem redigierte er 1863 das „Stuttgarter Literarische Wochenblatt", die belletristisch-wissenschaftliche Beilage des „Eulenspiegel". Da wurde er durch einen vorzeitigen Tod mitten aus seiner reichen und ersprießlichen Wirksamkeit herausgerissen. Im Februar 1864 ergriff ihn ein heftiges Gliederweh, dem er am 22. März desselben Jahres nach schweren Leiden erlag. Eine glänzende Leichenfeier legte von dem Ansehen, das er unter seinen Mitbürgern genossen hatte, Zeugnis ab.

Wie Ludwig Seeger im Leben eine charaktervolle, feste und entschiedene Persönlichkeit war, so ging er auch in der Poesie, selbständig und zielbewußt, seine eigenen Wege. Klarheit des Geistes, Stärke des Gefühles und Schwung der Phantasie verbinden sich bei ihm mit Ausdrucksvermögen, Sprachgewandtheit und Formsinn. Als politischer Dichter ist er frühzeitig von kosmopolitischer Schwärmerei zu patriotischer Sinnesart übergegangen. Mit wie glühender Liebe er die Freiheit umfängt, will er doch nicht, daß sie den Deutschen durch fremde, durch französische Hilfe zu teil werde. Mit eigenem Arm, auf selbstgebautem Kahne dem Freiheitsport entgegenzusteuern, ist sein Ideal. Er sinkt in seinen Zeitliedern nicht zum reinen Rhetoriker herab, er bleibt stets aus dem Inneren schaffender Poet. Sein jugendliches Pathos hat sich rasch abgeklärt und in satirische Laune, in epigrammatische Schärfe verwandelt. Mit derbem Zorne, mit bitterem Hohn entblößt er die Schmach des Vaterlandes und die Gebrechen der Zeit, zieht er gegen Lüge und Dummheit, gegen Unterdrückung und Sklavensinn, gegen Frechheit und Stumpfheit zu Felde. Gerne giebt er seine Meinung durch Gleichnisse kund, und er gebietet über einen erstaunlichen Reichtum an charakteristischen Bildern, die er jedesmal in besonderen Gedichten folgerichtig durchzuführen weiß. Seine Liebeslieder sind voll von leidenschaftlichem Empfinden, aber frei von schwächlicher Empfindsamkeit. Treffliches hat Seeger auch in der Naturschilderung geleistet; zumal die Herrlichkeiten der Alpenwelt, an die er sich auf's innigste hingab, von denen er sich auf's willigste hinreißen ließ, haben an ihm einen begeisterungstrunkenen Sänger gefunden. Unter seinen Schöpfungen erzählender Art fallen ein paar Legenden angenehm auf. Wenn trotz diesen entschiedenen Vorzügen seine Gedichte heute nur noch wenig bekannt sind, so liegt der Grund hierfür vielleicht in einem gewissen Mangel an plastischer Ausgestaltung, durch welche das Gute und Schöne erst zum Vorbildlichen und ewig Gültigen emporgehoben wird. Zum Uebersetzer war Seeger durch seine glückliche Vereinigung poetischen Talentes und philologischer Kenntnisse in besonderem Maße berufen. Er traf den leichten Fluß der Bérangerschen Weisen ebenso gut wie den gesalzenen Witz eines Aristophanes, die derbe Volks-

tümlichkeit eines Shakespeare, und er wetteiferte mit den jedesmaligen Originalen in Kraft und Kühnheit des sprachlichen Ausdruckes. Wo die ersten Meister deutscher Uebertragungskunst aufgezählt werden, darf man den Namen Ludwig Seeger nicht übergehen.

Karl August Fetzer, der Sohn des Rechtsanwaltes Karl Heinrich Fetzer, der selber als Parlamentarier und Schriftsteller einst „das alte gute Recht" verfochten hatte, erblickte am 5. August 1809 in Stuttgart das Licht der Welt, durchlief das hauptstädtische Gymnasium und studierte Jura in Tübingen und Heidelberg. Nach vorübergehender praktischen Thätigkeit im württembergischen Justizdienste ließ er sich 1835 als Advokat in Stuttgart nieder und wirkte als solcher bis zum Jahr 1879. Der württembergischen Ständeversammlung gehörte er mit kurzer Unterbrechung von 1845 bis 1876, meist als Abgeordneter des Maulbronner Oberamtes, an. Lange Zeit zählte er, obgleich kein glänzender Redner, unter die energischsten und angesehensten Führer der demokratischen Opposition. 1848/9 saß er als Mitglied der Linken im deutschen Parlamente, dessen Schriftführer er bis zur Schlußkatastrophe war. Aber seit 1864 gewann in Fetzer der nationale Gedanke über den demokratischen allmählich das Uebergewicht, und er wandelte sich zu einem eifrigen Anhänger der Deutschen Partei um, seine politischen Ansichten fortan nicht mehr im Beobachter, sondern im Schwäbischen Merkur verkündend. Krankheit der Augen zwang ihn schließlich, sich ganz in das Privatleben zurückzuziehen. Er widmete seine Muße philosophischen Studien, als deren hauptsächliche Frucht 1884 „Philosophische Leitbegriffe" erschienen. Am 14. September 1885 wurde er durch den Tod von schweren Leiden erlöst. Er war zweimal verheiratet gewesen.

Als lyrischer Dichter hat Fetzer höchst Beachtenswertes geleistet. Er hat die Stoffe, die ihm reichlich zuflossen, sicher zu gestalten und mannigfaltig zu formen gewußt. 1841 trat er zum erstenmal unter dem Pseudonym Berthold Staufer mit einem Bande „Gedichte" hervor. Jugendliches Gefühl überwiegt darin, der Liebe wird vor allem, meist in einfachen Weisen gehuldigt, dazwischen stehen ziemlich wertlose Balladen aus der romantischen Traumwelt. Aber in der letzten Abteilung nimmt Fetzer bereits mit tempera-

mentvollen Sonetten zu Zeitfragen entschiedene Stellung. Die zweite, bedeutsamste Sammlung, die er 1861 unter seinem eigenen Namen veröffentlichte, ist fast ganz von politisch-sozialen Gedichten, reifen Erzeugnissen männlicher Muse, angefüllt. Mit kühner Beredsamkeit, mit schneidender Schärfe rückt er allen Feinden der Freiheit und des Vaterlandes auf den Leib. Aehnlich wie Ludwig Seeger setzt er das Messer schonungslos an alles, was faul ist in Staat und Gesellschaft, verhöhnt die schlechten Fürsten, rüttelt die Lauen und Feigen empor, nimmt sich der Unterdrückten und Bedrängten mit innigem Erbarmen an; für die nationale Ehre und Einheit ruft er begeistert auf zu entschlossenem Handeln, zu mutigem Kampfe. Die meisten dieser Gedichte sind populär gehalten, etwa in der Weise Bérangers, häufig mit einem in die Ohren klingenden Refrain versehen. In der Balladendichtung hat Fetzer jetzt den Uebergang von romantischer Spielerei zum Ernste der Geschichte, der Wirklichkeit vollzogen und legt von Recht und Unrecht, von Tyrannenübermut und Mannesthat, kurz von allem, was für die Zeitgenossen als Vorbild oder Warnung vonnöten ist, Zeugnis ab. Auch seine ebenfalls 1861 herausgegebene Tragödie „Carl der fünfte“, die den endgültigen Untergang der alten deutschen Kaiserherrlichkeit schildert, steht in naher Beziehung zur Gegenwart. Vertreter des Bürgertumes geben, als eine Art von Chor, in lyrischen Versmaßen die politische Meinung des Volkes ab. Sonst ist das Stück im engen Anschluß an das antike Drama und unter Wahrung der Aristotelischen Einheiten edel stilisiert, jedoch handlungsarm und szenischer Wirkungen bar. Mit dem 1882 erschienenen, aber viel früher entstandenen epischen Gedichte „Melusine“ hat Fetzer einen Ritt in das romantische Land gewagt. Er hat das schöne Märchen anziehend und selbständig in Strophenform behandelt, wenn auch durch die siebenzehn Gesänge hindurch nicht alles mit gleicher Sorgfalt ausgearbeitet und namentlich der Inhalt der Verse zu oft durch den Reim bestimmt erscheint. In einer dritten, dem Nachlaß entnommenen Sammlung, „Gedichte“ (1886), herrscht das Betrachtende und Reflektierende einerseits, das Elegische andererseits; alles ist glatt und formschön, das meiste einem noch immer warmen Herzen entströmt.

Die folgenden Dichter haben zwar nicht in demselben Maße wie Ludwig Seeger und Fetzer der politischen Muse gedient, aber doch ist auch für sie die Verbindung von Politik und Poesie charakteristisch.

Friedrich Seeger, am 11. November 1798 als Oberamtmannssohn zu Neuenbürg geboren, besuchte die niederen Seminare Schönthal und Maulbronn und das Tübinger Stift, aus dem er jedoch austrat, um sich dem juristischen Studium zu widmen. 1823 ließ er sich als Advokat in Stuttgart nieder und gehörte bald zu den beliebtesten und angesehensten Rechtskonsulenten der Stadt, später mit seinem Berufe die Stelle eines Prokurators beim Obertribunal und Nebenämter von Bedeutung vereinigend. Mit der Tochter des Ministers des Inneren, Schmidlin, begründete er einen eigenen Herd. Die Politik beschäftigte Seeger, der schon als Student eifriges Mitglied der Burschenschaft gewesen war, fortgesetzt. Die sieben letzten Monate des Jahres 1832 redigierte er sogar den politischen Teil des „Württembergischen Land-Boten", 1844/8 vertrat er den Kirchheimer Bezirk im Landtage; daß er sich keiner Partei anschloß, erschwerte und lähmte einigermaßen sein praktisches Wirken. 1848 nahm er am Frankfurter Vorparlament und am Stuttgarter Vaterländischen Vereine teil, zu dessen Vorstand er nachmals auserkoren wurde. Im geselligen Leben der Residenz spielte er eine wichtige Rolle, namentlich als Sänger und Dichter des Liederkranzes. So riß sein Tod, der am 26. Juni 1868 eintrat, manche schmerzliche Lücke.

Seegers Schriftstellerlaufbahn eröffnete 1832 das politische Werk „Vaterländische Briefe", worin eine eingehende Schilderung und ehrliche Kritik des gesamten württembergischen Staats- und Verwaltungswesens gegeben und die Sache eines besonnenen Fortschrittes gleichermaßen gegen Reaktionäre und Radikale verteidigt wird. Seine Gedanken schweifen über das engere Vaterland hinaus zu den Geschicken des weiteren. Ein einiges und mächtiges deutsches Reich ist das höchste Ziel seiner patriotischen Wünsche, aber auf welchem Wege dies zu erreichen sei, weiß er nicht zu sagen; gegen die kurz vorher von P. Pfizer im Briefwechsel zweier Deutschen vorgeschlagene Lösung polemisiert er, da Preußen die Vor-

aussetzung bürgerlicher Freiheit nicht erfülle. 1835 verlieh Seeger seinen politischen Ansichten in einer Novelle, „Christoph Walter", auch poetische Gestalt. Er stellte in dem Helden das Ideal eines volksfreundlichen und charakterfesten Abgeordneten auf, den sein mannhaftes und rechtliches Verhalten auf die Festung bringt, der aber zuletzt glänzend gerechtfertigt dasteht und mit der Wiederherstellung seiner Ehre auch die Hand seiner Geliebten erringt. Durch den warmen Ton der Darstellung, den gewandten und angenehmen Stil, die klare und folgerichtige Entwicklung der Dinge zieht diese schlichte Geschichte den Leser an, obgleich die Phantasie des Autors darin nirgends einen höheren Schwung nimmt. Die nächsten Jahrzehnte brachten, von Uebertragungen philosophischer Schriften Ciceros abgesehen, keine größere Publikation. Erst 1861 sammelte Seeger seine Gedichte (zweite Auflage 1863), die der Mehrzahl nach schon vor langer Zeit entstanden waren. In dem reichhaltigen Buche wechselt mit Liedern, von denen der auch musikalisch begabte Dichter einige mit eigenen Melodien versehen hat, Reflexions- und politische Lyrik, erzählende und Gelegenheitsdichtung. Empfindung und Denkkraft, Formgefühl und Sauberkeit der Technik sind vorhanden, aber der zündende Funke fehlt Seegers gefälligen Schöpfungen. Die gleichfalls 1861 veröffentlichten „Erzählungen und Bilder aus dem Leben" weisen die an „Christoph Walter" gerühmten Vorzüge auf, doch wünschte man, der Dichter möchte über lebhaftere Farben gebieten. Am meisten ist die Novelle „Die Sängerfahrt" von echter Poesie erfüllt.

Friedrich Notters Leben erstreckte sich vom 23. April 1801 bis zum 15. Februar 1884. Er war der Sohn eines Offiziers, der im russischen Feldzuge verschwand. Frühzeitig schärfte sich ihm, dessen Kindheit unter dem ernsten Zeichen der Napoleonischen Gewaltherrschaft stand, das nationale Empfinden. Den ersten Schulunterricht erhielt er in Heilbronn und seiner Geburtsstadt Ludwigsburg. Auf dem Stuttgarter Obergymnasium zum Universitätsstudium vorbereitet, bezog er 1819 die Landeshochschule. Die burschenschaftlichen Bestrebungen gewannen an ihm einen feuerigen Anhänger. Bald ging er von der Rechtswissenschaft zur Medizin über, mit Vorliebe hörte er philosophische Vorlesungen. Nachdem

er 1827 den Doktorgrad erworben und so sein medizinisches Fachstudium zu einem gewissen Abschlusse gebracht hatte, trat er eine fast zweijährige Bildungsreise an. Herbst 1829 bis Ende 1830 war er zweiter Redakteur am Ausland in München und Augsburg. Nach längerem Aufenthalt in Paris und Südfrankreich übernahm Notter in Stuttgart 1832 die Redaktion des Hesperus, 1833 des Unparteiischen, eines kurzlebigen Journales. 1834 vermählte er sich mit einer Tochter des Generales von Theobald und führte seine Frau auf den Berkheimer Hof, einen zwei Stunden von Stuttgart gelegenen Familiensitz, wo der bekannte Architekt Zanth ein reizendes Wohnhaus im pompejanischen Stil errichtet hatte. Mit mancherlei litterarischen Arbeiten und Entwürfen beschäftigt, von befreundeten Dichtern und Schriftstellern häufig besucht, verbrachte Notter dort manches Jahr. Auf heitere Stunden folgten freilich auch trübe. Häusliche Sorgen, körperliche Leiden stellten sich ein. Dazu quälten den tief veranlagten und zur Mystik geneigten Mann die Zweifel, ob er je seine hochgesteckten künstlerischen Ziele erreichen werde. Da war es gut, daß das Jahr 1848 dem Verzagenden eine neue Aufgabe zuwies: die des Politikers. Er saß im sogenannten langen Landtage von 1848/9, in der dritten verfassungsberatenden Landesversammlung von 1850, in dem Landtage von 1851/5, den gemäßigt liberalen und konstitutionellen Standpunkt vertretend. Vor allem aber lag ihm die Einigung des Vaterlandes am Herzen, und gleich seinem Freunde Paul Pfizer erblickte er frühzeitig die einzige Rettung im engsten Anschluß an Preußen. Er stellte sich in die Dienste der Deutschen Partei seit deren Begründung, und es war eine wohl verdiente Auszeichnung, daß ihm ein Mandat für den ersten deutschen Reichstag 1871/3 zufiel. Nach dem Hinscheiden seiner Gattin im Jahr 1850 hatte Notter seinen Wohnsitz nach Stuttgart verlegt. 1854 fand er in der Pfarrerswitwe Karoline Schmidlin, geborenen Faber, eine neue Lebensgefährtin, die an allen seinen idealen Bestrebungen lebhaften Anteil nahm. In dem gastlichen Hause Notters, der auch eine weit verzweigte Korrespondenz unterhielt, gingen die Männer von litterarischem Ansehen, auch manche Künstler und Schauspieler Stuttgarts aus und ein, sprachen häufig auswärtige Dichter und

Schriftsteller vor. Besonders anregend gestalteten sich die regelmäßigen traulichen Zusammenkünfte eines kleinen Kreises, in dem Mörike und Vischer den Ton angaben. Die letzte Lebenszeit verbrachte der Greis mehr in stiller Zurückgezogenheit, nachdem ihm das Schicksal zwei Jahre vor seinem Abscheiden eine furchtbare Prüfung auferlegt hatte: das jähe Ende seines einzigen Kindes.

Als Dichter und Uebersetzer, Gelehrter und Prosaschriftsteller hat Notter dem Publikum verschiedenartige, von einem hohen Geiste zeugende Gaben gespendet. Manches, was ihn beschäftigt hat, ist jedoch nicht zur Reife gediehen. Denn einerseits pflegte er an sich selbst die höchsten Anforderungen zu stellen, andererseits fiel es ihm schwer, die Welt von Gedanken, die in seinem Inneren versenkt lag, in körperliche Erscheinung treten zu lassen. Sein poetisches Schaffen zumal ist ein unausgesetztes Ringen, über den Stoff Meister zu werden. Alle seine Dichtungen zeichnen sich durch reichen Gehalt, edlen Stil aus. Er wehrt das Gemeine, das Alltägliche ängstlich von seiner Muse ab. Aber die Leichtigkeit der Darstellung, die sichere Anmut der Formgebung, das mühelose Finden des rechten Ausdruckes blieb ihm versagt. So erscheint bei ihm vieles erzwungen und gekünstelt, wird er oft dunkel und unverständlich. Er selbst ist niemals dazu gekommen, seine zerstreuten lyrischen Erzeugnisse zu sammeln, erst 1893 sind seine „Gedichte in Auswahl" erschienen, Lieder, Balladen und Romanzen, politische und Gelegenheitsstücke enthaltend. Das gleichfalls aus dem Nachlaß 1885 herausgegebene philosophisch-religiöse Werk „Gott und Seele" giebt die Ansichten und Aussprüche der verschiedensten Völker und Denker über jenen Gegenstand meist in Gedichten wieder, die teils Eigentum Notters, teils nur Uebersetzungen sind. In dem Romanzenkranze „Dante Alighieri", den Notter 1861 mit sechs über diesen Poeten im Stuttgarter Museum gehaltenen Vorträgen zu einem Buche vereinigt hat, werden einundneunzig poetische Bilder aus dem Leben Dantes, seiner Zeit und seinen Dichtungen entrollt. Notter hat sich fast zeitlebens mit dem gewaltigen Italiener befaßt, dessen Gedankentiefe wie Patriotismus ihn gleichermaßen fesselte. Als bedeutendste Frucht dieser Studien reifte allmählich eine vollständige Uebersetzung der Göttlichen

Komödie mit gründlichen Erläuterungen und Exkursen (zwei Bände, 1871/2) heran. Außerdem hat der sprachenkundige Mann hauptsächlich Romane von Bulwer und Cervantes und einiges aus der griechischen Poesie verdeutscht. Von mancherlei dramatischen Planen gelangte nur ein einziger, „Die Johanniter“, zur Ausführung. Nach umfassenden Vorbereitungen und oftmaligen Umarbeitungen erschien das sich an die Skizze der Schillerschen Malteser anlehnende Schauspiel 1865 im Buchhandel, 1867 auf der Stuttgarter Hofbühne. Obgleich das hohe Streben des Dichters und die poetischen Vorzüge seiner Schöpfung die gebührende Anerkennung fanden, mußte doch der durchschlagende Erfolg ausbleiben, da die unmittelbaren dramatischen Impulse des Stückes zu schwach sind, um eine volle Wirkung zu erzielen. Endlich hat Notter gediegene Aufsätze geschichtlicher, litterarhistorischer und biographischer Art für Tagesblätter, Zeitschriften und Sammelwerke geliefert, so namentlich Nachrufe auf berühmte Württemberger für die Allgemeine Zeitung und den Schwäbischen Merkur. Aus solchen Nekrologen ist 1863 sein „Ludwig Uhland“, die erste ausführliche Lebensbeschreibung dieses Dichters, in der wertvolles Material allerdings noch nicht genügend gesichtet ist, und 1875 die Monographie „Eduard Mörike“ entstanden.

Wilhelm Zimmermann, am 2. Januar 1807 als Sohn armer Handwerksleute zu Stuttgart geboren, kam 1821, ein frühreifer und geistig stark entwickelter Knabe, in das Seminar Blaubeuren, wo er als einer der Ausgezeichnetsten innerhalb seiner ausgezeichneten Promotion galt und auf die Kameraden großen Einfluß ausübte. Sein Mitschüler Strauß schildert ihn als eine mitteilsame, enthusiastische Natur, mit barockem Humor, guten philosophischen Kenntnissen und reger Empfänglichkeit für die Größe und Schönheit des klassischen Altertumes ausgestattet. 1825 trat Zimmermann in das Tübinger Stift über. Hier gefiel er sich mehr und mehr in exzentrischem Wesen und huldigte einer maßlosen Geniesucht, worunter die natürlich gesunde Entwicklung seines Talentes und Charakters litt. 1828 brach er mit dem Stift, unterzog sich aber schon 1829, ein Jahr vor seinen Altersgenossen, der theologischen Prüfung mit gutem Erfolge. Nach kurzer Verwen-

dung im Kirchendienste lebte er seit 1830 als Privatgelehrter in Stuttgart, an politischen und schönwissenschaftlichen Blättern mitarbeitend. Schon 1832 sammelte er seine Gedichte, die 1839 und 1854 vermehrte Auflagen erlebten. In der Lyrik läßt er der Sentimentalität weiten Spielraum, findet zwar für das Gefühl nicht immer den unmittelbaren Ausdruck, weiß aber doch häufig echte Stimmung zu verbreiten. Im epischen Stile hält er sich an seinen Lehrer Uhland. Seine Balladen sind phantasievoll und malerisch, wenn auch teilweise zu sehr von romantischen Schleiern überzogen. Auch Zeitgedichte, namentlich solche zu Gunsten der Polen, fehlen in dem Buche nicht. Stärker tritt das freiheitliche Element hervor in dem 1833 veröffentlichten fünfaktigen Trauerspiele „Masaniello, der Mann des Volkes“, das in stark rhetorisierendem Jambentone den bekannten Aufstand der Neapolitaner gegen die spanische Herrschaft im Jahre 1647 behandelt. Glückliche Einzelheiten entschädigen nicht genügend für die mangelhafte Komposition: die Handlung ist zerfahren, und der Held beherrscht die Situation zu wenig. 1834 erschien eine zweibändige Sammlung von Erzählungen unter dem Titel „Amor's und Satyr's“ sowie die Novelle „Fürstenliebe“. Zimmermann unterhält als gewandter Erzähler seine Leser, ohne daß er in die Tiefe zu dringen weiß. Einige Stücke zehren von persönlichen Erinnerungen, andere behandeln historische Stoffe. Die Novelle „Grävenitz“ erregt als freilich nicht ganz gleichwertiges Seitenstück zu W. Hauffs „Jud Süß“ am ehesten Interesse.

Zimmermann ist frühzeitig als Poet verstummt; er hat außer einzelnen Gedichten nur noch eine Verdeutschung von R. Savages Trauerspiel „Thomas Overbury“ (1864) bekannt gegeben. Er weihte fortan seine ganze Kraft der Muse der Geschichtschreibung. In rascher Folge veröffentlichte er eine zweibändige Geschichte Württembergs (1836/7), Werke über die Befreiungskämpfe der Deutschen gegen Napoleon (1836), über Prinz Eugen und seine Zeit (1838) und über die Hohenstaufen (1838/9), eine „Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges“ in drei Bänden (1841/3), einen illustrierten Teutschen Kaisersaal (1841). Geschichten der deutschen Nationallitteratur (1846) und der Poesie

aller Völker (1847) unterbrachen die politisch-historischen Arbeiten. Alle diese zum Teil wiederholt aufgelegten Veröffentlichungen zeigen viel Leichtigkeit in der Darstellung, aber wenig selbständige Forschung. Nur in der Geschichte des Bauernkrieges ist er in größerem Umfang auf ungedruckte Quellen zurückgegangen. Diese gilt mit Recht als sein bestes und sorgsamstes Werk, zumal in der ganz umgearbeiteten Auflage von 1856, wo auch der extrem demokratische Standpunkt, von dem Zimmermann überall auszugehen pflegt, zum mindesten in der Form sehr gemildert erscheint.

1840 hatte Zimmermann das Diakonat Dettingen a. d. Erms und das damit verbundene Pfarramt Hülben (O.A. Urach) übernommen, welche Stellung er 1847 mit der für ihn besser geeigneten eines Professors der Geschichte und deutschen Sprache an dem Polytechnikum und der Oberrealschule Stuttgarts vertauschte. Die Stürme des Jahres 1848 trieben sein Lebensschifflein von neuem aus dem sicheren Hafen auf die hohe See. Er stürzte sich mit dem ihm eigenen zügellosen Enthusiasmus in die politische Bewegung, ließ sich in das Frankfurter Parlament wählen, gehörte dort der äußersten Linken, dem Donnersberg, an und erlangte als streitbarer Volksredner eine etwas zweifelhafte Berühmtheit. Gleichzeitig beschrieb er in einem noch 1848 gedruckten Buche „Die Deutsche Revolution“ auf leidenschaftlich subjektive Weise. Als Mitglied der drei württembergischen Landesversammlungen von 1849/50 und des Landtages von 1851 vertrat er ebenfalls seine radikalen Anschauungen, weshalb ihm die Regierung 1851 seine Professur entzog. Nachdem er einige Jahre als Privatmann in Stuttgart gelebt hatte, wurde er 1854 Pfarrer zu Leonbronn (O.A. Brackenheim), 1864 zu Schnaitheim (O.A. Heidenheim), 1872 Stadtpfarrer in Owen (O.A. Kirchheim). In stiller Arbeit flossen die letzten Jahrzehnte seines Lebens dahin. Er verfaßte namentlich „Die englische Revolution“ (1851), eine „Weltgeschichte für gebildete Frauen und Jungfrauen“ (zwei Bände, 1854), eine „Lebensgeschichte der Kirche Jesu Christi“ (vier Bände, 1857/9), eine „Geschichte der Jahre 1840 bis 1860“ (1862), bearbeitete 1861/2 Wirths Geschichte der Deutschen in vierter Auflage und gab eine „Illustrirte Kriegsgeschichte des Jahres 1866 für das

deutsche Volk" (1868), eine „Geschichte der Jahre 1860 bis 1871" (1872), „Deutschlands Heldenkampf 1870—1871" (1873) mit Illustrationen heraus, neben welchen Arbeiten eine „Illustrirte Geschichte des deutschen Volkes" (drei Bände, 1873/7) herlief. Zimmermann hatte sich mit der politischen Entwicklung Deutschlands ausgesöhnt, wenn auch der Preußenhaß des alten Demokraten noch hin und wieder zum Vorscheine kam. Er starb während einem Badeaufenthalt in Mergentheim am 22. September 1878.

Kräftiger als die Vorhergehenden hat in den Chor der deutschen Freiheitssänger wieder Ludwig Pfau, einer der jüngsten unter ihnen, eingestimmt, obgleich auch er sein Bestes in der reinen, tendenzlosen Lyrik gegeben hat, wofern man nicht überhaupt seinen kunstkritischen Leistungen vor seinen poetischen den Vorrang einräumen will. Am 25. August 1821 als Sohn eines Heilbronner Gärtnermeisters geboren, bevorzugte der strebsame Knabe aus Liebe zur Natur den väterlichen Beruf vor dem Studium der Theologie. Als junger Gärtner kam er nach Paris, richtete hier auf die politischen und sozialen Zustände sein Augenmerk, studierte französische Sprache und Litteratur, übte sein Zeichen- und Maltalent und verdiente sich mit Porträtzeichnen Geld, hörte öffentliche Vorlesungen über Kunst an der Universität. Dann besuchte er zur Fortsetzung seiner philosophischen und ästhetischen Studien die Tübinger und Heidelberger Hochschule. Im Jahr 1848 zog die politische Bewegung den heißblütigen Jüngling in ihren Bann: er gehörte zu den eifrigsten demokratischen Agitatoren, stellte seine Feder dem Beobachter zur Verfügung und redigierte das demokratische Witzblatt „Eulenspiegel". Unter der Reaktion wurde ihm der Hochverratsprozeß gemacht, und er entzog sich einer einundzwanzigjährigen Zuchthausstrafe durch Flucht in die Schweiz. Seit 1852 weilte er in Paris, wo er mit Heine und Moriz Hartmann in engster Verbindung stand. Zeitweise hielt er sich in Brüssel, Antwerpen, London auf. Ueberall stellte er das praktische Studium der schönen Künste in den Vordergrund. Er schrieb zahlreiche Aufsätze über diesen Gegenstand in französische und deutsche Journale. Zugleich war er auch politischer Korrespondent geachteter deutschen

Zeitungen. Nach seiner Amnestie kehrte er Ende 1863 nach Stuttgart zurück und leitete eine Zeit lang mit Karl Mayer und Julius Haußmann den Beobachter, nach wie vor ein hitziger Kämpe gegen jegliche Feinde des Fortschrittes und gegen das Preußentum. Später zog er sich wieder mehr auf die Beschäftigung mit der Kunstkritik zurück. An seinem 70. Geburtstage reichten Freunde und Verehrer dem an den Augen und dem Gehöre geschwächten Greis eine Ehrengabe, die sein Alter gegen materielle Sorgen sicher stellte. Er starb unvermählt am 12. April 1894 zu Stuttgart infolge eines Schlaganfalles.

Schon als Zwanzigjähriger ließ Pfau 1842 ein Bändchen Gedichte erscheinen, 1848 folgten „Stimmen der Zeit", 1849 „Deutsche Sonette auf das Jahr 1850", 1874 und 1889 veranstaltete er, zugleich als Gesamtausgaben, eine dritte und vierte Auflage seiner Gedichte. Pfau hat zwar kein neues poetisches Evangelium verkündigt, aber seine lyrischen Variationen, schlicht, innig und wahr, von den zartesten bis zu den kräftigsten Empfindungen den ganzen weiten Zwischenraum durchmessend, edel, mühelos und ungekünstelt in der Form, knüpfen an die besten Vorbilder an und streben nach den Höhen, wo Uhland und Mörike thronen. Im Zauber der Natur, in der Liebe Lust und Leid, in des Lebens Geheimnissen sucht und findet er seine Stoffe. Gram und Wehmut sind ihm vertraute Gefühle: hat ihn doch das Schicksal zweimal um sein Liebesglück betrogen. Ein Sohn des Volkes, versteht er sich darauf, volksmäßige Stimmungen auf naive Weise wiederzugeben, namentlich in den liebenswürdigen Burschen- und Mädchenliedern. Auch frische Wein- und Trinklieder stehen ihm wohl an. Seine sympathischen, aber etwas schwächlichen Balladen, volkstümlich im Tone, romantisch im Stoffe, handeln meist von unglücklicher Liebe. In schön geformten Sonetten betrachtet er zunächst Welt und Menschenlos im allgemeinen, um dann seine Zeit im besonderen in's Auge zu fassen. Auch in seinen Sinngedichten wechseln Aeußerungen zeitloser Lebensweisheit mit ebenso scharfer als witziger politischen und sozialen Satire. Seine eigentlichen politischen Gesänge sind volkstümlich gehalten, leicht faßbar, bestimmt rhythmisiert, häufig mit einem Refrain versehen; wie für

Herwegh, L. Seeger, Fetzer haben auch für Pfau Bérangers Chansons als Vorbilder gedient. Er donnert gegen Fürsten und Vornehme, Priester und Kirche. Den Jammer der Armut und die Ueppigkeit des Reichtumes setzt er in schroffen Gegensatz, mit Vorliebe dafür die Form der poetischen Erzählung verwendend. Ohne Frage hält Pfau in seinem Entrüstungspathos zu wenig Maß, schießt er oft mit seinem grimmen Hohn über das Ziel hinaus. Doch hat in seiner Poesie wenigstens der Patriotismus noch neben den revolutionären Tendenzen Raum. Er hat es ausgesprochen, daß er die Freiheit nur im Vaterlande liebe. Die Jahre 1848 und 1849 bedeuten den Höhepunkt seiner politischen Lyrik. Später hat er Politik und Poesie fast ganz voneinander getrennt.

Von Pfau stammen auch vorzügliche Verdeutschungen der demokratisierenden Fabeln des Franzosen Lachambeaudie (1856) und bretonischer Volkslieder, letztere 1859 in Gemeinschaft mit Moriz Hartmann herausgegeben. Ferner hat er 1866 auf's sorgfältigste und liebevollste Claude Tilliers „Mein Onkel Benjamin" übersetzt und für diesen prächtigen humoristischen Roman in Frankreich wie in Deutschland zahlreiche Freunde geworben. 1882 ist noch eine Uebertragung ausgewählter Romane von Erckmann-Chatrian aus seiner Feder geflossen.

Eine erste „Freie Studien" genannte Sammlung von kunstkritischen Arbeiten veranstaltete Pfau 1866, nachdem er schon 1862 französisch geschriebene „Etudes sur l'art" veröffentlicht hatte. 1888 ließ er eine umfassende sechsbändige Gesamtausgabe seiner ästhetischen Schriften unter dem Titel „Kunst und Kritik" erscheinen. Mehrere Bücher über Kunst oder Kunstgewerbe liegen dazwischen, so „Das Ulmer Münster-Jubiläum" (1877), „Kunst und Gewerbe" (1877). Ferner gab er 1874 „Kunstgewerbliche Musterbilder aus der Wiener Weltausstellung" heraus. Pfau hat auf diesem Gebiete starke Spuren einer außerordentlich fruchtbaren und erfolgreichen Thätigkeit hinterlassen. Eine vielseitige, gediegene, auf philosophischer Grundlage ruhende Bildung kam ihm dabei zu statten. Er war nicht sowohl theoretischer als praktischer Aesthetiker und als solcher eifrig bestrebt, die Kunstkritik für das Bedürfnis des Lebens nutzbar zu machen. Vollkommene Klarheit ist der Haupt-

vorzug seiner artistischen Darstellungen. Er versteht es, seine Gedanken auf's knappste und schärfste, auf's deutlichste und anschaulichste zu entwickeln. Ein Meister des Prosastiles, trägt er seine Ansichten in geistreicher und anregender Form vor. Er setzt die Kunst, von der er eine großartige, universelle Vorstellung hat, in engsten Zusammenhang mit dem gesamten Geistesleben der Nation. Volle Freiheit der Bewegung fordert er für sie, weil sie anders nicht gedeihen könne. Leider hat sich auf solchem Wege die Politik, die politische Feindschaft und Leidenschaft in Pfaus Kunststudien eingeschlichen. Auf diesem neutralen Gebiete wäre es doch nicht nötig gewesen, anders gesinnte Leser zu verstimmen, zu verletzen. Als Politiker hat sich Pfau, der in wirtschaftlichen Fragen sozialistisch angehaucht war, stets nur an radikale Prinzipien geklammert, ohne mit den wirklichen Verhältnissen zu rechnen. Die Sache, die er verfocht, war im Grunde gut und edel, die Mittel, deren er sich bediente, waren es nicht immer. Uebrigens hielt der schweigsame und nicht mit Beredsamkeit begabte Mann sich von Parlamenten und Volksversammlungen fern. In stiller Studierstube schrieb er seine schneidigen Aufsätze und Broschüren. Eine Auswahl davon erschien aus dem Nachlaß 1895 als „Politisches und Polemisches".

Besser als Pfau hat der leidenschaftslosere Siegmund Schott es verstanden, den Dichter und Schriftsteller vom Politiker zu trennen. In den ganz vereinzelten Fällen, wo er in seinen Liedern auf Politik zu sprechen kommt, geschieht es nur in der Form ironischer Abwehr. Schotts Geburtstag ist der 5. Januar 1818, sein Todestag der 4. Juni 1895. Der jüngste Sohn des bekannten Prokurators Albert Schott, hatte er im väterlichen Haus, einem Sammelpunkte freisinnig politischer wie allerhand geistiger Interessen, Gelegenheit, frühzeitig den Wert der Menschheitsideale kennen und schätzen zu lernen. Er durchlief das hauptstädtische Gymnasium, studierte in Heidelberg, Jena und Tübingen Rechtswissenschaft, wurde 1840 in seiner Vaterstadt Stuttgart Advokat, später Prokurator, in dem genannten Jahre mit Pauline Knosp einen eigenen Hausstand begründend. Zu seiner ausgedehnten Berufsthätigkeit trat seit 1850 die politische. Er gehörte der zweiten und dritten

verfassungsberatenden Landesversammlung und dann bis 1870 ununterbrochen dem Landtag an. Ohne ein Parteifanatiker zu sein, kämpfte er in der Haltung ruhig und vornehm, in der Sache bestimmt und mutig für seine liberalen Ueberzeugungen. Auch einige politische Broschüren entflossen seiner Feder. Nur verhältnismäßig selten erübrigte er die nötige Muße zu schriftstellerischen Arbeiten. Schon 1839 hatte er den biographisch-historischen Versuch „Max Emanuel, Prinz von Würtemberg und sein Freund Karl XII., König von Schweden“ veröffentlicht. Später wandte er sich hauptsächlich der Philosophie zu. 1861 ließ er die kleinere Studie „Sterben und Unsterblichkeit“, 1865 und 1870 die beiden größeren, von ihm bescheiden als „Versuche“ bezeichneten Abhandlungen „Von menschlichen Schwächen“ und „Ansichten vom Leben“ erscheinen: gedanken- und gehaltvolle, auf einen tief ernsten Ton gestimmte, durch edle und schöne Darstellung ausgezeichnete Schriften.

Es entsprach wenig Schotts Wünschen, daß ihn nach langer parlamentarischen Pause die Volkspartei bei den Reichstagswahlen von 1881 in der Hauptstadt auf den Schild erhob und mit ihm in dem genannten Jahre wie nochmals 1884 durchdrang, weil auch viele parteilose Liberale dem allgemein Geachteten ihr Vertrauen und ihre Stimme schenkten. Der alternde Mann, den bereits ein Gehörleiden plagte, verhielt sich im Reichstage ziemlich passiv. Er selbst war wohl am meisten damit einverstanden, daß 1887 das Mandat seinem Gegner zufiel. Seinen Lebensrest verbrachte er in stiller Beschaulichkeit.

Drei lyrische Sammlungen von bescheidenem Umfange hat Siegmund Schott dargeboten: 1857 „Gedichte“, 1880 als Manuskript gedruckte „Letzte Gedichte“, 1891 „Neue Gedichte“. Nach seinem Tode wurde aus seinen lyrischen Erzeugnissen und den drei erwähnten philosophischen Werken sowie einigen Aufsätzen des Nachlasses 1898 eine dreibändige Ausgabe „Gedichte und Schriften“ veranstaltet. Schotts poetische Art ist im wesentlichen von Anfang bis zu Ende dieselbe gewesen, wenn sich auch mit den Jahren sein philosophisches Bedürfnis immer mehr vertieft, seine elegische Stimmung immer mehr ausgebreitet hat. Der Ideengehalt überwiegt bei ihm weit den Empfindungsgehalt. Jedes seiner Gedichte dient

irgend einem bestimmten Gedanken, der, wenn auch an sich nicht immer eigenartig, doch eigentümlich gefaßt und gewendet ist. Seine Verse behandeln im wesentlichen dieselben Gegenstände, die uns auch in seinen philosophischen Prosaschriften entgegentreten. Vor allem beschäftigen ihn die letzten Dinge, Tod und Grab, und er brütet und grübelt unablässig über den großen Rätselfragen des Jenseits. Dann wieder versenkt er sich in Erinnerungen an Vergangenheit und vergangenes Glück. Die Schwermut hat er sich als sein Teil auserkoren, aber seinen Mitmenschen gegenüber übt er Milde und Duldung; mit der Ruhe des Weisen läßt er seine Blicke über die Welt und ihr Treiben hinweggleiten. Man würde sich indessen von Schotts Muse eine ganz verkehrte Vorstellung machen, wenn man annähme, daß ihr die effektvoll gesteigerte und unklar begriffliche Ausdrucksweise der landläufigen Reflexionspoesie anhafte. Im Gegenteil: er entwirft lauter einfache, leicht verständliche, gegenständlich gehaltene Bildchen in kürzester, knappster, fast epigrammatischer Form. Seine Methode erinnert am meisten an die Karl Mayers, dessen Poesie allerdings einen ganz anderen Inhalt hat. Schotts Verse, aus der Tiefe eines reichen Geistes geschöpft, werden ernst Gestimmte stets anregen, aber es läßt sich doch nicht verkennen, daß die letzten Ziele und Aufgaben der Dichtkunst nach einer anderen Richtung hin liegen.

Die Revolution der Jahre 1848 und 1849 trieb eine Anzahl deutscher Dichter über den Ozean hinüber, durch deren Zuwanderung die vorher wenig bedeutende deutsch-amerikanische Litteratur einen schönen Aufschwung nahm. Die Schwaben hatten an dieser Entwicklung reichen Anteil. Eine besonders sympathische Erscheinung unter ihnen ist Niklas Müller. Am 15. November 1809 zu Langenau (O.A. Ulm) als Sohn eines wunderlichen Leinewebers, der in Separatismus und Alchimie machte, geboren, in Stuttgart unter den seltsamsten Verhältnissen aufgewachsen, erwählte sich der lese- und bildungsdurstige Knabe den Beruf des Buchdruckers. Nach der Lehrzeit und Wanderschaft fand er im Cottaschen Geschäft Anstellung. Poetische Lektüre hatte frühzeitig den in ihm schlummernden Produktionstrieb geweckt. Auf Schwabs Veranlassung erschienen Proben davon im Morgenblatt als „Lieder eines Autodidacten“,

weitere im Deutschen Musenalmanach, und 1837 veranstaltete der Cottasche Verlag eine Buchausgabe der „Lieder von Niclas Müller“. Diese, getragen von echtem und warmem Empfinden, schmucklos, aber doch poetisch in der Darstellung, machen vorwiegend den Eindruck des Gesunden und Frischen. Von hochtrabendem Phrasengeklingel, Paradieren mit gelehrtem Krame weiß der Dichter nichts. Aus seinen Naturbildern spricht unverfälschtes Naturgefühl. Die seelische Grundstimmung ist sanfte Traurigkeit, in Ahnung schwerer Lebensschicksale getaucht. Selten nur stellt gedämpfter Humor sich ein. Müllers Talent beschränkt sich auf das engste Gebiet der Lyrik: schon für das Balladenartige fehlt ihm das plastische Gestaltungsvermögen. In der Vorliebe für kurze Stücke wie auch sonst erinnert seine Dichtweise an die Karl Mayers. Leistet er in der Form auch nicht schlechtweg Vollendetes, so ist doch seine technische Mannigfaltigkeit und Sauberkeit für einen Autodidakten erstaunlich.

Später übernahm Müller in Wertheim am Main eine eigene Druckerei sowie Verlag und Redaktion des dortigen Amts- und Wochenblattes. Es ging ihm anfangs gut, aber die badische Revolution zerstörte seine bürgerliche Existenz. Von glühender Freiheitsliebe erfüllt, stand er in Wertheim an der Spitze der Bewegung. Er mußte sich in die Schweiz flüchten, wo er meist in Genf lebte, bis es seiner in Baden zurückgebliebenen Frau gelungen war, einen Bruchteil des Vermögens zu retten. 1853 wanderte die Familie nach New York aus, wo sich Müller bald in den Besitz einer Druckerei und eines Verlages setzte. Erst in den sechziger Jahren kehrte die Muse wieder bei ihm ein. 1867 sammelte er seine „Neuere Lieder und Gedichte“. Die einfachsten lyrischen Formen, gleichviel ob im elegischen oder munteren Tone, gelingen ihm noch immer am besten. Sein Herz ist jung, seine Töne sind frisch geblieben. Seine Technik hat sich noch vervollkommnet. Viel Neues freilich weiß er uns nicht anzuvertrauen. Neu ist hauptsächlich das Hervortreten der politischen Lyrik. Diese erheischt indessen wuchtigere Hilfsmittel, als sie unserem zarten Natursänger zu Gebote stehen. Doch erbringen seine Zeitgedichte den Beweis, daß er seine Bürgerpflichten dem neuen Vaterlande gegenüber mit regem Eifer erfüllt

hat, ohne der Erinnerung an das alte untreu zu werden. Seiner Freude und seinem Stolz über die deutschen Siege hat er 1870 in manchem Gedichte beredten Ausdruck verliehen. Es ist überhaupt eine bemerkenswerte Erscheinung, wie die achtundvierziger Demokraten, welche sich in die geregelten Verhältnisse des mächtigen amerikanischen Staatswesens eingelebt hatten, die Gründung des deutschen Einheitsstaates besonders zu schätzen wußten. Müller wollte seinen Lebensabend in der alten Heimat verbringen und traf schon Anstalten dazu: als ihn am 14. August 1875 der Tod nach kurzem Krankenlager ereilte. Der Gedanke, eine Gesamtausgabe seiner eigenen Dichtungen und zahlreichen Uebersetzungen neuerer englischen, französischen, italienischen Lyrik zu veranstalten, ward mit ihm selbst zu Grabe getragen.

Gleich Niklas Müller sind zwei weitere schwäbische Dichter in die badische Revolution verwickelt gewesen: Edmund Märklin (1816 bis 1892) aus Calw und Karl Heinrich Schnauffer (1823—1854) aus Heimsheim (O.A. Backnang); auch Johann Straubenmüller (1814—1897) aus Gmünd unterhielt zu den Aufständischen in Baden Beziehungen. Straubenmüller war katholischer Schullehrer in verschiedenen württembergischen Städten und brachte es in Amerika zuletzt zum Direktor der freien deutschen Schule in New York; Märklin, seines Berufes Pharmazeut, gründete nach seiner Auswanderung zu Milwaukee und Manitowoc in Wisconsin Apotheken und diente im Bürgerkriege der Vereinigten Staaten als Feldapotheker; der jung gestorbene Schnauffer, Kaufmann in Mannheim, dann Student in Heidelberg und Mitarbeiter demokratischer Blätter, gab in Amerika den von ihm in's Leben gerufenen „Baltimore Wecker“ heraus. Alle drei haben schon in Deutschland Freiheitslieder angestimmt; Märklin und Schnauffer sind auch in ihrer neuen Heimat der politisch-sozialen Dichtung treu geblieben. Alle drei haben eine Reihe poetischer Arbeiten in Buchform, vorwiegend lyrischer Natur, veröffentlicht und sich darin als mittlere Talente gezeigt, denen manches Gute gelungen ist; Straubenmüller hat seiner Muse bescheidenere Ziele gesteckt als die beiden anderen. Der am 24. Januar 1829 in Beutelsbach (O.A. Schorndorf) geborene und 1849 als Jüngling durch die Revolution nach Amerika verschlagene

Rudolf Puchner, Kaufmann zu Neu-Holstein in Wisconsin, hat in seinen „Klängen aus dem Westen“ (1879) und dem zur Zeit des römischen Sklavenkrieges spielenden Epos „Aglaja“ (1887) für die erzählende Gattung der Poesie Neigung und Begabung verraten. Während die genannten Dichter zur Verbreitung der allgemein deutschen Sitte, Sprache und Litteratur in Nordamerika das Ihrige beitrugen, stand der Reutlinger Gustav Heerbrandt (1819—1896) an der Spitze derer, welche sich die Pflege der schwäbisch volkstümlichen Kultur jenseits des Weltmeeres zur Aufgabe gesetzt haben. Besitzer einer Buchdruckerei und Buchhandlung in seiner Geburtsstadt, mußte er seine Teilnahme an der revolutionären Bewegung mit einer siebenmonatlichen Festungshaft auf dem Asperg büßen und wurde dann zur Auswanderung nach Amerika begnadigt. Er wandte sich nach New York, wo der unternehmungslustige Mann durch Verlags- und andere Geschäfte Reichtümer erwarb, 1873 alles wieder verlor und sich dann von neuem emporarbeitete. Von 1876 bis zu seinem Tode leitete er das New Yorker Schwäbische Wochenblatt, das, in urwüchsigem, grobem Tone geschrieben, sich bei den nordamerikanischen Schwaben ebenso großer Popularität erfreute wie die derb originelle Persönlichkeit Heerbrandts. Er gab sich große Mühe, die schwäbische Volkslitteratur in den Vereinigten Staaten einzuführen, veranstaltete Ausgaben schwäbischer Dialektdichter, machte selbst mundartliche Reime, übertrug Hochdeutsches in sein Idiom, verlieh heimatlichen Schwänken und Anekdoten schriftstellerische Fassung. Poetischen Wert haben seine zu verschiedenen Sammlungen vereinigten humoristischen Knüttelverse durchaus nicht.

Die Ereignisse der Jahre 1870 und 1871, auf der Grenzscheide zwischen der deutschen Vergangenheit und Gegenwart liegend, haben das letzte Glied in die Kette einer langjährigen politischen Entwicklung eingefügt. Ebenso bildet die Poesie zu Ehren der deutschen Siege und der nach langen Kämpfen und Leiden endlich errungenen nationalen Einheit einen Grenzstein in der Geschichte unserer politischen Lyrik. Auch die schwäbischen Sänger stimmten damals kräftig in den allgemeinen Jubel ein. Aeltere und Jüngere, Geistliche und Weltkinder, konservativ und liberal Gesinnte suchten

es einander zuvorzuthun. Mehr als alle begeisterungstrunkenen Gedichte vieler Berühmtheiten hat das einzige Lied eines Württembergers gezündet, der selbst zur Zeit jenes großen Krieges schon längst den ewigen Schlaf schlummerte: Max Schneckenburgers Wacht am Rhein.

Ein eigentümliches Schicksal hat dieses Lied gehabt. In der letzten Novemberwoche 1840, als eine chauvinistische französische Regierung wieder einmal ein räuberisches Gelüste nach der Rheingrenze verriet, von einem jungen deutschen Kaufmann in der Schweiz rasch gedichtet, von einem engeren Kreise patriotischer Landsleute alsbald bejubelt und zu einer improvisierten Weise gesungen, fand es schon nach wenigen Tagen in etwas veränderter Fassung seinen ersten regelrechten Tonsetzer an dem in Bern lebenden Darmstädter J. Mendel. Weder in dieser noch in einer zweiten, gänzlich verschollenen Komposition brach sich „Die Wacht am Rhein“ Bahn. Erst durch die Melodie, welche 1854 der talentvolle Karl Wilhelm aus Schmalkalden, damals Musikdirektor in Crefeld, dem Liede schuf, wurde es allmählich bekannt und fand in vielen Männerchören Eingang. Aber um den Namen des verstorbenen Dichters kümmerte sich niemand, bis 1870 die Wacht am Rhein zum Nationalgesange für Heer und Volk, zur deutschen Marsch-, Schlachten- und Siegeshymne wurde. Jetzt begannen die Nachforschungen über seine Person, Aufklärungen und Enthüllungen ließen nicht lange auf sich warten, die Zeitungen und Zeitschriften beschäftigten sich mit dem nachträglich zum berühmten Manne Gewordenen. Man grub seinen Nachlaß aus, und Karl Gerok übergab eine kleine Auswahl davon als „Deutsche Lieder von Max Schneckenburger, dem Sänger der ‚Wacht am Rhein‘“ 1870 der Oeffentlichkeit. Berührt auch manches unter diesen schlichten und anspruchslosen Erzeugnissen sympathisch, so vermögen sie doch nicht zu überzeugen, daß Schneckenburger wirklich ein berufener Poet gewesen ist. Lediglich auf die Wacht am Rhein gründet sich sein Anspruch auf Nachruhm. Ein wie großer Teil des Erfolges immer der Gunst der Verhältnisse und Wilhelms trefflicher Komposition zuzuschreiben ist, so erfüllt dieses vaterländische Volkslied doch alle Bedingungen, die an ein solches gestellt werden müssen. Einem von glühendem Patriotismus erfüllten

Herzen entströmt, ist es schlicht und gemeinverständlich gehalten, kraftvoll im Ausdruck, markig im Rhythmus.

Der kurze Lebenslauf Max Schneckenburgers bietet wenig Merkwürdiges. Der 17. Februar 1817 war sein Geburtstag, im Schwarzwalddorfe Thalheim (O.A. Tuttlingen) stand seine Wiege. Der Sohn eines wohlhabenden Landwirtes und Handelsmannes, besuchte er die Lateinschulen zu Tuttlingen und Herrenberg, widmete sich nach der Konfirmation dem Kaufmannsstande, kam 1834 in ein angesehenes Drogueriegeschäft nach Bern, wohin noch im selben Jahre sein älterer Bruder und väterlicher Berater Matthias als Theologieprofessor berufen wurde, und siedelte 1836 nach Burgdorf bei Bern über. Schneckenburger, der schon als Knabe seine poetischen Erstlinge dem Tuttlinger Grenzboten anvertraut hatte, ließ achtzehnjährig unter dem Titel „Die ersten Versuche in Poesie und Prosa. Von Max Heimthal“ (1837) ein unselbständiges und unreifes Büchlein drucken, dessen Herausgabe er bald selber als übereilten Streich betrachtete. Ferner spendete er, ein eifriger Anhänger der Pfizerschen Ideen, hin und wieder politische Aufsätze für Journale. Seine rege Teilnahme sowohl an allen Zeitereignissen als an der Entwicklung der deutschen Litteratur wird auch durch seine sorgsam geführten Tagebücher bezeugt. 1842 begründete er zu Burgdorf eine Eisenhandlung mit kleiner Eisengießerei und verheiratete sich mit der Tochter des Pfarrers Weikersreuter in Thalheim. Das eigene Geschäft brachte schwere Sorgen, und die äußere Lage der Familie war nicht eben glänzend. Schneckenburger trat dem Gedanken einer Rückkehr in die Heimat ernstlich nahe. Da fiel er, erst dreißig Jahre alt, am 3. Mai 1849 einer rasch verlaufenden Unterleibsentzündung zum Opfer. Sein Begräbnis fand in Burgdorf statt. 1886 führte man seine Gebeine nach Thalheim über und setzte sie auf dem dortigen Friedhofe von neuem bei. 1892 wurde ihm zu Tuttlingen ein Denkmal errichtet.

Sechstes Kapitel.

Religiöse Poesie.

Auch auf dem Gebiete der christlichen Lyrik traten die Schwaben im 19. Jahrhundert mit rühmlichen Leistungen auf den Plan. Zwei Momente wirkten zu einem günstigen Ergebnis zusammen: einmal die Wiedererstarkung des kirchlichen Lebens in Deutschland und dann die Blüte der schwäbischen Dichtkunst überhaupt. An dieser mußte die religiöse Poesie um so eher teilnehmen, als ja von alters her ein starker Prozentsatz der fähigen Köpfe im Land sich dem geistlichen Stande verschrieb; überdies sangen auch die weltlichen Lyriker des schwäbischen Dichterkreises vorwiegend aus frommem Gemüte heraus ihre Lieder. Manche von ihnen, wie Schwab, waren selbst Theologen, viele wenigstens durch Herkunft oder Familienverbindung mit den theologischen Kreisen des Landes verwachsen. Uhland und Kerner vor allem standen entschieden auf dem Standpunkte des überzeugten Christen, und ihre Gläubigkeit spiegelt sich in manchen ihrer Schöpfungen wider. Erst als die politischen Leidenschaften wuchsen, mischte eine jüngere Generation gelegentlich auch kirchenfeindliche Klänge in die schwäbische Dichtung.

Das Aufleben des religiösen Sinnes in Deutschland fällt zusammen mit der Ueberwindung der rationalistischen Weltanschauung durch die romantische, die es ja als eine ihrer Aufgaben betrachtete, Leben, Wissenschaft und Kunst mit christlichem Geiste zu durchdringen. Von der Erneuerung und Vertiefung des Christentumes im Volksbewußtsein zog bald die Kirche Gewinn, die, zumal seit dem von der ganzen protestantischen Nation glänzend begangenen dreihundertjährigen Jubelfeste der Reformation, wieder zu Macht und Selbständigkeit emporstieg. Der heftige Widerstand, der den Bestrebungen der Strenggläubigen zuerst von den Jüngern Hegels, dann von den litterarischen Vorkämpfern Jungdeutschlands entgegengesetzt wurde, spornte jene nur zur Verdopplung ihres Eifers an. Auch Württemberg nahm an dieser Entwicklung Anteil. Auch hier

wandten sich die Gemüter seit der Napoleonischen Zeit dem Glauben und seinen Tröstungen zu, auch hier begann sich die evangelische Kirche innerhalb dem Staate freier zu entfalten. Und zwar riß der Pietismus in dieser Bewegung bald die Führung an sich. Schon einmal, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus, hatte diese Richtung im Lande die religiöse Herrschaft ausgeübt. Sie hatte dann vor der Aufklärung das Feld räumen müssen, aber im stillen lebte und wirkte sie, genährt durch die vielfältigen Erinnerungen und Ueberlieferungen ihrer stolzen Vergangenheit, noch fort. Jetzt erhob sie von neuem hoch das Haupt. Sie gebot über energische Wortführer, eindrucksvolle Bußprediger. In der 1819 begründeten Brudergemeinde Kornthal (O.A. Leonberg) schufen sich die Pietisten einen festen Mittelpunkt für ihre Agitation. Aus dem Kampfe, den sie 1835 bis 1845 gegen die Verfechter des Hegelschen Pantheismus führten, gingen sie gestärkt hervor. Im dritten Viertel des Jahrhunderts gelangten sie innerhalb der Landeskirche zu großem Einflusse: saß doch eines ihrer Häupter, der Prälat Sixt Karl Kapff, im Kirchenregimente. Seinen Höhepunkt scheint der Pietismus jetzt überschritten zu haben, aber noch immer ist er in der württembergischen Kirche nicht nur geduldet, sondern begünstigt. Eines freilich ist ihm bei allen Triumphen niemals gelungen: die religiöse Gleichgültigkeit vieler Gebildeten zu besiegen, die durch seine Maßlosigkeiten sich weit mehr von der kirchlichen Gemeinschaft weggestoßen als zu ihr hingezogen fühlten.

Zur Zeit der Herrschaft des Rationalismus hatte in der geistlichen Poesie das christliche Moral- und Lehrgedicht nicht nur das einfache Kirchenlied von streng biblischer Haltung, sondern auch die aus der Tiefe glaubensstarker Gemüter entspringende religiöse Lyrik verdrängt. Jetzt tauchte unter dem Einflusse der Romantik letztere, vielfach mit einem mystischen Zuge schwärmerischer Innigkeit zersetzt, überall wieder auf. Diese neue Poesie trug zunächst ein vollständig persönliches Gepräge, und das subjektive Element überwog in ihr das ganze Jahrhundert über; aber doch entstanden da und dort Lieder, die, populär gehalten, sich dem Auffassungsvermögen und Bedürfnis der Kirchengemeinde anpaßten und die Gesangbücher wirklich bereicherten. Gleichzeitig wurden die alten, von der Auf-

klärung verachteten und verworfenen Kernlieder wieder in ihre Rechte eingesetzt und durch neue Sammlungen zugänglich gemacht. Von da bis zur Gesangbuchsreform war nur noch ein kurzer Schritt, der seit Beginn der vierziger Jahre allerorten zurückgelegt wurde.

In Württemberg, wo Pietisten und Gemäßigtere in Pflege der geistlichen Lyrik miteinander wetteiferten, kam auch das neue Gesangbuch durch gemeinsame Arbeit beider Teile ohne erhebliche Schwierigkeiten zu stande. Unter den sieben Theologen, aus denen die 1837 zu diesem Behuf eingesetzte Kommission bestand, waren vier Dichter: Bahnmaier, Albert Knapp, Schwab und Grüneisen, von denen die zwei ersten der pietistischen, die beiden anderen der freieren Richtung angehörten. Der von der Kommission hergestellte Entwurf wurde 1839 durch Druck der öffentlichen Kritik übergeben, eine verstärkte Synode vollendete im Frühjahr 1841 das Werk, dem dann die königliche Genehmigung erteilt wurde. Das 651 Nummern enthaltende „Gesangbuch für die evangelische Kirche in Württemberg" trägt den Stempel des Kompromisses an der Stirn. Es enthält eine stattliche Zahl älterer Kirchenlieder, und die daran vorgenommenen Aenderungen beschränken sich auf das Notwendigste. Der Pietismus ist stark berücksichtigt. Aber auch die Freunde des Gesangbuches vom Jahre 1791 sollten nicht vor den Kopf gestoßen werden, und so gewährte man neben den echten Gemeindegesängen vielen religiösen Moralliedern Aufnahme. Das neue Gesangbuch fand im ganzen Lande leichten und raschen Eingang und bewährte sich. Noch heute wird es nicht nur in Württemberg, sondern auch weit darüber hinaus benutzt. Bald darauf wurde eine neue Liturgie und ein neues Choralbuch, worin der einstimmige Kirchengesang durchgesetzt ist, eingeführt. Ueberhaupt ward der evangelischen Kirchenmusik in Württemberg, zumal in der Hauptstadt, bis in die Gegenwart eifrige Pflege, indem die Tonkunst auch ihrerseits von dem Wiedererwachen des religiösen Bewußtseins Zeugnis ablegte.

In dem Landesgesangbuche vom Jahr 1841 waren etliche dreißig württembergische Dichter vertreten, darunter die folgenden elf Namen aus dem 19. Jahrhundert: Bahnmaier, Barth, Dann, Grüneisen, Michael Hahn, Sophie Herwig, Hosch, Kern, Albert Knapp, Schwab, Chr. H. Zeller. In größerem Maßstabe konnten

die einheimischen Sänger in Albert Knapps umfassender Sammlung „Evangelischer Liederschatz für Kirche (Schule) und Haus“ berücksichtigt werden, die, als eine nützliche Vorarbeit für das neue Gesangbuch, 1837 erstmals in zwei stattlichen Bänden erschien und seitdem noch dreimal, zuletzt 1891 von Joseph Knapp, herausgegeben und bis auf die Gegenwart fortgeführt wurde. Auch sonst hat es den schwäbischen Dichtern keineswegs an Gelegenheit gefehlt, ihre frommen Ergüsse an die Oeffentlichkeit zu bringen. Bis auf den heutigen Tag giebt es ja im Lande zahlreiche erbauliche Blätter und Blättchen, die alle der christlichen Poesie einen Winkel einräumen. Einundzwanzig Jahre lang, 1833 bis 1853, besaß diese sogar in dem von Albert Knapp besorgten Taschenbuche „Christoterpe“ ein Organ vornehmen Stiles, zu dem begreiflicherweise die württembergischen Autoren leichten Zutritt fanden.

Wenn wir zunächst die pietistischen Dichter aus Schwaben einer Musterung unterziehen, so überragt der schon öfters erwähnte Albert Knapp an Talent und Einfluß alle übrigen weit. Der 25. Juli 1798 ist sein Geburtstag, Tübingen sein Geburtsort. Als zweijähriges Kind kam er nach Alpirsbach im Schwarzwalde, wohin der Vater als Oberamtmann versetzt worden war; von dem Kinzigthale mit seinen rauschenden Tannen und hüpfenden Wassern, von den Kreuzgängen des altehrwürdigen Klosters empfing der werdende Poet die ersten nachhaltigen Eindrücke. Mit elf Jahren siedelte der Knabe mit den Seinen nach Rottweil über, wo die Familie infolge ungerechter Suspendierung ihres Oberhauptes einen harten Schicksalswechsel erfahren sollte. Seit 1811 besuchte der junge Albert die Anatolische Schule in Tübingen und machte hier in der Philologie so gewaltige Fortschritte, daß er bis zu seinem 30. Lebensjahre besser lateinisch als deutsch zu schreiben verstand. Ursprünglich zum Juristen bestimmt, verspürte er plötzlich Neigung zum theologischen Studium. Herbst 1814 wurde er in das Seminar Maulbronn, zwei Jahre darauf in das Tübinger Stift aufgenommen; über beide evangelischen Theologenschulen hat er später ein außerordentlich herbes Urteil gefällt. Als Student führte er ein flottes Leben, das ihm nach seiner Bekehrung in höchst sündhaftem Licht erschien. Schlimmeres als willkürlichen und verworrenen Studien-

gang, unregelmäßigen Fleiß, Schwärmerei für freiheitliche und burschenschaftliche Bestrebungen, eifrigen Wirtshausbesuch und exzentrisches Gebahren hatte er sich indessen nicht vorzuwerfen. Mit der geheiligten Stiftsordnung stand er freilich auf sehr gespanntem Fuße, so daß er der Relegation mit knapper Not entging. Die Stunden blieben nicht aus, da ihn das studentische Treiben anekelte; weil er aber damals noch völlig „christlos" war, flüchtete er sich in die Arme der Natur und der Poesie. Leider ist von seinen weltlichen Jugenddichtungen nichts auf uns gekommen.

Herbst 1820 verließ Knapp die Universität und wurde zunächst zum Pfarrvikar in Feuerbach, dann in Gaisburg (beide Orte nahe bei Stuttgart) bestellt. Jetzt vollzog sich allmählich die große Umwandlung in seinem Inneren. Tief fühlte er den Zwiespalt, seinen Mitchristen das Heil predigen zu sollen, ohne sich dieses Heiles selbst teilhaftig zu fühlen. In der Dichtkunst vermochte er nicht mehr Trost zu finden. Da erschien der ihm schon vom Maulbronner Seminar her befreundete Ludwig Hofacker, damals Vikar in Stuttgart, als sein rettender Engel. Durch diesen wurde er „erweckt", durch den Umgang mit den Pietisten von Stuttgart und Umgebung, meist ganz einfachen Leuten, in der neuen Richtung bestärkt. Ohne schwere Seelenkämpfe ging der Umschwung nicht vor sich. Aber nachdem Knapp einmal mit sich einig geworden war, huldigte er zunächst dem schroffsten und einseitigsten Pietismus, wie ja entschiedene Naturen gerne von einem Extrem in das andere überspringen. Später, als er mehr und mehr von „gesetzlich asketischer Sonderbarkeit" zum heiteren Glauben an die göttliche Gnade durchgedrungen war, hat sich bei ihm manches gemildert und abgeschliffen. Damals entsagte der junge Zelot völlig der Welt und verdammte ihre harmlosesten Vergnügungen als sündhafte Verirrungen. In Feuerbach opferte er seinen „heidnischen Dichterruhm" dem Heiland, indem er alle seine weltlichen Poesien verbrannte, hier veräußerte er auch seinen geliebten Flügel, auf dem er meisterlich zu spielen verstand, weil sein Herz zu sehr an ihm hänge und so von Christus abgezogen werde.

Knapps erste feste Bedienstung war das Diakonat im Städtchen Sulz, das ihm zu Anfang des Jahres 1825 übertragen wurde.

Hier gründete er sich einen Hausstand und fand das erhoffte Glück an der Seite seiner jungen Gattin; später kam er noch zweimal in die Lage, seine Wahl treffen zu müssen. Recht behaglich fühlte er sich in Sulz nicht, weil er bei der dortigen Bevölkerung für seine Bestrebungen wenig Interesse vorfand. Durch seine strenge Art zu predigen stieß er gerade die gebildeten Elemente zurück, deren Sündenbewußtsein nicht stark genug war, daß sie sich von ihrem Helfer wie Räuber und Mörder von der Kanzel herab andonnern ließen. So war es ihm ein sehr willkommener Wechsel, als er Mai 1831 auf das Diakonat Kirchheim u. T. versetzt wurde. Hier fand er einen günstigeren Boden und entfaltete in Verbindung mit der in Kirchheim residierenden frommen Herzogin Henriette von Württemberg und anderen gleichgesinnten Christen eine fruchtbare Thätigkeit. Im Jahr 1836 siedelte er nach Stuttgart über, um fortan bis zu seinem am 18. Juni 1864 erfolgten Tod in der Hauptstadt zu wirken, zuerst kurze Zeit als Diakonus an der Hospitalkirche, seit Herbst 1837 als Oberhelfer an der Stiftskirche, seit Dezember 1845 als Stadtpfarrer an St. Leonhard und Dekan. Ueber ein Vierteljahrhundert lang war Knapp der hauptsächliche Hort des strenggläubigen und frommen Protestantismus in Stuttgart. Als Kanzelredner hatte er nach und nach den allzu hohen Flug seiner Phantasie mäßigen gelernt und den Hang übertriebener Breite überwunden, so daß Karl Gerok den „tiefen, aus dem Herzen quellenden Brustton seiner einfachen und doch geistvollen, ruhig und doch mit einer priesterlichen Majestät einherschreitenden Vorträge" rühmen konnte. Fast noch größeren Nachdruck wie auf die Predigt legte Knapp auf die christlichen Versammlungsstunden, worin er Männern und Frauen, später auch Jungfrauen das göttliche Wort ausdeutete. Alles Sektenwesen war ihm übrigens zuwider. Auch am Vereinsleben nahm er nur geringen Anteil, wogegen er seit 1841 die halbjährlichen Stuttgarter Predigerkonferenzen leitete.

Das Bedeutendste hat Knapp als christlicher Dichter und Schriftsteller geleistet. Schon in jenen Feuerbacher Bekehrungstagen beschäftigte ihn die religiöse Poesie; damals entstand unter anderem das allbekannte schöne Lied „Eines wünsch' ich mir vor allem andern". 1829 erschien eine erste zweibändige Sammlung,

„Christliche Gedichte“, von Knapps Baseler Freunden veranstaltet. In der Folge veröffentlichte er neben einzelnen Stücken, womit er seine Christoterpe und andere Zeitschriften schmückte, folgendes in Buchform: 1831 das Gedicht „Völker und Fürsten“, 1834 zwei Bände „Neuere Gedichte“, 1839 den Liedercyklus „Hohenstaufen“, 1843 „Gedichte. Neueste Folge“, 1854 „Gedichte“ in einer einbändigen Auswahl, 1859 „Herbstblüthen“, 1862 „Bilder der Vorwelt“, 1864 „Geistliche Lieder“ in Auswahl.

Nicht nur durch eigene Erzeugnisse bereicherte Knapp die religiöse Poesie, er machte auch fremde Werke vergangener wie gegenwärtiger Zeiten in großartigem Umfange dem gläubigen Publikum zugänglich. Außer seinem mit zähem Fleiße gesammelten und auf die primären Quellen zurückgehenden Evangelischen Liederschatze besorgte er verschiedene Gesangbücher, wie er ja auch an dem Zustandekommen des württembergischen vom Jahr 1841 hervorragenden Anteil hatte, und gab eine Reihe Gedichtsammlungen älterer und neuerer geistlichen Autoren, namentlich des Grafen von Zinzendorf, heraus. Der litterarhistorische Wert seiner hymnologischen Arbeiten wird freilich durch die willkürlichen Aenderungen, die er sich an den gegebenen Texten vorzunehmen erlaubte, herabgemindert.

Für seine Christoterpe, die Knapp in wertvolle Verbindungen mit allen bedeutenden Gesinnungsgenossen aus nah und fern brachte, lieferte er auch viele Prosaaufsätze. Diese bestanden in Reiseschilderungen, Skizzen, namentlich aber in Biographien. Mit Vorliebe wählte er sich wahlverwandte Naturen zur Behandlung: kraftvolle und scharf ausgeprägte religiöse Charaktere, mochten sie nun seinem Zeitalter angehören, wie sein früh verstorbener Freund Ludwig Hofacker, oder der Geschichte verfallen sein, wie der Jesuit und lateinische Dichter Jakob Balde. Die Lebensbeschreibung Hofackers, auch in Buchform erschienen, fand besonderen Beifall und ward in verschiedene fremde Sprachen übertragen. Nach Knapps Tod wurden seine wichtigsten biographischen Arbeiten zu zwei Bänden, „Gesammelte prosaische Schriften“ (1870/5), vereinigt, ebenso die Aufzeichnungen über seinen Lebensgang als „Lebensbild von Albert Knapp“ von seinem Sohne Joseph Knapp zu Ende geführt und 1867 herausgegeben. Diese Autobiographie leidet unter dem Ueber-

maße christlicher Reflexion. Nach mehr Menschlichem schmachtet der Unbefangene bei ihrer Lektüre. Ist doch Knapps Persönlichkeit anziehend genug, daß man von seinem irdischen Treiben mindestens ebenso gern erfährt als von seinen inneren Zuständen. Sein Prosastil ist kernig und markig, aber mitunter schwerfällig und dunkel. Durch Mutterwitz, durch kleine individuelle Züge, Anekdoten und glücklich gewählte Vergleiche gewinnt die Darstellung Leben und Farbe; die künstlerische Anordnung der Aufsätze hält mit der Gediegenheit ihres Inhaltes nicht gleichen Schritt.

Doch nicht als Prosaschriftsteller, vielmehr als Dichter behauptet Albert Knapp seinen Platz in der deutschen Litteraturgeschichte. Die Natur selbst hatte ihn zu Außergewöhnlichem geschaffen. Kraft, oft ungestüme, leidenschaftliche Kraft war der Grundzug seines Wesens. Ein kriegerischer Geist hauste in seinem gigantischen Körper. Heldenthaten und Schlachtenmut vergangener Geschlechter zogen ihn besonders an, und gegen die eigenen Feinde verstand er gewaltige Keulenschläge zu führen. Damit ging große Beweglichkeit und Lebhaftigkeit des Temperamentes Hand in Hand. Seinen Wissensdrang befriedigte er ebensowohl im Verkehre mit der Welt und den Menschen als am Studiertisch. Auf Reisen bemühte er sich seine Bildung zu erweitern. Die Weltgeschichte war seine Lieblingswissenschaft; in einzelnen ihrer Zweige, wie in der Kriegsgeschichte, verfügte er, durch ein ausgezeichnetes Gedächtnis unterstützt, über verblüffende Kenntnisse. Sein Sinn für die Gegenwart blieb jedoch hinter dem für die Vergangenheit keineswegs zurück. Als ein warmblütiger Patriot bethätigte er weitgehende Teilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten, an den großen Fragen der hohen Politik so gut wie an kleinen Streitfragen des täglichen Lebens, denen gegenüber er mit Leidenschaftlichkeit in seiner Weise Stellung zu nehmen pflegte. Und über dem Treiben der Menschen übersah er nicht das stille Wirken und Weben der Natur, deren Wunder er vielmehr allezeit mit offenen Augen und offenem Herzen in sich aufnahm. Welche Vorteile mußte nach der stofflichen Seite hin solche Reichhaltigkeit der Bildung, solche Vielseitigkeit des geistigen Interesses dem Dichter gewähren! Und nun kamen noch zu diesen allgemeinen Vorzügen

Eigenschaften, die den Poeten im besonderen ausmachen: Fülle und Kraft der Phantasie, Tiefe und Stärke des Gemütes, Reichtum und Eigenart der Gedanken, Schwung und Mannigfaltigkeit des sprachlichen Ausdruckes, Gewandtheit und Leichtigkeit in der Formgebung. Alle Elemente zu einem bedeutenden Lyriker waren in Knapp vorhanden. Und zwar stand der erhabene Ton ihm am besten an. Gewiß wäre dieses starke Talent, wenn es der weltlichen Dichtung treu geblieben wäre, auf dem Gebiete der pathetischen Lyrik, der Gedankenpoesie und Naturschilderung ein würdiger Nachfolger Schillers und Hölderlins geworden. Statt dessen zog er vor, sein ganzes Können in den Dienst der Religion zu stellen und einer der Hauptvertreter der christlichen Tendenzdichtung zu werden. Die Kunst hat dabei unter allen Umständen verloren. Nicht als ob der Wert der geistlichen Poesie unterschätzt oder gar geleugnet werden soll. Subjektive Gefühlsergüsse von Gläubigen, objektiv gehaltene Kirchenlieder zum Preise des Höchsten und der höchsten Dinge, auch religiöse Naturbetrachtungen haben ihre Berechtigung so gut wie alle Gattungen der weltlichen Lyrik. Nur darf man umgekehrt nicht der irdischen Muse ihr Recht verkümmern wollen, wie Knapp in geharnischten Kriegserklärungen es gethan hat. Nur läßt sich nicht jedem rein weltlichen Stoff ungestraft der christliche Standpunkt unterschieben. Bei der Lebhaftigkeit seines Geistes, bei dem Umfange seiner Bildung konnte Knapp sich nicht wohl auf den verhältnismäßig engen Stoffkreis beschränken, der eine religiöse Behandlung ohne Zwang zuläßt. Vielmehr unternahm er, wie sich einer seiner Kritiker ausdrückt, den Versuch, das Universum in christlicher Poesie zu verklären. Seine Vorliebe für die Geschichte ist ja schon betont worden. Zahlreiche historische Stücke aus allen Zeitaltern finden sich unter seinen Gedichten, die zwei Sammlungen „Hohenstaufen" und „Bilder der Vorwelt" sind fast ganz diesen Gegenständen gewidmet. Aber überall hat er sich durch den allzu christlich lehrhaften Ton, durch eine mindestens noch an den Schluß gehängte Tendenz die Wirkung verdorben. Große Ereignisse, Thaten, Persönlichkeiten empfangen von sich selbst so viel Licht, daß sie fremder, künstlicher Beleuchtung nicht bedürfen. Das vorchristliche Altertum vollends ist eine in sich völlig abge-

schlossene Kulturperiode, an die der christliche Maßstab nimmermehr angelegt werden darf. In der Einleitung zu den Bildern der Vorwelt wird der Geist des Gerichtes angerufen, und der herrscht in der That durch das ganze Buch. Welch seltsamen Eindruck macht es aber, wenn beispielsweise die harmlosen Arkadier dafür zur Rechenschaft gezogen werden, daß sie nicht schon vor der Existenz des Christentumes nach diesem Heilsverlangen getragen haben! Man kann sich denken, daß Knapp in Zeitgedichten nicht geringere Strenge walten läßt. So erspart er Schiller und namentlich Goethe trotz der hohen Bewunderung, womit ihn das Genie der beiden Männer erfüllt, wegen ihres Heidentumes tüchtige, aus Mitleid und Zorn gemischte Strafpredigten nicht.

Während dieser Tadel den innersten Kern und Lebensnerv der Knappschen Poesie trifft, wenden sich andere Bedenken mehr gegen ihre äußere Form. Die Masse der Produktion mußte ihrer Güte Eintrag thun. Die Befähigung, leicht und rasch zu schaffen verführte unseren Dichter dazu, so viel zu dichten, daß er unmöglich immer bedeutende und neue Stoffe finden, dem Ausdrucke die wünschenswerte Sorgfalt zuwenden, dem metrischen Gefüge die richtige Rundung geben konnte. Knapps Schöpfungen, in ihrer Gesamtheit überschaut, machen vielfach den Eindruck des Gedehnten, Breitspurigen, Einförmigen und des formal Nachlässigen. Er selbst hat das Bekenntnis abgelegt, daß es ihm an Selbstzucht und Selbstbeherrschung gefehlt habe, daß er häufig im Schlafrock und in den Pantoffeln stehe, und ein andermal hat er zu einem Freunde „nicht ohne Anflug tiefen Schmerzens gesagt, er sei als Dichter das nicht geworden, was er der Anlage nach hätte werden können“.

Das ist eine unbestreitbare Thatsache. Indessen bleibt nach Abzug des Minderwertigen, ja selbst des Mittelguten noch genug des Schönen und Erhebenden in Knapps Poesie übrig. Seine christlichen Lieder, von echter und ungesuchter Empfindung getragen, wissen empfängliche Gemüter zur Andacht zu stimmen. Eine beträchtliche Anzahl davon sind Kirchenlieder und damit Gemeingut des Volkes geworden, wozu Bewegtheit des Rhythmus und Sangbarkeit sie trefflich eignen. Acht Stücke sind in das württembergische

Landesgesangbuch von 1841, manche in andere Gesangbücher aufgenommen worden. Auch die Gedichte, welche aus Knapps innerem Leben entsprungen sind, ergreifen vielfach den Leser. Wie eindringlich weiß er die Vergänglichkeit des Irdischen zu besingen! wie innig und wahr sind die „Lieder der Sehnsucht“ an seinen in jungen Jahren heimgegangenen Sohn Paul, von denen Karl Gerok sagt, sie seien mit dem väterlichen Herzblut geschrieben und zeigen in der rührendsten Mischung und immer schönerer Versöhnung den tiefen Schmerz der Natur und den starken Trost des Glaubens! Nicht zuletzt erfreut Knapp durch seine außerordentliche Gabe der Naturbeschreibung. Während die meisten seiner schwäbischen Sangesgenossen sich mit Vorliebe in die stillen Reize der sie umgebenden Natur versenken und ihren kleinen und kleinsten Geheimnissen zärtlich nachspüren, läßt er sich mehr eine erhabene und großartige Auffassung der Natur angelegen sein. Wohl nimmt auch er gerne sein viel besungenes Heimatland zum Gegenstande seiner Dichtungen: vor allem den Schwarzwald mit den Stätten, an die seine Jugenderinnerungen gebannt sind, und den Kaiserberg Hohenstaufen. Aber immer wieder schweift seine Phantasie darüber hinaus, nach Italien, Griechenland, dem Orient. In den Bildern der Vorwelt entwirft er glanzvolle Gemälde versunkener Herrlichkeit. Meist in frei rhythmisierten, kurzzeiligen und reimlosen Versen schreiten seine Schilderungen majestätisch einher, das nachdrücklichste Pathos und den ausgesuchtesten Redeprunk entfaltend, und legen davon Zeugnis ab, welche Wirkungen die Macht der Sprache schon an sich hervorzubringen vermag.

Christian Gottlob Barth blieb an umfassender und erfolgreicher litterarischen Wirksamkeit hinter seinem Gesinnungsgenossen Albert Knapp kaum zurück. Er erblickte am 31. Juli 1799 zu Stuttgart das Licht der Welt. Das Haus seines Vaters, eines frommen Zimmermalers, war eine Pietistenherberge, und so wurde dem begabten Knaben schon durch die Verhältnisse, unter denen er aufwuchs, seine eigentümliche Geistesrichtung zugewiesen. Auf dem Stuttgarter Gymnasium dichtete, schriftstellerte er bereits und verriet viel Erzählertalent. Als Zögling des Tübinger Stiftes, das er von 1817 bis 1821 besuchte, schleuderte er anonym energische

Flugschriften zur Verteidigung des Pietismus und der Brüdergemeinde Kornthal in die Welt. Je reifer er wurde, desto zielbewußter stellte er alle seine Kräfte in den Dienst des christlichen Gedankens. Januar 1838 gab er das seit Dezember 1824 verwaltete Amt eines Pfarrers zu Möttlingen (O.A. Calw) auf, um von Calw aus eine Wirksamkeit großen Stiles zu entfalten. Er widmete sich namentlich der inneren und äußeren Mission, unternahm dafür weite Reisen, trat bei Missionsfesten als Festredner auf, pflegte schriftlichen Verkehr mit zahllosen Missionaren, hielt sein gastfreies Haus für diese und andere Christen stets offen. Er begründete und leitete ferner den noch heute blühenden Calwer Verlagsverein, der seiner Aufgabe, eine gute volkstümliche Litteratur für die evangelische Familie und Jugend zu schaffen, in umfassender Weise gerecht geworden ist. Barth war ein origineller Mensch, der es fertig brachte, bei scharf ausgeprägter pietistischen Weltanschauung, bei strengster Bibelgläubigkeit, die sich bis auf die Ueberzeugung des nahen Weltendes und Wiederkommens Christi ausdehnte, einen heiteren Sinn und gesunden Humor festzuhalten und im Leben praktisch zu bethätigen. Durch das Ansehen, das er weithin genoß, und das ihm auch mancherlei äußere Ehrungen eintrug, ließ er sich nie zu geistigem Hochmute verleiten. Er starb am 12. November 1862 in Calw.

Barth redigierte und schrieb die erbaulichen Zeitschriften, Bücher und Traktate des Calwer Verlagsvereines zum großen Teile selbst und unterstützte nebenher andere christliche Unternehmungen, wie die Christoterpe. Zwar niemals verheiratet, war er doch ein außerordentlicher Kinderfreund und suchte mit seiner Feder hauptsächlich der Jugend zu dienen. Seine frommen und lehrreichen, dabei doch unterhaltenden Kindergeschichten erfüllten ihren Zweck auf's beste; seine „Jugendblätter" erfreuten sich besonderer Beliebtheit. Als geistlicher Sänger bebaute er vorzugsweise das Feld der Kinderlieder- und Missionsdichtung. Nachdem er schon 1836 einen Band „Christliche Gedichte" herausgegeben hatte, ließ er 1842 seine „Lieder und Gedichte für Christenkinder" und 1864 seine „Missionslieder" erscheinen. Mit hohen ästhetischen Anforderungen darf man an die Gaben seiner Muse, die ihm selbst weniger für

Kunstwerke als für Stützen seines christlichen Wirkens galten, nicht herantreten; aber von sittlichem Ernst, ehrlicher Ueberzeugung und starkem Glauben beseelt, weiß er Gefühle der Gottes- und Menschenliebe zu herzlichem Ausdrucke zu bringen, ohne gegen Andersdenkende feindselig zu eifern.

Gottlieb Wilhelm Hoffmann (1771—1846) aus Ostelsheim (O.A. Calw), der Begründer und langjährige Vorstand der Brüdergemeinde Kornthal, gab 1810 das Leonberger Liederbüchlein heraus und dichtete selbst gelegentlich. Christian Heinrich Zeller (1779 bis 1860), auf Schloß Hohenentringen (O.A. Herrenberg) geboren, ging 1801 aus innerer Neigung vom juristischen Studium zum Berufe des christlichen Pädagogen über, war in verschiedenen Stellungen thätig und gründete 1820 die Kinderrettungs- und Armenschullehrer-Anstalt zu Beuggen am Rhein bei Basel, die unter der vierzigjährigen Leitung des ehrwürdigen Mannes blühte. Ein fruchtbarer erbaulicher Schriftsteller, versuchte er sich auch in kunstlosen, aber kräftigen, eng an das biblische Wort angelehnten Liedern, von denen einige in Knapps Evangelischen Liederschatz und verschiedene Gesangbücher Aufnahme gefunden haben. Denselben Geist atmen die Erzeugnisse Johann Gottlieb Friedrich Köhlers (1788—1855) aus Stuttgart, der verschiedene Pfarrämter, zuletzt das zu Degerloch bei Stuttgart, versehen hat. Als er 1847 wegen Kränklichkeit pensioniert wurde, hatte er an der Muse die beste Trösterin in langer schweren Leidenszeit. Er soll es im ganzen auf anderthalb tausend Gedichte gebracht haben, von denen ein kleiner Teil im Christenboten und Evangelischen Liederschatz gedruckt wurde; nach seinem Tod erschien eine Auswahl seiner glaubens- und leidensstarken Krankenlieder, „Unter dem Kreuz" betitelt, 1863 in Buchform. Auch Gottlob Christian Kern (1792 bis 1835) aus Söhnstetten (O.A. Heidenheim), Professor am Schönthaler Seminar und dann Pfarrer in Dürrmenz (O.A. Maulbronn), hat aus körperlichem Elend heraus eine Reihe gottergebener und inniger Lieder gesungen, die in der Christoterpe und an anderen Orten zerstreut sind; das schöne Abendmahlslied „Wie könnt' ich Sein vergessen" ist in das württembergische Landesgesangbuch aufgenommen worden. Religiöse Prosaaufsätze Kerns brachte nament-

lich die Christoterpe, und aus seinem Nachlasse wurde ein Band Predigten veröffentlicht. Nur wenige Gedichte sind von zwei weiteren Anhängern der pietistischen Richtung bekannt geworden: von Karl Friedrich Stange (1792—1865) aus Großbottwar (O.A. Marbach), langjährigem Pfarrer in Gerlingen (O.A. Leonberg), und von Gottlob Baumann (1794—1856) aus Besigheim, seit 1839 Pfarrer in Kemnath (im Stuttgarter Amtsbezirk) und gleichzeitig sechs Jahre lang Vorstand der von ihm mitbegründeten Kinderrettungsanstalt im benachbarten Plieningen, einem der Vertrauten Knapps, den er bei seinem Evangelischen Liederschatz unterstützt hat; außerdem gab er ein in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitetes „Christliches Hausbüchlein“ mit auserlesenen Liedern und Gebeten heraus. Kläglich stümperhafte Reimereien sind die „Psalmlieder“ (1848) und „Prophetenlieder nach Jesaia“ (1850) des durch seine Wunderkuren und Teufelsaustreibungen weithin bekannt gewordenen Christoph Blumhardt (1805—1880) aus Stuttgart, Pfarrers in Möttlingen (O.A. Calw) und seit 1852 Vorstandes der bekannten, im pietistischen Geiste geleiteten Nervenheilanstalt im Bade Boll (O.A. Göppingen). Endlich sind unter den Dichtern der streng religiösen Richtung noch zu nennen Marie Sophie Herwig (1810—1836), Tochter eines Dekanes aus Eßlingen, deren inneres Leben sich unter dem Drucke körperlicher Leiden reich entfaltete, Albert Ostertag und Christoph Hoffmann. Ostertag (1810—1871) aus Stuttgart, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ursprünglich württembergischer Theologe, dann Lehrer an der Baseler Missionsschule, widmete seine gewandte Feder ganz den Werken der Mission und Bibelverbreitung, verfaßte eine Anzahl Schriften aus diesem Gebiet und redigierte die Bibelblätter sowie das Missionsmagazin. Hoffmann (1815—1885) aus Leonberg, der bekannte Begründer christlicher Kolonien in Palästina, gab 1869 „Gedichte und Lieder“ heraus, die nicht ohne formale Gewandtheit und rhetorischen Schwung, wenn auch ohne selbständige poetische Bedeutung sind. Auch ein „lyrisches Drama“, Namens „Maria“, das Jesu Tod und Auferstehung behandelt, findet sich in der Sammlung. Als theologischer Schriftsteller machte sich Hoffmann, der 1845 die pietistische „Süddeutsche Warte“ begründete, hauptsächlich durch das

Werk „Occident und Orient“ und zwei Bände „Bibelforschungen“ bekannt.

Die beiden religiösen Gemeinschaften der Michelianer und Pregizianer, die zwar innerhalb der Landeskirche verblieben, sich aber doch der Sektiererei bedenklich näherten, erfreuten sich ebenfalls eigener Liederschätze. Michael Hahn (1758—1819), ein Bauer aus Altdorf (O.A. Böblingen), im Volke „Michele“ geheißen, der originelle Stifter der zuerst genannten Organisation, der seine letzten vierundzwanzig Lebensjahre als Schützling der Herzogin Franziska auf deren Gut in Sindlingen (O.A. Herrenberg) verbrachte und dort in Muße den mannigfachen Ansprüchen seines erbaulichen Berufes gerecht werden konnte, verfaßte viele religiöse Schriften, die nach seinem Tod in einer dreizehnbändigen Ausgabe veröffentlicht wurden. Darin und in einigen ebenfalls erst aus dem Nachlasse gedruckten Sammlungen finden sich seine zahllosen ganz rohen und poesiewidrigen Lieder. Diese werden von den in Württemberg, Baden und der Pfalz weit verbreiteten Michelianern bei ihren Zusammenkünften gesungen; etliche sind in Bearbeitungen Albert Knapps weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. Während die strenge geordneten, auf pietistischem Boden stehenden Anhänger Hahns den Moment der Heiligung besonders betonten, waren die Pregizianer, die sich nach dem Tod ihres Stifters mancherlei Ausschreitungen zu Schulden kommen ließen, im schroffen Gegensatze zu jenen ganz vom Gefühle der Beseligung durchdrungen. Aus solchem heraus sangen diese „fröhlichen Christen“ ihre enthusiastischen Lieder zu den lustigsten weltlichen Melodien. 1821 gab die Gemeinschaft ein eigenes, „Sammlung geistlicher Lieder zum Gebrauche für glaubige Kinder Gottes“ betiteltes Gesangbuch heraus. Unter ihren Dichtern sind zu nennen Christian Gottlob Pregizer selbst (1751—1824) aus Stuttgart, Stadtpfarrer in Haiterbach (O.A. Nagold), ein beliebter Prediger von volkstümlicher Beredsamkeit, der auch 1817 eine kleine, poetisch ganz wertlose Sammlung, „Lieder und einzelne Verse verschiedenen Inhalts“, erscheinen ließ, und Wilhelm Ludwig Hosch (1750—1811) aus dem damals württembergischen (jetzt badischen) Schwarzwaldstädtchen Hornberg, zuletzt Pfarrer in Aidlingen (O.A. Böblingen), der Vertraute Pregizers, auch Verfasser

eines „Katechismus für Nachdenkende" (1801). Der 1803 mit seinen Anhängern nach Nordamerika ausgewanderte Separatist Johann Georg Rapp (1757—1847) aus Iptingen (O.A. Vaihingen), Begründer der Harmonistensekte, stellte ein „Harmonisches Gesangbuch" (1827) zusammen, zu dem er eine Anzahl eigener, mystisch unklarer Stücke lieferte. In dem „Gesangbuch für Mennonitengemeinden" (Danzig 1854) stehen mehrere Lieder des Johann Wilhelm Mannhardt (1760—1831) aus Kleinheppach (O.A. Waiblingen), der, ursprünglich württembergischer Theologe, frühzeitig nach Holstein verschlagen wurde und als Haupt der dortigen Mennoniten vielseitig für Förderung des religiösen Lebens thätig war. Er veröffentlichte auch eine Reihe erbaulicher Schriften, darunter die Geschichte „Christoph Söring und seine Familie" (1788).

Alle diese auf dem Boden des Pietismus oder der mit ihm zusammenhängenden Gemeinschaften stehenden religiösen Poeten haben durchschnittlich weit mehr Nachdruck auf die Religion als auf die Poesie gelegt. Sie stellten ihre Reimkunst in den Dienst des objektiven Gemeindegesanges und der allgemeinen christlichen Propaganda, verfolgten mit ihren Versen vorwiegend erbauliche, pädagogische, kurz praktische Zwecke. Gleichzeitig mit ihnen lebten und wirkten im Schwabenland eine Anzahl geistlicher Dichter, denen es darum zu thun war, unbeschadet ihrer moralisch-religiösen Tendenzen auch den ästhetischen Standpunkt zu wahren, die mehr die subjektive Kunstlyrik als das objektive Kirchenlied pflegten. So veröffentlichte Johann August Camerer (1790—1870) aus Marbach, als Pfarrer in Walheim (O.A. Besigheim) gestorben, 1828 „Astern-Kränze auf Gräber für Erwachsene und Kinder", eine ziemlich umfangreiche Sammlung selbstgefertigter poetischen Grabinschriften von ungleicher Güte, und 1830 unter dem Titel „Wiege und Sarg" ein Bändchen religiöser Gedichte, die sich ausschließlich mit der Vergänglichkeit des Irdischen und den letzten Dingen beschäftigen und, zum großen Teil knapp und epigrammatisch gehalten, gewandte, aber etwas fabrikmäßige Behandlung zeigen.

Ernsthafter muß Georg Rapp genommen werden. Er kam am 13. September 1798 in Stuttgart als Sohn des Kaufmannes Gottlob Philipp Rapp zur Welt, studierte in Tübingen außerhalb

dem Stifte Theologie und war der Reihe nach Pfarrer in Perouse (O.A. Leonberg), Klosterreichenbach (O.A. Freudenstadt), Oberurbach (O.A. Schorndorf), Liebenzell (O.A. Calw), Trossingen (O.A. Tuttlingen) und Bernhausen (Amtsbezirk Stuttgart), wo er am 22. November 1868 verschied. Sein äußerlich ruhig abgelaufenes Leben scheint an inneren Kämpfen und Anfechtungen reich gewesen zu sein. Es macht den Eindruck, als ob ihm seine Dichtergabe mehr Enttäuschung als Freude bereitet habe. Von den höchsten Idealen erfüllt, müht er sich umsonst ab, was seiner Seele vorschwebt, zu vollkommenem Ausdrucke zu bringen. Alles ist bei ihm edel gedacht, groß angelegt, aber das feste Gestaltungsvermögen fehlt, und je heißer er sich um Selbständigkeit bemüht, desto mehr erscheint seine Darstellung erzwungen, erkünstelt und gequält, dunkel und schwer verständlich. Diese Bemerkung gilt gleichermaßen von Rapps geistlichen und weltlichen Schöpfungen. Er begann 1825 mit einem dünnen Bändchen „Geistliche Lieder für Künstler", ließ 1829 ein episches Gedicht in fünf Gesängen, „Die Dichterweihe", nachfolgen, worin er in allzu stofflos transzendenter Weise das Erdenschicksal eines Sängers zur Stauferzeit und zuletzt die Wonnen des Wiedersehens im Christenhimmel ausmalt, veröffentlichte 1836 „Christuslieder. Passions- und Ostergesänge", von der kirchlichen Schablonenpoesie stark abweichende, aber schwerflüssige Romanzen über Jesu Leiden und Auferstehung, und 1839 eine Sammlung weltlicher Balladen aus der vaterländischen Vergangenheit unter dem Titel „Deutsche Ahnen in Romanzen aus Geschichte und Sage". Er verfertigte ferner eine in vielen Auflagen verbreitete Verdeutschung der Bekenntnisse des heiligen Augustinus (1838), übertrug „Die erwecklichen Schriften des Märtyrers Hieronymus Savonarola" (1839) und war fleißiger Mitarbeiter am Morgenblatte. Nach längerer Pause trat Rapp noch mit Erzählungen in E. Höfers Hausblättern und zwei selbständigen Werken hervor, dem epischen Gedicht „Augustinus" (1863), das des Kirchenvaters sündiges Leben, Einkehr und heilige Laufbahn ziemlich matt behandelt, und seiner besten Leistung, dem historischen Romane „Witukind" (1864), der zwar mehr mit romanhaften Einzelheiten ausgeschmückte Geschichterzählung als eine künstlerisch zusammen-

gefaßte Handlung liefert, aber die Kämpfe, Besiegung und Bekehrung des Sachsenhelden glaubwürdig und anziehend schildert.

Albert Zeller, geboren am 6. November 1804 zu Heilbronn, studierte in Tübingen Medizin und ließ sich nach längerem Aufenthalt in Berlin 1829 als praktischer Arzt in Stuttgart nieder. 1832 wurde er zum Direktor der neu errichteten Irrenanstalt Winnenthal bei Winnenden (O.A. Waiblingen) ernannt und trat Jahrs darauf diese Stelle an, nachdem er sich zuvor mit einer Reihe auswärtiger Irrenhäuser bekannt gemacht hatte. Mit hingebender Liebe und aufopfernder Treue widmete Zeller fortan seine ganze Lebenskraft seinem schweren, aber segensreichen Beruf, in dem er Hervorragendes leistete. Die Religion war dem wahrhaft frommen Arzt ein wichtiges Heilmittel. In der Religion suchte und fand er selbst auch Trost, als ihm seine heiß geliebte Gattin, eine Tochter des Berliner Buchhändlers Georg Reimer, 1847 durch einen frühzeitigen Tod entrissen wurde. Der Schmerz förderte den in seinem Inneren ruhenden lyrischen Schatz zu Tag, und so entstanden seine „Lieder des Leids", die zuerst teilweise in der Christoterpe, zu deren Mitarbeitern er gehörte, dann 1851 in Buchform erschienen und bis 1882 sieben immer wieder vermehrte Auflagen erlebten. In einfach prunklosem, aber herzlich warmem Tone verleiht er rein persönlichen Gefühlen rührenden Ausdruck. In demütiger Ergebung erhebt er vom irdischen Grame seine Blicke nach oben, und indem Christus als Helfer und Tröster in der ärgsten Not erscheint, gestalten sich die Klagelieder zugleich zu Preisgesängen des Höchsten, ohne daß irgend welche Tendenz den rein poetischen Genuß an dieser Poesie trübt. Zu sonstigen schriftstellerischen Leistungen gewann der vielseitig gebildete Mann seinem Berufe keine Zeit ab; in jüngeren Jahren hatte er ein anonymes Schriftchen gegen Kerners Seherin von Prevorst veröffentlicht. Zeller starb als Obermedizinalrat am 24. Dezember 1877 zu Winnenthal.

Julius Krais erblickte am 29. November 1807 im Städtchen Beilstein (O.A. Marbach) das Licht der Welt. Zum Theologen bestimmt, durchlief er das Seminar Blaubeuren und das Tübinger Stift. Auf der Universität bestärkte ihn Uhland in der Neigung

zu der Poesie und den schönen Wissenschaften, führte ihn der Historiker Haug zu geschichtlichen Studien hin. Krais wurde 1833 Pfarrer in Thalheim (O.A. Heilbronn), 1847 im Städtchen Güglingen (O.A. Brackenheim), 1850 in Sondelfingen (O.A. Urach), 1867 in Oferdingen (O.A. Tübingen), wo er am 30. November 1878 wiederholten Schlaganfällen erlag. Diese weltentrückten Pfarreien, auf denen, durch Familienglück verschönt, sein Dasein sich ruhig und gemächlich abwickelte, ermöglichten es ihm, seinen poetischen und litterarischen Liebhabereien treu zu bleiben. Er fand die Muße, viel zu dichten und seinen Erzeugnissen trotzdem Sorgfalt angedeihen zu lassen. Er teilte diese sowohl in Zeitschriften und Taschenbüchern, wie Morgenblatt, Freya, Christoterpe, als in selbständigen Sammlungen mit. In seinem ersten Bande „Gedichte" (1839) überwiegt noch die weltliche Lyrik. Die bekannten Eigenschaften des schwäbisch-romantischen Dichterkreises sind darin mit Schillerscher Rhetorik verquickt. Den „Gesängen unter den Palmen" (1847) und den „Christlichen Gedichten" (1859) verdankt Krais seinen Ruf als religiöser Dichter. Und zwar ist er hauptsächlich Epiker. Er liefert biblische Bilder, Legenden, poetische Erzählungen aus der christlichen Geschichte, dem Leben der Märtyrer, dem Wirken der Missionare, Balladen und Romanzen mit christlicher Moral. Er gebietet über große Mannigfaltigkeit des Inhaltes und der Form, über reiche Mittel des Ausdruckes, aber der äußere Glanz der Rede vermag den ihm anhaftenden Mangel an innerer Wärme nicht zu verdecken. 1877 veröffentlichte er „den Kämpfern im Krieg und Sieg der deutschen Einheit 1870 und 71" gewidmete „Vaterländische Gedichte", worin allerlei Thaten und Begebenheiten besungen, große und kleine Helden gefeiert werden. Auch in dieser stattlichen Sammlung findet sich zwar viel Gutes, aber wenig Eigenartiges. Außerdem hat Krais Lukans Pharsalia (1864) übersetzt sowie eine Reihe erbaulicher Schriften, Jugendbücher und Anthologien herausgegeben, die teilweise fleißig gekauft worden sind.

Eduard Eyth, am 2. Juli 1809 zu Heilbronn geboren, erhielt die gewöhnliche Ausbildung des württembergischen Theologen, ging frühzeitig zum höheren Lehrfach über, wurde 1835 Oberpräzeptor in Kirchheim u. T., 1848 Professor am Seminare Schön-

thal, 1865 Ephorus daselbst, 1868 in Blaubeuren und schlug nach seiner Pensionierung im Jahr 1877 seinen Wohnsitz in Neu-Ulm auf, wo er am 28. April 1884 aus dem Leben schied. Als Pädagoge und Philologe, Uebersetzer und Dichter, als Mitarbeiter der Christoterpe, des Morgenblattes und anderer Journale entfaltete er eine reiche litterarische Thätigkeit. Er verfaßte Schulbücher, schrieb Schulprogramme, gab schon als Student ein Bändchen eigener griechischen Gedichte unter dem Titel „Hilarolypos“ heraus, brachte die Odyssee in gereimte fünffüßige Jamben, verdeutschte ferner die acht ersten Gesänge der Ilias, drei Dramen des Sophokles, Hesiod, Plutarchs Biographien und verschiedene Schriften Platons. In allen diesen Arbeiten zeigt der Verfasser, ob er nun die Originale genau wiedergiebt oder freier mit ihnen schaltet, Gründlichkeit sowie Fertigkeit in der Behandlung von Vers und Prosa. Die 1838 erschienenen „Harfenklänge aus dem alten Bunde“, eine epische Dichtung „Davids Jugend“, Psalmen und Sprüche umfassend, sind gewandte, gemeinverständlich gehaltene Nachbildungen alttestamentlicher Poesie, die der Verfasser in moderne Formen gegossen hat, ohne ihrem Geiste Gewalt anzuthun; nur müßten die Umdichtungen knapper sein, um an kraftvoller Wirkung ihre Vorlage zu erreichen. 1843 sammelte Eyth erstmals seine Gedichte, die im Laufe der Jahre mit Bereicherungen wiederholt aufgelegt wurden. Die christliche Ethik bildet den Kern seiner Poesie auch da, wo nicht unmittelbar religiöse Stoffe behandelt sind. Die ausgetretenen Wege der geistlichen Rhetorik zu wandeln, verschmäht er; mit Entschiedenheit sucht er nach eigenen Pfaden. Treue der Ueberzeugung, hoher sittlicher Ernst durchzieht seine von reichem Ideengehalt erfüllten Dichtungen. Er weiß auch dem, was seine Seele bewegt, mannigfaltigen, kräftigen Ausdruck zu verleihen. Aber heitere Anmut und Leichtigkeit kennt seine strenge und etwas spröde Muse nicht.

Auch Eyths Gattin, Julie, geborene Capoll, am 17. Januar 1816 in Stuttgart geboren, hat sich als religiöse Schriftstellerin hervorgethan. In den Jahrgängen 1842 bis 1853 der Christoterpe teilte sie unter dem Titel „Bilder ohne Rahmen. Aus den Papieren einer Unbekannten“ Aphorismen mit, die in nicht metrisch

gebundener, aber packender, an Bildern und Gleichnissen fast unerschöpflicher Sprache die Weltanschauung einer glaubensfesten und dabei doch energisch denkenden Frau wiedergeben. 1852 erschienen die Bilder ohne Rahmen in Buchform und erlebten acht Auflagen sowie Uebersetzungen in fremde Sprachen.

Die Genannten alle werden weit überragt von Karl Gerok, dem beliebtesten und erfolgreichsten unter den christlichen Dichtern, die im 19. Jahrhundert Schwaben, ja Deutschland überhaupt hervorgebracht hat. Zwar erreicht er an kraftvoller Ursprünglichkeit der poetischen Begabung Albert Knapp nicht ganz, aber durch die vollendete Anmut und Schönheit seiner Darstellungsweise hat er dies reichlich wett gemacht. Mit seinen Anfängen in die guten Zeiten des schwäbischen Dichterkreises zurückreichend und im neuen deutschen Reiche sich noch lange hohen Ansehens erfreuend, bildet er gewissermaßen ein Bindeglied zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart.

Am 30. Januar 1815 wurde dem Diakonus Christoph Friedrich Gerok in Vaihingen a. d. Enz, nachmaligem Prälaten und Generalsuperintendenten von Ludwigsburg, und seiner Gattin Charlotte Lenz, einer Pfarrerstochter, das erste Kind geschenkt: ein Knäblein, das auf die Namen Friedrich Karl getauft wurde. Schon nach einem Monate kam der Kleine nach Stuttgart, wohin der Vater als Diakonus an der Stiftskirche versetzt worden war. Die Residenz war somit seine eigentliche Heimatstadt. Hier verlebte er, umgeben von einer Schar jüngerer Geschwister, von trefflichen Eltern auf's sorgfältigste erzogen, eine glückliche Jugendzeit. Das Gymnasium, das er als einer der besten Schüler seiner Klasse durchlief, verhalf ihm zu gediegenen Kenntnissen auf humanistischer Grundlage. Daneben durfte er seiner Vorliebe für die Künste, namentlich für die Dichtkunst, Genüge thun. Schon überließ er sich den Genüssen heimlichen poetischen Produzierens, vertraute zugleich seine Empfindungen einem Tagebuch an. Außerdem verlegte er sich auf das Zeichnen und Malen mit ebenso viel Eifer als Talent. Ueber der Ausbildung des Geistes wurde die des Körpers nicht verabsäumt: der Knabe marschierte rüstig, turnte und ritt. Doch im ganzen war und blieb er eine in sich gekehrte Natur.

Den Inbegriff irdischer Glückseligkeit erblickte er jetzt wie später in einem schönen Familienleben. Als ein „still erzogenes Haussöhnchen", wie er sich selbst nennt, bezog er im Herbst 1832 die Tübinger Universität. Familientradition und eigene Neigung bestimmten ihn für das theologische Studium, dem er als Zögling des Stiftes oblag. An der herrschenden Philosophie Hegels konnte er um so weniger vorübergehen, als ein Strauß, ein Vischer dem damaligen Repetentenkollegium angehörten und zu seinen Lehrern zählten. Weit mehr als Hegel war jedoch Schleiermacher sein Mann. Sein Fleiß, der ihn übrigens nicht hinderte, des Studentenlebens in erlaubtem Maße froh zu sein, wurde Herbst 1836 durch ein glänzendes Prüfungsergebnis belohnt: er erhielt den ersten Platz innerhalb seiner Promotion. Gerok blieb noch ein Semester in Tübingen. Damals geschah es, daß er Vischer sekundierte, als dieser zum Zwecke seiner Habilitation „Ueber das Erhabene und Komische" öffentlich disputierte. Nach anderthalbjähriger praktischen Thätigkeit als Vikar in Stuttgart trat Gerok im Herbst 1838 eine fast einjährige Bildungsreise durch Deutschland an. Das Wintersemester verbrachte er in Berlin, um die Vorlesungen der theologischen und sonstigen Zelebritäten zu hören. Dann kehrte er auf seinen alten Stuttgarter Posten zurück. Mai 1840 wurde er Repetent am Tübinger Stift, in welcher Stellung er sich besonders wohl und glücklich fühlte. Nur der jähe Tod eines jungen Mädchens, deren Anblick ihn mit süßen Hoffnungen erfüllt hatte, störte längere Zeit das Gleichgewicht seiner Seele. Ende 1843 verließ er Tübingen, war noch ein Vierteljahr Stadtvikar in Stuttgart und trat Februar 1844 seine erste feste Bedienstung, das Diakonat in der Oberamtsstadt Böblingen, an. Im Herbste desselben Jahres vermählte er sich mit Sophie, der Tochter des Obertribunalrates Kapff in Tübingen, der Schwester jener ihm vor einigen Jahren entrissenen Geliebten. Der Frühling 1849 führte ihn nach Stuttgart zurück, wo er 41 Jahre lang ohne Unterbrechung eine hervorragende Wirksamkeit entfaltete. Zunächst war er Diakonus an der Hospitalkirche, seit 1851 an der Stiftskirche, seit 1852 ebenda Oberhelfer und Amtsdekan, seit 1862 Stadtpfarrer an der Hospitalkirche und Stadtdekan. Frühjahr 1868

erhielt er den Titel Oberkonsistorialrat und im Herbste darauf übernahm er die Erbschaft Grüneisens als Oberhofprediger und Mitglied des Konsistoriums mit dem Titel und Rang eines Prälaten. Außer den mannigfachen Verrichtungen seines Hauptamtes nahmen zahlreiche mit großer Pflichttreue ausgeübte Nebenämter seine Zeit in Anspruch. Er war Ausschußmitglied oder Vorstand vieler geistlichen und gemeinnützigen Anstalten und Vereine, so des Gustav-Adolf-Vereines, des Stuttgarter Diakonissenhauses. Seine Mußestunden gehörten der Familie, der Lektüre, dem Naturgenusse. Auf seinen abendlichen Gängen über die Höhen Stuttgarts pflegte er im Kopfe seine Lieder zu entwerfen. Auch zum schriftlichen Verkehre mit fernen Lieben, Jugendgefährten oder neueren Freunden, namentlich mit dem Schriftsteller A. W. Grube und Emil Frommel, seinem Berliner Kollegen in der Theologie und Poesie, ersparte er sich die Zeit. Festlichen Veranstaltungen, die sich von einem idealen Hintergrund abhoben, pflegte er sich nicht zu entziehen. Sommers machte er seine Erholungsreise in die Schweiz, an das Meer, in den Schwarzwald. 1886, als ihn König Karl von Württemberg zu sich nach Nizza einlud, besuchte er Italien. Orden und andere Zeichen äußerer Anerkennung besaß er in Fülle. Verschiedene auswärtige Berufungen lehnte er ab. Gerok erfreute sich bis in's Greisenalter seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Noch in den ersten Tagen des Jahres 1890 kam er seinen Berufspflichten nach. Am 11. Januar mußte er sich legen, da ihn die Influenza, die damals in Stuttgart als tückische Epidemie wütete, ergriffen hatte. Das Hinzutreten einer qualvollen Lungenentzündung führte das Ende in wenigen Tagen herbei. Am 14. Januar 1890 hauchte Karl Gerok nach einem weihevollen Abschiede von den Seinen die Seele aus. Das ihm Juli 1898 an der Stuttgarter Schloßkirche errichtete Denkmal, ein Werk Adolf Donndorfs, darf als ein sichtbares Zeugnis der Liebe und Verehrung gelten, die ihm viele Tausende über den Tod hinaus bewahrt haben.

Den Titel eines Gelehrten hat Gerok für sich nicht beansprucht, obgleich er sich auf dem neuesten Stande seiner Wissenschaft hielt. Er war ein Herzenstheologe, dem es hauptsächlich um praktische Wirkungen zu thun war. Schon von seinem liberal

denkenden Vater hatte er jenen Geist der Milde und Duldsamkeit ererbt, der sich mehr und mehr zum Grundzuge seines ganzen Wesens ausprägte. Wohl konnte er den rücksichtslosen Eiferern für das evangelische Christentum den Zoll der Bewunderung nicht versagen, aber er selbst vermochte es nicht über sich, ihresgleichen zu thun. Von echter Frömmigkeit beseelt und ein wahrhaftiger Zeuge der Herrlichkeit seines Gottes, spürte er doch einen tiefen Zug zum Irdischen in sich, den er nicht ertöten konnte noch mochte. Ihn lockte, was ihm das Leben, die Natur, die Kunst an Schönem bot, und als Mensch wollte er das Menschliche genießen. Je mehr er den Bedürfnissen und Schwächen der Weltkinder gerecht zu werden verstand, ein desto einflußreicherer christlicher Lehrmeister, ein desto tauglicherer Führer zum Guten und Edlen war er für die weitesten Kreise, auch für solche, welche dem christlichen Dogma freier gegenüber standen. Der wackere Mann, der mit feinem Takt und doch mit Charakterfestigkeit seines Hofamtes waltete und die Gunst der Höchsten nur durch die reinsten Mittel für sich gewann, war bei vornehmen und geringen, gebildeten und ungebildeten Leuten gleich beliebt. Natürliche Würde umgab seine äußere Erscheinung, weihevolle Hoheit seine priesterlichen Handlungen. Als ernster Mahner, als liebreicher Tröster nahte er seinen Beichtkindern. Und wie verstand er beim Konfirmandenunterrichte die Herzen der Jugend zu fassen, für das Göttliche im Menschen zu begeistern und zu werben! Doch die höchste Pflicht und das teuerste Vorrecht seines Berufes erblickte er in der Predigt, der er zeitlebens ungemeine Sorgfalt zuwandte. Er, der gefeierte Redner, betrat nie ohne pünktliche schriftliche Vorbereitung die Kanzel. Seine Predigten waren strenge logisch durchdachte und gegliederte Kunstwerke, durch die tadellose Klarheit ihrer Anlage und Ausführung für jedermann verständlich, durch die Weite und Freiheit ihres Horizontes für jedermann anziehend. Da stand kein strenger Sittenrichter, kein donnernder Bußprediger, vielmehr ein liebevoller Verkündiger des Evangeliums der Liebe. Die vollendete Schönheit der Form, der poetische Hauch, der sich über die Darstellung ausbreitete, gewährte Kennern noch einen besonderen ästhetischen Genuß. In seiner Jugend hatte Gerok wohl das rhetorische Schmuckwerk

allzu üppig angebracht, später befleißigte er sich mehr und mehr edler Einfachheit. Durch die Wärme seines Vortrages, den Wohlklang seiner Stimme, die Lebhaftigkeit seiner Aktion erhöhte er den Eindruck seiner Rede. Weit über die Stätte seines Wirkens, wo leider die enge Schloßkirche nur für einen allzu kleinen Kreis Andächtiger Raum bot, weit über Württemberg hinaus drang der Ruhm des Predigers Gerok, der sich auch auswärts bei kirchlichen Festen und Feiern oftmals hören ließ. Seine gedruckten Predigten — von ihm selbst wurden seit 1856 sechs Sammlungen, aus seinem Nachlaß eine weitere herausgegeben — machten ihn vollends zum Lieblinge der christlichen Familie, wie sie auch schon manchem unselbständigen Kollegen aus der Verlegenheit geholfen haben. Unter seinen sonstigen erbaulichen Büchern sei nur noch die Auslegung der Apostelgeschichte sowie der Psalmen in Bibelstunden erwähnt. Kleinigkeiten, wie ein Vortrag „Illusionen und Ideale", eine Studie „Religion und Poesie", für die Familie geschriebene Lebensbilder seiner Eltern, eine biographische Skizze Albert Knapps, gelegentliche Buchanzeigen ergänzen das Bild des Prosaschriftstellers Gerok. Eine besonders liebenswürdige Gabe spendete dieser mit seinen zuerst anonym im Daheim, 1875 in Buchform erschienenen „Jugenderinnerungen", die, mit der Tübinger Repetentenzeit abschließend, Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" würdig an die Seite treten. Von Gerok veranstaltete Ausgaben verschiedener geistlichen wie weltlichen Dichter, so Paul Gerhardts, Martin Luthers, Matthias Claudius', Max Schneckenburgers, leiten zu seinen eigenen poetischen Schöpfungen über.

Diesem Manne Gottes hatte ja zugleich Apollo der Lieder süßen Mund geschenkt. Obgleich Gerok von den Jünglingsjahren an dichtete, entschloß er sich doch erst als ein gereifter Mann, die Oeffentlichkeit an seinem Talente teilnehmen zu lassen. Die 1857 erschienenen „Palmblätter" schlugen sofort ein: sie erzielten eine ungewöhnliche Wirkung und machten Gerok zum beliebtesten religiösen Sänger Deutschlands. Die späteren Sammlungen setzten wohl den Umfang seines Dichtertalentes in das rechte Licht, konnten aber die Palmblätter weder an innerem Werte noch an äußerem Erfolg überbieten. Hier sind bereits alle Vorzüge seiner Poesie

vereinigt: das ernste sittliche Pathos, die gemütliche Wärme, der Glanz der Sprache, der leichte Fluß der Verse, die Klarheit und Faßlichkeit der Darstellung, die edle, häufig durch glücklich angebrachte Kehrreime gehobene Popularität von Inhalt und Form. Alles ist bei ihm Harmonie, man bewegt sich unter seiner Leitung in jenen gemäßigten Zonen, in denen der Durchschnittsmensch sich am wohlsten und behaglichsten fühlt. Das Genie freilich wandelt andere Bahnen. Es durchmißt die Tiefen der Gedankenwelt, führt in die Abgründe der Leidenschaften hinab, setzt alle Fasern der Menschenseele in mitzitternde Schwingung. Von dem spürt man bei Gerok nichts. Er selbst, den neben seinen anderen Tugenden die der lautersten Bescheidenheit geziert hat, hat am besten gewußt, daß seinem wohllautenden Saitenspiele die höchsten Töne versagt seien.

In den Palmblättern pflegt Gerok an biblische Geschichten oder Naturvorgänge Betrachtungen aus dem Bereiche des inneren religiösen Lebens anzuknüpfen. In derselben Art entwirft er in den zuerst 1864 ausgegebenen „Pfingstrosen“ Bilder aus der Apostelgeschichte, namentlich aus Paulus' Leben. In beiden fast ganz mit rein religiöser Poesie angefüllten Sammlungen hat es Gerok verstanden, sich auf Stoffe zu beschränken, die eine theologisch-lehrhafte Behandlung durchaus zulassen. In den 1868 nachfolgenden „Blumen und Sterne“ sowie in den zwei Abschiedsgaben, „Der letzte Strauß“ (1884) und „Unter dem Abendstern“ (1886), überwiegen die weltlichen Stoffe, während die neue Folge der Palmblätter, seit der 1885 erschienenen achten Auflage „Auf einsamen Gängen“ betitelt, wieder vorzugsweise Geistliches bietet. Weiter und weiter hat Gerok mit den Jahren die Kreise seiner Dichtung gezogen. Er besingt die Wunder der Natur, wie sie sich ihm sowohl auf seinen Spaziergängen als auf seinen Reisen erschlossen haben, giebt für Blumen und sonstige Gewächse sinnige Deutungen. Unter die Lieder mischt er Sprüche der Weisheit. Er greift mit fester Hand in die Weltgeschichte, zeigt uns plastisch herausgearbeitete Bilder berühmter Männer und Frauen aus den verschiedensten Epochen, heiliger wie unheiliger, doch immer den ethischen Kern der Begebenheiten und Gestalten festhaltend. Dann und wann richtet er gegen widerwärtige Zeitströmungen, gegen die materia-

listischen Tendenzen der modernen Wissenschaft und Kunst ein ernstes Wort. Lieber zieht er sich jedoch in die kleine Welt seiner Alltagsbeschäftigungen, seines häuslichen und Familienlebens zurück. Ob er nun seinen Schreibtisch oder was immer sonst verherrlicht: stets übt er die echt schwäbische Kunst, harmlos Unbedeutendes auf die Stufe der Poesie zu erheben, in die Sonne erwärmenden Humors zu rücken. Dann wieder räumt das Idyllische dem Elegischen das Feld. Oft fühlt sich der Poet an die Vergänglichkeit des Irdischen, an das Grab gemahnt. In Trauergedichten um teuere Abgeschiedene ist er ganz in seinem Elemente: der Schmerz eines liebestarken Herzens erscheint da durch die Zuversicht auf künftiges Wiedersehen zu sanfter Wehmut abgeklärt. Auch für besondere öffentliche wie private Anlässe ist das Talent des gefälligen Dichters immer wieder in Anspruch genommen worden. Viele Gelegenheitsstücke zu kirchlichen und weltlichen Festen, zu Jubiläen, Geburtstagen Großer und Kleiner, viele Albumblätter und dergleichen finden sich darum in seinen Sammlungen. Gar lieblich hat er uns namentlich Ernst und Freuden der Weihnachtsfeier vorgezaubert. Ohne Frage hat die Mühelosigkeit des Produzierens Gerok zu einem gewissen Uebermaße gedrängt. Man begegnet bei ihm manchen unbedeutenden Erzeugnissen. Aber seine technische Meisterschaft hat er nie verleugnet, und an sicherer und genauer Handhabung der Form ist er den meisten schwäbischen Dichtern entschieden überlegen.

Wir dürfen von Geroks Muse nicht Abschied nehmen, ehe wir noch ihrer patriotischen Seite gedacht haben. Die herrlichen Siege der deutschen Waffen, durch die des Vaterlandes heiß ersehnte Einheit errungen ward, begeisterten ihn zu zahlreichen Schöpfungen, die er 1871 zu einem „Deutsche Ostern" genannten Buche vereinigte. Er begleitet darin mit seinem Sange die großen Ereignisse von der Kriegserklärung bis zum Siegesfeste. Alle Künste einer eindrucksvollen Rhetorik läßt er spielen. Und im Frohlocken über das deutsche Heldentum verabsäumt er nicht, Gott die Ehre zu geben. In sehr angenehmer Weise wird das Pathos des Dichters durch artige Genrebilder von humoristischer Färbung unterbrochen.

Albert Knapp und Karl Gerok haben in ihrem Heimatlande bis zur jüngsten Gegenwart eine stattliche Schar von ihnen mehr

oder weniger beeinflußter Nachfolger gefunden, die hier im Zusammenhange betrachtet werden mögen. Johann Philipp Glökler (1819—1889) aus Thuningen (O.A. Tuttlingen), Lehrer, zuletzt Professor an der Realschule in Stuttgart, gab außer einigen Prosaschriften erbaulichen oder historisch-biographischen Charakters zwei Gedichtsammlungen, „Heimathklänge. Lieder für religiöses Gemüthsleben“ (1853) und „Im Leide. Lieder des Trostes“ (1883), heraus. Es ist vorwiegend formalistische Poesie. Die bereit liegenden Redewendungen der christlichen Lyrik sind mit Geschick zu leicht dahinfließenden Versen zusammengestellt, deren Inhalt keinerlei selbständige Bedeutung zukommt. Beide Bücher wirken ziemlich monoton. Den einzigen Gegenstand des ersten bildet Sehnsucht nach der himmlischen Heimat, den einzigen des zweiten durch Ergebung in Gottes Willen und Hoffnung auf einstige Wiedervereinigung gemilderter Schmerz um die heimgegangene Gattin. Die Gedichte der jüngeren Sammlung erwärmen eher, da hier das menschliche Empfinden die Schranken der religiösen Rhetorik öfters durchbricht.

Eigentümlicheres Gepräge zeigt die Muse Gottlob Kemmlers. Am 12. April 1823 zu Reutlingen geboren, versah er verschiedene geistliche Aemter, war zuletzt Dekan in Herrenberg und lebt seit 1892 als Pensionär in Stuttgart. Er hat vorzugsweise weltliche Stoffe im christlichen Geiste behandelt. Ob er „Frühlingsblüthen“ (1852) sammelt oder „Liederklänge vom Rigi“ (1855) ertönen läßt oder „Seerosen“ (1865) auf das Grab einer früh verstorbenen Braut niederlegt oder, wie in den Sammlungen „Deutsche Lieder“ (1870), „Aus Stille und Sturm“ (1872), „Aus der Reisemappe“ (1885), patriotischen Gesinnungen Worten verleiht und zu allerhand Zeit- und Streitfragen Stellung nimmt: immer weiß er die irdischen Dinge zum Ruhme seines Gottes zu wenden. Er ist kein sanftmütiger geistlicher Sänger, sondern ein energischer christlicher, protestantischer Tendenzdichter in der Art Knapps, an den er in vielen Stücken erinnert. Er preist mit Begeisterung die Helden aus Deutschlands großer Zeit, Bismarck vor allem, aber sie sind in seinen Augen doch nur die Vollzugswerkzeuge des göttlichen Willens. Triumphgefühl erfüllt sein Herz darüber, daß die Rache des Herren

den falschen Franzosenkaiser von seinem Throne geschleudert, das moderne Sodom getroffen hat, und nicht minder erregen die Anmaßungen Roms seinen leidenschaftlichen Zorn. Dann wieder verherrlicht er den Höchsten im Walten der Natur, entrollt groß gedachte Bilder aus seinem Heimatland, aus der Alpenwelt, vom Meeresstrande. Der Vergänglichkeit des Irdischen stellt er die Freuden der Ewigkeit gegenüber. Kemmlers gesinnungsstarker, wuchtig rhetorischer Poesie fehlt es nirgends an Kraft und Schwung, aber häufig an Anmut und Feinheit sowie an Sorgfalt in der Verwendung des Reimes. Er hat zuletzt im Jahr 1887 seine „Gedichte" in einer Auswahl erscheinen lassen, die einen vollständigen Ueberblick über den Umfang seines Könnens gestattet. Außerdem hat er sich wiederholt mit dem Buche Hiob poetisch beschäftigt und ist auch als religiöser und politischer Prosaschriftsteller aufgetreten.

Starke Gegensätze zu Kemmler bilden Christoph Friedrich Eppler, Eduard Maximilian Zeller und Otto Emil Schott. Eppler, am 10. Juli 1822 in Kirchheim am Neckar (O.A. Besigheim) geboren, erst württembergischer Volksschullehrer, dann Lehrer an der Baseler Missionsanstalt und nach nachträglicher Absolvierung der theologischen Studien Pfarrer an verschiedenen Orten des Baseler Kantones, zuletzt in Birsfelden, gab außer Prosaschriften aus dem Gebiete der Mission und christlichen Biographie zwei Gedichtsammlungen heraus: 1852 „Missionsharfe" und 1881 „Blätter und Blüten vom Lebensbaume", worin er den einfachen Liederton mit Glück anschlägt. Auch Zeller nimmt in seinen „Geistlichen Liedern" (1882) und „Geistlichen Liedern zu den Evangelien" (1891) vorwiegend eine schlicht biblische Haltung ein. Er kam am 28. März 1822 in Stuttgart zur Welt, wurde Advokat in Calw, wanderte, infolge seiner Beteiligung an der Revolution flüchtig geworden, 1850 nach Amerika aus und verdiente sich dort als Lehrer sein Brot. Nach seiner Rückkehr 1863 ließ er sich als Rechtsanwalt in Stuttgart nieder, wo er längere Zeit im öffentlichen Leben mannigfach hervortrat. Der am 4. Mai 1831 zu Aichschieß (O.A. Eßlingen) geborene Otto Schott, der Pfarrer an verschiedenen Orten in Württemberg, seit 1875 theologischer Lehrer

am Missionshaus in Basel, seit 1879 Missionsinspektor daselbst war, 1884 in den heimatlichen Kirchendienst zurücktrat, 1887 Dekan in Nagold wurde und sich 1895 in den Ruhestand begab, veröffentlichte 1868 „Tägliche Nahrung oder Schatzkästchen für alle Tage im Jahre“ mit 366 eigenen Liedern zu bekannten Melodien und 1891 unter dem Titel „Wachet und betet!“ ein ähnliches Werk, worin auf jeden Jahrestag an eine Betrachtung über eine Bibelstelle sich ein kurzes Gedicht anreiht. Schotts bibelfeste Lieder sind im Tone der älteren kirchlichen Gesänge gehalten, einfältig, schlicht und prunklos, und nehmen auf ästhetische Anforderungen wenig Rücksicht. Daß er bis zu einem gewissen Grad auch diesen gerecht zu werden weiß, hat er mit der kleinen, sorgfältiger ausgearbeiteten und ausgewählten Gedichtsammlung „Aus der Stille“ (1897) bewiesen, die namentlich schöne Missionslieder und „Totenkränze“ enthält.

Auch zwei Söhnen Albert Knapps begegnen wir unter den geistlichen Dichtern der Neuzeit. Joseph Knapp namentlich ist nach mannigfacher Richtung in die väterlichen Fußstapfen getreten. Am 18. Januar 1839 in Stuttgart geboren, durfte er nach Vollendung seiner theologischen Studien seit 1861 drei Jahre lang als Vikar seinem leidenden Vater zur Seite stehen. Auch später, nachdem er 1869 bis 1881 das Diakonat zu Crailsheim inne gehabt hatte, predigte er in Stuttgart an denselben Stätten wie einst Albert Knapp das göttliche Wort, zuerst als Helfer und Stadtpfarrer an der St. Leonhardskirche, seit 1890 bis zu seinem Tod am 28. Juli 1893 als zweiter Stadtpfarrer an der Stiftskirche. Er war ferner der Mitarbeiter und Neuherausgeber des Evangelischen Liederschatzes. 1880 trat er mit einem Bande „Gedichte“ (zweite Auflage 1884) hervor, und aus seinem Nachlasse wurden 1894 unter dem Titel „Funken vom Altar“ weitere Gedichte im Vereine mit einigen Stücken aus der alten Sammlung veröffentlicht. Milder und glätter, freilich auch weniger kraftvoll und fernig als sein Vater, hat Joseph Knapp von seiner poetischen Gabe geschmackvollen Gebrauch zu machen gewußt. Er spendet Lieder zu christlichen Festen, entwirft biblische Bilder, teilt von den Erfahrungen seines inneren Lebens mit, grüßt bei guter Gelegenheit Verwandte und Freunde

mit passenden Versen. Gerne wendet er sich an die Jugend. Gotthold Knapp, am 5. Juli 1848 zu Stuttgart geboren, Diakonus in Tuttlingen, dann Stadtpfarrer und Dekan in Ravensburg, steht an künstlerischer Sorgsamkeit hinter seinem Bruder Joseph etwas zurück, besitzt aber mehr Persönlichkeit. In seiner Sammlung „Ernst und frei" (1886) beschränken sich die eigentlich religiösen Gedichte auf eine Anzahl Festtagsbetrachtungen, doch waltet er auch in seiner weltlichen Lyrik vielfach des Amtes eines christlichen Moralpredigers. Er liebt es, kleine innere oder äußere Erlebnisse wiederzugeben. Das Streben nach Einfachheit und Natürlichkeit läßt ihn dann und wann unter dem Niveau des wirklich Poetischen bleiben, und manche der von ihm behandelten Gegenstände sind gar zu kleinlich. Aber der frische Ton, den er anschlägt, die aus dem Herzen kommende Wärme, die er über seine Schöpfungen ausgießt, verleiht ihnen etwas Anziehendes. Das Beschauliche, Behagliche überwiegt in seiner Poesie. Er preist Natur und Landleben im Gegensatze zum Getriebe der Großstadt; von den technischen Fortschritten der neuen Zeit umgeben, sehnt er sich nach altväterlicher Gemütlichkeit. Obgleich entschieden in Neigung und Abneigung, wird er doch, wo er zu Zeitfragen Stellung nimmt, niemals zum leidenschaftlichen Eiferer. Eine weitere Talentprobe hat Gotthold Knapp mit vierzig echt empfundenen, abwechslungsreichen Trauerliedern über den Tod eines Bruders abgelegt, die er 1890 unter dem Titel „Wie könnt ich Dein vergessen! Benjamin" drucken ließ.

Die Gedichte Karl Theurers (1826—1882) aus Waldenbuch (Stuttgarter Amtsbezirk), Diakonus an der Hospitalkirche und dann zweiten Stadtpfarrers an der Stiftskirche zu Stuttgart, dessen — auch gedruckte — Predigten sich beim hauptstädtischen Publikum außerordentlichen Beifalles erfreuten, wurden erst nach dem Tode des Verfassers 1882 (zweite Auflage 1883) als „Lebensblumen" gesammelt. Aus liebevoller Naturbetrachtung und echt religiösem Empfinden ist da ein bescheidener Kranz zusammengewunden. Ebenso sind die christlichen Fest- und Gelegenheitsgedichte des in Feuerbach (Stuttgarter Amtsbezirk) geborenen und auf der Pfarrei Rommelsbach (O.A. Tübingen) verstorbenen Wilhelm Elsenhans (1824 bis 1895) und der Pfarrersfrau Charlotte Günzler, geborenen Stotz,

in Weiler (O.A. Brackenheim) zur Erbauung Gleichgesinnter wohl geeignet. Letztere hat ihre Erzeugnisse 1887 unter dem Titel „Christblumen“, Elsenhans die seinigen 1894 unter dem „Der Herr ist gut“ erscheinen lassen. Beide, zumal Frau Günzler-Stotz, haben die alten Stoffe der religiösen Poesie warm nachempfunden und ziemlich gewandt darzustellen gewußt.

Endlich sind noch zwei methodistische Dichter, Heinrich Ernst Gebhardt und Gottlieb Füßle, zu erwähnen. Ersterer, am 12. Juli 1832 zu Ludwigsburg geboren, Methodistenprediger an den verschiedensten Orten, auch Vorstand des allgemeinen christlichen Sängerbundes und Herausgeber von Zeitschriften, veranstaltete eine lange Reihe von Liedersammlungen, die zum Teile viele Auflagen erlebten. Geistliche Texte sind darin mit Vorliebe weltlichen Weisen untergelegt. Füßle erblickte am 4. September 1839 zu Plochingen das Licht der Welt. Von der „Evangelischen Gemeinschaft“ zum Prediger ausgebildet, widmete er dieser Methodistensekte seine ganzen Kräfte, war sieben Jahre ihr „vorstehender Aeltester“ und redigierte seit 1868 ihr Hauptorgan, den „Evangelischen Botschafter“, sowie seit 1871 den „Evangelischen Kinderfreund“. Er veröffentlichte vier Bände eigener religiösen Gedichte: 1867 „Lebensblumen aus dem Garten des Evangeliums“, 1871 „Ewigkeitsklänge“, 1874 „Passionsblüten. Gedichte aus der Leidensgeschichte Jesu“, 1892 „Veilchen unter Dornen. Leidenslieder“. Füßle ist ein gewandter Dichter, der mit starken rhetorischen Mitteln arbeitet, diese aber geschickt, wenn auch nicht immer geschmackvoll anzuwenden versteht. Der inbrünstige Zug nach dem Jenseits und der Gottesgemeinschaft nimmt bei ihm oft überschwengliche Formen an. Namentlich schildert er in den bis 1894 fünfmal aufgelegten Ewigkeitsklängen die Erlösung vom Irdischen, den Christenhimmel mit seinen Wonnen und die Hölle mit ihren Qualen nicht ohne feuerige Einbildungskraft.

In der katholischen Kirche kommt ja dem Gemeindegesang entfernt nicht dieselbe Bedeutung zu wie in der evangelischen, und schon daraus erklärt es sich zur Genüge, daß die religiöse Poesie innerhalb jener Konfession nicht so üppig blüht wie innerhalb dieser. 1837 gab der Rottenburger Domkapitular Urban

Ströbele (1781—1858) aus Obermarchthal (O.A. Ehingen) im Anschluß an die neue, maßvoll und versöhnlich gehaltene Gottesdienstordnung von 1837 ein ebensolches „Katholisches Gesang- und Gebetbuch“ für das Bistum Rottenburg heraus, dem 1865 ein „Katholisches Gesang- und Andachtsbuch“ für dieselbe Diöcese nachfolgte. Von einzelnen Dichtern sind außer dem in den Chor der weltlichen Lyriker eingereihten Eduard Vogt und dem noch unter den Erzählern zu erwähnenden Albert Werfer Nepomuk Stützle, Graf Georg von Waldburg-Zeil-Trauchburg und Matthäus Schwägler zu nennen. Stützle (1807—1874) aus Scheer (O.A. Saulgau), Pfarrer an verschiedenen Orten der Augsburger Diöcese, zuletzt in Balzhausen (bayerisches Bezirksamt Krumbach), ein fruchtbarer religiöser Prosaschriftsteller, veröffentlichte „Gebete und Gesänge bei der h. Firmung“ (dritte Auflage 1848) sowie die ganz bedeutungslosen christlichen Dramen „Der ägyptische Joseph“ (1854) und „Syra oder Die Macht der Liebe“ (1858). Graf Georg von Waldburg-Zeil, am 8. Januar 1823 auf Schloß Zeil (O.A. Leutkirch) geboren und am 14. August 1866 zu Regensburg gestorben, der als begeisterter Anhänger des Jesuitenordens predigte und öffentlich wirkte, trat 1857 mit einem Bändchen gemütvoll frommer „Gedichte“ hervor. Größere Fruchtbarkeit entfaltete der am 28. November 1847 zu Berkach (O.A. Ehingen) geborene Matthäus Schwägler, Pfarrer in Offingen (O.A. Riedlingen), der unter anderem die Gedichtsammlung „Zur Harfe“ (1883), worin Weltliches mit Geistlichem, Didaktisches mit Lyrischem abwechselt, die Sonette „Pilgerpsalmen“ (1895) und die religiösen Dramen „Der ägyptische Joseph“ (1893) und „St. Eustachius, der Märtyrerfeldherr“ (1895) drucken ließ. Diesen hat sich noch Joseph Herold, am 15. August 1829 zu Neckarsulm geboren, Pfarrer in Würzburg, seit 1855 mit verschiedenen frommen Liedersammlungen zugesellt.

Ein Barde absonderlichster Art war Michael Jung (1781 bis 1858), dessen Auftreten zum Belege dienen mag, welche Ausschreitungen die damals in Schwaben allmächtige Hinneigung zur Poesie im Gefolge hatte. Ein Schneiderssohn aus Saulgau, wandelte er in den väterlichen Fußstapfen, bis er die Nadel mit dem theo-

logischen Studium vertauschte. 1806 zum Priester geweiht, war er 1811 bis 1849 Pfarrer und Schulinspektor in Kirchdorf (O.A. Leutkirch). Sein wackeres Verhalten bei einer Typhusepidemie trug ihm 1814 den württembergischen Zivilverdienstorden ein. Der nunmehrige Herr von Jung legte sein redlich erworbenes Ritterkreuz nicht mehr ab und ersann die wunderlichsten Schaustellungen seiner Würde. Dabei war er aber ein jovialer Herr, gutmütig, überall wohl gelitten. Als ein zweiter Sebastian Sailer ergötzte er seine Umgebung durch seine geselligen Talente und heiteren Musikkünste. Daß seine Leichenreden keine rechte Wirkung thaten, war ihm ein aufrichtiger Schmerz. Er verfiel deshalb auf die großartige Idee, sie fortan in poetische Form zu gießen und zur Guitarre an den Gräbern, meist nach höchst weltlichen Melodien, abzusingen. Er malte dabei Krankheiten oder Unfälle mit vergnüglicher Umständlichkeit und dramatischer Anschaulichkeit aus, und seine Gemeinde war rücksichtsvoll genug, es an dankbaren Balladenstoffen, wie Mordthaten, Hinrichtungen, dem Dichter nicht fehlen zu lassen, der zum Danke dafür mit den Sündern nicht allzu streng in 's Gericht ging. Er bediente sich eines unverfälschten Bänkelsängertones, den er durch originelle Ausdrucksweise würzte. 1839 ließ er die Erzeugnisse seiner Muse, zweihundert an der Zahl, nebst zwanzig Melodien in zwei Bändchen unter dem Titel „Melpomene oder Grablieder" drucken. Begreiflicherweise fanden seine poetisch-musikalischen Kirchhofaufführungen, bei denen Langeweile ein unbekannter Gast war, unter dem ländlichen Publikum großen Anklang. Das bischöfliche Ordinariat, weniger über die kühne Neuerung erfreut, sah sich schließlich veranlaßt, gegen den Unfug einzuschreiten. Herr von Jung kam 1849 als Stadtkaplan nach Tettnang. Uebrigens war er auch sonst noch als Dichter thätig. Sein 1820 erschienenes Drama „Der heilige Willebold", das eine Legende aus dem 13. Jahrhundert behandelt, gehörte zu den beliebtesten Repertoirstücken der oberschwäbischen Volksbühne, sein Heldengedicht „Napoleonade" und ein paar hundert Grabinschriften blieben leider der Mit- und Nachwelt vorenthalten.

Siebentes Kapitel.

Roman- und Novellendichtung.

Die erzählende Prosa hat im 19. Jahrhundert an Umfang und Geltung außerordentlich zugenommen und ist allmählich für die Lektüre aller Stände die maßgebende poetische Gattung geworden. Zwei große Gruppen stehen fast gleichberechtigt nebeneinander: Erzählungen, die das Leben der Vergangenheit, und solche, welche das Leben der Gegenwart schildern. Der historische Roman, der noch im 18. Jahrhundert eine ziemlich untergeordnete Rolle gespielt hat, ist in Deutschland durch die Romantik emporgekommen. Die von dieser Geistesströmung abhängige Prosadichtung wandte sich einerseits Märchen und Phantasiestücken, wie Kerners Reiseschatten, andererseits Darstellungen aus der Ritterwelt zu. Eine festere Haltung erhielten die Gemälde aus der Vergangenheit freilich erst durch den großen Einfluß, den der treffliche Walter Scott seit dem dritten Jahrzehnt in Deutschland gewann. Er ist der eigentliche Begründer der modernen historischen Novellistik. Diese blieb während der ersten Hälfte des Jahrhunderts romantisch, in der zweiten erhielt sie mehr realistisches Gepräge. Das ernste Ringen des deutschen Volkes um seine politische Zukunft, um Freiheit und Einheit machte auch auf diesem Gebiete dem heiteren Spiele der Phantasie ein Ende. Das Jahr 1848 mag dabei als äußerer Markstein gelten. Wer sich den Unterschied verdeutlichen will, braucht nur, um bei schwäbischen Beispielen zu bleiben, die beiden Hauptwerke von Hermann Kurz, Schillers Heimatjahre und den Sonnenwirt, untereinander zu vergleichen. Zu dem allgemein belehrenden Zwecke des historischen Romanes, den Geist ferner Kulturepochen, die Lebens- und Denkweise von Menschen der Vorzeit der Gegenwart begreiflich zu machen, trat allmählich noch der besondere, durch Vorführung ermunternder oder abschreckender Beispiele aus der Vergangenheit dem lebenden und strebenden Geschlechte den Mut aufzurichten und das Herz zu stärken. Je mehr

sich die Darstellung zur Wirklichkeit bekannte, desto besser vermochte sie diese Aufgabe zu erfüllen. Freilich muß sich auch hier, wie in jeder Art von Poesie, die Belehrung mit der Ergötzung zu der höheren Einheit des ästhetischen Genusses innig verschmelzen. Wo die pädagogische Absicht selbstgefällig hervorschaut, kann von einer rein künstlerischen Wirkung so wenig die Rede sein wie da, wo es auf bloße Unterhaltung abgesehen ist. Die letztere Gefahr liegt indessen näher. Auch auf dem Gebiete des historischen Romanes haben sich in Deutschland zahlreiche Belletristen breit gemacht, die, um die innere Treue ihrer Schilderungen wenig bekümmert, in den äußeren Rahmen geschichtlicher Begebenheiten die Ausgeburten ihrer mehr oder weniger fruchtbaren Phantasie einfügten.

Der deutsche Zeitroman des 19. Jahrhunderts zeigt teils ein Nacheinander, teils ein Nebeneinander der verschiedensten Formen und Gestalten. Durch Goethes Wilhelm Meister kam der Bildungs- und Künstlerroman, durch seine Wahlverwandtschaften der psychologische in Aufschwung; die Neigung zum ersteren wurde noch durch Tiecks in ästhetischen Gesprächen schwelgende Novellen verstärkt. Seitdem die Deutschen mehr ein politisches und praktisches Volk zu werden begannen, trat der sozial-politische Roman in den Vordergrund. In den dreißiger Jahren waren es zunächst die himmelstürmenden Jungdeutschen, die auf dem Papiere die gesamte Staats- und Gesellschaftsordnung über den Haufen werfen wollten; übrigens that sich gegen sie auch eine schwache konservativ-pietistische Reaktion auf. Je weiter der Zeiger der deutschen Schicksalsuhr vorrückte, desto fester und besonnener wurde die Haltung des Prosaepos, in dem sich der Reihe nach die Kämpfe des Jahres 1848/9, die Drangsale des deutschen Bürgertumes unter der Reaktion, der tiefe innere Zwiespalt während dem Bruderkriege von 1866, die großen Thaten des Jahres 1870/1 abspiegelten. Daneben erweiterten die Dichter ihre Stoffkreise, indem sie das Volk bei der Werktagsarbeit aufsuchten, das bescheidene Treiben des Mittelstandes zu Gegenständen ihrer Schilderungen machten. Andere wählten das Landleben und die Bauern mit ihren eigentümlichen Sitten und Charakteren zu Mittelpunkten ihrer Erzählungen, und überall fanden die Dorfgeschichten Beifall, nicht zuletzt

in den vornehmen Salons, wo sie mit ihrer natürlichen oder erkünstelten Frische die Wirkung eines sommerlichen Landaufenthaltes oder einer Gebirgsreise thaten. In den letzten Jahrzehnten sind die sozialen Darstellungen noch auf die Arbeiterklasse, namentlich der Großstädte, ausgedehnt worden. Auch auf dem Gebiete des Zeitromanes nahm der Stil mehr und mehr einen objektiv-realistischen Charakter an, der sich neuerdings zu einem naturalistischen gesteigert hat. Schon für Mitlebende ist es interessant und nützlich genug zu erfahren, wie sich die geistigen Strömungen und sozial-politischen Bestrebungen der Gegenwart im Geiste bedeutender Dichter abspiegeln. Für künftige Geschlechter vollends werden solche poetischen Abbilder, in historische Ferne gerückt, zu den wichtigsten Quellen der Belehrung über entschwundene Kulturepochen. Die überwiegende Masse der flüchtigen, nur zur Unterhaltung bestimmten Tagesbelletristik bleibt natürlich für die Zukunft verloren. Mit der größeren Kunstform des Romanes wechseln bei modernen wie bei historischen Stoffen die kleineren novellistischen Gattungen. Die geschilderten Hauptrichtungen der epischen Prosa durchkreuzen eine Reihe anderer. Vor allem sind da die Erzählungen zu beachten, welche sich an bestimmte Schichten und Kreise des Publikums wenden, an das Volk, die Jugend, die Frauen, die Christen. Einzelne Prosadichtwerke des Jahrhunderts weisen eine ausgesprochene humoristische oder satirische Färbung auf.

In Württemberg hat sich die Vorliebe für die historische Novellistik über das ganze Jahrhundert erstreckt. In demselben Maße, wie sich hier der Sinn für die Landeskunde überhaupt stärkte, mehrten sich auch die poetischen Darstellungen aus dem Bereiche der einheimischen Geschichte in gebundener wie ungebundener Redeform. Einzelne Epochen, wie die Herzog Karl Eugens, einzelne Themata, wie die Schicksale von Württembergern in Napoleons russischem Feldzug, erfreuten sich besonderer Beliebtheit. Zum Siege hat diese Gattung in Schwaben Wilhelm Hauff geführt, der sich zwar auch durch Novellen und Märchen, besonders aber durch seinen historischen Roman Lichtenstein zu einem Lieblinge der Leserwelt gemacht hat.

Der Sprosse einer zu Anfang des 17. Jahrhunderts aus

Niederösterreich nach Württemberg eingewanderten und hier zu Ansehen gelangten Familie, wurde Wilhelm Hauff am 29. November 1802 zu Stuttgart geboren, als zweiter Sohn des schon im Jahr 1809 verstorbenen Geheimsekretärs im Ministerium des Auswärtigen August Friedrich Hauff. Nach dem Tode des Vaters siedelte der Knabe mit seiner Mutter nach Tübingen über, wo er die Schola anatolica besuchte, ohne große wissenschaftliche Veranlagung zu zeigen, so daß sich ihm die Pforten der Klosterschule erst 1817 aufthaten. Noch im Seminare Blaubeuren machte der Jüngling keinen bedeutenden Eindruck; doch holte er durch Fleiß das versäumte Jahr nach und durfte zugleich mit den Altersgenossen 1820 das Tübinger Stift beziehen. Auch hier brachte er mehr aus Pflichtbewußtsein und Rücksicht für die Mutter als aus innerer Neigung seine theologischen Fachstudien zu befriedigendem Abschlusse. Seine Liebe gehörte seit der Kinderzeit der Poesie. Er verschlang alle Bücher, die sich ihm darboten, mit Leidenschaft: Geschichtwerke, deutsche Klassiker, Romane ohne Auswahl. Vor allem zog ihn die Wunderwelt der Romantik in ihren Bann. In seinem Hirne verarbeitete er die aufgenommenen Stoffe alsbald wieder zu neuen Mischungen. Nicht selten erzählte er der geliebten Mutter, den jüngeren Schwestern Geschichten und Märchen von eigener Erfindung. Aber das meiste blieb, keimartigen Gebilden gleich, in seinem Kopfe wie in einer wohlverwahrten Vorratskammer liegen, um dort auszureifen und erst nach Jahren an das Licht zu treten. Als Student stellte sich Hauff mit seinen dichterischen und rednerischen Talenten in den Dienst der Burschenschaft, deren Ideale sein empfängliches Herz erfüllten. Mehr noch fühlte er sich in einem engeren Vereine vertrauter Genossen heimisch. Hier gab sich der Jüngling ganz wie er war: jugendlich keck und selbstbewußt, gesprächig, launig, sprudelnd von witzigen Einfällen und Spottlust, deren Gutmütigkeit jedoch am besten dadurch bezeichnet wurde, daß er sich selber noch weniger als andere schonte An übermütigen Streichen aller Art fehlte es nicht; doch gab ein Zug entschiedener Besonnenheit selbst mitten im tollsten Getriebe seinem Charakter ein festes und gediegenes Gepräge. Oftmals brachte er seine Einfälle zu Papier und teilte diese frühesten

schriftstellerischen Erzeugnisse, so z. B. ein Zachariäs Renommisten nachgebildetes komisches Heldenepos, „Die Seniade“, dem Freundeskreise mit, wo sie natürlich bejubelt, aber doch nicht für mehr als besonders gelungene Kneipzeitungen angesehen wurden.

Herbst 1824 übernahm Hauff einen äußerst angenehmen Hofmeisterposten im Hause des württembergischen Kriegsministers, Freiherren von Hügel. Der Aufenthalt in der Residenz bot ihm viele Vorteile, und er hatte, was für den Novellisten von besonderem Werte war, in seiner neuen Stellung Gelegenheit, die vornehme Gesellschaft aus der Nähe kennen zu lernen. 1825 eröffnete er seine Schriftstellerlaufbahn mit dem „Mährchenalmanach auf das Jahr 1826 für Söhne und Töchter gebildeter Stände“. Anfang 1826 folgte der erste Teil der „Mittheilungen aus den Memoiren des Satan. Herausgegeben von ... f“. Der Schleier der nicht ernsthaft gemeinten Anonymität wurde rasch gelüftet, und der Name des jungen Dichters war in aller Mund. Dann erschien „Der Mann im Mond oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme“ unter dem Namen H. Claurens, der albern genug war, die Mystifikation mit einer Klage zu beantworten: behielt er auch vor Gericht recht, so machte er durch den Aufsehen erregenden Prozeß doch nur für seinen Gegner Reklame und veranlaßte diesen dazu, dem Romane die bekannte, schneidige Kontroverspredigt beizufügen. Noch im selben Jahre veröffentlichte Hauff sein Hauptwerk, „Lichtenstein. Romantische Sage aus der würtembergischen Geschichte“, besorgte einen zweiten Jahrgang des Märchenalmanaches, vollendete einige Novellen und den zweiten Teil der Satansmemoiren, der 1827 ausgegeben wurde. Wenn man auch annehmen darf, daß vieles schon früher niedergeschrieben war, mehr noch, wie die oft vorerzählten Märchen, im Kopfe vollständig bereit lag, so ist doch das, was der Dichter in dem einen Jahr 1826 geleistet hat, ganz erstaunlich. Zumal wenn man in Betracht zieht, daß er lange Zeit ein Wanderleben geführt hat. Am 1. Mai war er nämlich von dem Hügelschen Hause geschieden, um seine Ausbildung durch Reisen zu vollenden. Zunächst ging es nach Paris, dann über Belgien und die Hansastädte nach Berlin, wo der rasch zu Ruhm gelangte Schriftsteller

und kühne Bekämpfer Claurens überall glänzend aufgenommen ward und fünf glückliche Wochen verbrachte. Der junge Schwabe bezauberte die Berliner durch sein heiteres und offenes Wesen, mit dem weltmännische Sicherheit des Auftretens Hand in Hand ging, und man ließ es nicht an Versuchen fehlen, ihn ganz an die preußische Hauptstadt zu fesseln. Er gab indessen einem Antrage Cottas den Vorzug, der ihm die Redaktion des Morgenblattes angeboten hatte. November 1826 traf er wieder in Stuttgart ein, um seine neue Stellung anzutreten. Hatte er schon auf der Reise in Wonne geschwelgt, so erwartete ihn jetzt vollends das höchste Erdenglück: die Vereinigung mit der Jugendgeliebten, seiner Base Luise Hauff aus Nördlingen. An ihrer Seite genoß er Monate ungetrübter, zuletzt noch durch die Geburt eines Töchterleins gekrönter Seligkeit. Zugleich feierte er neue dichterische Triumphe: das Jahr 1827 brachte mehrere Novellen, den Märchenalmanach für 1828, endlich die „Phantasien im Bremer Rathskeller. Ein Herbstgeschenk für Freunde des Weins". Daneben beschäftigten ihn Vorarbeiten zu einem neuen historischen Romane, der die letzten Freiheitskämpfe der Tiroler zum Gegenstande haben sollte. Im Sommer riß er sich sogar kurze Zeit aus den Armen der Gattin, um an Ort und Stelle Studien zu machen. Das Werk sollte nicht in's Leben treten. Am 18. November 1827 fiel Hauff einem rasch verlaufenden Nervenfieber zum Opfer. Groß war die allgemeine Trauer, der sogar Ludwig Uhland poetischen Ausdruck verlieh. 1828 wurden die bisher nur in Taschenbüchern und Journalen zerstreuten Novellen in drei Bänden und ebenso die „Phantasien und Skizzen" mit Einschluß der Gedichte gesammelt. 1830/1 veranstaltete Gustav Schwab die erste Gesamtausgabe von Hauffs Werken, die seitdem ganz oder stückweise wieder und wieder gedruckt worden sind. Auch erinnern zwei einfache Denkmale auf dem Stuttgarter Hasenberg und dem Lichtenstein die Nachwelt an den früh Verblichenen.

Wilhelm Hauff ist der geborene Epiker, sofern der keinen Nebenabsichten unterworfene Trieb, durch Erzählen sich selbst und anderen Freude zu bereiten, das Merkmal des echten Epikers ist. Seine Lyrik ist wenig umfangreich und entbehrt der selbständigen Be-

deutung, wenn man von den beiden im ganzen Vaterlande gesungenen Volksliedern „Reiters Morgengesang“ („Morgenrot“) und „Soldatenliebe“ („Steh' ich in finstrer Mitternacht“) absieht. Auch der Satiriker Hauff steht hinter dem Epiker weit zurück. Selbst in den Satansmemoiren, jenem kecken und frischen Erzeugnis jugendlichen Witzes und Mutwillens, in dem die verschiedenartigsten Schilderungen und Erzählungen von sehr ungleichem Werte nur locker zusammengefügt sind, halten sich satirische und novellistische Bestandteile so ziemlich das Gleichgewicht. Und in dem Mann im Mond, mit welchem Roman er doch die verwerfliche Manier des seichten Modeschriftstellers H. Clauren durch übertreibende Nachahmung an den Pranger stellen wollte, hat ihm sein in keinem Falle zu verleugnendes Erzählertalent den schlimmen Streich gespielt, daß es, selbst an einen absichtlich trivialen Stoff verschwendet, an sich stärker als die Satire wirkte und die Kraft dieser fast gänzlich aufhob. In den späteren Schöpfungen erscheint der Hang zur Satire vollends als ein überwundener Jugendstandpunkt. Auf die Gebiete des Märchens, der Novelle, des Romanes verwies ihn die ganze Artung seines Talentes. Hier konnte der ihm unleugbar anhaftende Mangel an Tiefe poetischer Anschauung und Auffassung durch die glänzenden Hilfsmittel einer üppigen Phantasie, einer unerschöpflichen Erfindungsgabe, einer leichten und anmutigen Darstellungsweise ausgeglichen werden. Stets bewältigte unser Dichter, dem im Produzieren eine fast unerhörte Mühelosigkeit eignete, spielend seine Aufgaben. Nicht bloß durch anmutige Handhabung der Form, auch durch sein warm empfindendes und edel denkendes Herz, durch sein frisches, frohes, kerngesundes Naturell wußte er die unbedeutendsten Stoffe zu adeln. Der hauptsächliche Unterschied zwischen Hauff und der Mehrzahl der schwäbischen Poeten springt somit ohne weiteres in die Augen: während diese der Lyrik, der Reflexion zuneigten, hielt er es mit der Epik, mit dem Fabulieren; während diese Mühe hatten, den überströmenden Gedankengehalt in künstlerische Formen einzudämmen, fand er, weniger tief, aber auch weniger spröde veranlagt, für seine Ideen sofort das passende Gewand. Seinem leichtflüssigen Talent ist es denn auch geglückt, sich über die heimatlichen Schranken hinwegzuschwingen,

sich rasch und dauernd in allen deutschen Gauen einzubürgern. Und doch bewegt sich Hauffs Poesie gern in den Kreisen seiner schwäbischen Heimat. Er hat nicht nur wiederholt Stoffe aus der württembergischen Geschichte bearbeitet, er schildert auch mit Vorliebe Stuttgarter Lokalitäten, porträtiert bekannte Figuren der Residenz. Ueberhaupt steckt mehr Geschehenes und Erlebtes in Hauffs Erzählungen, als man bei flüchtiger Betrachtung glauben sollte: Familien- und persönliche Erinnerungen bilden wesentliche Bestandteile seiner Werke. Und die Vermutung wird kaum trügen, daß er sich bei längerer Lebensfrist mehr und mehr dem geschichtlichen Roman in die Arme geworfen, sich zum deutschen Walter Scott ausgebildet hätte.

Ist doch auch in Wirklichkeit ein historischer Roman, der Lichtenstein, sein Haupttreffer gewesen. Der Dichter führt uns hier in jene stürmischen Jahre des Reformationszeitalters, da Herzog Ulrich von Württemberg sein Land gegen den schwäbischen Bund verteidigen mußte. Der frei erfundene Held, Georg von Sturmfeder, ein junger fränkischer Ritter, tritt der schönen Marie von Lichtenstein zulieb von der bündischen Seite auf die herzogliche über, verdient sich durch Heldenmut und Treue die Hand der Geliebten und genießt sein junges Glück, während der Herzog das Brot der Verbannung essen muß. Der historische Stoff ist zwar keineswegs tief erfaßt und vollkommen durchdrungen, in der Wiedergabe jener Zeiten und Ereignisse schweift die Phantasie des Autors allzuweit von der Wirklichkeit ab, die geschichtlichen Persönlichkeiten, Ulrich vor allem, sind nach einer etwas bequemen Schablone idealisiert. Aber dafür ist über das Ganze ein unwiderstehlicher Zauber entzückender Romantik ausgegossen. In raschem Wechsel und glücklicher Kontrastierung werden uns die verschiedenartigsten Szenen und Gestalten vorgeführt, und doch ist alles wie aus *einem* Gusse, harmonisch verbunden, kunstvoll ineinandergefügt. Die Erzählung strömt frei und voll dahin, die einzelnen Bilder und Personen zeichnen sich durch große Klarheit und Anschaulichkeit aus, prägen sich leicht und fest dem Gedächtnis ein. Die Partien, welche den Aufenthalt des flüchtigen Herzoges in der Nebelhöhle und auf Schloß Lichtenstein zeichnen, bilden den Glanzpunkt des Romanes.

Unter den Novellen ist eine, „Jud Süß“, ganz historisch, zwei andere, „Die letzten Ritter von Marienburg“ und „Das Bild des Kaisers“, sind es wenigstens halb und halb, während die übrigen, „Othello“, „Die Sängerin“ und „Die Bettlerin vom Pont des Arts“, dem Leben der Gegenwart angehören. Obgleich auch diese Arbeiten in reichem Maß an den gerühmten Vorzügen der Hauffschen Darstellungskunst teilnehmen, treten doch hier am deutlichsten gewisse Flüchtigkeiten des Autors hervor, namentlich Sorglosigkeiten in der Motivierung und Gleichgültigkeiten gegen die Wahrscheinlichkeit. Er pflegt seinen Handlungen gerade in den entscheidenden Momenten allzu phantastische und romanhafte Wendungen zu geben. Am meisten gilt dies von der empfindsamen Seelen besonders teueren Bettlerin vom Pont des Arts, die nichtsdestoweniger entschieden verfehlt ist. Unter den Novellen Hauffs gebührt dem Bild des Kaisers mit seiner äußerst glücklichen Gruppierung der Gegensätze und trefflichen Durchführung der Charaktere entschieden der Preis: in diesem mehr realistisch gefärbten Stücke lag die beste Gewähr, daß Hauffs Talent noch weiterer Entwicklung fähig gewesen wäre. Die liebenswürdigen Phantasien im Bremer Ratskeller, mit der zuletzt genannten Erzählung Hauffs reiffte Schöpfung, stehen in der Mitte zwischen Novellen und Märchen und erinnern am meisten an die Einleitung und andere Abschnitte der Satansmemoiren. Aber der Dichter hat inzwischen an geläutertem Geschmacke zugelegt, ohne an Kühnheit und Kraft der improvisatorischen Phantasie eingebüßt zu haben. Die Märchen endlich zählen zum Reizendsten, was in dieser Gattung jemals geleistet worden ist. Hauff hat sich auch hier auf den einzig richtigen Standpunkt, nämlich den des völlig naiven Erzählers, gestellt und die Illusion niemals durch didaktisches Beiwerk gestört.

Ein kurzes Erdenwallen, von ununterbrochenem Sonnenschein erhellt und erwärmt, ein früher Tod in der Fülle des Glückes, des Ruhmes, der schöpferischen Kraft, ein geistiges Fortleben unter dem Bilde des ewigen Jünglinges, über dessen Schwächen und Mängel man willig hinwegsieht, weil es eben die liebenswürdiger Jugend sind — das ist Wilhelm Hauffs schönes Schicksal gewesen. Ein gänzlich verschiedenes, weit unfreundlicheres Gestirn hat über dem

Dasein eines anderen schwäbischen Erzählers, Hermann Kurz, gewaltet. Seine Tage haben sich bis an die Schwelle des Greisenalters hingesponnen, aber er hat irdische Sorgen und Kümmernisse ohne Zahl durchkosten müssen, vor der Zeit ist ihm die Schaffensfreude verkümmert worden, und Mit- und Nachwelt haben ihn gleichermaßen um den wohlverdienten Lorbeerkranz betrogen. Wer kennt nicht Wilhelm Hauff, und wie wenige wissen von Hermann Kurz! Und doch ist dieser der tiefere, reifere, gehaltvollere von beiden gewesen.

Hermann Kurz, einer angesehenen Reutlinger Bürgerfamilie entsprossen, kam am 30. November 1813 in der genannten ehemaligen Reichsstadt zur Welt, in der die Ueberlieferungen der unlängst eingebüßten republikanischen Selbständigkeit noch auf's kräftigste fortwirkten. Geschichtlicher Sinn, Freude an Büchern, Liebe zur Natur bezeichneten den Jugendweg des Knaben, den nach des Vaters frühem Tode die Mutter, die ihm gleichfalls bald entrissen ward, zum Theologen bestimmte. Auf der Lateinschule seiner Vaterstadt zum Landexamen vorbereitet, besuchte er von 1827 bis 1831 das Seminar Maulbronn. Das herrliche Kloster mit seinen zahlreichen historischen Erinnerungen und Sagen gewährte ihm eine Fülle von Anregungen. Keineswegs ein Musterschüler, lernte er doch Tüchtiges. Besonders zogen ihn die neueren Sprachen an. Eine günstige Gelegenheit bot sich, mit dem Englischen sowie mit den Anfangsgründen des Italienischen sich vertraut zu machen. Die Lektüre englischer Dichter begeisterte den Jüngling im Vereine mit einem Freunde zu metrischen Uebersetzungen, für deren Verlag er einen Reutlinger Vetter zu gewinnen wußte. Herbst 1831 trat er in das Tübinger Stift über. Litteratur, Germanistik, Geschichte, vorübergehend auch Philosophie unter dem Einflusse seines Repetenten Strauß beschäftigten ihn mehr als sein Berufsstudium. Als „das blaue Genie" herrschte Kurz in einem kleinen lustigen Studentenkreise, der bei allem tollen Gebaren ein entschieden litterarisches Gepräge trug. In die strenge Stiftsordnung vermochte sich sein allem Zwang abholder Geist nicht zu finden, und als er gar geheiligte Einrichtungen und Personen der Anstalt in gedruckten Epigrammen angriff, wurde er aus dieser entfernt. Er setzte seinen

Stolz darein, gleichzeitig mit den Kameraden das theologische Examen Herbst 1835 zu bestehen. Aber durch längere Ausübung des geistlichen Amtes als Vikar in Ehningen (O.A. Böblingen) gelangte er zu der Ueberzeugung, daß ihm die Erfüllung solcher Pflichten auf die Dauer unmöglich sei. Er widmete sich nun ganz dem Schriftstellerberuf und siedelte 1836 nach Stuttgart über. Leider zersplitterte er des Broterwerbes wegen seine Kräfte bedenklich. Darunter litten seine drei ersten Bücher, die er möglichst rasch auf den Markt werfen und deshalb auch mit Minderwertigem füllen mußte: „Gedichte“ (1836), der Novellenstrauß „Genzianen“ (1837) und die ein buntes Durcheinander aller möglichen Gattungen darstellenden „Dichtungen“ (1839). Auch Kurz' erster großer Roman, „Schillers Heimathjahre“, von dem schon 1838 Bruchstücke im Morgenblatt erschienen, reifte langsamer als gut war heran. Immer wieder wurde er durch litterarische Lohnarbeiten, namentlich zeitraubende Uebersetzungen von englischen Dichtern und Ariosts Rasendem Roland (1840), unterbrochen. Und als das Werk vollendet war, wiesen fast alle Stuttgarter Buchhändler der Reihe nach das Manuskript zurück, bis es endlich der Franckhsche Verlag 1843 zum Drucke förderte.

Während Kurz unsere erzählende Litteratur um eines ihrer besten Stücke bereicherte, hatte er mit der bittersten Not des Lebens zu kämpfen. Trotz rastloser Arbeitsamkeit blieben die Nahrungssorgen nicht aus. Er war oftmals in verzweifelter Stimmung. Einigen Trost fand er im Glauben an sein poetisches Talent, in der Freundschaft mit anderen Dichtern, wie Ludwig Bauer, seinem Universitätsfreunde Rudolf Kausler, bei dem er die Sommermonate im lieblichen Buoch (O.A. Waiblingen) zu verbringen pflegte, Eduard Mörike. Zu diesem, an dem er schon längst enthusiastisch hing, trat er dadurch in persönliche Beziehungen, daß er die letzte Hand an seinen Operntext „Die Regenbrüder“ legte. Wir verdanken dem Bunde zwischen den beiden, der leider bald über politischen Meinungsverschiedenheiten in die Brüche ging, einen der schönsten Briefwechsel in der gesamten deutschen Litteratur. Herbst 1843 siedelte Kurz nach Karlsruhe über, um eine illustrierte Zeitschrift zu redigieren. Hier vollendete er seine ausgezeichnete Uebersetzung

von Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde“ (1844), der Dichtung einen selbständigen Abschluß gebend. Allmählich wurde er durch den Umgang mit den Karlsruher Liberalen in die Politik hineingezogen. 1845 ließ er eine stattliche Broschüre, „Die Fragen der Gegenwart und das freie Wort“, erscheinen. 1848 nach Stuttgart zurückgekehrt, beteiligte er sich an der Leitung des Beobachters. Die Muse feierte in diesen Jahren emsiger politischen Arbeit. Als sich aber die Dichterschwingen wieder gewaltig zu regen begannen, gab Kurz 1854 seinen Posten, den er unter den schwierigsten Verhältnissen als ganzer Mann ausgefüllt hatte, auf. Zwei begonnene Werke, „Der Sonnenwirth“ und „Der Weihnachtsfund“ wurden rasch vollendet und traten 1855 an die Oeffentlichkeit. Alle Anerkennung, die diesen Leistungen zu teil ward, vermochte das äußere Los des Dichters nicht freundlicher zu gestalten. Er lebte seit 1851 in glücklicher Ehe mit Marie von Brunnow. Aber mit der Vermehrung der Familie mehrten sich auch die Nahrungssorgen. Ueberdies hatte sich allmählich infolge geistiger Ueberanstrengung ein tückisches Nervenleiden gebildet, das von Zeit zu Zeit zu heftigen Ausbrüchen führte. Verdüstert und verbittert mied der Dichter seit 1858 die Hauptstadt und vergrub sich, meist mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, in ländlichen Aufenthalten zu Obereßlingen, Kirchheim u. T., Weilheim u. T. 1858/61 veranstaltete er von seinen „Erzählungen“ eine dreibändige Ausgabe. 1863 endlich nahmen Kurz' Verhältnisse eine Wendung zum Besseren: er erhielt eine Bibliothekarsstelle an der Universitätsbibliothek zu Tübingen. Auch die mit seinem Freunde Paul Heyse gemeinsam unternommene Herausgabe des deutschen Novellenschatzes und des Novellenschatzes des Auslands brachte Gewinn. Kurz selbst lieferte für ersteren „Die beiden Tubus“. Es war sein letztes Dichtwerk, da sein fortschreitendes Leiden die Aufregungen künstlerischen Produzierens nicht mehr zuließ. Dagegen beschäftigten ihn fortgesetzt sonstige schriftstellerische Arbeiten. Er schrieb eine Reihe größerer und kleinerer Aufsätze für Zeitschriften, ließ in Buchform 1868 „Zu Shakespeares Leben und Schaffen; Altes und Neues“ und 1871 „Aus den Tagen der Schmach. Geschichtsbilder aus der Melacszeit“ erscheinen, in deren Vorwort sich der ehemalige Demokrat mit Entschiedenheit

und Wärme zum neuen Reiche bekannte, schrieb den Text zu Konewkas Silhouetten „Falstaff und seine Gesellen“, verdeutschte Cervantes' Zwischenspiele als zweiten Band von Moriz Rapps Spanischem Theater. So war noch ein freundlicher Lebensabend dem schwer geprüften Dichter beschieden, dem zu vollkommenem Glücke nichts als die Gesundheit fehlte. Das Ende trat plötzlich am 10. Oktober 1873 infolge einer Herzlähmung ein. In seiner Vaterstadt Reutlingen hat man ihm ein bescheidenes Denkmal gesetzt. Höheren Wert besitzt das, welches ihm Paul Heyse 1874 durch Herausgabe seiner gesammelten Werke in zehn Bänden errichtet hat.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Kurz' unglückliche Lebensschicksale auch die Entwicklung seines Dichtertalentes ungünstig beeinflußt haben. Namentlich ist ihm unter dem Drucke der äußeren Lage frühzeitig die innere Stimmung zur lyrischen Produktion abhanden gekommen. Fast alles, was er auf diesem Gebiete geleistet hat, gehört der Jugendperiode an. Bescheiden dem Umfange nach ist seine Gedichtsammlung, aber Stücke stehen darin, die von reicher und eigenartiger Begabung zeugen. Viele seiner eigenen Lieder sowie die trefflichen Nachbildungen fremder Volksweisen sind echt volksmäßig und sangbar gehalten und deshalb auch von Silcher und anderen in Musik gesetzt worden. Die Balladen, im Tone teilweise recht glücklich, klingen an die besten schwäbischen Muster an. Märchen stehen unserem Dichter besonders gut zu Gesicht. Auch durch eine Anzahl humoristischer Gaben erfreut er. Köstliche Laune waltet in dem kleinen komischen Epos „Die Reise an's Meer“. Phantastische Romantik und reales Leben sind hier fest ineinander verwoben, ähnlich wie in den Dichtungen Mörikes, der überhaupt der einzige gewesen ist, an den Kurz' Muse bewußte Anlehnung gesucht hat. Mit der lyrisch-epischen Dichtung „Der Fremdling“ hat er von der Verspoesie Abschied genommen. Er schildert darin das Geschick eines Adlers, der unter Raben aufwächst, von ihnen mißachtet, gequält wird, bis er endlich seine wahre Natur erkennt und, der unwürdigen Sippschaft entfliehend, hoch über ihr im reinen Aether kreist. Es ist sein eigenes Poetenlos, was er in dieser sich erhabenen Fluges dahinschwingenden und von ergreifendem Schmerzgefühle durchtränkten Schöpfung besungen hat.

Für den Epiker Hermann Kurz ist nichts so bezeichnend als die innige Hingabe an die Geschichte und Kultur seiner schwäbischen Heimat. Ihr hat er ausschließlich die Stoffe und Charaktere zu seinen Erzählungen entnommen. Man hat in dieser Beschränkung nicht ganz mit Unrecht den Grund zu der rätselhaften Thatsache gesucht, daß ein Dichter von Kurz' Eigenschaften so wenig durchzudringen vermochte. Indessen verwies ihn seine ganze Natur im Vereine mit seinem Werdegang in solche Schranken. Seine Phantasie schwebte niemals in der Luft, bedurfte vielmehr stets bestimmter Stütz- und Ausgangspunkte, um dann desto üppiger fortzuwirken. Er besaß nicht die Gabe, Gegenstände, deren Kenntnis er nur aus zweiter Hand hatte, wie etwa sein Landsmann Schiller, poetisch zu veranschaulichen oder, gleich dem bewunderten Freunde Mörike, Zaubergebilde aus dem reinen Nichts zu schaffen. Da er aber fremde Menschen und Länder nicht gesehen hatte, wo anders hätte er die Anlehnung, deren er bedurfte, finden können, als in der Heimat? Er hat es selbst erkannt und ausgesprochen, daß er nur da auf sicherem Boden stehe, wo er geboren und erwachsen sei. Schon das Heimatgefühl an sich gilt ihm als eine Quelle der Poesie. Zu diesem subjektiven Momente tritt bei Kurz das objektive einer auf den gediegensten historischen Studien und gründlichsten Beobachtungen von Land und Leuten ruhenden außerordentlichen Heimatkunde. Er ist vielleicht der beste und allseitigste Kenner, sicher aber der vorzüglichste Nachbildner des schwäbischen Volkscharakters, den es je gegeben hat. Ueberhaupt versteht er es, wie wenige, im Inneren der Menschenbrust zu lesen, in ihre geheimsten Winkel vorzurücken, die verworrensten seelischen Zustände scharf und klar zu durchdringen. Mit derselben Weite des Blickes umfaßt er das Reich der Natur. Seine ganze Begabung ist mit Entschiedenheit dem Realen zugewandt. „Das Erlebte will ich, und Wahrheit ist mein Signalwort", erklärt er im Epiloge zu der Reise an's Meer. Das Einfache, das Gewöhnliche, das Naheliegende, das Alltägliche, richtig angefaßt und künstlerisch aufgefaßt, hält er für würdige Gegenstände der Poesie. E i n weites Gebiet schließt er freilich von vornherein aus: das der Weltverbesserungsvorschläge, der sozialen und politischen Reformen. Jede Tendenzpoesie ist ihm

zuwider. „Denn," heißt es in dem erwähnten Epiloge, „was hat ein Gedicht mit praktischen Dingen zu schaffen?" Auch verwechselt er mit dem Alltäglichen, das er sich zur Darstellung ausersehen hat, niemals das Häßliche und Schmutzige. Aber mit festen Füßen steht er auf dem Boden der Wirklichkeit. Die heitere, oft übermütige Stimmung, die in seinem kurzen Lebenslenze vorgeschlagen hat, ist bald einem tiefgründigen Ernste gewichen, der schonungslos das Elend des irdischen Daseins und die Verworfenheit des Menschengeschlechtes entschleiert. Von Schönfärberei weiß Kurz nichts. Andererseits ist er doch niemals zum völligen Pessimisten geworden. Er übersieht nicht, daß es auch gute Menschen, auch wahres Glück unter dieser Sonne giebt. Er hat die Bitterkeit, von der seine Seele oftmals überströmte, von seiner Poesie ferngehalten. Der Weltschmerz ist ihm zuwider, und schon sein Stolz verbietet ihm, das eigene Unglück kokett vor den Augen des Publikums auszubreiten, wie ihn überhaupt ein sicheres künstlerisches Gefühl davor bewahrt hat, seine Person absichtlich in den Vordergrund zu schieben. Und schließlich hat ihm die Natur einen niemals ganz versiegenden Quell gesunden Humores verliehen, der, auf's mannigfaltigste abgetönt, über seine Dichtungen Licht und Wärme ausgießt.

Die zwei großen Romane Kurz', Schillers Heimatjahre und der Sonnenwirt, spielen unter der Herrschaft des Herzoges Karl Eugen von Württemberg. In jenem treten die bekannten Figuren des tyrannischen und doch so populären „Karl Herzog", seiner Franziska, des jungen Schiller, des gefangenen Schubart vor uns hin, während der eigentliche Held, Heinrich Roller, ein junger Theologe, dessen Schicksal durch die Laune des fürstlichen Pädagogen aus dem vorgezeichneten Geleise in die abenteuerlichsten Bahnen geworfen wird, eine historisch ganz untergeordnete Persönlichkeit ist, an der so gut wie alles frei erfunden werden mußte. Im Sonnenwirt — einem Stoffe, den schon Schiller in seinem Verbrecher aus verlorener Ehre knapp behandelt hat — beschäftigt den Dichter nicht mehr das Leben der Großen, sondern das des Volkes, dessen düsteren Hintergrund allerdings die politische und soziale Mißwirtschaft des Regierungssystemes Karl Eugens bildet. Mit unerbittlicher Folgerichtigkeit wird hier das tragische Los eines jungen

Menschen, des Wirtssohnes Friedrich Schwan aus Ebersbach, entwickelt, der den eigenen, ungezügelten, aber nicht unreinen Willen einer vernunftwidrigen Gesellschaftsordnung entgegensetzt, von ihrer Uebermacht erdrückt und so auf die Bahn des Verbrechers getrieben wird. Schillers Heimatjahre, von Walter Scott und dem Verfasser des Lichtenstein beeinflußt, werden mit ihrem bunten Wechsel ernster und heiterer, dem wirklichen Leben abgelauschter und phantastischer Szenen, mit ihren farbenreichen Bildern aus der Karlsschule, dem Hoflager Herzog Karls, den Festungsmauern des Hohenasperg und der Romantik des Zigeuner- und Räubertumes stets von der Mehrzahl der Leser den herben Schönheiten des einförmigeren, ganz auf den tiefernsten Ton gestimmten und in die Grenzen realer Verhältnisse gebannten Sonnenwirt vorgezogen werden, obgleich dieser Roman, in dem die letzten Reste fremder Einwirkung überwunden sind, die einheitlichere, reifere, künstlerisch höher stehende Leistung bedeutet. Die Komposition ist in beiden Werken nicht ganz einwandfrei; im älteren namentlich hat der Dichter die Fülle des sich ihm darbietenden Stoffes noch nicht vollständig bemeistert, und auch im jüngeren erlahmt seine Schöpferkraft vor dem Ende: hat er doch sogar für den Prozeß Friedrich Schwans die Form der aktenmäßigen Darstellung statt die der poetischen gewählt. Doch diese Mängel fallen gegenüber der sicheren Auffassung, tiefen Durchdringung und echt poetischen Wiedergabe jener Kulturepoche und ihres Geistes, dem großartigen Gestaltungs- und Charakterisierungsvermögen, der kraftvollen und an Ausdrucksmitteln ungemein reichen Sprache nicht allzu schwer in's Gewicht.

Ein treffliches Seitenstück zum Sonnenwirt bildet „Der Weihnachtsfund", ein „Seelenbild aus dem schwäbischen Dorfleben". In dieser breit angelegten Dorfgeschichte von einfacher Handlung, aber kunstvoller psychologischen Entwicklung und ebenso sorgfältiger als zarter Motivierung hält sich Kurz von Lehrhaftigkeit und unwahrer Empfindsamkeit völlig frei. Durch einen solchen glänzenden Befähigungsnachweis zum Volksschriftsteller erwarb er sich das Recht, in der köstlichen Satire „Auch eine Dorfgeschichte" die Schwächen Auerbachs und seiner Nachahmer zu ironisieren. In der Novelle „Die beiden Tubus" wird die Existenz des schwäbischen Land-

pfarrers an zwei durchaus verschieden gearteten Vertretern des Standes verdeutlicht, werden echt schwäbische Zustände, wie das berüchtigte Landexamen, in ihrer ganzen Merkwürdigkeit mit einer glücklichen Mischung von unwiderstehlichem Humor, gutmütigem Spott und provinziellem Selbstgefühle vorgeführt. Wer jedoch von dem Reichtume dieses Dichtergeistes den vollen Eindruck empfangen will, darf seine kleineren Erzählungen ja nicht vernachlässigen. Welche Mannigfaltigkeit in Erfindung, Stimmung, Ton und Sprache! Bald führt uns der Dichter in die Vergangenheit, bald in die Gegenwart; jetzt zeigt er uns die Welt der Wirklichkeit, dann wieder zaubert er uns phantastische Märchen, abenteuerliche Spukgeschichten vor. Einige von den historischen und kulturhistorischen Novellen gehören zu den besten ihrer Gattung. Wie köstlich wird in der kleinen Geschichte „Den Galgen! sagte der Eichele“ das lächerliche Gebaren der schwäbischen Winkelrepubliken an den Pranger gestellt, wie schön in der Novelle aus der Kreuzzugszeit „Das weiße Hemd“ die Frauentreue verherrlicht, wie anschaulich in dem Schwank aus dem 16. Jahrhundert „St. Urbans Krug“ das übermütige Treiben der fahrenden Gesellen gekennzeichnet! Unter den modernen Geschichten zeichnen sich durch liebenswürdigen Humor „Das gepaarte Heiratsgesuch“ und „Ein Herzensstreich“ aus. Ebenso gut sind einige ernste Stücke gelungen, vor allem „Die blasse Apollonia“, worin ein interessantes psychologisches Problem an dem Geschick einer schuldigen und doch unschuldigen Kindsmörderin erläutert wird. Eine besondere Gruppe bilden die Erzählungen, welche auf Reutlinger Boden spielen, zu denen Familientraditionen und Kindheitserinnerungen den Stoff geliefert haben. Daran schließen sich zwei autobiographische Arbeiten an: „Fünf Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten“, worin die Reutlinger und Maulbronner Kinder- und Knabenjahre behandelt werden, und „Das Wirtshaus gegenüber“, das uns in die lustige Studentenzeit Einblick gewährt. Beide Darbietungen gehören zu dem Anziehendsten, was wir von Kurz besitzen. Da ist alles ungekünstelt, schlicht und wahr, erfüllt von warmem Gemüt und echtem Empfinden, gewürzt mit launigen Einfällen verschiedenster Art. Es ist ja richtig, daß, was uns der Dichter erzählt, nicht immer gleichmäßig abgerundet erscheint:

manchmal ist das Gefüge zu locker, die Anordnung des Stoffes zu sorglos, und auch das bei ihm beliebte Ineinanderschachteln von Handlungen kann man nicht billigen. Mit den Jahren hat sich überdies seine Neigung für gewisse Härten, Schwerfälligkeiten und Absonderlichkeiten des Stiles, wofür gute Freunde den bezeichnenden Ausdruck „überzwerch“ gebraucht haben, verstärkt. Auf solche Ecken und Kanten trifft man eben leichter bei Charakteren von scharf ausgeprägter Eigenart als bei flachen Alltagsmenschen. Und Kurz zählt zu den Charakterköpfen, zu den besten, edelsten, bedeutendsten, der modernen schwäbischen Litteratur.

Wie Hermann Kurz als historischer Prosadichter zuerst von Wilhelm Hauff angeregt worden ist, um dann freilich eigene Wege zu wandeln, so hat auch der Lichtenstein das Muster für zahlreiche andere Romane und Novellen aus der vaterländischen Geschichte abgegeben. Karl Pfaff, auf den wir wiederum bei der Historiographie stoßen werden, verfaßte außer mehreren kleineren Geschichten aus der vaterländischen Vorzeit die größere „Burg Stauffeneck“ (1828), die, in die Perioden des ausgehenden Mittelalters, des Humanismus, der Reformation und des Bauernkrieges führend, ein sauberes Kulturbild entwirft, aber nur ein bescheidenes Maß von Erfindungs-, Gestaltungs- und Darstellungsgabe verrät. Ottmar Schönhuth, der an wissenschaftlicher Bedeutung Pfaff nicht erreicht, weiß besser zu erzählen. Am 6. April 1806 zu Sindelfingen geboren, Seminarist und Stiftler, wurde er nach der üblichen Vikariatszeit 1837 Pfarrer zu Dörzbach (O.A. Künzelsau), 1842 zu Wachbach, 1854 zu Edelfingen (beide Orte im O.A. Mergentheim), wo ihn am 6. Februar 1864 der Tod seiner zahlreichen Familie entriß. Schönhuth war ein in den verschiedensten historischen Fächern rastlos thätiger Schriftsteller, der es auf etwa 130 Werke gebracht hat. Als Student von Uhland angeregt, eröffnete er 1834 seine litterarische Laufbahn mit Herausgabe der Laßbergschen Nibelungenhandschrift, über deren Alter er anfangs viel bespöttelte, später jedoch von namhaften Germanisten adoptierte Behauptungen aufstellte. Er veröffentlichte noch weitere mittelalterliche Litteraturdenkmale, ferner nicht weniger als 55 alte Volksbücher, die im württembergischen Franken viel gelesen wurden, Sammlungen von

Liedern und Sagen, einige Jahrgänge „Monatrosen. Blätter aus Franken zur Belehrung von Jung und Alt". Auch als Geschichtforscher verfolgte er mit seinen zahlreichen Chroniken, Ortsbeschreibungen, Biographien und Monographien aller Art vorwiegend populäre Zwecke. Sein fünfbändiges Werk über „Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Württembergs" (1860/1) genoß besondere Beliebtheit. Von seinen bescheidenen, im schlichten Chronikenstile gehaltenen Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte ist die umfangreichste „Graf Johann von Wirtenberg oder die Brautwerbung zu Stuttgarten" (1852). Ueber ein dünnes, 1839 veröffentlichtes Bändchen belangloser „Gedichte" kann man ohne weiteres hinweggehen, ebenso über die dramatisierte Skizze „Die Städter-Schlacht bei Döffingen" (1830) und das ganz undramatische vaterländische Schauspiel „Käthchen von Engen oder Widerhold auf Hohentwiel" (1836); eher noch spricht ein Fastnachtsspiel im Dialekte, „Die Ohrfeige" (1830) betitelt, an, das eine Anekdote aus dem Leben Herzog Ulrichs von Württemberg behandelt. Als Dichter bediente sich Schönhuth teilweise des Pseudonyms F. H. Ottmar und Ottmar Heimlieb.

Erzählungen von Pfaff und Schönhuth wurden mit solchen von Wilhelm Zimmermann und anderen, meist namenlosen Autoren, die sich ungefähr auf demselben Niveau halten, 1854/5 zu den fünf Sammelbänden „Württemberg wie es war und ist" vereinigt. Darin zieht die vaterländische Geschichte von den ältesten Tagen bis auf die Gegenwart in einer Anzahl chronologisch geordneter Novellen, Bilder und Skizzen an unseren Augen vorüber. Das volkstümliche, gleichermaßen belehrende und unterhaltende, wenn auch poetisch nicht eben wertvolle Werk hat so lebhaften Anklang gefunden, daß es immer wieder erneuert werden mußte und schon seine achte Auflage erlebt hat.

Max Eifert (1808—1888) aus Tübingen, Pfarrer in Calmbach (O.A. Neuenbürg) und Eningen (O.A. Reutlingen), der auch die heimatliche Ortskunde durch verschiedene Schriften bereichert und in einem „Namen-Büchlein" die gebräuchlichsten Taufnamen verzeichnet, erläutert und mit Bibelsprüchen versehen hat, schrieb eine Erzählung, „Das Wahrzeichen von Tübingen", die 1846 ihre erste

und 1863 eine dritte Auflage erlebte. Sie führt die Geschicke zweier Tübinger Bürgerssöhne vor und gipfelt in einem abscheulichen, zu Ende des 15. Jahrhunderts in der jungen Universitätsstadt begangenen Justizmord. Eifert wirkt mit einfachen Mitteln, zeigt aber Geschick in der Erfindung wie in der Darstellung, und da er die kulturhistorischen Verhältnisse jener Zeit, namentlich das Zunftwesen, richtig erfaßt und zu klarer Anschauung gebracht hat, so ist der Erfolg seines Werkes wohl verdient gewesen. Auch die Belletristen Theodor Griesinger, Otfried Mylius und Adolf Weisser behandelten wiederholt Stoffe aus der württembergischen Geschichte. Andere, wie Luise Pichler, bearbeiteten die ältere schwäbische Zeit, insbesondere die Epoche der Hohenstaufen.

Eine Anzahl historischer Erzähler aus Württemberg haben sich, über die Heimat hinausgreifend, für ihre Dichtungen Gegenstände der allgemein deutschen oder fremdländischen Geschichte ausgesucht. Von Georg Rapps Witukind und anderem haben wir bereits bei früheren Anlässen gehört. Friedrich Seybold, der uns schon unter den Journalisten des fünften Kapitels begegnet ist, hat sich nur wenige Jahre, während diesen aber mit großem Nachdruck auf die historische Belletristik geworfen und eine längere Reihe von Romanen, namentlich „Der Camisarde" (1829), „Der Patriot" (1830), „Republikaner und Royalisten" (1833), „Kaspar Hauser oder der Findling" (1834), „Das Erbe von Toggenburg" (1835), sowie die drei Sammlungen „Novellen" (1833), „Erzählungen und Novellen" (1834), „Olla Potrida" (1834) veröffentlicht. Er hat ohne Frage zu rasch und flüchtig produziert und seine Gegenstände nicht völlig durchgearbeitet, doch weiß er mit seinen lebhaften, kriegerisch bewegten und wild erregten, aber versöhnlich ausklingenden Handlungen den Leser zu spannen und zu fesseln. Mit Vorliebe sucht er seine Stoffe in der Geschichte Frankreichs und der Schweiz. Das politische Element tritt stellenweise stark hervor, und auch hier verleugnet Seybold in seinen zornigen Anklagen gegen Priesterfanatismus und in anderen Punkten den freisinnigen Publizisten nicht. Je näher er in seiner Novellistik der eigenen Zeit rückt, desto mehr kommt dies zur Geltung. Er bedient sich dabei hauptsächlich der satirischen Form. In dem die große französische Revolution be-

handelnden Romane „Republikaner und Royalisten“ werden die Dummheit und Roheit des Volkes und die Feigheit und Selbstsucht des Adels mit gleicher Schärfe gegeißelt, während der als komischer Roman bezeichnete Patriot das jammervolle politische Treiben in einem deutschen Duodezfürstentume zur Zeit der heiligen Allianz karikiert.

Rehfues, dessen Leben und publizistisches Wirken im ersten Bande vorgeführt worden ist, nimmt unter den schwäbischen Prosadichtern des 19. Jahrhunderts, welche sich unter dem Einflusse Walter Scotts dem historischen Romane zugewandt haben, eine hervorragende Stelle ein. Schon in jüngeren Jahren hat er gelegentlich vereinzelte poetische Versuche veröffentlicht, so 1815 ein beschreibendes Gedicht von stark rhetorischem Gepräge, Namens „Groß-Griechenland“, ohne jedoch damit den Beweis besonderer poetischen Begabung liefern zu können. Um so größer war die Ueberraschung, als ihm dies mit seinem 1832 anonym erschienenen großen Romane „Scipio Cicala“ gelang. Es folgten noch zwei weitere epische Prosaschöpfungen nach: 1834 „Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine“, 1836 „Die neue Medea“, und alle drei Werke fanden warme Anerkennung bei den urteilsfähigen Zeitgenossen. Seine Stoffe entnahm Rehfues der Vergangenheit Italiens. Scipio Cicala behandelt eine Verschwörung unteritalischer Patrioten gegen die spanische Herrschaft im 16. Jahrhundert; der Held, dessen Schicksale in jenen Aufstand verflochten sind, gelangt schließlich als Renegat bei den Türken zu äußerer Macht, aber nicht zu innerem Frieden und wahrem Glücke. Der zweite Roman spielt im selben Zeitalter und hat die Belagerung und Eroberung des Malteser-Kastells Gozzo durch die Türken zum Gegenstande, wobei ein wackerer junger Mann umsonst all seinen Mut und seine Entschlossenheit gegen die Niedertracht des Kommandanten und seiner Helfershelfer wie gegen den Wankelmut der Menge in die Wagschale wirft. In der neuen Medea führt uns der Dichter einen heimtückischen Angriff auf die Stadt Venedig vor, den im 17. Jahrhundert ein normännischer Abenteurer, der Kapitän Jacques Pierre, im Auftrag des spanischen Vizeköniges unternommen hat; der Plan schlägt jedoch fehl, und die Verschwo-

renen ereilt die verdiente Strafe. Laura, die Titelheldin, eine groß und edel veranlagte Frau, die von Jacques Pierre um einer verführerischen Griechin willen verlassen worden ist, nimmt an dem Zerstörer ihres Lebensglückes furchtbare Rache, indem sie ihn vor seiner Hinrichtung zum Zeugen des Unterganges ihres gemeinsamen, ihr entfremdeten Kindes macht. Rehfues bewährt sich in diesen Dichtungen als einen hochgebildeten Mann von umfassenden allgemeinen Kenntnissen und außerordentlicher Vertrautheit mit den besonderen Gegenständen seiner Darstellung, zugleich aber auch als einen Erzähler von ungewöhnlicher Fülle und Kraft der Phantasie. In der Landschaft und Geschichte Italiens, in den Sitten und Sagen des Volkes ist er bewandert wie wenige. Seine Romane weisen einen unerschöpflichen Reichtum an lebendig geschauten Volkscharakteren und virtuos durchgeführten Volksszenen auf. Sie beleuchten das Kloster- und Mönchsleben von allen Seiten. Die durch vielfache Berührung mit dem Oriente gesteigerte Neigung der Südländer zum Wunder- und Aberglauben wird stark, oft allzu stark betont; der Dichter selbst findet an dem Uebersinnlichen, Geheimnisvollen und Ahnungsreichen unverkennbares Gefallen. Auch sonst arbeitet er mit allen Mitteln der Romantik. Er hat eine Vorliebe für das Schauerige, Grausige, Blutige, für das Abenteuerliche, Gigantische, Groteske. Manchmal gemahnen die Geburten oder Ausgeburten seiner Phantasie an Viktor Hugo. Freilich vermögen alle noch so glänzenden Bilder, alle noch so packenden Szenen für die Mängel in der Komposition und Oekonomie der Rehfuesschen Romane nicht ganz zu entschädigen. Nicht nur bringen große Breiten, namentlich endlose Gespräche den auf die Weiterentwicklung der Hauptereignisse gespannten Leser zur Verzweiflung, sondern den Handlungen selbst fehlt die Einheitlichkeit, der rechte Mittelpunkt: sie fallen zu sehr in Einzelpartien auseinander und verlaufen schließlich fast im Sande. Große Zwecke werden überall angestrebt, aber nirgends erreicht, gewaltige Vorbereitungen angestrengt, aber sie führen zu keinen greifbaren Ergebnissen. Schwerer noch wiegt der Tadel, daß Rehfues trotz allem Aufwand von psychologischer Kunst seinen Hauptpersonen nicht so viel Lebenskraft und Wärme einzuhauchen vermag, daß sie unsere innere Teilnahme ge-

winnen. Der unreife, von anderen geschobene und vom blinden Zufall in seinem Thun bestimmte Scipio Cicala ist ebenso unsympathisch wie der charakterlose Kapitän Jacques Pierre, während der kühne und energische Verteidiger des Kastells Gozzo wenigstens bis zu einem gewissen Grad anzieht. Auch ist dieses Werk einheitlicher gestaltet als die beiden anderen, hinter denen es dafür an Großartigkeit der ganzen Anlage wie der historischen Perspektive erheblich zurückbleibt. Im ganzen gebührt jedenfalls dem Scipio Cicala der Preis, weil hier die epischen Talente des Verfassers noch am frischesten und unverbrauchtesten wirken.

Während Rehfues immerhin ein Epiker größeren Stiles gewesen ist, fallen die folgenden Autoren mehr unter den Begriff der Belletristen. Theodor Griesinger (1809—1884), aus dem damals württembergischen (jetzt badischen) Kirnbach bei Wolfach im Schwarzwalde gebürtig, verließ nach Vollendung seiner Studien und provisorischer Verwendung im Kirchendienste die Theologie und lebte als Schriftsteller und Buchhändler in Stuttgart. 1848 beteiligte er sich an der revolutionären Bewegung, begründete ein demokratisches Blatt, „Die Volkswehr", wurde festgenommen, um nach zweijähriger Untersuchungshaft auf dem Asperg freigesprochen zu werden. 1852 wanderte er infolge dieser Umstände mit seiner Familie nach Amerika aus, kehrte aber schon wieder 1857 enttäuscht nach Stuttgart zurück, wo er bis an seinen Tod mit litterarischen und buchhändlerischen Unternehmungen beschäftigt blieb. Griesinger führte sich 1838 mit „Silhouetten aus Schwaben" ein, hübschen, von guter Beobachtungsgabe zeugenden Skizzen aus dem schwäbischen Stadt- und Landleben, denen noch verschiedene ähnliche Werke humoristisch-satirischer Art nachfolgten. Seine ersten Novellen, „Die letzten Zeiten der Grävenitz", „Ida, Gräfin von Salmandingen" u. s. w., sind der schwäbisch-württembergischen Geschichte entnommen, auf die er nochmals 1860 mit dem historischen Romane „Heinrich von Mömpelgard und Elisabetha von Bitsch" zurückgriff. Sein Talent bewegt sich am sichersten auf heimatlichem Boden. Außerdem schrieb er viele Erzählungen aus Vergangenheit und Gegenwart, auch Reisebücher und kulturhistorische Werke, verarbeitete namentlich seine amerikanischen Eindrücke und

Erlebnisse mit Fleiß. In anderen Schriften jagte er sensationellen und pikanten Stoffen nach, indem er das Publikum bald in die Mysterien des Vatikans oder Eskurials, bald in das Damenregiment an den europäischen Höfen oder in die Maitressenwirtschaft in Deutschland einweihte. Die viel gelesenen Bücher Griesingers, der auch wiederholt kurzlebige belletristische Blätter herausgab, verdankten ihre Beliebtheit dem angenehmen, wenngleich etwas oberflächlichen Erzählertalente ihres Verfassers. Dieser hat sich auch wissenschaftlich bethätigt und außer einer vierbändigen Geschichte der Deutschen ein recht nützliches „Universal-Lexicon von Württemberg, Hechingen und Sigmaringen" (1841) geliefert sowie das illustrierte Werk „Württemberg. Nach seiner Vergangenheit und Gegenwart in Land und Leuten gezeichnet" (1866).

Albertine Röslin, am 30. September 1812 als Pfarrerstochter zu Lorch (O.A. Welzheim) geboren, Schauspielerin in Karlsruhe und Mainz, verheiratete sich in zuletzt genannter Stadt mit dem Theaterarzte Henrich und entsagte der Bühnenlaufbahn. Nach dem Tod ihres Gatten nahm sie in Darmstadt ihren Aufenthalt und ergriff den Beruf der Schriftstellerin. Später zog sie zu einer verheirateten Tochter nach Spanien, dann zu ihrem Sohne nach Kalifornien; ihren Lebensabend verbrachte sie wieder in Spanien. Ihr letztes Buch erschien 1869. Sie schrieb unter dem Namen Paul Stein. Sie debütierte, offenbar von Auerbach angeregt, 1857 mit Erzählungen „Aus dem schwäbischen Volksleben". Sowohl hier als in den Geschichten „Aus Andalusien" (1866) zeigt sich ein hübsches Darstellungstalent und gutes Verständnis für das Charakteristische von Volkssitten. Weit weniger befriedigen ihre größeren, meist historischen Romane: „Der letzte Churfürst von Mainz", „Johannes Gutenberg", „Albrecht von Brandenburg", „Aus den Tagen des ersten Napoleon" u. s. w. Die geschichtlichen Bestandteile sind da nur ziemlich äußerlich auf abenteuerliche Handlungen gepfropft, die sich von Zigeunerstreichen, Kinderverwechslungen und anderen Requisiten einer überspannten Phantasie fristen.

Karl Müller (1819—1889) aus Stuttgart arbeitete sich vom Buchdruckerlehrlinge zu einem angesehenen Schriftsteller empor. Seit 1842 leitete er das beliebte Unterhaltungsblatt „Erheiterungen",

dessen Spalten er vorzugsweise mit Erzeugnissen seiner Feder oder Bearbeitungen ausländischer Werke füllte. Von 1868 bis 1879 widmete er seine Kräfte den illustrierten Zeitschriften des H. Schönleinschen Verlages in Stuttgart, namentlich der Allgemeinen Familienzeitung. Schon mit 17 Jahren begann Müller, der meist unter dem Pseudonym Otfried Mylius schrieb, seine litterarische Thätigkeit, die sich nicht auf Belletristik beschränkte, sondern auch auf Uebersetzungen, belehrende Jugendschriften, naturwissenschaftlich-geographische, historische, kulturhistorische Arbeiten erstreckte. Von seinen zahlreichen Novellen und Erzählungen veranstaltete er mehrere Sammlungen. Die lange Reihe seiner großen Romane wurde 1854 durch „Des Lebens Wandelungen" eröffnet und 1889 durch „Die rote Gräfin" geschlossen. Er holte sich seine Themata häufiger noch aus der Vergangenheit als aus der Gegenwart. Das Zeitalter Herzog Karl Eugens, das er unter anderem in den Romanen „Die Irre von Eschenau" und „Verkaufte Seelen" behandelte, zog ihn besonders ein. Er liebte Schilderungen höfischen Lebens, strebte nach sensationellen Wirkungen. Seine Richtung wird durch Anführung einiger Büchertitel, wie „Neue Pariser Mysterien", „Die Geheimnisse der Bastille", „Neue Londoner Mysterien", „Das Testament von St. Helena", „Am Hofe der nordischen Semiramis", „Grafenkrone und Dornenkrone", hinlänglich gekennzeichnet. Ein vielgewandter, flotter Erzähler, weiß er zu spannen und zu unterhalten, ohne irgendwie einen tieferen und nachhaltigeren Eindruck zu hinterlassen.

Die Romane Adolf Weissers (1815—1863) aus Unterjettingen (O.A. Herrenberg), verraten mehr natürliche Begabung als künstlerisches Gepräge. Er wandte sich von der Theologie der Journalistik zu, redigierte von 1843 bis 1849 den Beobachter in Stuttgart, wurde in die revolutionäre Bewegung verwickelt und mußte nach der Schweiz fliehen, wo er als Litterat sein Dasein fristete. Weisser, der schon früher gelegentliche Ausflüge auf das belletristische Gebiet gemacht hatte, ließ nun eine Anzahl größerer Werke dieser Gattung erscheinen, deren Stoffe er teils der Züricher, teils der württembergischen Geschichte entnahm. „Der Blinde und sein Sohn" (1852,3) und „Schubart's Wanderjahre oder Dichter

und Pfaff" führen in Herzog Karl Eugens Zeitalter. Sein letztes Werk war ein sozialer Roman aus der Gegenwart: „Der Tanz um das goldene Kalb" (1859). Echt schwäbisches Heimweh hatte ihn in der Fremde ergriffen. Als er endlich nach Württemberg zurückkehren durfte, war er körperlich und geistig gebrochen; er starb, dem Irrsinne verfallen, in der Göppinger Heilanstalt.

Eine weit originellere Physiognomie als diese Belletristen zeigt Johannes Scherr, für dessen litterarische Erscheinung die enge Verbindung von Wissenschaft und Poesie bezeichnend ist. Am 3. Oktober 1817 als das zehnte Kind eines katholischen Schullehrers zu Rechberg (O.A. Gmünd) geboren, genoß er eine tüchtige, aber ziemlich strenge Erziehung, besuchte verschiedene Gymnasien und bezog 1837 die Universität Tübingen, um sich hier auf die philologischen und historischen Fächer zu werfen. Von seinem Bruder Thomas, dem bekannten Schweizer Pädagogen, der seine Jugend leitete und ihm auch die Mittel zum Studium gab, wurde er 1840 an dessen Privatanstalt bei Winterthur als Lehrer für Litteratur und Geschichte berufen. 1843 siedelte er nach Stuttgart über und betrat mit der Aufsehen erregenden Schrift „Würtemberg im Jahre 1844" die politische Arena. Bald spielte er innerhalb der liberalen Partei eine Führerrolle, wurde 1848 in die Abgeordnetenkammer und den Landesausschuß gewählt. Doch donnerte er nicht bloß gegen die Reaktion, sondern hielt auch zündende Reden für Deutschlands Einheit und Größe. Infolge seines Auftretens in einer Reutlinger Volksversammlung sollte er verhaftet werden, entkam jedoch auf Schweizer Boden und wurde in Abwesenheit zu fünfzehnjähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Scherr, ein von der Erregung des Augenblickes abhängiger Gefühlspolitiker, wie die meisten Poeten, blieb zwar seinen freisinnigen Anschauungen treu, entfernte sich jedoch allmählich vom Radikalismus und sagte später den Volksverführern wie dem wankelmütigen Volke manche bittere Wahrheiten. Die Einigung Deutschlands im Jahre 1870/1 begrüßte er mit Freuden. Von 1849 bis 1852 lebte der Flüchtling als Schriftsteller in Zürich und hielt zugleich Vorlesungen an der dortigen Hochschule. Die nächsten acht Jahre verbrachte er, ausschließlich mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, in sehr unzuver-

lässigen ökonomischen Verhältnissen zu Winterthur. Seit 1860 wirkte er als Professor der Geschichte, nach Vischers Abgang auch der Litteraturgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, wo er als akademischer Lehrer sich ungewöhnlicher Sympathien, seine Vorlesungen sich großen Zulaufes erfreuten. Scherr war ein sprudelnder und unterhaltender Gesellschafter, liebte indessen ein stilles, häusliches Leben. Er war seit 1845 mit Susanne Kübler aus Winterthur vermählt, einer bekannten Schriftstellerin auf dem Gebiete der Hauswirtschaftskunde, die ihm auch als treffliche litterarische Gehilfin zur Seite stand. Nachdem sie ihm 1873 durch den Tod entrissen worden war, ging er eine zweite, nicht minder glückliche Ehe gleichfalls mit einer Schweizerin ein. Noch im Jahre 1885 durfte er sein fünfundzwanzigjähriges Professorenjubiläum unter großartiger Beteiligung der ganzen Schweiz feiern. Er war auf einem Auge erblindet und in seinen letzten Lebensjahren auch sonst von schweren körperlichen Leiden heimgesucht, denen ein Herzschlag am 21. November 1886 ein Ende bereitete.

Scherr begann seine litterarische Laufbahn schon als Gymnasist und setzte sie als Student eifrig fort. Er schrieb „Sagen aus Schwabenland" (1836), eine Reihe unterhaltender, aber in der Erfindung oft kindlicher Volkserzählungen, wie „Vaters Fluch" (1837), „Der Wildschütz" (1838) u. s. w., Volksbücher aller Art. „Der Student von Ulm", ein „Zeit- und Sittengemälde aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts" von grausigem Inhalte, beschloß diese jugendliche Epoche. Auch Verse machte er damals, gab 1835 „Poetische Versuche" und 1842 „Laute und leise Lieder" heraus, wenig selbständige, aber sehr gewandte Nachbildungen romantischer und sonstiger Muster. Noch 1850 ließ er ein unvollendetes komisches Epos in originell gereimten Oktaven, „Hans von Dampf", drucken, darin ungezogenem Witz und ungenierter politischen Satire frönend. Die gesamte sich über vier Jahrzehnte erstreckende Novellistik seiner reiferen Epoche verfolgt, wie verschieden sie in allen anderen Stücken ist, gleichermaßen sittengeschichtliche Zwecke. „Der Prophet von Florenz" (1844/5), dessen Held Savonarola ist, die vierbändige, der amerikanischen Flibustiergeschichte des ausgehenden 17. Jahrhunderts entnommene Novelle „Die Pilger der Wildniß"

(1853), ein Roman über Schiller (1856) sind seine Hauptschöpfungen historischer Art. Dem Leben der Gegenwart gehören unter anderem an die größeren Novellen „Nemesis“ (1854) und „Die Tochter der Luft“ (1855), „Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit“ (1858), eine seiner gelungensten Leistungen, und „Porkeles und Porkelessa“ (1882), eine gegen modernes Strebertum, Judentum und Ultramontanismus gerichtete „böse Geschichte“. Auch Dorfnovellen hat er geliefert, so 1846 eine oberschwäbische, „Reicher Bursch und armes Mädchen“, 1860 die treffliche Erzählung aus den Alpen „Rosi Zurflüh“. Das 1873/4 in zehn Bänden erschienene Novellenbuch enthält eine Auswahl seiner Belletristik. Fast noch zahlreicher sind Scherrs wissenschaftliche Werke, die sich ungefähr gleichmäßig auf Geschichte, Kultur- und Litteraturgeschichte verteilen. Seine historischen Arbeiten umspannen das gesamte Gebiet der Weltgeschichte einschließlich der Religionsgeschichte. Doch bevorzugt er das 19. Jahrhundert. Er hat außer vielen kleineren Sachen „Blücher, seine Zeit und sein Leben“ (drei Bände, 1862/3) geschildert, die Epoche „Von Achtundvierzig bis Einundfünfzig“ (1868/70) beschrieben, „Das Trauerspiel in Mexiko“ (1868) erzählt und den deutsch-französischen Krieg in einem zweibändigen „1870 bis 1871. Vier Bücher deutscher Geschichte“ (1879) betitelten Werke meisterhaft dargestellt. Der politischen Geschichte sind „Die Nihilisten“ (1885) und andere Schriften gewidmet. Seinen beiden in vielen Auflagen verbreiteten kulturhistorischen Hauptleistungen, „Geschichte deutscher Cultur und Sitte“ (1853) und dem reich illustrierten Prachtwerke „Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens“ (1878), reihen sich weitere an, darunter eine „Geschichte der deutschen Frauenwelt“ (1860). Den Reigen seiner litterarhistorischen Darbietungen eröffneten „Georg Herwegh“ (1843), Poeten der Jetztzeit in Briefen an eine Frau“ (1844) und ein „Bildersaal der Weltliteratur“ (1848). Eine weit verbreitete „Allgemeine Geschichte der Literatur“ (1851), Spezialgeschichten der deutschen, der englischen, „Schiller und seine Zeit“ (1859), eine der besten Gaben Scherrs, und „Goethes Jugend“ (1874) folgten nach. Endlich hat er auch zahllose Abhandlungen, Aufsätze, Studien, Skizzen und Bilder historischen, litterar-

historischen, biographischen, aktuellen, kritischen, satirischen Inhaltes zu Sammlungen mit meist verführerischen Titeln vereinigt: „Mixed-Pickles“, „Mischmasch“, „Farrago“, „Dämonen“, „Hammerschläge und Historien“, „Menschliche Tragikomödie“ (zwölf Bände, 1882/4), „Gestalten und Geschichten“ u. s. w.

Scherr hat an Fruchtbarkeit alle württembergischen Autoren des 19. Jahrhunderts überboten. Unter einer solchen Masse von Werken kann natürlich nicht alles von demselben Gehalt und Wert oder gleichmäßig durchgebildet sein. Seine — teilweise übrigens durch seine ökonomische Lage veranlaßte — Vielschreiberei brachte es auch mit sich, daß er sich häufig wiederholte. Aber langweilig wird er niemals, stets wirkt er anregend, ob er nun unseren Beifall findet oder unseren Widerspruch herausfordert. Seine meisten Bücher erfreuten sich großer Beliebtheit und erlebten mehrere, teilweise zahlreiche Auflagen. Scherr erinnert in mancher Hinsicht an Vischer, dessen litterarische Thätigkeit indessen auf einem festeren philosophisch-theoretischen Untergrunde fußt. Auch Scherr ist das gerade Gegenteil eines Stubengelehrten gewesen, auch er hat die Wissenschaft in engste Verbindung mit dem Leben der Gegenwart gebracht. Er hat sich den Kampf gegen das Philistertum, gegen die Unnatur und Ueberkultur, gegen die Verlogenheit und Phrasenherrschaft des Jahrhunderts zur Aufgabe gesetzt. Mit nervigem Arme schwingt er die Geißel der Satire über seinen Zeitgenossen und teilt wuchtige Schläge nach allen Seiten aus. Dabei geht ein entschieden ethischer Zug durch alle seine Schriften. Freilich hält er in seiner leidenschaftlichen Subjektivität nicht immer das rechte Maß ein. Er wird vielfach zu rücksichtslos, zu saftig, zu derb, zu grob. Er schießt in seinen Antipathien über das Ziel hinaus. Insbesondere geht sein Pessimismus zu weit. Er betrachtet die ganze Welt als Narrenhaus, die ganze Weltgeschichte als Tragikomödie, und seine Lebensauffassung endet in trostloser Verzweiflung. Doch ist er, obschon ein Todfeind des religiösen Fanatismus, keineswegs irreligiös. Seine Vorliebe für das Originelle, Sensationelle, Pikante artet nicht selten in Manier aus. In seiner Darstellung und seinem Stile liegt gleichfalls etwas stark Individuelles, das der Eigenart zulieb nicht einmal vor Geschmacklosigkeiten zu-

rückschreckt. Das Charakteristische geht ihm über das Anmutige. Er bevorzugt eine kraftvolle, drastisch wirkende Ausdrucksweise. Er prägt sich gerne seine Wörter selbst, ohne daß seine verwegenen Neubildungen immer Beifall verdienen. Jedenfalls ist er ein ungewöhnlicher Virtuos in der formalen Behandlung der verschiedenartigsten Gegenstände.

Mit einem seltenen Reichtum an Kenntnissen und einer staunenswerten Belesenheit ist bei Scherr eine tief eindringende Auffassungs- und Beurteilungsgabe verschwistert. Infolge dieser Eigenschaften versteht er in allen Dingen mitzureden, obschon er auf keinem Gebiet exakte Spezialforschung getrieben hat. Seine Universalität befähigt ihn, sich mit gleichem Glück entgegengesetzten Aufgaben zuzuwenden. Die Grenzen zwischen seiner wissenschaftlichen und belletristischen Thätigkeit sind nicht scharf gezogen, weil er in jener zugleich Unterhaltung, in dieser zugleich Belehrung anstrebt. In seiner Novellistik schlägt einerseits das kulturhistorische, andererseits das raisonnierende Element zu sehr vor. Er stellt sich nicht auf den objektiven Standpunkt des Erzählers, vielmehr sucht er allenthalben Gelegenheit zu kritischen Abschweifungen und polemischen Ausfällen. Selbst in seinen historischen Romanen schaut aus der Darstellung der moderne Autor überall hervor. Durch diese Stillosigkeit wird die poetische Illusion allzu oft vernichtet. In vielen seiner Erzählungen vermißt man ferner das rechte Ebenmaß der Komposition. Doch wird man selbst da, wo das Ganze nicht befriedigt, durch treffliche Einzelheiten entschädigt. Namentlich bewährt er sich als Meister in kulturhistorischen Schilderungen. Mit welcher Farbenglut ist beispielsweise das sittenlose Treiben der Borgias in Rom im zweiten Bande des Propheten von Florenz versinnlicht! Das Gewaltige, das Dämonische, das Erschütternde ist sein Element, und er läßt mit Vorliebe das Schicksal mit den armen Menschenkindern sein furchtbares Spiel treiben. Den Eindruck reiner Kunstwerke gewähren die wenigsten Gaben seiner Muse, aber die meisten zwingen dem Leser doch das Geständnis ab, daß ein Geist nicht gewöhnlicher Art zu ihm gesprochen habe.

Den Goetheschen Bildungs- und Künstlerroman vertraten

in Württemberg hauptsächlich Mörike, Bührlen und R. Köstlin. Mörikes Maler Nolten mit seinen stark romantischen Zuthaten haben wir ja bereits kennen gelernt. Auch Köstlins Muse ist mit anderen Elementen verschiedener Art zersetzt. Verhältnismäßig am reinsten hat Friedrich Ludwig Bührlen jene Kunstgattung nachgebildet. Der Lebensfaden dieses Schriftstellers spann sich ohne Verwicklungen ab. Er war am 10. September 1777 zu Ulm geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann die Universitäten Landshut und Würzburg, vom theologischen Studium bald zum juristischen übergehend. Er trat erst in den bayerischen, seit 1811 in den württembergischen Staatsdienst und lebte als Registrator, zuletzt mit dem Titel eines Kanzleirates, in Stuttgart bis zum 9. Mai 1850. So bescheiden seine äußere Stellung war, verstand der für feinere Lebensgenüsse empfängliche und seine philosophischen Grundsätze in die Praxis umsetzende Mann es doch, sich sein Leben angenehm und behaglich zu gestalten. Er genoß das schönste Familienglück und erfreute sich der Achtung seiner Mitbürger. Er bemühte sich um möglichst vielseitige Ausbildung seiner geistigen wie körperlichen Fähigkeiten. Auf weiten Reisen, die er meist zu Fuß machte, bereicherte er seine Kenntnisse. Kein Zweig des Wissens, kein Gebiet der Kunst war ihm fremd. Namentlich liebte er leidenschaftlich alte Gemälde, und es gelang ihm bei äußerst beschränkten Mitteln, sich allmählich eine kleine Galerie von solchen anzulegen. Als Schriftsteller hing er durchaus der klassischen Richtung an; das Moment der Bildung spielte bei ihm die alles beherrschende Rolle. Er legte seine populär-wissenschaftlichen und novellistischen Arbeiten in den vornehmsten Zeitschriften und Almanachen nieder und vereinigte sie dann zu Büchern. 1814 begann er mit „Lebens-Ansichten", worin er über allerhand Dinge in aphoristischer Weise philosophierte. Später gab er in zwei ähnlichen Werken, „Ansichten von höheren Dingen" (1829) und „Zeitansichten eines Süddeutschen" (1833), seine religiös-philosophischen und politisch-sozialen Ideen zum besten und ließ 1847 die „Philosophie eines Dilettanten" drucken. In zwei Bänden „Bilder aus dem Schwarzwald" (1828/31) teilte er mit, was ihm auf seinen Wanderungen durch die Landschaft in die Augen ge-

fallen und begegnet war. 1835 beschrieb er auch „Stuttgart und seine Umgebungen“. Seine novellistischen Erzeugnisse sammelte er dreimal: 1818 als „Erzählungen und Miszellen“, 1823/5 als „Neue Erzählungen“, 1830 als „Neueste Erzählungen“. Außerdem verfaßte er drei längere Romane, „Der Enthusiast“ (1832), „Der Flüchtling“ (1836), „Die Primadonna“ (1844), die wir als seine bedeutsamsten litterarischen Leistungen zu betrachten haben. Nach Gebilden einer blühenden Phantasie, nach Darstellungen überquellender Leidenschaften darf man bei Bührlen nicht suchen. Aufregende, außergewöhnliche, romantische Vorgänge liebt er nicht, vielmehr läßt er alles ordnungsgemäß nach den Gesetzen der Vernunft verlaufen. In einzelnen kleineren Erzählungen kommt das spezifisch Epische noch eher zur Geltung, während in den Romanen dürftige Handlungen so lange hingezogen werden, bis der Autor sich das Herz leicht geredet hat. Ihn beschäftigen alle Fragen des Kunstlebens und der Lebenskunst im weitesten Umfang. Im Enthusiasten zeichnet er mit liebenswürdiger Selbstironisierung sich und seine unbezwingliche Liebhaberei für Gemälde, wie er auch sonst eigene Erlebnisse und Erfahrungen sowie Personen und Motive aus seiner Umgebung in seinen Romanen gerne verwendet. Im Flüchtling spiegeln sich die politischen Bestrebungen der Zeit ab, und der Autor kommt von diesen auf Güterbewirtschaftung, Gartenkunst und allerhand praktische Themata. Mit größerer Vorliebe als der Titelheld, ein unreifer Freiheitsschwärmer, ist der würdige Geheimerat Gotter behandelt, das Ideal eines hervorragend begabten, allseitig gebildeten und auf dem Gipfel der Lebensweisheit angelangten Greisen, um den sich ein geistig angeregter adeliger Kreis gruppiert. In der Primadonna wird das Schicksal einer Sängerin, die ebenso sehr ein edles Mädchen als eine begnadete Bühnenkünstlerin ist, von dem Beginn ihrer Laufbahn bis zu ihrer glücklichen Verheiratung verfolgt. In jedem Kunstfache hütet Bührlen den reinen Geschmack, den streng klassischen Stil. Ueberall bewährt er sich als einen feinen Beobachter, einen geistvollen Beurteiler, eine gesunde und harmonische Natur. So mitteilsam er ist, wird er doch niemals zum faden Schwätzer, und so viel ihm daran liegt, den Samen der Bildung auszu-

streuen, hält er doch darauf, daß alles, was er seinen Personen in den Mund legt, zu ihrem Wesen passe. Seine Charakterzeichnung bewegt sich in feinen, sicheren Linien auf dem Boden der Wirklichkeit. Darstellung und Stil sind flüssig, klar, nicht ohne Anmut; für die dialektische Erörterung zeigt er besonderes Geschick. An Lebensfülle und Farbenreichtum bleiben seine Romane freilich himmelweit hinter denen Goethes zurück. Bührlen ist übrigens erst verhältnismäßig spät zum vollen Verständnis jener übermächtigen Dichternatur durchgedrungen. In jüngeren Jahren schwärmte er für Jean Paul, dem er jedoch zum Glücke keinerlei Einfluß auf seine Darstellungsweise einräumte. Mehr lehnte er sich in seiner älteren Novellistik an die Tiecks an. Nachdem er einmal Goethes Bedeutung ganz erfaßt hatte, gab er sich ihm mit rückhaltloser Begeisterung hin. Der Geheimerat Gotter im Flüchtling ist nichts als ein allerdings aus der Sphäre des Genies in die des Talentes versetzter Goethe. In der Primadonna vollends benützt Bührlen jede Gelegenheit, um seiner Bewunderung für den Meister unmittelbaren Ausdruck zu verleihen, und in einer Einlage, einem dramatischen Faustfragmente, tritt er auch als Versdichter in Goethesche Fußstapfen. Auch sonst hat er sich gelegentlich der gebundenen Redeweise bedient, namentlich in einem 1849 erschienenen Heftchen „Politische Xenien", die den aristokratisch veranlagten Verfasser durchaus als Gegner der demokratischen Bewegung zeigen.

Christian Reinhold Köstlin, der Sohn des Theologen Nathanael Köstlin, erblickte am 29. Januar 1813 zu Tübingen das Licht der Welt. Vom Stuttgarter Gymnasium kam der an geistiger Reife seinen Jahren weit vorangeeilte Jüngling schon Herbst 1829 als Jurist auf die Tübinger Universität, setzte seine Studien in Heidelberg und Berlin fort und ließ sich, nachdem er in den beiden Staatsprüfungen 1834 und 1836 glänzende Ergebnisse erzielt hatte, als Rechtsanwalt in Stuttgart nieder. 1839 vertauschte er diese Stellung mit der eines Dozenten für Kriminalrecht in Tübingen, wurde 1841 außerordentlicher Professor und verheiratete sich mit Josephine Lang aus München, die sich als Liederkomponistin einen Namen gemacht hat. Seit 1851 ordent-

licher Professor, mußte er seine Vorlesungen bald einstellen, da ein in das Jahr 1840 zurückreichendes Brust- und Lungenleiden zu heftigem Ausbruche gelangte und ihn fast völlig der Stimme beraubte. Am 14. September 1856 wurde der ungemein reich und vielseitig veranlagte und gebildete Mann viel zu frühe dem Leben, der Wissenschaft und der Kunst entrissen.

Ein ausgezeichneter Jurist und anregender akademischer Lehrer, hat Reinhold Köstlin versucht, die Hegelsche Philosophie, die er gründlich studiert hatte, für das Kriminalrecht fruchtbar zu machen. Neben seinen sehr geschätzten kriminalistischen Schriften, unter denen sich eine populäre über das Geschworenengericht und der erste Band eines Systemes des deutschen Strafrechtes befinden, verfaßte er auch eine staatsrechtliche, „Wilhelm der erste, König von Wirtemberg, und die Entwicklung der wirtembergischen Verfassung vor und unter seiner Regierung“ (1839). Auf artistischem Gebiete zogen ihn Ton- und Dichtkunst gleichermaßen an. Er komponierte, er war unter dem Schriftstellernamen C. Reinhold in den drei poetischen Hauptgattungen mit schönem Erfolge thätig, der noch größer geworden wäre, wenn er seine Kräfte mehr zusammengefaßt hätte. Seine vorher hauptsächlich durch das Morgenblatt bekannt gewordenen Gedichte sammelte er 1853. Er bietet in dem Buche tiefe und doch zarte, häufig auf einen sanft melancholischen Ton gestimmte Natur- und Gefühlslyrik von stofflos ätherischem Gepräge. Auch seine Balladen und Romanzen ziehen mehr durch ihren Stimmungsgehalt als durch ihre Handlung an. Er hält etwas auf Reinheit der Form; leicht und melodisch gleiten seine Weisen dahin. Seine Lieder lassen ihn alsbald als Glied des schwäbischen Dichterkreises erkennen, doch erscheint er stärker als der Durchschnitt seiner Genossen von Goethe beeinflußt. Von seinen dramatischen Versuchen wurden nur Bruchstücke in Zeitschriften gedruckt; „Die Söhne des Dogen“ gingen 1838 über die Bretter der Stuttgarter Hofbühne. Am entschiedensten hat sich sein Talent der epischen Prosa zugewandt. Er schrieb für die Leipziger Novellenzeitung, Lewalds Europa und andere Blätter, veröffentlichte mehrere Werke in Buchform, so 1837 die zwei Erzählungen „Die Geschichte von dem spanischen Baumeister und die Geschichte vom Leim und der Mariandl“, 1839

„Die Mathildenhöhle. Novelle nach einer wahren Begebenheit“, 1847/8 drei Bände „Gesammelte Novellen und Erzählungen“, enthaltend „Die Kinder der Fremde“, „Real und Ideal“ und „Die Karfreitags-Christen“. In seinen besseren Erzeugnissen lehnt sich Köstlin insbesondere an Goethe an. Er giebt Seelengemälde nach dem Vorgange der Wahlverwandtschaften oder Bildungs- und Künstlergeschichten in der Art des Wilhelm Meister; die Mathildenhöhle ist sogar mit stark empfindsamen Zuthaten im Werthergeschmacke gewürzt. Stellenweise erinnert Köstlins Novellistik auch an die Tiecks. Er bewährt sich überall als einen eleganten Stilisten, als einen Mann von erlesener Bildung, als einen feinen und geistreichen Kenner des menschlichen Herzens, der in psychische Verhältnisse tief einzudringen vermag. Aber man vermißt die schöne Natürlichkeit, das edle Maß Goethes, das der trockenere Bührlen weit besser beobachtet hat. Die Charakterzeichnung ist bei Köstlin zu gekünstelt, verwickelt, mit Details überladen, um rein und einheitlich zu wirken. Seine Schilderungen bewegen sich mit Vorliebe in höher stehenden, ästhetisch durchgebildeten Gesellschaftskreisen, deren Umgangsformen jedoch teilweise in's Phantastische gezogen sind. Er liebt Verkleidungen, und seine Handlungen erwecken oft mehr den Eindruck geistvoller Maskenspiele als den wirklichen Lebens. Auch sein Humor hat etwas Gewaltsames an sich, wirbelt Personen und Ereignisse durcheinander, daß dem Leser darüber förmlich schwindelt. Die drastische Wiener Volksgeschichte vom Leim und der Mariandl ist ganz im Stile des Wiener Marionettentheaters gehalten, während ihre bilderreiche Sprache zugleich das Studium Jean Pauls verrät. Auf den Altar der Romantik hat Reinhold Köstlin endlich mit der absonderlichen Geschichte von dem spanischen Baumeister ein Opfer niedergelegt.

An die jungdeutsche Richtung hat sich kein Württemberger angeschlossen, was bei dem gespannten Verhältnis zwischen jener und dem schwäbischen Dichterkreise fast selbstverständlich ist. Dagegen ging von dem Land ein christlicher Tendenzroman aus, der vorübergehendes Aufsehen erregte. 1854 erschien in der Agentur des Rauhen Hauses zu Hamburg das anonyme Werk „Eritis sicut Deus“. Es wendet sich gegen die kritische theologische Richtung

der Tübinger Schule, gegen den Kultus des Genies, gegen die moderne Wissenschaft überhaupt. Der Held der Geschichte, der freisinnige Philosoph Robert Schärtel, muß endlich „zum Kreuze kriechen“, nachdem er mit seinem stolzen Wissen in Theorie und Praxis kläglichen Schiffbruch gelitten hat. Seine edle Gattin Elisabeth, die nach schweren Kämpfen schließlich ihren Glauben abschwört, um mit ihrem Gatten völlig eins zu werden, verfällt darüber in Geistesnacht. Als Vertreter der Wissenschaft figurieren lauter mehr oder weniger gemeine Subjekte von frivolem Lebenswandel. Namentlich erscheint Schärtel selbst als ein charakterloser Tropf und überdies als ein Schwachkopf. Das ist natürlich eine bequeme Art von Beweisführung. Die durch drei Bände sich hinwindende, von endlosen Gesprächen und Ergüssen in Brief- oder Tagebuchform überwucherte Handlung ist das Erzeugnis einer abenteuerlichen Altjungfernphantasie, die von dem wirklichen Leben der geschilderten Gesellschaft eine nur durch Vermittlung des Klatsches überkommene, ganz unklare Vorstellung hat. Das Auftreten mehrerer Tagesberühmtheiten, wie Vischers, Strauß', Baurs, in unwürdiger Verzerrung soll den Roman pikant machen, der als Kunstwerk ganz verfehlt ist, wenn er auch als religiöse Parteischrift vielfache Zustimmung gefunden hat. Als Verfasserin entpuppte sich Wilhelmine Canz, die ihr Werk göttlicher Inspiration verdankt haben will. Aus einer württembergischen Familie stammend, war sie am 27. Februar 1815 in dem 1810 badisch gewordenen Schwarzwaldstädtchen Hornberg als Tochter des dortigen Oberamtsarztes zur Welt gekommen. Sie zog 1855 nach Großheppach (O.A. Waiblingen) und begründete dort eine Bildungsanstalt für Kleinkinderpflegerinnen, der sie als Hausmutter bis 1895 in Ehren vorstand, ihre litterarische Sünde durch eine gemeinnützige Wirksamkeit abbüßend. Nach ihrem Rücktritte ließ die Greisin das zweibändige Werk „Giebt es einen lebendigen Gott?“ (1896/7) veröffentlichen, worin die religiösen Gedanken in Aufzeichnungen aus ihrem Lebenslauf und Tagebuchblätter eingeflochten sind.

Einen der bedeutendsten und beliebtesten Vertreter der sozialen Zeitdichtung, Auerbach, darf das Schwabenland unter seine Söhne zählen. Zu Nordstetten (O.A. Horb), einem stattlichen und wohl-

habenden, im fruchtbaren Vorgelände des Schwarzwaldes auf einer breiten Hochebene frei gelegenen Dorf, erblickte Berthold oder, wie er eigentlich hieß, Baruch Auerbach als Sohn einer kinderreichen jüdischen Familie am 28. Februar 1812 das Licht der Welt. Ein Dorfkind, unter Dorfkindern sich fröhlich tummelnd, verbrachte er bis zum zwölften Jahr im Heimatort eine glückliche Jugend, deren unverlöschlichen Eindrücken er den besten Teil seines Dichterruhmes verdanken sollte. Zum Theologen bestimmt, besuchte er dann zwei Jahre die Hechinger Talmudschule und setzte drei weitere in Karlsruhe seine Studien fort. Doch fesselte ihn das klassische Altertum mehr als die Rabbinerweisheit, und innerlich seinem Berufe schon entfremdet, siedelte er nach Stuttgart über, um dort das Obergymnasium zu durchlaufen. Dann bezog er als Jurist die Landeshochschule, ging jedoch bald zur Philosophie über, bei der ihn Strauß, der geistvolle Tübinger Interpret des Hegelschen Systemes, festzuhalten verstand. Als Anhänger der Burschenschaft wurde er in eine Demagogenuntersuchung verwickelt und mußte für drei Monate auf den Asperg wandern. In München, wo ihn Schelling vollends ganz für die Philosophie einnahm, und in Heidelberg vollendete er seine akademische Ausbildung. Hierauf ergriff er die Laufbahn des Schriftstellers und lieferte zunächst belanglose Lohnarbeit. Menzels Angriffe auf die Juden, die dieser für die Sünden Jungdeutschlands verantwortlich machte, drückten Auerbach 1836 die Feder in die Hand zu der Broschüre „Das Judenthum und die neueste Litteratur", worin er für seine Stammesgenossen, nicht aber für die ihm wenig sympathische jungdeutsche Richtung eine Lanze brach. Ein Romancyklus, der unter dem Gesamttitel „Das Ghetto" Kulturbilder aus dem Leben der Israeliten verschiedener Länder und Zeiten geben wollte, gedieh nicht über die beiden ersten Abteilungen hinaus, von denen die eine, „Spinoza" (1837), das Wirken dieses Denkers, die andere, „Dichter und Kaufmann" (1840), die unglückliche Existenz des haltlosen schlesischen Epigrammatikers Ephraim Kuh zum Gegenstande hat. Die beiden zwar gehaltvollen, aber nach Komposition und Darstellung wenig befriedigenden Werke wurden kaum beachtet. Auerbach war inzwischen — im Frühjahr 1838 — nach Frankfurt übergesiedelt, 1840 zog er nach Bonn,

bald nach Mainz weiter. 1841 vollendete er seine größte wissenschaftliche Arbeit: die fleißige und gediegene fünfbändige Uebersetzung der sämtlichen Werke Spinozas aus dem Lateinischen, der er eine kritische Biographie des Philosophen voranstellte. Indessen erkannte er bald, daß er, weil kein eigentlich systematisch veranlagter Kopf, auf diesem Gebiete schwerlich eine beherrschende Stellung erringen werde. Auch mit den beiden aus seinen gelehrten Studien erwachsenen Erstlingsromanen hatte er ja schlechte Erfahrungen gemacht. So suchte er denn mit raschem Entschlusse völlig entgegengesetzte Pfade auf und begann, an die Erinnerungen seiner Heimat und Kindheit anknüpfend, „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ zu schreiben, die zuerst in Zeitschriften und Taschenbüchern, dann 1841 in zwei Teilen gesammelt erschienen und ihren Verfasser mit einem Schlage zum berühmten Manne machten.

1845 verlegte Auerbach seinen Wohnsitz nach Norddeutschland und hielt sich abwechselnd in Weimar, Leipzig, Dresden, Berlin, Breslau auf. In der Hauptstadt Schlesiens verheiratete er sich Frühjahr 1847 mit Auguste Schreiber, reiste mit seiner jungen Frau nach dem Süden und rastete längere Zeit in Heidelberg. Nach Breslau zurückgekehrt, nahm er an der politischen Bewegung Anteil, entschieden den panslawistischen Anmaßungen entgegentretend. Aber Krankheit und Tod der geliebten Gattin an den Folgen einer Entbindung entzogen ihn dann während den Tagen der stärksten Gärung der Oeffentlichkeit. Im Herbst 1848 reiste er, um sich aufzufrischen, nach Wien, machte die dortige Schreckenszeit mit und legte die davon empfangenen Eindrücke in einem „Tagebuch aus Wien. Von Latour bis auf Windischgrätz“ (1849) nieder. Nach seiner Wiederverheiratung mit Nina Landesmann aus Wien im Jahr 1849 schlug er seinen Wohnsitz in Dresden auf und siedelte sich 1859 dauernd in Berlin an. Doch wenn der Sommer nahte, litt es ihn nicht länger in der Großstadt. Jahr für Jahr besuchte er Württemberg, sein Heimatdorf Nordstetten, durchpilgerte den Schwarzwald, um frische Kräfte zur Arbeit zu sammeln, neue Stoffe und Anregungen für künftige Werke zu gewinnen. In Berlin gehörte Auerbach zu den populären Erscheinungen, spielte in der Gesellschaft eine Rolle. Das war ganz nach

seinem Geschmacke. Denn bei einer fast kindlichen Eitelkeit empfand er das fortgesetzte Bedürfnis, anerkannt, geehrt, gelobt zu werden. Dabei hielt er seinerseits sich stets bereit, anderen, zumal jungen Talenten, helfend und fördernd beizuspringen, zeigte sich freundlich und wohlwollend gegen jedermann, freute sich neidlos fremden Glückes, fremder Erfolge. Denn er war ein wirklich guter Mensch. Er verkehrte mit den verschiedensten Personen, wirkte auf viele anregend, besaß große gesellige Gaben, erzählte auch mündlich gern und gut. Schade, daß Auerbach, der mitten im Berliner Leben stand, mit seinem Memoirenwerke nicht zu Ende gekommen ist. Auch den öffentlichen Ereignissen schenkte er ununterbrochen das lebhafteste Interesse. Er wußte mit seinen liberalen Gesinnungen einen Patriotismus von wohlthuender Wärme zu verbinden. Ueber dem Bruderkriege des Jahres 1866 blutete ihm das Herz, die Niederwerfung Frankreichs und die glorreiche Auferstehung des Deutschen Reiches erfüllte ihn mit Entzücken. Er durchlebte den Krieg im Hauptquartiere des Großherzoges von Baden und gab in den Gedenkblättern „Wieder unser!“ (1871) über seine Beobachtungen und Erfahrungen Rechenschaft. Derselbe Mann, der für das soziale und politische Wohl des deutschen Volkes so redlich sorgte, war zugleich aber auch Jude und blieb es, ohne sich dessen zu schämen. Selbst seine Dichtungen weisen einige spezifisch semitische Züge auf. Liebevoll nahm sich Auerbach seiner Glaubensgenossen an, für die er umgekehrt einen Gegenstand des Stolzes und der Verehrung bildete. Wie er zu Beginn seiner litterarischen Laufbahn den Israeliten eine Schutzschrift gewidmet hatte, so bemühte er sich auch häufig in seinen Erzählungen bei schicklicher Gelegenheit, ihre liebenswürdigen Eigenschaften in ein helles Licht zu stellen. Um so schwerer mußte er sich von der maßlosen antisemitischen Agitation verletzt fühlen, die während seinen letzten Jahren in Berlin ihren Mittelpunkt hatte. Privater Kummer kam hinzu, um seinen Lebensabend zu verdüstern. Als ein gebrochener Greis suchte er, wie schon öfters, im Herbst 1881 den Badeort Cannstatt auf. Er erkrankte dort an der Lunge; bald gesellte sich ein Unterleibsleiden hinzu. Ende 1881 suchte er im milden Klima von Cannes Genesung. Schon rüstete man sich allenthalben, seinen

siebenzigsten Geburtstag glänzend zu begehen. Doch das Freudenfest verwandelte sich in eine Leichenfeier. Am 8. Februar 1882 verschied Berthold Auerbach in Cannes. Sein geliebtes Nordstetten hatte er sich selbst zur letzten Ruhestätte auserkoren. Eine förmliche Volkeswallfahrt fand dorthin statt, und Friedrich Vischer rief dem verblichenen Landsmann und Freunde herrliche Worte in das Grab nach.

Kehren wir zu Auerbachs schriftstellerischem Wirken zurück! Der gewaltige Erfolg seiner ersten Dorfgeschichten überzeugte ihn, daß in der volksmäßigen Erzählung seine Stärke liege. So begründete er 1845 nach Hebels Vorgang einen Volkskalender, „Der Gevattersmann" betitelt, von dem 1845/8 vier weit verbreitete Bände erschienen. Später wiederholte er seinen Hauptinhalt im „Schatzkästlein des Gevattersmannes" (1856). 1858 ließ er das Unternehmen als deutschen Familienkalender wieder aufleben, den er, später unter dem Titel Volkskalender, bis 1869 fortführte. Seine eigenen Beiträge dazu sammelte er 1872 in dem von ersten Künstlern illustrierten Werke „Zur guten Stunde". Die Jahre 1849 und 1854 brachten den dritten und vierten Band der Schwarzwälder Dorfgeschichten. Dazwischen fällt der erste, wenig gelungene Versuch eines großen sozial-politischen Zeitromanes, „Neues Leben" (1852), worin die nach dem Freiheitstaumel der deutschen Revolution hereingebrochene Reaktionsperiode gezeichnet, gleichzeitig aber ein Stück Dorfgeschichte in die Handlung verwoben ist. Mit „Barfüßele" (1856) griff er wieder auf die einfachere Form der ländlichen Erzählung zurück, von der er dann mit zwei seiner besten Gaben, „Joseph im Schnee" (1860) und „Edelweiß" (1861), vorläufigen Abschied nahm. Schon 1857/8 konnte er seine gesammelten Schriften in 20 Bänden herausgeben, die 1863/4 in 22 Bänden neu aufgelegt wurden, während er 1871 eine achtteilige Volksausgabe seiner Schwarzwälder Dorfgeschichten, 1871/2 eine zwölfteilige der Romane veranstaltete. Mit „Auf der Höhe" (1865), worin das Dorfleben in wirksamen Kontrast zum Hofleben gesetzt ist und der Dichter stellenweise in der That auf der Höhe seines Könnens steht, erfocht er einen glänzenden Sieg, der ihn zu einem weiteren umfassenden Zeitromane, „Das Landhaus am Rhein"

(1869), ermutigte. Doch bedeutet diese Dichtung, in der Auerbach auf idyllische Bestandteile fast ganz verzichtet hat, einen Rückschritt. Er schildert hier, soweit bei der Ueberfülle der sich kreuzenden Motive überhaupt von einem Grundgedanken die Rede sein kann, an einem amerikanischen Gewaltmenschen die Wirkung skrupellos erworbenen Reichtumes und befaßt sich nebenbei mit interessanten pädagogischen Problemen. Die vaterländische Familiengeschichte „Waldfried" (1874) beschließt diese Schaffensperiode. Der Dichter läßt in dem Werke die großen Zeitereignisse von 1848 bis 1871 an uns vorüberziehen und schildert ihre Einflüsse auf einen Kreis intellektuell und moralisch bevorzugter Menschen, deren Schwerpunkt wiederum in ländlichen Verhältnissen liegt. 1876 bescherte er unter dem Titel „Nach dreißig Jahren" drei Bände neuer Dorfgeschichten. Auch „Landolin von Reutershöfen" (1878) gehört dieser Gattung an. Der ziemlich schwache zweibändige Roman „Der Forstmeister" (1879) spielt sich ganz im Wald und unter Jägern ab, die anziehendere „Brigitta" (1880) hat gleichfalls eine Bäuerin zur Heldin, die der Dichter das christliche Gebot „Liebet eure Feinde!" mit höchster Selbstüberwindung befolgen läßt. Außerdem veröffentlichte Auerbach, der natürlich auch willkommener Mitarbeiter der ersten deutschen Zeitschriften war, verschiedene Bücher mit kleinen Novellen und Skizzen. Wie er in allen seinen Erzählungen es darauf abgesehen hat, ein Lehrmeister und Erzieher des Volkes zu sein, so hat er auch in einer Anzahl populär-wissenschaftlicher Werke diesem Ziele zugestrebt. So schrieb er, um nur das Wichtigste hervorzuheben, ein „Der gebildete Bürger" betiteltes „Buch für den deutschen Mittelstand" (1842), worin er diesem die Ergebnisse der Philosophie mundgerecht zu machen versucht, legte in „Schrift und Volk" (1846) im Anschluß an eine Charakteristik Hebels seine Gedanken über volkstümliche Litteratur nieder, zugleich einen interessanten Blick in die Werkstätte seines eigenen Schaffens eröffnend, sammelte in „Deutsche Abende. Neue Folge" (1867) seine Reden und Vorträge über Goethe, Schiller, Uhland und andere, gab in den „Tausend Gedanken des Collaborators" (1875) philosophische Aphorismen zum besten, wie schon gelegentlich früher, namentlich in Irmas Tagebuch (in „Auf der Höhe").

Auch nach den Lorbeeren des Bühnendichters hat Auerbach wiederholt die Hand ausgestreckt. Wie ernsthaft er bemüht gewesen ist, in die Geheimnisse der szenischen Kunst einzudringen, davon haben erst 1892 aus dem Nachlasse publizierte „Dramatische Eindrücke" den rechten Begriff gegeben. 1850 erschien das Trauerspiel in Prosa „Andree Hofer", eine breite Darstellung des Tiroler Aufstandes, 1859 das Schauspiel „Der Wahrspruch", eine dramatisierte Bauernnovelle, die sich um die Frage des Eides und Meineides dreht, überdies schrieb er eine Reihe kleiner Lustspiele, alles in Prosa. Auerbachs berühmter Name verschaffte ihm wohl Zutritt zu den Bühnen, aber festen Fuß faßten seine Stücke nirgends. Der behaglich verweilende und redselige Epiker vermochte sich nun einmal nicht die Schlag- und Spannkraft des rasch vorwärts drängenden Dramatikers zu verleihen. Ebenso ist seine Lyrik nicht der Rede wert. Zum Erzähler hat ihn die Natur bestimmt und geweiht. Aber auch innerhalb der Novellistik weist ihn sein Talent wiederum auf eine ganz bestimmte Gattung hin. Seine großen Zeitromane nehmen zwar im einzelnen an den Vorzügen seines Charakterisierungsvermögens, seiner Darstellungskunst, seiner Stimmungsmalerei reichen Anteil und erfreuen durch wohlthuende patriotische Wärme und besonnene Behandlung der großen Zeit und Lebensfragen. Aber während er in seinen einfacheren Erzählungen eine begrenzte Handlung sicher zum Ziele zu führen weiß, will es ihm nicht recht gelingen, eine bunte Vielheit von Erscheinungen zu einem einheitlichen Bilde zusammenzufassen. Die Zügel entgleiten da leicht seinen Händen, so daß die Komposition die rechte Geschlossenheit vermissen läßt, und außer den technischen Mängeln machen sich die übermäßige Breite, die Reflexionssucht und Lehrmanie des Autors in seinen umfangreicheren Schöpfungen besonders unangenehm fühlbar. Obgleich sich immer noch hoch über den Troß der gewöhnlichen Romanschreiber erhebend, bleibt Auerbach doch hier hinter einem Freytag, selbst hinter einem Spielhagen zurück. Auch als Volksschriftsteller und Kalendermann hat er in zahllosen kleineren Geschichten und Skizzen Treffliches geleistet, jedoch nichts so Ueberragendes, daß er darin schlechtweg ohne Nebenbuhlerschaft dastünde. In der Dorfgeschichte dagegen ist er der anerkannte Meister, das

vielleicht im einzelnen, nicht aber im ganzen übertroffene Muster. In alle Schichten des Lesepublikums, zu dem der Bauernstand selbst freilich nicht zählt, sind seine Novellen gedrungen, fast in alle lebenden Sprachen sind sie übersetzt worden. Bedeutende Künstler haben Illustrationen dazu geliefert. Einem Heere von Nachahmern und Nachfolgern, darunter einem Anzengruber und Rosegger, hat Auerbach das Banner vorangetragen.

Nicht als ob er der Entdecker eines poetischen Neulandes gewesen wäre. Schon vor ihm haben andere Dichter die Leser auf ländliche Fluren geführt, unter das Bauernvolk versetzt. Aber mit demselben nachdrücklichen Selbstbewußtsein, mit derselben liebevollen Hingabe, mit demselben durchgreifenden Talente hat vor ihm keiner dieses Feld der Poesie angebaut. Und er hat zum erstenmale breit angelegte, realistisch durchgeführte Bilder von den Eigentümlichkeiten des Bauernstandes entworfen, während seine Vorgänger, wozu übrigens auch Wilhelm Hauff mit den idyllischen Bestandteilen seines Lichtenstein gehört, in schönfärberischer Manier mehr oder weniger stecken geblieben sind. In Bezug auf Frische, Ursprünglichkeit, Naturtreue gebührt den teils heiteren, teils tief ernsten Erstlingen von Auerbachs ländlicher Muse, „Der Tolpatsch“, „Die Kriegspfeife“, „Des Schloßbauers Vefele“, „Tonele mit der gebissenen Wange“ und wie sie sonst heißen, der Preis. Er ist hier ganz naiver Erzähler, hat alle Philosophie verabschiedet, der er sich später wieder mehr und mehr verschrieben hat. Diese frühesten Stücke zeigen auch die echteste Lokalfarbe: sie spielen alle in und um Nordstetten, welche Gegend mit topographischer Genauigkeit gezeichnet ist, die Helden und Heldinnen sind nach Nordstetter Modellen porträtiert. Später gestaltete der Dichter freier und verlegte seine Geschichten tiefer in das Gebirge, teilweise sogar in die badischen Industriebezirke hinein. Gleichzeitig erweiterte er seine Stoffkreise und legte seiner Dorfpoesie an Tiefe und Gehalt zu, was ihr an Frische und Natürlichkeit abgestreift wurde. Bestimmte Tendenzen treten hervor, zuerst in „Ivo, der Hajrle“, in welcher Novelle der Dichter den Entwicklungsgang und das Schicksal eines dem katholischen Priesterstande geweihten Bauernknaben, der sich nach den schwersten Seelenkämpfen befreit und wieder zum Bauern

macht, im Rückblick auf persönliche Lebenserfahrungen ergreifend schildert. In einer seiner schönsten Dichtungen, „Die Frau Professorin", wird an einer ungleichen und darum unglücklichen Ehe der unüberbrückbare Gegensatz zwischen ländlicher und städtischer Kultur schonungslos dargelegt, ein Motiv, das auch sonst bei ihm wiederkehrt. In anderen Dorfgeschichten spiegeln sich soziale und politische Bestrebungen und Stimmungen, so in „Luzifer" das Verlangen der Zeit nach Geistes- und Glaubensfreiheit, in „Sträflinge" die humanitären Bemühungen, das Los entlassener Gefangenen zu erleichtern, in „Der Lehnhold" die Frage der Aufteilung oder Unteilbarkeit der großen Erbgüter; hier werden gleichzeitig die Wirkungen des Revolutionsjahres 1848/9 auf verschiedene Bauerngenerationen veranschaulicht. Auerbach hat die Kunst verstanden, seinen Dorfgeschichten weite philosophische und sozial-politische Perspektiven zu verleihen, aber ihnen dabei doch den Reiz des Idyllischen zu wahren, und vielleicht erklärt sich nicht zuletzt aus der innigen Verschmelzung dieser beiden Elemente das Geheimnis seines gewaltigen Erfolges. Zunächst war es allerdings die ländliche Frische, was auf das an Salonromanen übersättigte Publikum erlösend und erlabend wirkte. Aber schwerlich hätte dies allein genügt, um Auerbach auf die Dauer zu einem Lieblinge der Lesewelt zu machen. Dazu war es nötig, daß er die Bauern in Berührung mit anderen Ständen brachte, daß er die Debatten über die großen politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Zeit- und Streitfragen mitten in das Dorf hineintrug, daß er ferner bedeutende psychologische Probleme seinen Handlungen unterlegte, daß er überhaupt die Bauernpoesie auf den Ton der Wirklichkeit stimmte. Es ist richtig: auch er hat sich da und dort zu übertriebener Empfindsamkeit, zu einer für Dörfler unglaublichen Ueberspanntheit der Gefühle, zu mehr gutherzigen als wahrscheinlichen Ausgleichen herber Konflikte verleiten lassen. Besonders sentimental ist beispielsweise das beliebte Barfüßele gehalten, wo allerdings das Liebesglück von Naturkindern in den reizendsten Farben gemalt ist. Aber Auerbach hat die Zustände des ländlichen Lebens nicht nur nach der idyllischen Richtung gezeichnet, er hat auch ihre Schattenseiten sicher erfaßt und treu wiedergegeben. Geldgier und Hochmut,

Herzenshärte und Starrheit, Eigensinn und Jähzorn der Bauern führen zu den erschütterndsten Tragödien. Gerade in die Geheimnisse solcher Charaktere, welche trotzig auf ihre vermeintlichen Rechte pochen, zäh jeden Kulturfortschritt von sich ablehnen, welche lieber sich und ihr ganzes Haus in's Verderben reißen als nachgeben, ist Auerbach am tiefsten eingedrungen. Man braucht nur an den alten Lehnhold, an das wilde Hünengeschlecht der Röttmann im Joseph im Schnee, an den leugnenden und von den Geschworenen freigesprochenen, aber im eigenen stolzen Herzen furchtbar büßenden Landolin von Reutershöfen, an den diesem geistesverwandten Mordbrenner Diethelm von Buchenberg, dessen Geschichte 1852 niedergeschrieben ist, zu erinnern. Den vielgerühmten konservativen Geist der Bauern läßt unser Dichter mit Vorliebe in seinen schlimmen Konsequenzen, in seiner Entartung erscheinen, doch übersieht er auch die günstigen Wirkungen jener Eigenschaft nicht und bereitet der Macht des bäuerlichen Familiensinnes oftmals noch mitten im Zerfall aller sonstigen Verhältnisse Triumphe.

Salonbauern hat also Auerbach nicht geschaffen. Er führt uns vielmehr vorwiegend kernige Menschen von Mark und Knochen vor, denen man anmerkt, daß sie die rauhe, kräftige Luft des Schwarzwaldes großgezogen hat. Nur hat er leider die geistigen Fähigkeiten seiner Landleute vielfach auf eine unnatürliche Höhe hinaufgeschraubt. Der Philosoph, der sich in ihm auf die Dauer nicht zurückdrängen ließ, hat ihm diesen bösen Streich gespielt. In den älteren Dorfgeschichten hat er damit begonnen, vom Standpunkte des Autors aus moralisierende Zwischenbemerkungen und Nutzanwendungen einzuflechten. Bald ging er zu einer anderen Methode über: er legte seinen handelnden Personen eine Fülle pointierter Sentenzen in den Mund, die sich zu ihrer Bildungsstufe durchaus nicht schicken. In einzelnen Erzählungen trieft das ganze Dorf vom Pfarrer bis zur ungebildetsten Bäuerin herab von talmudischer Sprichwörterweisheit. Dieser auffällige Verstoß gegen die Forderungen der Wirklichkeit, denen doch Auerbach in anderer Beziehung gerecht geworden ist, erklärt sich aus dem alle übrigen Rücksichten überwiegenden Drang, ein Lehrmeister seines Volkes zu sein. Das erzieherische Moment spielt in seiner ganzen litterarischen Thätigkeit

eine herrschende Rolle, die moralischen Impulse wirken bei ihm mit ungewöhnlicher Stärke. Man wird die daraus entsprungenen Schwächen um so leichter ertragen, je mehr man sich Mühe giebt, die Persönlichkeit des Dichters in ihrer Gesamtheit zu fassen. Es ist das freundliche Bild reinen, milden Menschentumes, eines herzensguten, von humanen Idealen erfüllten und auf festem sittlichen Grunde fußenden Wesens, was uns aus allen seinen Schriftwerken entgegenschaut. Und er läßt die Gestalten seiner Phantasie an seinen persönlichen Eigenschaften teilhaben. Hängt er doch an ihnen mit zärtlicher Liebe, kostet er doch ihre Leiden und Freuden mit ihnen durch. Schon äußerlich spricht sich dies darin aus, daß er in seinen späteren Novellen gerne wieder Figuren aus den früheren auftauchen läßt; in der Sammlung „Nach dreißig Jahren" werden sogar drei beliebte ältere Erzählungen, der Tolpatsch, die Frau Professorin und die Sträflinge, fortgesetzt. Durch diese Herzens- und Lebensgemeinschaft, die Auerbach mit seinen Helden und Heldinnen hält, gelingt es ihm, für sie und ihre Geschicke auch beim Leser innige persönliche Teilnahme zu wecken. Er verbreitet ringsum sonnige, wohlige Wärme und erquickt unser Gemüt selbst da, wo unser Verstand die ernsthaftesten Einwände erheben muß. Das ist ein schöner Sieg — fast möchte man sagen: menschlicher, nicht poetischer Kunst.

Die geistige Physiognomie Auerbachs unterscheidet sich in den wesentlichsten Punkten von dem, was die zusammenfassenden charakteristischen Merkmale Uhlands und seiner Genossen ausmachen. Nicht nur, daß ihm die seinen Landsleuten in hohem Maße verliehene Gabe, Empfindungen in Liedern auszuströmen, versagt geblieben ist: es fehlt ihm und seiner Muse überhaupt das Intime und Interne, das Heimliche, Beschauliche, Selbstgenügsame, was die Eigentümlichkeit des schwäbischen Dichterkreises bildet. Er wirkt mit vollem Bewußtsein in die Weite und in die Breite, er verschmäht selbst nicht die gewöhnlichen Mittel des Tagesschriftstellers, um seinen Einfluß zu mehren. Am ehesten zeigt er noch eine gewisse Verwandtschaft mit derjenigen Gruppe württembergischer Dichter, welche die Zeitdichtung gepflegt haben. Aber auch diese sind ja in der Hauptsache Lyriker gewesen, und schließlich ist die

Verquickung der Poesie mit den sozial-politischen Tagesinteressen seit den vierziger Jahren etwas allgemein Deutsches, nichts spezifisch Schwäbisches. Letzteres läßt sich an Auerbachs Wesen, das ja überdies noch mit semitischen Kulturelementen zersetzt ist, ohne Zwang nicht nachweisen. Aeußerlich hat er stets seinem württembergischen Heimatland Anhänglichkeit bewahrt, wie er auch mit den dortigen Dichtern die freundschaftlichsten Beziehungen aufrecht erhalten hat. Und mit Rücksicht auf seine Stoffe darf er ein schwäbischer Dichter genannt werden, so gut wie einer. Ist er doch der berufene Sittenschilderer des einheimischen Bauernstandes. Ueberall hat er in seinen Dorfgeschichten das Lokalkolorit treu beobachtet. Wie er nicht Bauern schlechtweg zeichnet, sondern Schwarzwälder, so gehen auch seine Naturschilderungen, die, wie beispielsweise in Joseph im Schnee, mit dem unmittelbarsten Zauber wirken, auf die heimatliche Gebirgslandschaft zurück. Das ganze Leben des schwäbischen Landvolkes, seine Sitten und Gebräuche hat er mit zuverlässigem Griffel der Nachwelt überliefert. Er führt uns mitten hinein in die Werktagsarbeit, in das vielfältige geschäftige Treiben der Landbewohner, wir erfahren bis in's einzelne, wie es auf jenen großen Bauerngütern zugeht. Er offenbart uns aber auch die Sonntagsfreuden der Schwarzwälder Bauern, ihre Feste, Spiele und Tänze, er lehrt uns ihre Lieder und Gesänge. Zumal in seine älteren Erzählungen hat er viele volkstümliche Verse eingestreut. Nur von der Volkssprache hat er wenig übermittelt. Selten werden kürzere Sätze des Dialoges ganz im Dialekte gegeben, häufiger sind einzelne schwäbische Ausdrücke und Redewendungen benützt, Satzbau und Wortstellung sind in Rede und Gegenrede auf eine naivere Bildungsstufe gestimmt. Es mag sein, daß er hierbei nicht immer den rechten Ton getroffen hat. Gewiß aber hat er mit gutem Grund auf die eigentliche Mundart verzichtet, die für die Ausbreitung seiner Erzählungen ein fast unüberwindbares Hindernis gewesen wäre. Auerbach war ein viel zu kluger Mann, um auf diese Weise seinen eigenen Ruhm in den Schatten zu stellen. Der echte Dichter des Schwarzwaldes ist er ja darum doch geblieben.

Auch Adolf Widmann begann mit Zeitromanen, um sich dann der Novellendichtung zuzuwenden. Am 7. Mai 1818 im Pfarr-

hause zu Maichingen (O.A. Böblingen) geboren, bestimmte er sich selbst für das Studium der Staatswissenschaften, dem er seit 1837 in Tübingen, später in Berlin und Heidelberg oblag. In letzterer Stadt, wo er 1841 doktorierte, trat er den Anhängern des Philosophen und Politikers Friedrich Rohmer nahe, begeisterte sich für dessen Person und Lehre, zog zu ihm nach Zürich und nahm an den gegen den Atheismus und Radikalismus gerichteten Bestrebungen jenes Kreises regen Anteil. Rohmer, eine bedeutend veranlagte, aber sittlich anfechtbare und in Größenwahn befangene Persönlichkeit, übte auf seine Freunde eine faszinierende Wirkung aus, spielte jedoch ihnen gegenüber in unangenehmer Weise den Herren und Meister. Widmann entzog sich 1842 dem auf ihm schwer lastenden Drucke, verließ Zürich und ging nach Freiburg i. Br., wo er 1843 sein Aufsehen erregendes Buch „Das Volk und die Parteien" vollendete, das seine Berufung in das preußische Ministerium des Inneren zur Folge hatte. Hier sollte er, soweit sich dies mit seiner eigenen Ueberzeugung vereinen ließ, die Maßregeln der Regierung erläutern und verteidigen, was er in zahlreichen Zeitungsartikeln und Broschüren that. 1848 löste er, als Gegner jeder Konstitution, seine Beziehungen zum Ministerium, siedelte von Berlin nach Jena über, hielt hier staatswissenschaftliche und sozial-politische Vorlesungen und entfaltete als politischer Schriftsteller große Fruchtbarkeit. Nach dem Tode seiner ersten Gattin suchte er auf weiten Reisen Zerstreuung, kehrte 1865 nach Berlin zurück und verheiratete sich wieder. Er fand seine Befriedigung in der Freimaurerei, der er sich schon 1844 angeschlossen hatte und nunmehr, seit 1866 Stuhlmeister der St. Johannisloge zur Beständigkeit, seine Feder zur Verfügung stellte. Er starb zu Berlin am 26. Mai 1878 an einem Gehirnschlag.

Widmann war ein vornehmer Geist von durchaus selbständigem Gepräge, der sich gegen alles Schablonenhafte empörte. Er lebte gern in und mit der großen Welt und strebte nach Einfluß und Geltung, zu welchem Ziel er, allen Enttäuschungen zum Trotz, immer wieder neue Wege einschlug. Seinen wahren Beruf verkannte er dabei. Denn die Natur hatte den mit tiefem Gemüt und reicher Phantasie ausgestatteten Mann zum Poeten bestimmt.

Nur in den fünfziger Jahren während dem Jenaer Aufenthalte produzierte er lebhaft. Sein zwar künstlerisch nicht besonders gelungenes, aber kulturhistorisch sehr interessantes und psychologischen Scharfblick verratendes Erstlingswerk, der Roman „Der Tannhäuser“ (1850), giebt das merkwürdige Treiben des Rohmerschen Kreises getreu wieder und liefert zuverlässige, nichts weniger als schmeichelhafte Porträts des Meisters und seiner Anhänger. Auf einen zweiten Roman, „Der Bruder aus Ungarn“ (1852), folgten die beiden Novellensammlungen „Am warmen Ofen“ (1853) und „Für stille Abende“ (1854), seine besten Leistungen. Diese feinsinnigen, von einem zarten poetischen Hauche durchwehten und über das Gewöhnliche hinausgehobenen Erzählungen aus älterer oder neuerer Zeit, die der Dichter seinen Wanderungen durch den Thüringer Wald und seiner Einkehr in den Burgen des Landes verdankte, hätten seinen Namen vor dem Lose der Vergessenheit bewahren sollen. Widmann wandte sich hierauf der szenischen Dichtung zu. 1855 erschien seine formschöne „Nausikaa“, 1858 eine zweibändige Sammlung dramatischer Werke, neben der Nausikaa die beiden historischen Schauspiele „Kaiser und Kanzler“ und „Don Juan de Maranna“ und das bürgerliche „Sarah Haßfurter“ enthaltend. Es gelang Widmann, außer Kaiser und Kanzler seine der ernsten Richtung zugehörigen Stücke auf die Bühne zu bringen und wenigstens mit Sarah Haßfurter in Wiesbaden und München Erfolge zu erringen.

Rudolf Kausler, am 26. August 1811 in Göppingen geboren und am 27. November 1874 als Pfarrer in Kleineislingen (O.A. Göppingen) verstorben, wetteiferte in der kulturhistorischen Novelle mit Hermann Kurz, an den ihn innigste Freundschaft seit den Studienjahren fesselte. 1851 ließ er einen Band „Erzählungen“ unter dem auch sonst von ihm benützten Pseudonym K. Rudolf erscheinen. In der Behandlung seiner Stoffe, die er verschiedenen historischen Epochen entnimmt, weicht er von der Schablone ab und erfreut durch sorgfältige Seelenmalerei, durch mancherlei feine und geistreiche Züge. Nur ist vieles zu ausgeklügelt und abgezirkelt, vermißt man den freien Flug der Phantasie und den packenden Schwung der Darstellung. Besonders schön und stimmungsvoll ist

„Die Bettlerstochter". Zwei Stücke sind versifiziert, und auch sonst finden sich Gedichte von Kausler an verschiedenen Orten zerstreut. Ebenso weitere prosaische Arbeiten. Auch Ludwig Pressel (1800 bis 1846) und Karl Dittmarsch (1819—1893), beide aus Stuttgart, ersterer als Oberjustizregistrator in Ellwangen verstorben, letzterer Buchhändler und Leiter angesehener litterarisch-artistischen Anstalten in seiner Vaterstadt, in Triest und in Wien, bedienten sich der bescheideneren Kunstform der Novelle, ohne sich über das belletristische Durchschnittsniveau zu erheben. Der Erzählungen von Henriette Ottenheimer, Friedrich Seeger, Wilhelm Zimmermann und anderen ist schon in früheren Kapiteln gedacht worden; auch von Mörike fällt verschiedenes, namentlich „Mozart auf der Reise nach Prag", unter den Begriff der Novelle.

Unter den württembergischen Volks- und Jugenderzählern haben sich zwei Frauen, Ottilie Wildermuth und Luise Pichler, besondere Beliebtheit erworben, wie denn überhaupt das weibliche Geschlecht in der epischen Prosalitteratur des 19. Jahrhunderts eine wichtige Stelle einnimmt. Die Wildermuth ist von den beiden die eigenartigere. Sie hat nicht nur Volks- und Jugendschriften geliefert, sondern zugleich soziale Sittenbilder von kulturhistorischem Interesse. Wenn auch ihr Publikum vorzugsweise aus der Kinder- und Frauenwelt besteht, so greifen doch auch ernste Männer von Zeit zu Zeit gerne zu den Gaben ihrer liebenswürdigen Muse. Ottiliens Geburtstag ist der 22. Februar 1817, ihr Geburtsort das Städtchen Rottenburg. Ihr Vater, der Landvogteikriminalrat Rooschüz, wurde schon 1819 als Oberamtsrichter nach Marbach versetzt. Hier verbrachte das Mädchen im bescheidenen, aber behaglichen und äußerst gastlichen Elternhaus eine sonnige Jugend. Der Vater war eine originelle, landauf, landab bekannte Persönlichkeit, mit sprudelndem Witz und heiterer Erzählergabe ausgerüstet, in der Mutter besaß Ottilie ein Vorbild für jene wackeren schwäbischen Hausfrauen und Mütter, die sie so liebevoll zu zeichnen gewußt hat. Mit drei Brüdern tummelte sie sich munter in Haus und Feld. Auch an dem Bildungsgange der Knaben nahm sie teil neben dem Volksschulunterrichte, den sie bis zur Konfirmation genoß. Groß war ihre Leselust, und frühzeitig übte sie die Kunst, Erlesenes oder Er-

fundenes im Kreise der Gespielen oder der Familie vorzuerzählen, wie sie auch schon als Mädchen hübsche Gelegenheitsverse machte. Mit sechzehn Jahren verbrachte sie einige Monate in einer Stuttgarter Pension zur Vollendung ihrer Ausbildung. Am 5. September 1843 vermählte sie sich mit Johann David Wildermuth (1807 bis 1885), Professor am Tübinger Gymnasium, einem tüchtigen Neuphilologen. In dem Universitätsstädtchen spann sich ihr Dasein ebenso gleichmäßig dahin wie im Marbacher Elternheime. Sie suchte und fand ihr Glück in der gemütlichen Stille des Familienlebens, in der Erziehung ihrer beiden Töchter und ihres Sohnes, in der Besorgung des Hauswesens, dem sie sich, auch nachdem sie zur berühmten Schriftstellerin geworden war, mit der alten Hingabe widmete. Doch ging ihr Leben nicht völlig in der Enge auf: sie nahm an allen öffentlichen Angelegenheiten lebhaften Anteil, bewährte sich als Wohlthäterin von Kranken und Armen, sammelte einen großen Kreis von Verwandten und Bekannten um sich, stand mit den Zelebritäten der Musenstadt in anregendem Verkehr. Ein Schlaganfall machte ihrem Leben am 12. Juli 1877 ein plötzliches Ende, nachdem sie schon lange Zeit vorher an einem Nervenleiden gelitten hatte. Zehn Jahre später setzten ihr die Frauen Tübingens auf dem dortigen Wert ein bescheidenes Denkmal. Auch während ihrem Leben hat sie der äußeren Ehren genug kosten dürfen. Höhere Befriedigung als solche haben ihr ohne Zweifel die ungewöhnlichen Erfolge ihres litterarischen Wirkens gewährt.

Ihre öffentliche Thätigkeit als Schriftstellerin begann Ottilie Wildermuth 1847 mit dem Genrebild „Eine alte Jungfer“, das sie anonym im Morgenblatte drucken ließ. Sie arbeitete fortan für diese Zeitschrift sowie für andere angesehene Blätter. 1852 sammelte sie ihre Skizzen als „Bilder und Geschichten aus Schwaben“, die 1854 eine Fortsetzung erhielten. Bald schritt sie zu längeren Erzählungen vor, und Buch folgte nun auf Buch. Die bedeutendsten sind: „Aus dem Frauenleben“ (zwei Bände, 1855/7), „Die Heimath der Frau“ (1859), „Im Tageslicht“ (1861), „Lebensräthsel, gelöste und ungelöste“ (1863), „Perlen aus dem Sande“ (1867), „Zur Dämmerstunde“ (1871) und aus dem Nachlasse „Beim Lampenlicht“ (1878). Ihre Novellistik erschien 1862 zu einer acht-

bändigen, 1892 ff. zu einer zehnbändigen illustrierten Gesamtausgabe vereinigt. Daneben liefen eine Anzahl Jugend- und Kinderschriften her, die 1871/7 in sechszehn Bändchen gesammelt wurden. Auf Weihnachten 1877 begründete sie das Jahrbuch „Der Jugendgarten" als „eine Festgabe für die deutsche Jugend", die dieser von den beiden Töchtern der Wildermuth noch immer alljährlich beschert wird. Außerdem setzte sie einer Jugendfreundin das biographische Denkmal „Auguste" (1858) und lieferte einige Uebersetzungen. Nach ihrem Tod erschien unter dem Titel „Mein Liederbuch" (1877) eine Auswahl ihrer Gedichte, die, meist bei bestimmten Gelegenheiten verfertigt und einen christlich-pädagogischen Zug verratend, in Ernst und Scherz des Hübschen genug darbieten und bekunden, daß der Dichterin Verse ebenso leicht aus der Feder geflossen sind wie Prosa.

Die Epik der Wildermuth fußt auf dem festen Grunde der Wirklichkeit. Sie schildert das Schwabenland, das sie durch Reisen und Besuche bei Verwandten oder Bekannten genau kennen gelernt hat, sie schildert Gesellschaftskreise, mit denen sie von Jugend auf vertraut, in denen sie zu Hause gewesen ist. Es ist eine enge, bescheidene Welt, in die sie uns führt: das Pfarrhaus mit seinen Bewohnern, die Kleinstadt mit ihrer Honoratiorengesellschaft. Aber diese beschränkte Sphäre durchmißt sie ganz und gewinnt ihr eigentümliche Reize ab. Sie weiß eine behagliche Stimmung zu verbreiten und über ihre Schöpfungen eine Fülle liebenswürdigen Humors auszugießen. Sie bewährt sich nicht nur als eine warm empfindende, sondern auch als eine gescheite Frau, die auf Bildung des Herzens und Geistes ihrer Leser nur günstigen Einfluß ausüben kann. Sie ist zugleich eine unverzagte Christin, für die es ohne Religion kein fest gegründetes Erdenglück giebt. Hauptsächlich wendet sie sich an das weibliche Geschlecht, das ihr zu großem Danke verpflichtet ist. Wie manche Leserin hat in Anfechtung und Kummer aus ihren Schriften Erquickung und Trost geschöpft! Sie ist aber auch eine vorzügliche Kennerin des Frauenherzens. Wer hat wie sie die Poesie des erträumter Seligkeit ahnungsfroh entgegenharrenden Backfisches, die Poesie der entsagungsstarken alten Jungfer ergründet? Etwas Reines und Keusches, etwas Kern-

gesundes und Tüchtiges liegt in ihrer ganzen Art. Alles, bis auf den Stil, ist bei ihr einfach, natürlich, schlicht, gediegen. Daß ihr etwas Hausbackenes anhaftet, bringt schon die Wahl ihrer Stoffe mit sich. Manches macht bei ihr auch einen altväterischen Eindruck, denn sie ist die Sittenschilderin einer vergangenen Kulturepoche. In den längeren Erzählungen ist die novellistische Erfindung mitunter ziemlich schwach. Am höchsten steht sie als Jugend- und Kinderschriftstellerin. Ihre unter den Deutschen aller Länder und Zonen verbreiteten Geschichten und Märchen bilden noch immer das Entzücken der verschiedensten jugendlichen Altersstufen, auf deren Fühlen und Denken die Wildermuth herzlich, wie wenige, einzugehen verstanden hat.

Luise Pichler, am 16. Januar 1823 geboren, entstammte dem kinderreichen Pfarrhause zu Wangen. Hier, seit 1829 in Oberwälden (beide Orte im O.A. Göppingen), seit 1842 in Mössingen (O.A. Rottenburg) verbrachte sie eine stille Jugendzeit, vom Vater gemeinsam mit den Brüdern unterrichtet, von der Mutter in die Mysterien der Hauswirtschaft eingeführt. Die Poesie fesselte sie frühzeitig, und frühzeitig verriet sie Erzählertalent, das sie vorerst zur Unterhaltung ihrer jüngeren Geschwister verwandte. Eine schwere Krankheit des Vaters brachte sie auf den Gedanken, öffentlich als Schriftstellerin aufzutreten, um ihm durch ihre Einnahmen eine Badekur zu ermöglichen. So entstand ihre erste geschichtliche Erzählung, „Der Kampf um Hohentwiel" (1847). Der Vater starb aber noch, ehe das Honorar eintraf. In Tübingen, wohin sie mit der Mutter nunmehr zog, übte sie ihren neuen Beruf fleißig aus, und sie blieb diesem auch treu, nachdem sie sich 1861 mit dem Stuttgarter Gymnasialprofessor Moriz Zeller vermählt hatte. Sie lebte mit diesem in glücklicher, doch kinderloser Ehe bis zu ihrem am 20. November 1889 erfolgten Hinscheiden.

Luise Pichler hat sich wesentlich andere Aufgaben gesetzt als die Wildermuth. Zwar hat sie gelegentlich auch schwäbische Volks- und Familiengeschichten geschrieben, aber nicht um Schilderung der Gegenwart und Wirklichkeit war es ihr hauptsächlich zu thun, vielmehr wollte sie der Jugend die Heldengestalten und großen Thaten der deutschen Vorzeit in idealen Bildern zur Erbauung, Erhebung

und Nacheiferung vor Augen führen. In einer Reihe größerer historischen Romane, in einer Menge kleinerer vaterländischen Geschichten hat sie ihre poetischen Absichten verwirklicht. Die Hohenstaufen, schwäbisch-württembergische Stoffe überhaupt haben sie besonders angezogen. Die beliebten Erzählungen der Pichler sind in der That vermöge ihrer reinen Gesinnung, ihrer begeistert nationalen Haltung, ihrer einfach edlen Darstellung und Sprache wohl dazu angethan, auf jugendliche Gemüter günstig einzuwirken. Gereiftere Leser, die auch in der historischen Novellistik Wahrheit und Wirklichkeit suchen, können freilich diesen Erzeugnissen weniger Geschmack abgewinnen. Auch das zartere Kindesalter hat die Pichler mit Märchen- und sonstigen Geschichtenbüchern bedacht. Desgleichen hat sie sich als Dramatikerin versucht. Neben kleineren, zur Aufführung in Schulen und Vereinen bestimmten Stücken ließ sie 1873 das Ende 1872 auch auf der Stuttgarter Hofbühne dargestellte Schauspiel „Heinrich des Ersten Söhne“ im Druck erscheinen, eine in formaler Hinsicht gelungene Nachahmung des Schillerschen Jambendramas.

Die zu Karlsruhe in Schlesien geborene Prinzessin Agnes von Württemberg (1835—1886), Gemahlin des regierenden Herzoges Heinrich XIV. von Reuß j. L., wandte sich mit ihren Erzählungen, deren Reigen „Helene“ (1867) eröffnete, ausschließlich an die christliche Leserwelt. Aus der stattlichen Zahl der evangelischen Jugendschriftsteller seien nur der schon im sechsten Kapitel behandelte Christian Barth und Gustav Plieninger (1808—1886) aus Wildberg (O.A. Nagold) hervorgehoben. Letzterer, Dekan in Stuttgart, lieferte neben eigenen Geschichten namentlich Uebersetzungen aus dem Englischen.

Für katholische Leser schrieben hauptsächlich Albert Werfer und Joseph Anton Pflanz. Werfer, am 27. September 1815 zu Neresheim geboren, besuchte das Gymnasium zu Ellwangen, widmete sich, nachdem er vorher ein Jahr in München Philosophie studiert hatte, seit 1836 in Tübingen der Theologie und empfing 1840 in Rottenburg die Priesterweihe. 1842 erhielt er seine erste feste Bedienstung als Benefiziat in Unteressendorf (O.A. Waldsee), wurde 1853 Schulinspektor, 1854 Pfarrer und Dekan daselbst,

1868 Pfarrer in Otterswang (O.A. Waldsee). Seine letzten Lebensjahre verbrachte er im Ruhestande zu Ellwangen, wo er am 21. September 1865 verschied. Werfer stand als Landgeistlicher nicht so recht an seinem Platz, in einem größeren Wirkungskreise hätte seine ausgesprochene pädagogische Begabung gewiß schöne Früchte getragen. Für diese legen mancherlei erbauliche Schriften Zeugnis ab, darunter Bearbeitungen von Heiligenlegenden und das Volksbuch „Gottes Herrlichkeit in seinen Werken“ (1861, Neue Folge 1870). Auch mit seiner Novellistik verfolgt Werfer didaktische Zwecke. Er wandelt in den Bahnen des bekannten Volksschriftstellers Christoph Schmid, seines Oheimes mütterlicher Seite, aus dessen Leben er „Erinnerungen“ (1855|7) aufgezeichnet hat. Am besten sind ihm die beiden treuherzigen historischen Erzählungen „Heinrich, das Findelkind“ (1852) und „Ubald der Landsknecht des Truchseß Georg von Waldburg“ (1865) gelungen; jene gipfelt in der Gründung des Arlberghospizes im Jahre 1386, diese führt uns nach Oberschwaben zur Zeit des Bauernkrieges. „Die barmherzige Schwester“ (1850) ist schon schwächer, und in den „Lebensbildern aus dem Volke und für das Volk“ (1848, Neue Folge 1863) und einigen anderen Sammlungen paaren sich mit höchst tugendsamer und frommer Gesinnung eine Enge des Horizontes und eine Trivialität der Erfindung, für die es keinen ästhetischen Maßstab giebt. Doch besitzen wenigstens diese im Traktätchentone vorgetragenen Geschichten den Vorzug einer niemals verletzenden Duldsamkeit und Milde. Daß Werfer, der auch als Dilettant in der Landschaftsmalerei Hübsches zu stande gebracht hat, von der Muse keineswegs ganz verlassen gewesen ist, beweisen seine aus zartem Naturgefühl und religiöser Innigkeit zusammengewobenen „Gedichte“ (1851), denen ein Epos in zwölf Gesängen, „Quintin Messis“, vorausgegangen ist.

In einer ähnlichen Sphäre bewegte sich Joseph Anton Pflanz. Er kam am 25. Februar 1819 als Sohn eines Zimmermannes in Ellwangen zur Welt, erlernte das väterliche Handwerk, ging dann zum Studium über, besuchte das Gymnasium seiner Geburtsstadt, das Stuttgarter Polytechnikum und die Tübinger Universität, wurde nach Ablegung seines Examens, einer Reise in's Ausland

und längerem Aufenthalt in Paris Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften an der Studienanstalt Hedingen bei Sigmaringen und 1844 Reallehrer in Rottenburg. 1850 bis 1853 hielt er sich als Mitarbeiter des Deutschen Volksblattes und anderer katholischen Journale in Stuttgart auf. 1853 in den Schuldienst zurückgekehrt, amtete er der Reihe nach als Reallehrer in Neresheim, Rottweil und Riedlingen und lebte nach seiner Pensionierung zu Buchau (O.A. Riedlingen) bis zum 17. September 1883. Unter dem Namen „Clemens Specht" veröffentlichte er 1840 ein Bändchen harmlos humoristischer „Gedichte und Erzählungen in schwäbischer Mundart", worin er sich des Ellwanger Dialektes bedient. Außerdem schrieb er eine Anzahl pädagogischer Schriften für die Jugend, teils historischer und kulturhistorischer, teils erzählender Art, so „Wahre Volksgeschichten" (1852), „Geschichten für's Volk und seine Freunde" (1854 5), „Lebensbilder aus Dorf und Stadt" (1865). Pflanz entnimmt seine Stoffe dem wirklichen Leben der Gegenwart. Seine schlichten Erzählungen, in denen Belohnung oder Bestrafung von Tugend und Laster auf's prompteste erledigt und die Religion als Universalmittel gegen alle Schäden angepriesen wird, bieten zwar in ihrer handgreiflichen Absichtlichkeit keinerlei ästhetische Anregung, haben aber wegen ihrer Nützlichkeit für bestimmte Volkskreise eine gewisse moralische Berechtigung.

Auch die historischen Erzählungen des katholischen Priesters Franz Joseph Holzwarth (1826—1878) aus Gmünd, der als Pfarrer und in anderen Stellungen thätig gewesen ist und zuletzt als Privatmann zu Freiburg i. Br. gelebt hat, verfolgen mehr didaktische als ästhetische Zwecke. In seinem Hauptromane, „Der heilige Bernhard" (1858), dem allein fertig gewordenen ersten Teile des beabsichtigten Cyklus „Ludwig und Edeltrudis", entrollt er vom Standpunkte des katholischen Christen aus ein breit angelegtes Gemälde des kirchlichen Lebens im 12. Jahrhundert. Die häufig durch rein geschichtliche Berichte unterbrochene Fabel hat in erster Linie jene kulturhistorische Aufgabe zu erfüllen. Doch ist manches darin gut erzählt und geschildert. In seinen sonstigen Werken zeigt sich Holzwarth als einen gewandten, aber nicht in die Tiefe dringenden Schriftsteller. Neben religiösen, erbaulichen und

populären Büchern verschiedener Art hat er sich mit besonderem Eifer auf die Geschichte geworfen und unter anderem zwei Bände „Abfall der Niederlande“ geschrieben, sowie 1876 eine von anderer Seite vollendete „Allgemeine Weltgeschichte für das katholische Volk“ begonnen. In ähnlicher Weise vereinigte der am 18. Dezember 1817 zu Binzwangen (O.A. Riedlingen) geborene Franz Sträßle, Knabenschullehrer in Neckarsulm, belehrende und unterhaltende Absichten. Er schrieb außer Schul- und Unterrichtsbüchern seit der Mitte des Jahrhunderts viele Erzählungen, Geschichten und Märchen für die Jugend. Auch andere erbauliche und pädagogische Autoren, wie Lorenz Lang (1800—1872) aus Stetten, zuletzt Pfarrer in Weilheim (beide Orte im O.A. Tuttlingen), Herausgeber der angesehenen „Kirchenblätter für das Bisthum Rottenburg“ (1830|5), bedienten sich gelegentlich der erzählenden Form.

Die humoristisch-satirische Prosadichtung ist unter anderem durch Ludwig Bauers Roman „Die Ueberschwänglichen“, durch „Die Britten in Rom“ von Waiblinger vertreten, dessen übrige Novellistik sich mehr im phantastisch-romantischen Geleise bewegt. Ebenso nähert sich Vischers „Auch Einer“ der komischen Gattung. Auch auf die unter dem Namen Demokrit berühmt gewordene Feuilletonsammlung Karl Julius Webers, der uns in einem späteren Kapitel eingehender beschäftigen wird, darf in diesem Zusammenhange hingewiesen werden. Endlich mögen Nefflens meist populäre humoristische Dialekterzählungen, die heutzutage freilich nur noch kulturhistorisches Interesse erregen, hier ihren Platz finden.

Am 5. November 1789 zu Oberstenfeld (O.A. Marbach) als Sohn des dortigen Stiftsküfers geboren, wandte sich Johannes Nefflen dem Schreiberstande zu und wurde 1815 Schultheiß zu Pleidelsheim (O.A. Marbach). 1831 zum Abgeordneten des Marbacher Bezirkes erwählt, gehörte er in der württembergischen Kammer zu den eifrigsten Vorkämpfern der Demokratie und zog sich dabei mancherlei Feindschaften zu, die er noch mehrte, indem er seinen Gegnern mit satirischen Schilderungen im Hochwächter auf den Leib rückte. 1837 ließ er sein erstes Werk, „Der Vetter aus Schwaben“, erscheinen, das seine Popularität begründete und ihm den Namen des Schwabenvetters eintrug. In demselben Jahre

gab er auf einen Wink von oben sein Amt auf, kaufte sich zu Hessenthal (O.A. Hall) an und führte dort gleichzeitig die Kronenwirtschaft. Seine politischen Anschauungen brachten ihn 1838 für zwei Jahre auf den Asperg, wo er die unfreiwillige Muße zur Umarbeitung seines Vetters aus Schwaben benützte. 1841 trat er mit dieser zweiten Auflage und gleichzeitig mit einer Sammlung hochdeutscher „Gedichte für das Volk" hervor und redigierte seit 1842 in Hall das Volksblatt „Der schwäbische Hausfreund". 1845 ließ er sein zweites Hauptwerk, „Der Orgelmacher aus Freudenthal in seiner guten Kameradschaft mit dem Vetter aus Schwaben", erscheinen. 1846 verzog er nach Heilbronn, wo er ein Kommissionsgeschäft betrieb und als Gründer und Leiter des dortigen demokratischen Vereines eine Rolle spielte. Die Ereignisse des Jahres 1848 zwangen ihn zur Flucht nach Straßburg und 1849 zur Auswanderung nach Amerika. Dort kam er infolge praktischer Anschauung von seiner Vorliebe für die republikanische Staatsform bedeutend zurück. Im Begriffe, nach dem Vaterlande heimzukehren, starb er am 6. Januar 1858 bei einem Sohne zu Cumberland im Staat Maryland.

Nefflen ist bei Gottlieb Friedrich Wagner in die Schule gegangen. Aber er hat die streng geschlossene dramatische Form seines Vorbildes preisgegeben und ist zu der loseren dialogisierter Erzählungen herabgestiegen. Er hat eine große Menge bunt und mannigfaltig gestalteter Geschichten und Anekdoten notdürftig miteinander zu Sammelwerken vereinigt. Die verbindende Erzählung ist mit wenigen Ausnahmen hochdeutsch geschrieben, die Gespräche im Dialekte, mit dem er nach seinem eigenen Ausspruch „um Ludwigsburg und Stuttgart herumgeblieben" ist, während er mit den Bräuchen und Gewohnheiten fast im ganzen Lande herumgekommen sei. Nefflens Bedeutung beruht auf seiner hervorragenden Kenntnis der Sitten, des Charakters, des Empfindungslebens, endlich der Ausdrucksweise und Sprache des schwäbischen Volksstammes. Seine Werke sind unerschöpfliche Fundgruben für schwäbische Kulturgeschichte im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts. Mit der Schärfe seiner Beobachtungsgabe hält die Treffsicherheit seines Witzes nicht immer gleichen Schritt. In seinen Schwänken macht sich überdies

dieselbe bedenkliche Neigung zum Derben, ja zum Schmutzigen und Unflätigen geltend, die schon bei anderen mundartlichen Schriftstellern getadelt werden mußte. Nefflens Begabung ist überwiegend satirischer Natur; seine Schriften verfolgen überhaupt weniger ästhetische als polemisch-didaktische Zwecke. Er ist hierin Wagners echter Schüler. Aber er ist weit heftiger und tendenziöser als sein maßvolles Vorbild und wirkt eben darum nicht so überzeugend. Nefflen ist wie im Leben so auch in seinen Schriften Demokrat. Er will das schwäbische Volk, für das er ein warmes Herz hat, besseren Zuständen entgegenführen und fühlt sich deshalb verpflichtet, es aufzuklären und aufzurütteln. Er kämpft ebensowohl gegen die Uebergriffe und Schlechtigkeiten der herrschenden Stände an, als er die Dummheit und Stumpfheit der Bauern in's Lächerliche zieht; in letzterer Hinsicht gewinnt sein sonst galliger Humor sogar stellenweise etwas harmlos Gemütliches und Anheimelndes. Nefflen ist lediglich Volksschriftsteller, auf den Namen eines Poeten darf er nicht den geringsten Anspruch erheben. Seine Gedichte vollends sind nichts als versifizierte Anekdoten, platt und nüchtern, ohne Geist und Anmut, in der Form von einer selbst für einen Schwaben ungewöhnlichen Unbeholfenheit und Nachlässigkeit.

Einen starken Gegensatz zu Nefflen bildet Christian Benjamin Dreizler aus Stuttgart (1794—1869), Maler und Zeichenlehrer, der als einzige schriftstellerische Leistung 1867 „Schwäbische Dorf-Predigten" veröffentlichte: vier Kapuzinaden, in denen der Verfasser sich auf eine ländliche Kanzel versetzt und von dieser herab im heimatlichen Dialekt über allerlei Gegenstände redet. Wiewohl dabei der Bauer mit manchem kräftigen Wörtlein gestraft wird, ist doch der Grundzug dieser Dorfpredigten kein satirisch aggressiver, sondern ein humoristisch gemütlicher, und die behagliche Laune, welche sie atmen, wird noch durch die eingestreuten kurzen Anekdoten erhöht.

Achtes Kapitel.

Das Drama.

Die Deutschen haben seit Schillers Tod in der dramatischen Poesie eine äußerst rege Thätigkeit entfaltet, sie haben alle nur denkbaren Gattungen nebeneinander gepflegt, jede Stilart erprobt: aber zu einer einheitlichen, stätig fortschreitenden Entwicklung sind sie in dieser Kunst doch nicht gelangt. Lessing hatte sich redlich bemüht, seinem Volk eine Nationalbühne zu schaffen. Was er mit überlegenem Verstande begonnen hatte, setzte der junge Goethe mit überwältigendem Genie fort, um leider später von der volkstümlichen Richtung zur antikisierenden überzugehen. Schiller nahm jene Bestrebungen in eigentümlicher Weise und mit dem nachhaltigsten Erfolge wieder auf, sich für das ganze 19. Jahrhundert zum populärsten deutschen Dramatiker emporschwingend. Aber sein Beispiel wirkte nicht in dem erwünschten Maße fort, und eine einzelne Dichterpersönlichkeit, selbst die machtvollste, war für sich nicht im stande, die nationale Bühne aufrecht zu erhalten. Konnten die Deutschen überhaupt eine solche beanspruchen, so lange sie nicht nur kein politisch geeinigtes Volk vorstellten, sondern auch in ihren Sitten und Lebensgewohnheiten allzu bereitwillig der Nachahmung ausländischer Kultur dienten? Für unsere Dramadichtung seit Schillers Tod ist nichts so charakteristisch als die schroffe Kluft, die sich zwischen den edel stilisierten, aber für die Bühne meist unbrauchbaren Dramen der jenem nacheifernden Poeten und den szenisch wirksamen, aber künstlerisch nichtigen Machwerken der Theatraliker aufgethan hat. Die beiden Hälften der dramatischen Muse, die in Schiller sich zu einer unlösbaren Einheit zusammengeschlossen hatten, fielen nun wieder auseinander. Die Nachahmer Schillers haben ihre Schöpfungen der Mehrzahl nach nicht auf die Bühne, sondern auf die Lektüre berechnet. Ließ doch selbst ein Dichter von so ursprünglicher und ungestümer tragischen Kraft wie Grabbe die szenischen Dimensionen bis zur Lächerlichkeit unberücksichtigt.

Von Schillers würdigsten Nachfolgern, Heinrich von Kleist, Franz Grillparzer, Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, hat keiner die unverwüstliche Volkstümlichkeit des Meisters errungen. Es bezeichnet die Entwicklung unserer dramatischen Poesie, wie weit diese vier begabtesten Epigonen Schillers und Goethes, obgleich sie alle den litterarhistorischen Zusammenhang mit den beiden Dichterheroen im allgemeinen wahren, im einzelnen voneinander abweichen: Kleist, der glühende Patriot, ist am stärksten von der Romantik beeinflußt, Grillparzer schwankt zwischen der Liebe zur Schicksalstragödie und spanischen Romantik, zur Antike und vaterländischen Historie, Hebbel und Ludwig haben sich tief in das Studium Shakespeares verbohrt, mit dessen Hilfe sie zu schärferer Charakteristik als Schiller zu gelangen versuchten. Die Theatraliker, von denen die deutsche Bühne beherrscht worden ist, besaßen nicht schöpferische Kraft genug, um das vorhandene Bedürfnis damit zu decken. Sie mußten starke Anleihen bei Fremden, insbesondere bei den Franzosen, machen, deren dramatische Produkte noch bis auf den heutigen Tag für unsere Theater einen wichtigen Faktor bilden.

In Schillers Heimatland hat das ganze 19. Jahrhundert über die dramatische Poesie sich mit dem untersten Range begnügen müssen, ist nicht nur hinter der Lyrik, sondern auch hinter der Novellistik zurückgetreten. Von der Birch-Pfeiffer abgesehen, die außerhalb Württemberg ihre Laufbahn gemacht hat, konnte von den schwäbischen Dichtern kaum einer auf der deutschen Bühne festen Fuß fassen. An mancherlei Bestrebungen und Versuchen hat es indessen von ihrer Seite nicht gefehlt. Manche von den namhaften Lyrikern und Epikern haben, wie sich aus den früheren Kapiteln ergeben hat, auch zu der dramatischen Form gegriffen, aber doch nur in zweiter oder dritter Linie, gewissermaßen zur Abwechslung. Ein Teil von ihnen hat mit Bewußtsein Buchdramen verfaßt, mit Absicht auf die szenische Darstellung verzichtet; anderen, denen eine solche am Herzen gelegen ist, wie Waiblinger, Notter, J. G. Fischer, R. Köstlin, A. Widmann, Luise Pichler, haben ihr Ziel nicht oder nur teilweise erreicht, jedenfalls auf der Bühne keine bleibenden Wirkungen hervorgebracht. Für die meisten schwäbischen Dramatiker, die zugleich wirkliche Dichter gewesen

sind, hat das Schillersche Drama das Muster abgegeben, und die edle Form, die schöne Verssprache ist ihr aller Gemeingut, wie weit sie sonst hinter den Anforderungen dieser Gattung zurückgeblieben sind. Bei allen wirken zugleich die spezifisch dramatischen Impulse nicht stark genug, drängen sich die lyrischen und epischen Elemente in störendem Maße vor. Sie ergehen sich zu schwelgerisch in Gefühlen und Reflexionen, lieben zu sehr das behagliche Verweilen. Die historischen Schauspiele Uhlands, der übrigens den Schillerschen Stil in eigentümlicher Weise ausgeprägt hat, sind für die gesamte Richtung der dramatischen Muse der Schwaben in jeder Hinsicht vorbildlich.

Eine Reihe weiterer Württemberger, deren Namen und Werke heute so gut wie verschollen sind, haben höher stilisierte historische Dramen in Druck gegeben. Sogar zu einer zweiten Auflage brachte es Ludwig Hofackers zuerst 1821 erschienenes Trauerspiel „Waldarich". Der Verfasser, als Sohn des berühmten Tübinger Rechtslehrers Karl Christoph Hofacker am 25. April 1780 geboren, selbst Jurist, war unter König Friedrich Geheimer Kabinettssekretär und dann Legationssekretär in Karlsruhe gewesen. Juni 1812 wurde er wegen angeblichen Briefwechsels mit einem Denunzianten für acht Monate auf den Asperg gebracht, hierauf zum Tribunalsekretär in Eßlingen ernannt und schied 1816 aus dem Staatsdienst. Ein Schwager Albert Schotts, hielt er es mit den Altrechtlern, verkehrte viel mit Uhland. Später wurde er Oberjustizprokurator in seiner Vaterstadt Tübingen. Er starb am 21. April 1846 in der Stuttgarter Vorstadt Heslach. Hofackers heutzutage ganz altmodisch anmutendes Drama, das die unglückliche Schilderhebung des Franken Waldarich, römischen Reitergenerales, gegen Kaiser Konstantius zum Gegenstande hat, soll bei den Zeitgenossen Beifall gefunden haben, was angesichts einer stümperhaften Technik und kindlichen Intrigue auffallend genug erscheint. Das rhetorische Element führt die Herrschaft: die Germanenhelden verstehen sich besser darauf, endlose Reden zu halten, als im richtigen Augenblicke vernünftig zu handeln. Doch ist wenigstens eine gewisse Eigenart in Charakteristik und Sprache anzuerkennen, die den Dichter das naive Wesen der alten Deutschen glücklich treffen läßt.

Ferdinand Dillenius (1791—1871) aus Urach, gehörte als Tübinger Stiftsstudent dem Schwabschen Freundeskreis und der Romantika an. Er wurde später an verschiedenen Orten Pfarrer, 1829 Dekan in Blaufelden, 1836 in Weinsberg. 1857 trat er in den Ruhestand, den er in Stuttgart genoß und zu litterarischer Wirksamkeit verwandte. Das statistisch-topographische Bureau machte ihn zu seinem außerordentlichen Mitglied. Er verfaßte eine Chronik von Weinsberg und beteiligte sich an der offiziellen Beschreibung dieses Oberamtes. Als Dichter trat Dillenius, der früher nur gelegentlich einzelne Kleinigkeiten veröffentlicht hatte, erst 1868 mit seinem einzigen größeren, schon geraume Zeit vorher entstandenen Werke hervor, dem Drama „Florian Geyer von Geyern, Hauptmann der schwarzen Schaar im großen Bauernkriege von 1525". Auf dramatische Wirkung von vornherein absichtlich verzichtend, liefert er eine Reihe lose zusammenhängender Bilder und Szenen in schöner Verssprache, die des poetischen Reizes nicht entbehren.

Die Brüder Christian Kiedaisch (1827—1880) und Friedrich Kiedaisch (* 14. Mai 1832), beide aus Stuttgart, ersterer Haushofmeister beim Prinzen Friedrich von Württemberg daselbst, letzterer Beamter bei der Stuttgarter Hoftheaterintendanz und als Geheimer Hofrat kurze Zeit Hoftheaterintendant, veröffentlichte anonym zwei gut versifizierte, aber lediglich rhetorisch gehaltene historische Dramen, „König Saul" (1858) und „Philipp von Schwaben und Otto von Wittelsbach" (1859). Szenisch wirkte dagegen eine kürzere gemeinsame Arbeit der beiden Brüder, die 1862 zusammen mit zwei weiteren Stücken unter dem Titel „Dramatische Versuche" herausgegebene Dichtung „Der Tod des Tiberius". Sie wurde wiederholt am Stuttgarter Hoftheater und auf anderen Bühnen aufgeführt, gleichwie das von Robert von Hornstein komponierte Tanzpoem „Terpsichore im Schattenreich" (1873) und ein ungedrucktes Lustspiel, „Frauenrache", welch letzteres Friedrich Kiedaisch allein zum Urheber hat.

Nicht von eigentlich geschichtlichem, vielmehr frei erfundenem Inhalt, aber dem Stile nach dem historischen Drama nahe verwandt ist Heinrich Keßlers 1830 im Druck erschienenes Trauerspiel in

zwei Aufzügen „Adelgund“, das in gewandten Versen, freilich mehr auf lyrische als dramatische Weise, den Heldentod einer edlen Jungfrau behandelt, die sich mitten im Seekrieg auf das Schlachtschiff ihres Vaters begeben hat, um einer gefährlichen Liebe zu einem Prinzen auszuweichen. Der Verfasser, Heinrich Keßler (1783 bis 1842) aus Heilbronn, hat als freisinniger Politiker und Landtagsabgeordneter, als Mitredakteur des 1818 in's Dasein getretenen Oppositionsblattes „Der Volksfreund aus Schwaben“, als staatsrechtlicher und sozial-politischer Schriftsteller seinen Namen bekannter gemacht als durch jene poetische Leistung.

Das romantische Schauspiel haben Uhland, ehe er zum rein historischen überging, und Justinus Kerner gepflegt, doch dieser nur in ganz loser Form. Auch die Orplíddramen Mörikes und Bauers, welch letzterer sich in seinen übrigen Stücken mehr an die Schillersche Richtung angeschlossen hat, fallen unter den Begriff der Romantik. Ebenso „Der Irre“ von Eduard von Seckendorff. Im Ritterschauspiele, dieser Mißgeburt vaterländischer Historie und romantischen Geistes, hat sich der bekannte Maler und Architekt Karl Alexander von Heideloff (1788—1865) mit wenig Glück versucht. Zu Stuttgart als Sohn des dortigen Theatermalers Viktor von Heideloff geboren, besuchte er die Karlsschule und lernte in den Kunstwerkstätten seines Vaters und Danneckers. Seit 1818 lebte und wirkte er in Nürnberg, wo er namentlich als Baumeister starke Spuren ruhmvoller Thätigkeit hinterlassen hat. Von 1822 bis 1854 war er zugleich Professor am dortigen Polytechnikum. Er schrieb ferner eine Anzahl geschätzter Bücher aus dem Bereiche der Architektur, darunter eine „Ornamentik des Mittelalters“ und „Baudenkmäler aus Schwaben“. Sowohl in seinem litterarischen als in seinem praktischen Wirken zielte sein ganzes Streben dahin, den alten deutschen Stil der Baukunst zu neuem Leben zu erwecken. Auch sein 1818 veröffentlichtes „teutsches Ritterschauspiel“ in Prosa „Maximilian I. oder: Der Zweikampf in Worms“, das den ruhmvollen Sieg König Maximilians über einen prahlerischen Franzosen behandelt, der die ganze deutsche Ritterschaft herausgefordert hat, verdankt warmem nationalen Empfinden seinen Ursprung. Sonst läßt sich über das in Prosa geschriebene

Stück nichts Gutes sagen: Erfindung, Charakteristik und Darstellung sind darin von wahrhaft rührender Naivetät.

Verschiedene Verfasser von bürgerlichen Schauspielen und Lustspielen haben sich bemüht, ihren Erzeugnissen ein litterarisches Gepräge aufzudrücken, bei diesem Streben jedoch die szenische Wirkung völlig vernachlässigt. Christian Gottlieb Hölder (1776—1847) aus Bebenhausen, Hofmeister in der französischen Schweiz, Oberpräzeptor in Calw und zuletzt langjähriger Professor des Französischen am Stuttgarter Gymnasium, veröffentlichte außer Reiseschriften, viel benützten französischen Lehrbüchern, metrischen Uebersetzungen aus dieser Sprache und vereinzelten eigenen Gedichten 1830 einen Band „Dramatische Versuche", der die fünfaktigen Schauspiele „Liebe und Großmuth" und „Wiederfinden" und das dreiaktige Lustspiel „Der Zerstreute" enthält. Wenig spannende und noch weniger wahrscheinliche Fabeln werden durch endlose Dialoge in einer geglätteten Schriftprosa, die Anklänge an die natürliche Konversation ängstlich vermeidet, zu übermäßig langen Handlungen ausgesponnen. Das heitere Stück variiert ohne Humor das uralte Thema von dem zerstreuten Gelehrten, die beiden ernsten führen uns einen Edelmut vor, wie er leider in Wirklichkeit unter dieser Sonne nicht zu gedeihen pflegt. Friedrich Martin Duttenhofer (1810—1859) aus Stuttgart, Doktor der Medizin, Professor an der Tierarzneischule seiner Vaterstadt und dann Regimentspferdearzt in Ludwigsburg, schrieb zwei Stücke, die zwar von der Gabe, gute Verse zu machen, aber nicht von Bühnentalent zeugen. Das dramatische Sittengemälde „Die Pflegetochter auf dem Lande" (1848) schildert das Treiben eines pietistischen Schulmeisters, der nicht nur im Vereine mit einem schurkischen Schreiber dumme Bauern durch Vorspieglung einer überseeischen Erbschaft betrügt, sondern auch die böse Pfarrerin in seine Netze zieht. Die schleppende Handlung ist weder glücklich ersonnen noch glaubhaft durchgeführt. In eine höhere Sphäre hat sich Duttenhofer mit dem dramatischen Gemälde „Eine Frau" begeben, das einen gräflichen Ehestandszwist in gekünstelter und langweiliger Weise behandelt. Die humoristischen Prosaszenen schlagen weder in dem Lustspiele noch in dem Schauspiele so kräftig durch, daß sie für

die Oede der ernsten Partien hinlänglich entschädigen. „Eine Frau“ eröffnet die 1847 erschienene Sammlung „Streiflichter“, worin außer dem Drama einige hübsche und eigenartige Märchen und Erzählungen, die Idylle in Hexametern „Der Müller auf dem Lande“ und sonstige Gedichte stehen. Bekannter als durch seine selbständigen Schöpfungen hat Duttenhofer seinen Namen durch gewandte Uebersetzungen, namentlich Tassos, der Cidromanzen und Byrons, gemacht. Außerdem verfaßte er einige medizinische Schriften.

Auch Adolf Seubert hat als Dramatiker keine Beziehungen zur Bühne gefunden. Am 9. Juni 1819 zu Stuttgart geboren, wurde er in der Ludwigsburger Kriegsschule zum Offizier ausgebildet, nahm an den Kämpfen gegen die Aufständischen in Baden 1848 sowie an den Feldzügen der Jahre 1866 und 1870/1 Anteil, trat 1873 als Oberst in den Ruhestand und starb am 4. Februar 1880 zu Cannstatt. Seubert hat sich auf den verschiedensten litterarischen Gebieten bethätigt. Er war Militärschriftsteller und lieferte namentlich eine Anzahl taktischer Werke; er beschrieb seine Reisen, die ihn nach Spanien und Algier, Belgien und Holland, Schweden und Norwegen geführt hatten; er besorgte die Neuausgabe von Müllers Künstlerlexikon. Er machte Verse und besaß große Gewandtheit im Sonett. Diese bewährte er in dem Kranze, den er unter dem Titel „Die Sterne Schwabens“ (1877) den Manen berühmter Landsleute geflochten hat. Ferner fertigte er eine Anzahl poetischer Uebersetzungen, verdeutschte insbesondere den ganzen Byron im Versmaße des Originales für die Reclamschen Klassikerausgaben. Am bedeutendsten — freilich nur dem Umfange nach — ist Seuberts dramatische Wirksamkeit. Er begann schon 1841 mit dem Operntexte „Die Tochter Jephthas“ und ließ 1845 anonym „Zwei Trauerspiele“ nachfolgen: „Stolz und Liebe“ und „Eine Schauspielerin“. Er schneidet darin die entsetzlichsten tragischen Grimassen. Er ahmt das Pathos der Schillerschen Jugenddramen nach und schwelgt in einem bis zur höchsten Geschmacklosigkeit, ja, stellenweise bis zum Unsinne gesteigerten Redeschwulste, wobei er seiner Prosa nicht einmal die sprachliche Korrektheit wahrt. Beiden Stücken liegt dasselbe Hauptmotiv zu Grund: ein abge-

feimter Bösewicht von dem Geschlechte der Franz Moor und Wurm trennt durch kindliche Intriguen ein leichtgläubiges Liebespaar. Die Brust des Helden durchrasen alle Qualen wildester Eifersucht, die ihn der Verzweiflung überantworten und auf die Bahn des Lasters werfen. Hin und wieder durchzuckt ein Blitz echten Talentes dieses Chaos einer erhitzten und unreifen Leutnantsphantasie. Seubert setzte seine dramatische Thätigkeit mit dem Trauerspiel „Ein Duell" (1848), den vaterländischen Dramen „Herzog Ulrich" (1849) nach Hauffs Lichtenstein und „Prinz Christoph" (1850) fort und beschloß sie mit dem Trauerspiele „Der Sohn des Kammerdieners" (1871) und dem Schwanke „Der Maitrank" (1872). Er ist in seinen späteren Stücken gemäßigter geworden, hat jedoch mit ihnen ebenfalls kein großes Glück gemacht.

Im Gegensatze zum Litteratur- und Kunstdrama hat man auch in Württemberg nach verschiedenen Seiten hin Anstrengungen gemacht, das Volksdrama zu beleben. Dieses hat von jeher im deutschen Süden einen besseren Nährboden gefunden als im Norden. Durch den Katholizismus ist der Erhaltung solcher Volksbelustigungen ohne Frage Vorschub geleistet worden. In Oberschwaben haben sich sogar noch Reste des alten Bauerntheaters in die Gegenwart hinübergerettet. So wird von den Bewohnern des Dorfes Rohrdorf (O.A. Wangen) noch immer jedes dritte Jahr eine meist historische Aufführung veranstaltet. Das Städtchen Leutkirch hat erst im Jahr 1897 ein derartiges volkstümliches Festspiel nach Art des Rothenburger Meistertrunkes begründet, wozu Eduard Eggert den Text, „Der Bauernjörg", verfaßt hat. Das oberschwäbische Volksdrama ist zum guten Teile religiöser Natur. Den heiligen Willebold, der in jenen Gegenden hohe Verehrung genießt, hat Michael Jung nicht als einziger sich zum Schauspielhelden auserkoren. Auch zwei andere beliebte Vorwürfe, die schon von Frischlin verewigte Wiedervereinigung des Grafen Ulrich von Buchhorn mit seiner treuen Gemahlin Wendelgard und die von Benedikt von Wagemann behandelte Geschichte jener Welfengräfin, die zwölf Knaben auf einmal das Leben geschenkt haben soll, spielen in das Gebiet der kirchlichen Legende hinüber. Als katholischer Dramatiker ist neben den schon im sechsten Kapitel erwähnten Johann

Stützle und Matthäus Schwägler noch Wilhelm Rueß (1814—1879) aus Ehingen, zuletzt Rektor der katholischen Kontonsrealschule in St. Gallen, zu nennen. Er veröffentlichte ein Schauspiel für die Jugend, „Rosa von Tannenburg" (1840), und die beiden Trauerspiele „Die Schlacht am Morgarten" (1840) und „Konradin der letzte Hohenstaufe" (1841). Außerdem gab er mehrere Gedichtsammlungen, „Lyrisches und Episches" (1841), „Freie Klänge" (1844), „Rosen und Astern" (1868), sowie Jugendschriften und Schulbücher heraus.

Auch in den protestantischen Gegenden Deutschlands hat man, namentlich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, mancherlei gethan, um ein Volksdrama in's Leben zu rufen. Solche Bemühungen knüpften in erster Linie an das Andenken der Reformation an. Die Lutherfestspiele Hans Herrigs und Otto Devrients fanden in Württemberg großen Anklang. Das Städtchen Hall ließ sich dadurch zu einem 1898 veranstalteten Brenzfestspiel anregen.

Verschiedene Schwaben haben ferner auf eigene Faust eine Regeneration der deutschen Volksbühne angestrebt, am nachdrücklichsten Moriz Rapp, der indessen mit seinen Versuchen scheitern mußte, weil er sie mehr vom Katheder des Gelehrten aus als in lebendiger Fühlung mit dem Volksgeist unternahm. Immerhin zählt er zu den interessanteren Charakterköpfen der schwäbischen Litteratur des 19. Jahrhunderts. Er ist am 23. Dezember 1803 zu Stuttgart als Sohn des bekannten kunstsinnigen, mit Goethe und Schiller befreundeten Kaufherren G. H. Rapp geboren. An geistiger Anregung aller Art fehlte es ihm natürlich im Elternhause nicht, und die verwandtschaftlichen Beziehungen zu Dannecker, den Boisserée, G. Schwab waren ganz dazu angethan, die künstlerischen Neigungen des für Musik, Malerei und Poesie begabten Knaben zu stärken. Schon als Schüler zeichnete ihn große geistige Regsamkeit und Strebsamkeit sowie eine schöne Begeisterungsfähigkeit aus, freilich zugleich auch ein bedenklicher Hang zum Ungewöhnlichen und Ueberspannten, der noch durch den vertrauten Verkehr mit Wilhelm Waiblinger gesteigert ward. Nachdem Rapp das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, bezog er im Herbst 1822 die Universität Tübingen. Hier studierte er zunächst

die Rechtswissenschaft, dann neuere Sprachen und Litteraturen. Auf längeren Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Skandinavien vollendete er seine Bildung und erweiterte er seine Sprachkenntnisse, zu denen er schon als Gymnasist mit zähem Fleiß einen tüchtigen Grund gelegt hatte. 1832 ließ er sich in Tübingen als Privatdozent für ausländische Sprachen und Litteraturen nieder. Außer den Vorlesungen hielt er mit der studierenden Jugend dramatische Uebungen, wobei neben einzelnen Szenen oder ganzen Stücken von Klassikern auch solche des Lehrers aufgeführt wurden. Schon im Jahr 1828 hatte Rapp seine erste dramatische Arbeit, „Die Prager Schlacht", der Oeffentlichkeit übergeben. Unter dem Pseudonym Jovialis ließ er zwei weitere Bände folgen: 1835 „Lustspiele", 1836 „Atellanen". In dem zuletzt genannten Jahr erschien auch der erste Band eines umfassenden grammatikalischen Werkes, als „Versuch einer Physiologie der Sprache" bezeichnet, das 1841 mit dem vierten Bande beendigt wurde.

1837 sah sich Rapp infolge von Kränklichkeit genötigt, seinen Lehrberuf zu unterbrechen. Die folgenden Jahre verlebte er meist zu Rottweil, seine schriftstellerische Thätigkeit unverdrossen fortsetzend. Damals dichtete er das allerdings erst 1877 gedruckte Lustspiel „Hans Sachs" und ließ einen zweiten Band der Atellanen (1842) erscheinen. Auch begann er Plautus' Lustspiele für die von Tafel, Osiander und Schwab herausgegebenen Klassikerübersetzungen zu bearbeiten und in Gemeinschaft mit Adelbert Keller Shakespeare neu zu verdeutschen; sechs Tragödien und sämtliche vierzehn Komödien stammen aus Rapps Feder. 1844 nahm er wieder die Vorlesungen in Tübingen auf. Er las jetzt hauptsächlich über Sprachvergleichung, moderne Sprachen und Litteraturen. 1846 erhielt er den Titel, 1852 die Stellung eines außerordentlichen Professors. Er blieb unverheiratet und führte ein einsames und äußerst bescheidenes Leben. Die poetische Thätigkeit trat bei ihm mehr und mehr in den Hintergrund; um so tiefer versenkte er sich in wissenschaftliche Aufgaben. Von der fleißigen Mitarbeiterschaft an bedeutenden Zeitschriften abgesehen, beschäftigte ihn zunächst längere Zeit ein großes Werk über „Vergleichende Grammatik" (sechs Teile, 1852/9). Sind Rapps Leistungen auf diesem Gebiet

auch heutzutage weit überholt, so haben sie doch für ihre Zeit Bedeutung gehabt. Seine folgenden Schriften beziehen sich auf Litteraturgeschichte: „Das goldene Alter der deutschen Poesie" (1861), „Studien über das englische Theater" (1862), „Geschichte des griechischen Schauspiels vom Standpunkt der dramatischen Kunst" (1862). Endlich hat er in Gemeinschaft mit Hermann Kurz ein Spanisches Theater in sieben Bänden (1868/70) herausgegeben. Die übrigens nach dem Urteil eines Kenners, des Grafen Schack, flüchtigen Uebersetzungen des ersten, dritten, vierten und siebenten Bandes hat Rapp ganz, die des sechsten teilweise gefertigt. 1880 nahm er seine Entlassung und verbrachte den Lebensabend in Cannstatt, dann in Stuttgart, wo er am 7. April 1883 verschied.

Rapps zahlreiche Dramen verraten entschiedenes Talent, dessen Schwerpunkt im Komischen liegt. Für den Ausdruck des Tragischen mangeln ihm fortreißender Schwung und Beredsamkeit. Es scheint ihm an der nötigen Selbsterkenntnis in dieser Hinsicht nicht gefehlt zu haben; denn nicht nur überwiegen die Lustspiele der Zahl nach, sondern das heitere Element tritt auch in den ernsten Stücken stark, häufig zu stark hervor. In komischen Situationen ist Rapp sehr erfinderisch, in Wortwitzen und Wortspielen Shakespearescher Art fast unerschöpflich. Nur machen manche einen erzwungenen und darum frostigen Eindruck; die Rede ist oft mit nicht zu verkennender Absichtlichkeit so eingerichtet, daß die Gegenrede ein Wortspiel ergeben muß. Im übrigen ist der Prosa Rapps, die er zu den Lustspielen und munteren Auftritten zu verwenden pflegt, Frische und Kraft nachzurühmen, während die Behandlung des Verses viel zu wünschen läßt. Seine natürliche Begabung wird durch gründliche Kenntnis der szenischen Technik unterstützt, die er sich durch das Studium klassischer Dramatiker, besonders der englischen und spanischen, erworben hat. Indessen ist sein reiches Wissen mitunter dem poetischen Können eher hinderlich als förderlich, und ein gewisser litterarhistorischer Beigeschmack beraubt seine Schöpfungen eines Teiles ihrer Natürlichkeit. Er hat eine ausgesprochene Vorliebe für historische Stoffe; in den Lustspielen, welchen keine eigentlich geschichtlichen Begebenheiten zu Grunde liegen,

ist doch zum mindesten das Kostüm vergangener Zeiten gewahrt. Die ernsten Schauspiele Rapps sind kaum mehr als Aneinanderreihungen von Lager- und Schlachtenbildern, Volksszenen, politischen Reden und Gesprächen. Der Inhalt der Prager Schlacht, deren Held Friedrich der Große ist, wird durch den Titel hinlänglich angedeutet. In dem Trauerspiele „Gustav Adolf“ werden die Vorgänge vor, in und nach der Lützener Schlacht geschildert. „Die Gegenkaiser“ haben mit Uhlands „Ludwig der Baier“ den Stoff gemein, dem Rapp eine ganz realistische Behandlung geliehen und im einzelnen manche interessante neue Seite abgewonnen hat, ohne jedoch an Einheitlichkeit der Handlung, stilvoller Haltung und Adel der Sprache seinen Vorgänger zu erreichen. Unter den Lustspielen sind diejenigen die gelungensten, welche den übermütigen Ton des alten Fastnachtsschwankes anschlagen, wie „Die Kaiserkrönung“, wo ein paar freche Junker in der Kneipe den festlichen Akt parodieren und dabei allerhand Unfug anstiften, dafür aber die gebührende Strafe erhalten. Doch sollte der Scherz nicht bis zum Opfer von Menschenleben getrieben werden. In der Posse „Herr von Falkenstein“ thut Rapp seiner Vorliebe für Zeichnung soldatischer Bramarbase in unterhaltender und witziger Weise Genüge. Das feinste unter den Lustspielen ist Hans Sachs, aber übermäßig gedehnt, wie manches andere von Rapps Werken, und ungleich in der Behandlung. Den Höhepunkt darin bildet das Gemälde des Nürnberger Faschinges, das nach dem Muster der in Rottweil üblichen Volkslustbarkeiten entworfen sein soll. In der Aristophanischen Komödie „Wolkenzug“ zeigt unser Dichter erstaunliche Phantasie und Sprachgewalt; seine Satire ist vielfach treffend, wenngleich nicht immer auf passende Gegenstände gerichtet. Das in Portugal spielende Lustspiel „Der Student von Coimbra“ ist ganz im schwäbischen Dialekte geschrieben, weil das Portugiesische eine Abart des Spanischen sei, wie das Schwäbische eine solche des Hochdeutschen. In Wahrheit erscheint die Verbindung von portugiesischem Kostüm und schwäbischer Mundart als eine unerträgliche Schrulle. Auch sonst offenbart Rapp eine weitgehende, mit seinen grammatikalischen Studien zusammenhängende Neigung zu den Volksidiomen. Hat er doch sogar das wunderliche Experiment gemacht, Aristophanes'

Acharner in das Schwäbische zu übertragen. Ferner erschwert er die Lektüre seiner Dichtungen durch Anwendung einer seltsam willkürlichen Orthographie. Auch seine Uebersetzungen, zumal die Shakespeares, hat er durch allerhand Grillen eines Teiles ihres Wertes beraubt. So hat er der Einheit des Kostümes und der Szenerie zulieb „Was Ihr wollt" nach Ostfriesland verlegt, läßt „Die beiden Veroneser" unter dem Titel „Die Freunde von Oporto" in Portugal spielen, paßt in Hamlet die Namen der Oertlichkeit an, den Helden zum Amleth, Ophelia zur Ingeborg umwandelnd. Das sind unerträgliche Pedanterien. Seine Verbesserungswut hat nicht einmal vor Goethe Halt gemacht. Ueber sein Unterfangen, Egmont mit großer Gründlichkeit neu zu bearbeiten, geht man am besten zur Tagesordnung über. Rapp hat die Grenzlinie, die die berechtigte Eigentümlichkeit von der unberechtigten trennt, nirgends einzuhalten gewußt und sich so um die schönsten Früchte seiner rühmlichen Bestrebungen selbst betrogen.

Aehnliche Absichten, wie Moriz Rapp, verfolgte Adolf von Breitschwert (1824—1885) aus Ellwangen mit seiner dramatischen Muse. Er studierte Jura in Tübingen, war Gerichtsaktuar in Aalen und Sekretär beim Ulmer Gerichtshofe; nach seiner 1880 erfolgten Pensionierung lebte er sommers auf seinem Schlößchen zu Ehningen (O.A. Böblingen), winters in München, Karlsruhe oder Wiesbaden. Mit dem Volk, auch dem Landvolk, in mannigfacher Berührung stehend, wollte er diesem den Genuß der dramatischen Kunst, der er sich von Jugend auf mit Begeisterung hingegeben hatte, verschaffen. Er begann mit einer kleinen mundartlichen Posse als erstem und einzigem Heft eines Schwäbischen Theaters, „Der Teufel in der Küche" betitelt. In dem harmlosen Scherze werden schwäbisches und norddeutsches Wesen in komischen, auch sprachlich durchgeführten Gegensatz zueinander gesetzt. Einige weitere Schwänke und Lustspiele reihten sich an: „Eisenbahn und Telegraph", „Frack und Krinoline", „Die neueste Mode", „Vegetarianer und Fleischesser". Ernsthaften Charakter tragen das Drama mit Gesang „Maria Prochaska", das Zeitbild „Ein Hexenprozeß" und das Drama „Johann Kepler". Die beiden zuletzt genannten Stücke haben den berühmten schwäbischen Astronomen zum Helden.

In dem ersteren, mehr volkstümlich gehaltenen rettet dieser seine alte, der Zauberei beschuldigte Mutter aus den Händen ihrer boshaften Feinde, im anderen, höher stilisierten sind die Schicksale Keplers und seines Weibes in die Prager Kämpfe zwischen Kaiser Rudolf II. und dessen Bruders Matthias verflochten. Aus den keineswegs uninteressanten Stoffen hat Breitschwert wenig zu machen gewußt. Endlich bearbeitete er in dem fünfaktigen Schauspiele „Der Geisterseher“ (1874) Schillers gleichnamige Erzählung nicht ohne Gewandtheit, verkehrte jedoch die Absichten seines Vorbildes, indem er den Armenier den Prinzen als Schutzengel umschweben und den Klauen der Jesuiten entreißen läßt, so daß sich alles in Wohlgefallen auflöst.

Auch Berthold Auerbach hat mit seinen Dramen — doch im Rahmen der vorhandenen Schaubühne — volkstümliche Wirkungen beabsichtigt. Karl Mayers schon früher erwähnte Weiber von Schorndorf tragen dagegen mehr den Charakter eines vom gewöhnlichen Theater losgelösten Festspieles. Desselben beliebten Gegenstandes aus der heimatlichen Geschichte hatte schon vor jenem sich ein anderer schwäbischer Dichter bemächtigt, der am 13. Juni 1832 geborene August Wintterlin, jetzt Oberstudienrat und Oberbibliothekar an der öffentlichen Bibliothek seiner Vaterstadt Stuttgart. In jüngeren Jahren huldigte er der lyrischen Muse und veröffentlichte manche anziehenden Talentproben namentlich in den letzten Jahrgängen des Morgenblattes. Leider hat er sich noch nicht entschließen können, seine zerstreuten Gedichte zu sammeln. In dem 1867 zuerst erschienenen und 1882 unter Beigabe von 25 Epigrammen über „Schwäbische Weinlese“ wiederholten Lustspiele „Die Bürgermeisterin von Schorndorf“ hat Wintterlin den historischen Stoff ziemlich frei gestaltet und auf diese Weise ein bühnengerechtes Stück geliefert, das sich bei seiner Aufführung am Stuttgarter Hoftheater bewährt hat. Noch eine zweite kleinere Arbeit ging über die Bretter der heimatlichen Kunststätte: das 1872 gedruckte zweiaktige Lustspiel „Der Geisterbanner“, das in harmlos heiterer Weise den Aberglauben verspottet. Wintterlin hat sich auch als feinsinniger Kunsthistoriker einen Namen gemacht. Seine bedeutenderen diesem Gebiete zugehörigen Aufsätze hat er zu dem

schönen Werke „Württembergische Künstler in Lebensbildern“ (1895) vereinigt.

Die Dialektdramatiker haben teils, wie Schönhuth und A. von Breitschwert, sich auf harmlose Scherze beschränkt, teils die soziale Tendenzdichtung Gottlieb Friedrich Wagners fortgesetzt. Keiner hat indessen auch nur entfernt dieses treffliche Vorbild erreicht. Nefflen, der ihm noch an Begabung am nächsten kommt, kann nicht als Dramatiker gelten. Konrad Friedrich Kißling (1815—1858) aus Murr, Wundarzt in Auenstein und Kleinaspach (alle drei Orte im O.A. Marbach), veröffentlichte außer einzelnen mundartlichen und schriftdeutschen Gedichten 1839 eine „tragische Posse in zwei Akten in schwäbischem Dialekte“ Namens „Die geprellte Unterpfandsbehörde zu Dummkopfsheim und Schreienshausen“, eine aus der Auensteiner Wirklichkeit gegriffene Satire, die in beteiligten Kreisen viel Staub aufwirbelte und darum rasch drei Auflagen erlebte, ohne irgend welches poetische Verdienst zu besitzen. Noch ärmer an Witz sind zwei Komödien in schwäbischer Volkssprache, die der Stuttgarter Journalist Wilhelm Hauber unter dem Pseudonym W. Hohschaid in Druck gegeben hat: „Die Landstandswahl in Ehrhausen im Jahre 1838“ (1839) und „Die Rekrutirung auf die neue Mode“ (1843). Im ersten Stücke geißelt der Autor in drastischer Weise den ländlichen Wahlunfug, im zweiten verlegt er die Debatte über allgemeine Wehrpflicht in ein Dorf. Gerede muß dabei die Handlung völlig ersetzen. Doch wird das Idiom wenigstens von Hauber wie auch von Kißling unverfälscht gehandhabt. Viel höher als diese Leistungen steht Vischers schon im vierten Kapitel besprochenes Lustspiel „Nicht Ia“.

Im zweiten und dritten Dezennium des 19. Jahrhunderts versorgte Freiherr Karl Konrad von Thumb-Neuburg die deutschen Bühnen, namentlich die Stuttgarter, vorübergehend mit zahlreichen Stücken. Am 28. Januar 1785 in der württembergischen Hauptstadt geboren, in einer Privaterziehungsanstalt und dem Forstinstitute zu Dessau ausgebildet, diente er kurze Zeit als kurfürstlicher Jagdjunker in Stuttgart, trat 1805 zur Diplomatie über, war neun Monate württembergischer Gesandtschaftskavalier in Regensburg und dann drei Jahre Legationssekretär in Wien. 1809

nahm er seine Entlassung und lebte nach seiner Vermählung meist in Stuttgart, zu den Würden eines württembergischen Kammerherren und Erbmarschalles emporsteigend. Er starb dort am 28. November 1831. Thumb widmete seinen angenehmen Ruhestand hauptsächlich dem Dienste der dramatischen Kunst, die ihn vom Knabenalter an in ihren Bann gezogen hatte. Zwischen 1813 und 1825 publizierte er eine Reihe einzelner Werke sowie verschiedene Sammelbände; doch erschien etwa die Hälfte seiner Erzeugnisse überhaupt nicht im Buchhandel. Seine meisten Bühnenstücke sind Bearbeitungen aus dem Französischen, und auch in seinen sogenannten Originalstücken haben ihm französische Muster vorgeschwebt. Trotzdem spielt er den Vertretern dieser Nation übel mit. In den beiden selbständigen Einaktern „Alte Zeit" und „Neue Zeit" charakterisiert er die Schwächen des französischen Erbadels zu Beginn der Revolution und dann des durch Napoleon geschaffenen Militäradels. Einzelnen Werken Thumbs liegen auch Romane zu Grunde. Szenische Gewandtheit und fließender Dialog sind allen seinen Stücken nachzurühmen, die jedoch längst wieder in Vergessenheit geraten sind.

Ungleich stärkere Theatererfolge erzielte die Schwäbin Charlotte Birch-Pfeiffer, deren Leben sich allerdings fast ganz außerhalb ihrer Heimat abgewickelt hat. Sie kam am 23. Juni 1800 zu Stuttgart auf die Welt als Tochter des württembergischen Domänenrates Pfeiffer, der jedoch 1806 als Oberkriegsrat bayerische Dienste nahm und nach München übersiedelte. Er war Karlsschüler und Schillers Mitzögling gewesen. Seine Vorliebe für diesen Dichter vererbte sich auf die Tochter, die überhaupt von unbezwinglicher Leidenschaft für die Bretterwelt erfaßt wurde. Nach heißen Kämpfen rang sie ihren Eltern die Erlaubnis ab, die Bühnenlaufbahn ergreifen zu dürfen. Sie debütierte am 13. Juni 1813, noch ein halbes Kind, in München und spielte schon mit achtzehn Jahren dort das ganze Fach der tragischen Liebhaberinnen. Durch Gastspiele in Deutschland und Oesterreich machte sie ihren Namen weithin bekannt. Auch in ihrer Vaterstadt ließ sie sich sehen. 1825 verheiratete sie sich mit dem Schriftsteller Dr. Christian Birch, einem geborenen Dänen, und gab im folgenden Jahr ihr Münchener Engagement auf. Sie dehnte ihre Kunstreisen nunmehr nach Rußland und den Nieder-

landen aus. 1827 bis 1830 war sie in der österreichischen Hauptstadt am Theater an der Wien engagiert. Die nächsten Jahre hatte sie ihren Wohnsitz in München, von dort aus ihre Gastspielreisen unternehmend. 1838 bis 1843 leitete sie das Züricher Theater mit großer Thatkraft und Umsicht und brachte es auf eine ansehnliche Höhe. 1844 wurde sie vom K. Schauspielhaus in Berlin für ältere Rollen verpflichtet und verblieb in dieser Stellung bis an ihren Tod, der am 25. August 1868 wenige Tage vor dem des Gatten erfolgte. Noch 1863 hatte sie das seltene Fest ihrer fünfzigjährigen Bühnenwirksamkeit unter allgemeiner Teilnahme der deutschen Theaterkreise feiern dürfen. Als Schauspielerin brachte sie, unterstützt durch stattliche äußere Mittel, vermöge einer energischen, leidenschaftlichen, oft grellen Darstellungsweise starke Wirkungen hervor. Anmut, Ebenmaß, Adel ließen ihre Darbietungen vermissen. In jüngeren Jahren glänzte sie namentlich in hochtragischen Rollen, wie Maria Stuart, Medea, wobei sie sich Sophie Schröder zum Vorbild auserkoren hatte.

Weit tiefere Spuren denn als darstellende Künstlerin hat die Birch-Pfeiffer in der deutschen Theatergeschichte als Bühnendichterin hinterlassen. Ihr erstes Drama, „Herma“, mit dem sie 1828 in Wien hervortrat, errang zwar keinen Erfolg. Doch schon ihre nächsten Stücke, „Schloß Greiffenstein“ und „Pfeffer-Rösel“, wurden beifällig aufgenommen, und fortan erfocht sie Sieg auf Sieg. In rascher Folge warf sie ihre Stücke auf den Markt und ließ sie allmählich nahezu auf ein Hundert anwachsen. 1863/80 wurden ihre dramatischen Werke in 23 Bänden gesammelt, wozu noch drei Bände Novellen und Erzählungen (1863/5) kamen. Der Mehrzahl ihrer Schauspiele liegen deutsche, englische, französische Romane zu Grunde, wobei sie in der Auswahl geeigneter Vorlagen einen sicheren Blick zeigte, mit diesen jedoch sehr willkürlich umsprang und meist mehr die äußere Handlung als den inneren Gehalt und Geist der Originale beibehielt. Drei von diesen Dramatisierungen stehen noch immer auf dem Repertoire der deutschen Bühnen, selbst der großen und vornehmen: „Dorf und Stadt“, wofür Auerbachs Frau Professorin, „Die Grille“ und „Die Waise aus Lowood“, wofür Erzählungen der George Sand und Currer Bell

verwertet worden sind. Außerdem gefielen „Nacht und Morgen“ nach Bulwer, „Der Glöckner von Notre-Dame“ nach Viktor Hugo, „Mutter und Sohn“ nach der Bremer u. s. w. In ihren Originalstücken, darunter „Der Goldbauer“, „Der Leiermann und sein Pflegekind“, „Steffen Langer aus Glogau“, läßt die Birch-Pfeiffer keineswegs Phantasie und Erfindungsgabe vermissen; doch wirkt die intime Vertrautheit mit der zeitgenössischen Roman- und Bühnenlitteratur auch hier stärker als die ureigene Schöpferkraft. Sie hat die verschiedensten dramatischen Gattungen gepflegt, auch die historische, der sie jedoch nur eine genrehafte Behandlung angedeihen läßt. Sie fühlt sich in den höheren und niederen Gesellschaftsschichten gleichermaßen heimisch. Sie bevorzugt Schauspiele mit glücklichem Ausgange, Rührstücke, in denen die Tugend der Helden und Heldinnen auf harte Proben gestellt wird, um schließlich zu triumphieren und den verdienten irdischen Lohn zu finden. In den meisten Dramen wird nach demselben Rezept ein hartnäckiger Kampf zwischen Stolz und Liebe zu Gunsten letzterer entschieden. Die innere Wahrheit ihrer Charaktere hat ihr niemals große Sorge bereitet, und ebenso wenig hat sie sich um die äußere Wahrscheinlichkeit der Vorgänge bekümmert. Sie wußte, daß das große Publikum auf einen Theaterabend gern sentimental ist und nach mehrstündiger Rührung beruhigt und befriedigt nach Hause geschickt sein will: das diente ihr zur Richtschnur. Höheren künstlerischen Ehrgeiz, feineren ästhetischen Geschmack hat sie nicht besessen. Die Kulissenwelt kannte sie aber von Grund aus. Sie berechnete sicher die Effekte, meisterte die gesamte Technik. Sie schrieb gute und dankbare Rollen für die Schauspieler. Ihre Stücke sind unterhaltend, spannend, reich an Handlung, erfüllt von Leben. Schade, daß mit diesen theatralischen Vorzügen die poetischen so wenig gleichen Schritt halten. Immerhin darf man ihr nachsagen, daß sie das Publikum wenigstens moralisch nicht verdorben hat. Ihre Werke tragen im Gegensatze zu denen Kotzebues und zu vielen ausländischen Erzeugnissen, die sich auf unseren Bühnen breit machten, vorwiegend einen ehrbaren Charakter.

Der am 30. Dezember 1835 zu Dörzbach (O.A. Künzelsau) geborene Max Waldstein kam mit seiner Familie in jungen Jahren

nach Wien. Er vertauschte den Kaufmannsstand bald mit einem Beamtenposten, der ihm mehr Zeit ließ, seiner Liebhaberei für die Bühne nachzugehen. Seit 1888 lebt er im Ruhestande zu Wien. 1861 errang er mit dem Lustspiel „Er liest den Livius" den ersten Theatererfolg, dem sich weitere anreihten. Von seinen ungemein zahlreichen Stücken meist heiteren Charakters gingen gegen fünfzig über österreichische und deutsche Bühnen. Gedruckt wurden sie mit wenigen Ausnahmen nur als Manuskripte. Auch die Stoffe zu seinen Romanen und Erzählungen hat Waldstein mit Vorliebe der Bretterwelt entnommen. Ferner ist er schon 1854 mit einem ersten Bändchen „Gedichte" hervorgetreten, dem er noch einige weitere Verspoesie, darunter „Volkslieder der Portugiesen und Katalanen" in Nachbildungen, nachgeschickt hat.

Neuntes Kapitel.

Die Dichtung der Gegenwart.

Wenn man am Ausgange des 19. Jahrhunderts auf die künstlerischen und litterarischen Bestrebungen der letzten dreißig Jahre einen zusammenfassenden Rückblick wirft, so darf man sich, auch ohne ein gutmütiger Enthusiast zu sein, wohl gestehen, daß darin die Keime einer verheißungsvollen Neuentwicklung ruhen. Noch ist alles im Werden, im Wachsen begriffen; noch sind aus dem chaotischen Zustande keine mustergültigen Leistungen aufgetaucht, denen Anspruch auf Unvergänglichkeit zukommt. Aber es ist doch etwas Gewaltiges um dieses vielgestaltige Ringen zahlloser Kräfte, die zusammen eine mächtige Summe vorstellen, um dieses heiße Bemühen, der Kunst neue Stoffe zuzuführen, neue Formen zu gewinnen. Denn wer möchte sich der Erkenntnis verschließen, daß die alten Stoffe und Formen völlig verbraucht sind und mit ihnen große Siege kaum mehr erfochten werden können? Schon ist es der neuen Kunst, die durch das Schlagwort Naturalismus keineswegs vollständig bezeichnet wird, gelungen, ihre Stoffkreise

bedeutend zu erweitern. Schon hat sie uns gelehrt, mit anderen Augen die Natur zu schauen, den Menschen selbst zu betrachten. Was dagegen der modernen Bewegung am meisten fehlt, ist nicht bloß der einheitliche Stil, sondern sogar das Bewußtsein, daß ein solcher von durchgreifender Bedeutung sei.

Man kann den Beginn der neuesten deutschen Litteratur etwa von der Errichtung des deutschen Kaiserreiches datieren. Es ist dies keineswegs ein so rein äußerlicher Markstein, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Berlin, nunmehr die politische Hauptstadt des geeinigten Vaterlandes, entwickelte sich rasch auch zum geistigen Mittelpunkte der Nation, riß die Oberherrschaft in der Kunst, namentlich in der Poesie, mit außerordentlicher Energie an sich, um fortan den Ton anzugeben, die Mode zu machen. Daß diese Zentralisierung für die deutsche Litteratur auch ihre großen Nachteile habe, ist von Einsichtigen längst erkannt worden. Von einem energischen Eingreifen der einzelnen Stämme, zumal der süddeutschen, verspricht man sich mit Recht Gutes für unsere litterarische Entwicklung. Wohl entsenden die Provinzen auch jetzt einen Teil ihrer besten Kräfte nach Berlin; aber damit ist um so weniger gewonnen, als jene dort meist mit dem Strome schwimmen, ihre Besonderheiten in den allgemeinen Tendenzen der herrschenden Richtung aufgehen lassen. Es käme vielmehr darauf an, daß die größeren deutschen Kulturzentren in einen thatkräftigen Wettbewerb mit dem Berlinertum eintreten. Bis jetzt hat innerhalb den Reichsgrenzen nur München selbständige artistisch-litterarische Regungen gezeigt.

In Württemberg hat sich auch diesmal wieder die merkwürdige Erfahrung früherer Entwicklungsepochen wiederholt, daß man der neuen Richtung mit Mißtrauen begegnet und sich möglichst dagegen absperrt. Die litterarischen Kreise im Lande bringen den modernen Bestrebungen mit ihrem unsicheren Hin- und Hertasten, ihrer Stillosigkeit, ihrer Anbetung fremder naturalistischen Götter und Götzen sehr geringe Sympathie entgegen. Sie halten desto mehr die Tradition der großen klassisch-romantischen Vergangenheit in Ehren, hängen sich desto hartnäckiger an die alten Ideale. Die Folge davon ist, daß man am sausenden Webstuhle der

Moderne wenig auf das Schwabenland achtet, daß auch seine größten Talente, seine ersten Dichter und Schriftsteller kaum mitzählen in der litterarischen Bewegung der Gegenwart. Fast wie eine fromme Mythe klingt es, daß einst zu Gustav Schwabs Zeiten die württembergischen Poeten in der Nationallitteratur eine maßgebende Stellung eingenommen haben. Wie viel oder wie wenig kümmert man sich heute noch um die Muse im schwäbischen Winkel! Das ist ein für die württembergischen Dichter wie für die deutsche Dichtung gleich bedauerlicher Uebelstand. Warum treten nicht die Schwaben mit ihrem Stil- und Formgefühle, mit ihrem geläuterten Kunstgeschmack energisch in die Bewegung ein, warum bemächtigen sie sich nicht der neuen Ideen und versuchen zugleich, das rein Substantielle, das roh Materielle, das sich allzu dreist hervordrängt, einzudämmen? Es müßte ihnen zum Ruhm, es könnte der deutschen Litteratur zum Heile gereichen.

Gedichtet wird gegenwärtig in Württemberg außerordentlich viel, weit mehr, als man im übrigen Reiche draußen ahnt. Und zwar ist es noch immer die Lyrik, die mit dem größten Eifer, dem besten Erfolge gepflegt wird. Die schwäbische Muse läßt ihre Lieblinge gerne zu hohen Jahren kommen, und so hat die jüngere Generation des gefeierten Sängerkreises, als dessen Haupt Uhland verehrt worden ist, noch in die jüngste Gegenwart hereingeragt. Johann Georg Fischer hat erst 1897 das Zeitliche gesegnet, der greise Theobald Kerner, Justinus' Sohn, bewohnt noch das väterliche Haus zu Weinsberg. In der Hauptstadt leben von Männern, deren litterarische Beziehungen sie mit der besseren Vergangenheit verknüpfen, außer dem schon früher erwähnten August Wintterlin namentlich Hauptmann a. D. Georg Jäger (* 13. Dezember 1826) und Generalstaatsanwalt Karl Schönhardt (* 1. März 1833), beide geborene Stuttgarter. Jäger zählt zur Schwabschen Familie, in der sich die Gabe der Poesie durch Generationen bis auf die heutige fortgeerbt hat. Mannigfach künstlerisch veranlagt, neigt er in der Poesie zur Kleinkunst, sozusagen zum Kunstgewerbe. In drei „Nachklänge“ betitelten Sammlungen von bescheidenem Umfang (1872/4) hat er hauptsächlich viele lyrische und epigrammatische Stimmungsbildchen aus dem siebenziger Krieg als einer, der

dabei gewesen ist, geliefert. Seine sonstigen Gedichte, von denen viele in Musik gesetzt sind, wirft er mit Vorliebe in kleinen Heftchen und fliegenden Blättern auf den Markt. Die burschikos humoristische Gelegenheitsdichtung ist sein eigentliches Element. Ueberdies hat er für die Ausbreitung schwäbischer Poesie, für die Unterstützung und Förderung von Dichterkollegen manches Opfer gebracht. Diesem Ziele diente auch seine „Schwäbische Lieder-Chronik", die er von 1875 bis 1885 in zwangloser Folge im eigenen Verlage herausgab. Schönhardt ist schon 1860 als junger Jurist mit einer beifällig aufgenommenen und Jahrs darauf wiederholten Sammlung „Gedichte" hervorgetreten und hat sich 1870 mit J. G. Fischer und Feodor Löwe zu der Liedersammlung „Drei Kameraden" zusammengethan. Erst auf Weihnachten 1898 ließ er seine „Gesammelten Gedichte" erscheinen. Ueberall bewährt er sich als einen feinsinnigen und formsicheren Poeten, der hauptsächlich über die gemäßigten Mitteltöne der Gefühlsskala verfügt. Ohne fortstürmende Leidenschaft, reißt er die Massen des lesenden Publikums nicht leicht hin. Desto gewisser erfreut und erwärmt er eine kleine Gemeinde ästhetisch durchgebildeter Männer und Frauen mit seiner herzlichen Natur- und Liebeslyrik, mit seinen stimmungsvollen poetischen Erzählungen, mit seinen sinnreichen Gelegenheitsstücken, nicht zuletzt mit seinen anschaulichen Zeitbildern aus dem Paris des dritten Napoleon und aus dem letzten deutsch-französischen Kriege.

Die Palme unter den lebenden schwäbischen Lyrikern gebührt wohl dem Oberstudienrat Eduard Paulus (* 16. Oktober 1837 zu Stuttgart), der bis vor kurzem an der Spitze der Sammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale gestanden hat. Eine Reihe kleinerer Gedichtbücher aus früherer Zeit hat er 1892 zu einem stattlichen Bande „Gesammelte Dichtungen" vereinigt, dem noch 1897 „Arabesken" und 1899 ein Cyklus lyrisch-epischer Bilder aus Tilmann Riemenschneiders Künstlerleben nachgefolgt sind. Paulus ist ein echter Schwabe im Leben wie in der Kunst. Mit tiefem Empfinden verbindet er bald harmlos gutmütigen Humor, bald sarkastisch scharfen Spott. Inniges Heimatgefühl hindert ihn nicht, bitteren Hohn über Einrichtungen und Sitten

seines engeren Vaterlandes auszugießen. Die materialistische Richtung der modernen Kultur ist ihm in der Seele zuwider, und mit manchem kräftigen Wörtlein bedenkt er die Protzen und Börsenmenschen. Ein hehres Schönheitsideal schwebt ihm vor Augen. Wie Tausenden liegt auch ihm das Land der Verheißung jenseits der Alpen, und unter seinen zahlreichen Wanderbildern stehen die aus Italien an erster Stelle. Die Muse beschert ihm wonnetrunkene Augenblicke der Seligkeit, aber weit häufiger ist das Gefühl ungestillten Verlangens. Seine Leier ist vorwiegend auf den elegischen Ton gestimmt. Weiche Wehmut, sehnsüchtiges Klagen, schmerzliches Todesahnen bilden Grundzüge seiner Poesie, und er erinnert in diesem Stück an Justinus Kerner. Aber alle seine Eigenschaften treten in durchaus origineller Mischung auf. Dabei handhabt er die Form ohne Künstelei oder Pedanterie mit instinktiver Sicherheit, bewährt namentlich im Sonett kaum zu überbietende Meisterschaft. Schon Paulus' Gedichte verraten den Kunsthistoriker und Archäologen, und in manchen seiner Schriften gehen die beiden Seiten seines Wesens Hand in Hand. Er hat seine Studien den Kunstdenkmalen, den Kunstaltertümern Italiens und Deutschlands, namentlich Schwabens, gewidmet, hat sich als Herausgeber und Mitarbeiter des großen amtlichen Werkes „Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg" weithin bekannt gemacht.

Neben Paulus besteht der vielseitige Karl Weitbrecht (* 8. Dezember 1847 zu Neuhengstett im O.A. Calw) in Ehren. Von einer württembergischen Pfarrbedienstung hinweg ist er 1886 Rektor der höheren Mädchenschule in Zürich geworden und wirkt seit 1893 als Professor für Aesthetik und deutsche Litteratur an der technischen Hochschule in Stuttgart. Er hat Bücher über Goethe und Schiller geschrieben, ist mit Erzählungen hervorgetreten, hat sich im Drama versucht. Als Lyriker im besonderen verdiente er sich 1870 mit schwungvollen Kriegsliedern „von einem, der nicht mit darf", die Sporen. Sein zuerst 1875 ausgegebenes Liederbuch erschien 1880 in dritter vermehrter Auflage als „Gedichte", woran sich 1890 neue Dichtungen unter dem Titel „Sonnenwende" anschlossen. Weitbrechts Art ist robuster, realistischer, konkreter als

die Paulus', dessen einleuchtende Besonderheit ihm allerdings fehlt. Er hat indessen in jeder Gattung der Lyrik Schönes und Gutes geschaffen. In zahlreichen betrachtenden, erzählenden Stücken kündigt er sich zugleich als Epiker an. Es steckt auch ihn ihm eine starke satirische Ader, die sich gegen die Ungerechtigkeiten des Erdenlebens, gegen das Banausische der modernen Kulturformen empört. Ueber düstere Stimmungen hilft er sich gerne durch burschikosen Humor hinweg, und in sangbaren Trinkliedern läßt er eine mitunter etwas erzwungene Fröhlichkeit ausströmen.

Christian Roller (* 9. August 1840 zu Beinstein im O.A. Marbach), Präzeptor in Heilbronn, hat in den 1871 erschienenen „Heimatbildern", die als „Lieder und Romanzen" zwei weitere, vermehrte Auflagen erlebten, Rühmliches geleistet, wenn ihm auch die Flügel des Genies nicht gewachsen sind. Ein schlichter, aber reichhaltiger, vielseitiger, im Formellen tüchtiger Poet, beseelt er seine lyrischen und lyrisch-epischen Schöpfungen durch natürliche Wärme. Karl Doll (* 18. September 1834), Oberregierungsrat in seiner Vaterstadt Stuttgart, hat in seinen „Schwäbischen Balladen" (1883) ältere und neuere, bekannte und unbekannte Stoffe aus der einheimischen Sage und Geschichte auf volkstümliche Weise mit nachdrücklicher Betonung des romantischen Elementes gestaltet. Die Bekanntschaft eines Poeten von hohem Streben und schönem Können vermitteln uns die „Gedichte" (1891) des Oberjustizrates Eduard Eggert (* 13. Januar 1852 zu Ludwigsburg), der dem schweren, von ihm ideal auf- und angefaßten Berufe des Zuchthausdirektors Muße für die Pflege der Künste und Wissenschaften abzuringen weiß. In Scheffels Spuren wandelt ein anderer Jurist, Robert Oechsler (* 29. April 1851 zu Heilbronn), Landgerichtsrat in Rottweil, der in seinen keck hingeworfenen kulturhistorischen Schwänken entschiedenes Talent für drastische Komik verrät und in derben Satiren einen frisch fröhlichen Krieg wider Philistertum in jeder Gestalt führt, dem aber auch rein lyrische Landschafts- und Stimmungsbilder gelingen. Leider herrscht bei ihm nicht immer ein geläuterter, ästhetischer Geschmack, fehlt der Form der letzte feine Schliff. Außer den beiden Sammlungen „Was der Neckar rauscht" (1890) und „Gedichte" (1898) hat er 1893 eine „Von

hoher Warte! Denkwürdigkeiten eines alten Knopfes" betitelte „neumodische Reimchronik" veröffentlicht, worin er heitere und ernste Bilder aus der Geschichte von Heilbronn und Umgebung vorführt. Auch Edward Wechßler (* 27. April 1839 zu Ulm), früher Kaufmann, jetzt Privatmann in Stuttgart, dient mit Vorliebe der heiteren Muse. Er verfaßte, sich an Uhland anlehnend, ein Bändchen hauptsächlich der nordischen Sagenwelt entnommener „Balladen" (1893) und vereinigte in „Freund Humor" (1897) allerhand teilweise zum Vortrag in geselligen Kreisen bestimmte Scherzgedichte, als da sind Parodien und Travestien, die mittelalterliche Ritterwelt ironisierende Schwänke, moderne Humoresken, die sich bis auf Schwiegermutterwitze erstrecken, Trinklieder in Scheffels Manier. Von der unvertilgbaren Sangesfreude der Schwaben zeugen auch solche Leistungen, welchen ein mehr schulmäßiger oder dilettantischer Zug anhaftet, wie die „Lieder aus Schwaben" (1877) des Dominikus Stiefenhofer (1824—1888) aus der Oberamtsstadt Wangen, Domänenrates in Oberstadion (O.A. Ehingen), oder mehrere zwischen 1867 und 1882 erschienene Gedichtbücher des Volksschullehrers und Schriftstellers August Butscher (* 29. März 1845 zu Ottmarsreute im O.A. Tettnang) oder die verschiedenartigen, meist dem Lehrerleben entnommenen und für den Lehrerstand bestimmten Erzeugnisse des Stuttgarter Schullehrers Friedrich Wink (* 14. März 1852 zu Buoch im O.A. Waiblingen), der sich als Poet Fritz Treugold nennt. Otto Güntter, am 30. Oktober 1858 zu Stuttgart geboren und Professor an der Realschule daselbst, der neben einigen litterarhistorischen Arbeiten 1892 „Gedichte" herausgegeben hat, verlegt sich hauptsächlich auf die patriotische Gelegenheitspoesie. Matthias Koch (* 11. Juni 1860 zu Thieringen im O.A. Balingen), Lehrer in Waiblingen, erinnert in seinen nicht bloß schlichten, sondern auch frischen und warmen „Schlichten Liedern" (1893) vielfach an Niklas Müller. Ernst Planck (* 14. Juni 1870 zu Fluorn im O.A. Oberndorf), Redakteur in Winterthur, dem wir auch eine hübsche Studie über „Die Lyriker des Schwäbischen Klassizismus" (1896) verdanken, hat ein Bändchen zwar in engen Gedankenkreis gebannter, aber formschöner, stimmungsvoller und weich empfundener „Gedichte" (1896) in die

Heimat gesandt. Nicht der jüngste, wohl aber der modernste unter den aus Württemberg gebürtigen Dichtern ist Cäsar Flaischlen (* 12. Mai 1864 zu Stuttgart). Er lebt seit 1890 als Schriftsteller in Berlin und hat sich der dort herrschenden Strömung in die Arme geworfen. Doch verleugnet er in seinem litterarischen Schaffen sein Schwabentum nicht ganz: hat er sich doch mehrfach mit schwäbischer Litteraturgeschichte beschäftigt und ein Bändchen schwäbischer Dialektpoesie auf den Markt gebracht. Bei entschiedenem Talent und hohem Streben läßt er zu sehr die Festigkeit und Ruhe, Sicherheit und Reife des fertigen Künstlers vermissen. Die Sammlung „Nachtschatten“ (1884) enthält Lyrik in Versen, eine andere, „Von Alltag und Sonne“ (1898), Gedichte in Prosa, die nicht ohne eigentümlichen poetischen Reiz, aber in Form und Haltung etwas manieriert sind.

Von den Volksdichtern, die Württemberg gegenwärtig besitzt, müssen wenigstens zwei ernsthaft genommen werden: Christian Wagner (* 5. Dezember 1835) und Ludwig Palmer (* 24. Oktober 1856), dieser Arbeiter in einer Eisenmöbelfabrik seiner Vaterstadt Schorndorf, jener Bauer in seinem Heimatdorfe Warmbronn (O.A. Leonberg), von wo er häufig nach der benachbarten Residenz über die Berge wandert, um sich dort geistig aufzufrischen. Beide gleichen sich darin, daß sie möglichst viel Bildung zu erhaschen bemüht sind, ihrer Poesie möglichst hohe Ziele stecken. Palmer zeigt sich in seinen beiden Sammlungen, „Gedichte eines Arbeiters“ (1895) und „Ein frischer Kranz“ (1897), als einen Mann, der sich bei hartem Lebenslose den idealen Sinn bewahrt hat. Er versteht Verse zu machen, deren sich kein Studierter zu schämen brauchte, hinter deren Glätte aber das Charakteristische zu sehr verschwindet. Ganz anders Christian Wagner. Zwar bewegt auch er sich in kunstvollen metrischen Gebilden, hat sogar einmal ein ungedrucktes Drama, „Abimelech“, ein gedrucktes Epos über Kaiser Hadrian vollendet, gefällt sich in einem wunderlichen Mystizismus, legt seine unklaren naturphilosophischen Ideen gern in schlechter Prosa nieder. Aber in seinen Gedichten bewährt er sich als einen tiefen Kenner der ihn umgebenden Natur, versteht er Blumen und Pflanzen auf's sinnigste auszudeuten, an solche die reizendsten

Märchen und Legenden anzuknüpfen, die aus einer üppig sprudelnden Dichterphantasie geschöpft sind. Auch auf dem Gebiete der reinen Lyrik ist ihm manches vorzüglich gelungen. Sechs verschiedene Gedichtbändchen hat er seit 1885 veröffentlicht, die drei ersten unter dem bezeichnenden Gesamttitel „Sonntagsgänge". Eine geschickt getroffene Auswahl unter grundsätzlicher Ausscheidung des Prosatextes, mit dem Wagner seine Verse zu begleiten pflegt, würde gewiß die reine Physiognomie dieser originellen Dichterpersönlichkeit in überraschender Weise herstellen.

Unter den lyrischen Dichterinnen läßt Isolde Kurz alle ihre schwäbischen, die Mehrzahl ihrer deutschen Kolleginnen weit hinter sich zurück. Am 21. Dezember 1853 zu Stuttgart als Hermann Kurz' Tochter geboren, ist sie, nach dem Tode des Vaters frühzeitig auf sich selbst gestellt, mit den Ihrigen dem Vaterlande nach Italien entflattert und hat in Florenz eine zweite Heimat gefunden. Aus ihren Gedichten, die sie 1888 zum erstenmal in die Welt gesandt hat, spricht ein starkes, kühnes Talent, das Befangenheit oder Rücksichtnahme nicht kennt, das mit männlicher Energie des Denkens echt weibliches Empfinden verbindet. Ein Hauch wahrer Poesie durchzieht auch die Gedichtsammlung „Daheim und unterwegs", die Gräfin Sophie zu Waldburg-Syrgenstein als S. Waldburg 1887 erscheinen ließ. Die einem altberühmten oberschwäbischen Adelsgeschlecht entsprossene Verfasserin erblickte als Tochter des Fürsten Eberhard von Waldburg-Zeil-Wurzach am 4. Juni 1857 zu Reichenbach in Steiermark das Licht der Welt. 1882 mit ihrem Vetter, dem Grafen Karl von Waldburg-Zeil-Syrgenstein vermählt, schon 1890 verwitwet, lebt sie auf ihrem Schloßgute Syrgenstein im bayerischen Allgäu still dahin. Tiefer Ernst, teilweise Schwermut lagert über ihren Gedichten, die mehr Empfindungs- als Gedankengehalt aufweisen. Patriotische Klänge mischen sich ein. 1888 erwarb ihr vaterländisches, durch Bismarcks denkwürdige Reichstagsrede veranlaßtes Gedicht „Wir sind bereit!" mit dem Refrain „Wir fürchten nichts — als Gott allein" Popularität. Auch „Meine Lieder" (1894) der früh verwitweten Lina Herrlinger-Ludwig (* 16. April 1849 zu Großgartach im O.A. Heilbronn) bringen den echten Schmerz eines im Leiden und Dulden geübten, frommen

Gemütes zum Ausdruck. Ein Büchlein anspruchsloser, aber ansprechender Lyrik verschiedenster Art hat die 1858 zu Riedlingen geborene Olga Ulrich, Gattin des Stiftungspflegers Burkart daselbst, unter dem Titel „Feld-Blumen“ 1892 zusammengestellt.

Es ist immer nur ein Teil der Dichter und Dichterinnen, die ihre lyrischen Erzeugnisse der Nachwelt in selbständigen Buchausgaben hinterlassen. In solchen liegt die einzige Gewähr litterarischer Fortexistenz. Aber für die Qualität der Leistungen beweisen sie natürlich nichts. Denn es hängt doch zum großen Teile von Zufälligkeiten ab, ob Poeten ihre Gedichte sammeln oder nicht: die einen haben Glück mit Verlegern, die anderen nicht, diese lassen sich den Genuß gedruckten Ruhmes etwas kosten, was jene verschmähen, und schließlich ist bei den verschiedenen Jüngern der Muse das Maß des Selbstvertrauens und der Selbstkritik eben ein sehr verschiedenes. So liegen auch die lyrischen Schöpfungen mancher Schwaben der Neuzeit, die wohl verdienten zusammengesucht zu werden, zerstreut umher, während man die Sammlungen anderer leicht missen könnte. Jenes gilt beispielsweise von Karl Hecker, Paul Lang, Richard Weitbrecht, Emil Engelmann, die uns noch auf anderen Gebieten begegnen werden. An Gelegenheit zur Veröffentlichung einzelner Gedichte fehlt es den schwäbischen Poeten natürlich nicht. Neben allgemein deutschen periodischen Druckschriften, neben württembergischen Tageszeitungen treten immer wieder von Zeit zu Zeit Publikationen an das Licht, die dem besonderen Zwecke dienen, über die einheimische Poesie Musterung zu halten. Von Georg Jägers schwäbischer Liederchronik ist schon die Rede gewesen. Die älteren schwäbischen Almanache und Jahrbücher haben zur Nachahmung gereizt. 1883 gaben Eduard Paulus und Karl Weitbrecht gemeinsam ein stattliches „Schwäbisches Dichterbuch“ heraus. Auf Weihnachten 1898 erschien zu Heilbronn der erste Band eines „Hie gut Württemberg allewege!“ betitelten litterarischen Jahrbuches aus Schwaben, der, obgleich in Poesie und Prosa viel Gutes enthaltend, doch nicht Absatz genug fand, um fortgesetzt werden zu können. Auch von politisch-patriotischen Anthologien, wie „Bismarck in der schwäbischen Dichtung“ oder „Der Schwaben Letzter Gruß an Kaiser Wilhelm 1888“ ist zu berichten.

1897 hat sich sogar eine illustrierte Halbmonatsschrift „Schwabenland“ aufgethan, die freilich das Schwabentum in zu trivialer Weise auffaßt und sich auf einem zu populären Niveau bewegt, als daß sie ihrer Aufgabe, einen Mittelpunkt für schwäbische Litteratur zu bilden, gerecht würde.

Die Vorliebe für schwäbische Dialektpoesie hat im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts stark zugenommen. Viele von den einheimischen Lyrikern haben wenigstens gelegentlich mundartliche Stücke geliefert. Außerdem ist aber auch eine stattliche Zahl vollständiger Sammlungen im Dialekt an die Oeffentlichkeit getreten. Die höhere Berechtigung der ganzen Gattung wird stets davon abhängen, ob die betreffenden Dichtungen wirklich volkstümlich gedacht und nicht etwa bloß in die Volkssprache eingekleidet sind. An diesem Maßstabe gemessen, kann die moderne schwäbische Dialektlyrik nur teilweise bestehen. Vieles macht den Eindruck, als sei es erst nachträglich aus der Schrift- in die Volkssprache übertragen, könnte ebenso gut in jener als in dieser abgefaßt sein. Das Idiom ist in solchen Fällen oft genug nur die Maske, hinter der Seichtheit und Trivialität ihr Wesen treiben. Der bekannteste und beliebteste unter den schwäbischen Dialektdichtern der Gegenwart — neben dem schon im vierten Kapitel behandelten Eduard Hiller — ist Adolf Grimminger (* 2. Mai 1827 zu Stuttgart). Als Kunstschüler entdeckte er seine Stimme und ging zur Bühne über. Nachdem er als Heldentenor, zuletzt in Rotterdam, Triumphe gefeiert hatte, kehrte er 1868 nach Stuttgart zurück, wo er seitdem ganz der Poesie und der Bildhauerkunst lebt. 1894 hat er einen stattlichen Band schriftdeutscher Gedichte unter dem Titel „Sprossen und Blüten“ veröffentlicht, die beweisen, daß er auch nach dieser Richtung etwas zu leisten vermag, doch hat er sich seine litterarische Stellung lediglich durch seine in den drei Sammlungen „Mei’ Derhoim“ (1868), „Lug-in’s-Land“ (1873) und „Aus ’em Lerche-Nescht“ (1895) vereinigte Dialektlyrik geschaffen. Er bedient sich des modifizierten, mit Hochdeutsch zersetzten mittelschwäbischen Idiomes, wie es in den besseren Stuttgarter Gesellschaftsschichten geredet wird. Auf diese Weise hat er die einheimische Dialektpoesie salonfähig und weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Er bringt vor-

wiegend die Gedanken, Gefühle und Stimmungen der Gebildeten zum Ausdruck. Innerhalb dieser Sphäre ist ihm, namentlich in „Mei' Derhoim“, viel Hübsches sowohl im sentimentalen als im munteren Charakter gelungen. Er verfügt über Gemüt und Humor. Den Ton des Volksliedes trifft er vorzüglich. Aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß seiner ganzen Manier etwas Schwächliches und Süßliches anhaftet. Vielfach hat er sich auch in der Wahl der Stoffe vergriffen. Warum denn patriotische und Zeitgedichte, die doch im hochdeutschen Pathos ersonnen sind, in den Dialekt übertragen? Auch daß sich Grimminger schließlich ganz zum Festdichter ausgebildet hat, der bei jeder Gelegenheit mit seinen Versen aufwartet, giebt von seiner Auffassung des Dichterberufes nicht den besten Begriff.

Gleichzeitig mit Grimminger ist Ferdinand Weibert (* 6. Januar 1841 zu Fachsenfeld im O.A. Aalen), Buchhändler in Stuttgart, dann Landwirt in Brasilien, als Dialektdichter hervorgetreten. Seine zuerst 1868 unter dem Pseudonym Wilhelm Stein ausgegebene Sammlung „Us'm Neckerdhal“, meist leicht dahingleitende, gefällige Tändeleien enthaltend, gehört zum Annehmbarsten, was im gemäßigten Mittelschwäbisch gedichtet worden ist. Zwei Bändchen schriftdeutscher Gedichte, die Weibert 1866 als Rheinfels und 1869 als Wilhelm Stein veröffentlichte, tragen ein ähnliches Gepräge. Cäsar Flaischlen ist mit seinem Büchlein „Vom Haselnußroi'“ mehr in Grimmingers Fußstapfen getreten. Einen sehr vorteilhaften Eindruck erweckt Mathilde Franck mit der 1894 erschienenen Sammlung „Schwäbisch Gmüet“. Einfache Motive aus dem ländlichen Leben gestaltet sie zu natürlichen, frischen und doch feinen Genrebildern und hält dabei in Bezug auf Sprache und Inhalt mit glücklichem Takte die richtigen Grenzen ein. Die Verfasserin, am 10. Januar 1843 zu Weiler (O.A. Blaubeuren) als Tochter des Lehrers Staiger geboren, lebt, mit dem Reallehrer Franck verheiratet, zu Ludwigsburg. Auch Friedrich Greiner (* 13. März 1858 zu Hohengehren im O.A. Schorndorf), Zollamtsassistent in Eßlingen, zeigt in einer „A Sträußle für Di!“ (1896) betitelten Sammlung teils schwäbischer, teils hochdeutscher Gedichte Begabung. Glücklich hat sich endlich Otto Gittinger (* 31. März 1861 zu

Lauffen im O.A. Besigheim), Pfarrer in Hohenstaufen (O.A. Göppingen), mit „So sem'mer Leut'", einem Heftchen „Schwarzwaldgedichte in der Mundart des oberen Murgthals" (1898) eingeführt. In seinen harmlosen, oft nur zu wenig pointierten Anekdoten aus dem Bauernleben waltet drollige Laune und warmes Gemüt.

Einen starken Gegensatz zur mittel- oder unterschwäbischen Dialektlyrik hat von jeher die oberschwäbische gebildet. Schon die rauhere und breitere Sprache bedingt auch einen kräftigeren, derberen Inhalt. Der echteste, ursprünglichste, naturwüchsigste Vertreter dieser Richtung ist in der jüngsten Zeit Michel Buck gewesen. Er erblickte zu Ertingen (O.A. Riedlingen) als reicher Bauernsohn am 26. September 1832 das Licht der Welt und starb als Oberamtsarzt in Ehingen am 15. September 1888. Durch zahlreiche Arbeiten aus dem Gebiete der einheimischen Geschichte und Sprache, Altertums- und Sagenkunde, insbesondere durch seine in einem „Oberdeutschen Flurnamenbuch" (1880) gipfelnden Forschungen über schwäbische Ortsnamen erwarb er sich große wissenschaftliche Verdienste. Seine Gedichte erschienen erst 1892 nach seinem Tod unter dem Titel „Bagenga" (Schlüsselblumen). Die Stärke dieser realistischen Bilder aus der Natur und dem Landleben Oberschwabens liegt in der Beschreibung, in der Sittenschilderung. Sie entbehren keineswegs einer gewissen herben Poesie. Doch durch die Umhüllung der unverfälschtesten oberländischen Bauernsprache dazu vorzudringen, ist schon für den württembergischen Städter eine schwierige, für den Nichtschwaben eine fast unmögliche Aufgabe. Sonst hat die oberschwäbische Dialektdichtung ihren Hauptsitz in Ulm, wo sie sich um eine starke Nüance feiner und städtischer, wenn auch immer noch gröber als die mittelschwäbische gebärdet. Tobias Hafner (* 7. Januar 1833 zu Langenau im O.A. Ulm), evangelischer Volksschullehrer in Ravensburg, hat 1880 Hebels lyrische Gedichte aus der alamannischen Mundart in die Ulmer übertragen und — teilweise als Sebastian Spundele — selbständige schwäbische Scherzgedichte verfertigt, nachdem er schon früher einige Bändchen hochdeutscher Lyrik, die sich auf anständiger Durchschnittshöhe hält, veröffentlicht hatte. Auch als Ravensburger Lokalhistoriker hat Hafner Nützliches geleistet. Sowohl durch Mit-

arbeiterschaft an Zeitungen, Zeitschriften und Witzblättern als durch eigene Sammlungen haben sich drei weitere Dialektdichter, die zu Ulm geboren sind und in ihrer Vaterstadt leben, bekannt gemacht: Gustav Seuffer (* 8. Januar 1835), Professor an der Realschule, Wilhelm Unseld (* 28. November 1846), Regierungsbaumeister, Robert Kien (* 15. Juli 1843), früher Kaufmann, jetzt Privatier. Alle drei huldigen einer scherzhaften Manier, zeichnen sich durch glücklichen Humor aus, sind aber der Gefahr der Trivialität nicht immer ausgewichen. Seuffert verrät in seinen leichten, sangbaren, oft sich dem Schnadahüpferl nähernden Weisen entschiedene Begabung für das Volkstümliche und weiß hübsch zu pointieren, was ihm Zutritt zu den Fliegenden Blättern verschafft hat. Seine schwäbischen Gedichte sind zu dem Bande „Hellauf, Schwobeland!“ (1879, zweite Auflage 1896) vereinigt. Unseld und Kien stehen etwas unter Seuffer, sind derber als dieser. Unseld, der außer der Sammlung „Us d'r Hoimath“ (1892) auch ein Stück hochdeutscher Reflexionspoesie unter dem Titel „Ein ethischer Blüthenstrauß aus Marcus Aurelius Antoninus Selbstbetrachtungen“ (1894) veröffentlicht hat, schlägt ebenfalls meist den Liederton an, während Kien in seinen versifizierten Anekdoten und Humoresken sich mehr auf das Erzählen verlegt und gleichzeitig die Rolle eines Ulmer Lokaldichters übernommen hat. Von ihm besitzen wir zwei Bücher Gedichte im Ulmer Landdialekt, „Aelles onteranand“ (1894) und „Kraut und Rüaba“ (1896), und überdies „Humoristische Einfälle“ (1896), Scherze und Witze in Prosa, wie man sie in Witzblättern zweiten Ranges liest. Gustav Seuffer hat sich auch mit Richard Weitbrecht 1885 zur Herausgabe der chronologisch angeordneten Anthologie „s Schwobaland in Lied und Wort“ zusammengethan, die eine treffliche Uebersicht über die gesamte schwäbische Dialektpoesie von den Anfängen bis zur Gegenwart bietet und alle anderen Sammelwerke dieser Art übertrifft.

Sehen wir uns in den der Lyrik am nächsten liegenden Bezirken der höheren Epik und Verserzählung um, so fallen unsere Blicke zunächst auf einen geborenen Württemberger, der sich in verhältnismäßig engen Grenzen als Meister ersten Ranges bewährt hat: Wilhelm Hertz. Er kam am 24. September 1835 in Stutt-

gart zur Welt und verdankte seine Ausbildung dem schwäbischen Heimatlande. Doch schon 1861 siedelte er sich für immer in München an, wurde Privatdozent für germanische Altertumskunde an der dortigen Universität und erhielt bei Begründung der technischen Hochschule 1869 eine außerordentliche Professur für deutsche Sprache und Litteraturgeschichte, die 1878 in eine ordentliche verwandelt wurde. Hertz ist von Uhland ausgegangen. In seiner geistigen Persönlichkeit hat sich fast noch enger als in der seines Vorbildes poetisches Schaffen mit wissenschaftlicher Erforschung mittelalterlicher Dichtung und Sage verschwistert. Schon 1859 trat er mit einem Bande formell vollendeter, in ein glänzendes Sprachgewand gekleideter „Gedichte" hervor. Die eine Hälfte ist rein lyrisch, die andere mehr episch. Ein hoher, hehrer Zug geht durch seine Lieder, die zum größten Teil erotischer Natur sind. Die Balladen und Erzählungen aus der Heldensage gaben einen Vorschmack der künftigen Genüsse, die Hertz den Freunden echter Poesie bereiten sollte. 1860 erschien sein erstes selbständiges Epos, „Lanzelot und Ginevra", dem 1863 „Hugdietrichs Brautfahrt", 1867 „Heinrich von Schwaben. Eine deutsche Kaisersage", 1882 „Bruder Rausch. Ein Klostermärchen" nachfolgte. Alle diese Dichtungen, deren Stoffe der mittelalterlichen Sagenwelt entlehnt sind, haben nur bescheidenen Umfang, sind aber infolge vollkommenster, allseitigster künstlerischen Durchbildung wahre Kleinodien unserer Litteratur. Die Komposition ist stets klar und durchsichtig, die Reimpaare hinterlassen bei sorgsamster Behandlung den reinen Eindruck schöner Natürlichkeit, die Sprache entzückt durch Wohllaut und Anmut. Eine warme, wohlige, doch von feinem Anstand umschriebene Sinnlichkeit bildet ein Hauptelement der Hertzschen Muse. Er hat die alten Sagen und Ueberlieferungen durchweg unter Wahrung ihres geistigen Gehaltes veredelt und dem modernen Bewußtsein näher gerückt. Alle die gerühmten Vorzüge weisen auch seine zahlreicheren Uebersetzungen altdeutscher, altenglischer und altfranzösischer Dichtungen auf, die er, ohne sich allzu ängstlich an den Wortlaut der Vorlagen zu binden, zu angenehm lesbaren und allgemein verständlichen Neuschöpfungen umgestaltet hat. Er begann 1861 mit Erneuerung des Rolandsliedes, woran sich zehn poetische

Erzählungen der Marie de France (1862), der altfranzösische Liebesroman Aucassin und Nicolette (1865), Gottfrieds Tristan und Isolde (1878), das reizende Spielmannsbuch (1886) und Wolframs Parzival (1898) anschlossen. Seine Uebertragungskunst gekrönt hat der in mancher Hinsicht dem Straßburger Meister kongeniale Hertz mit Tristan und Isolde, womit er sogar die bedeutende Leistung eines anderen Schwaben, Hermann Kurz, überboten hat. Die wissenschaftlichen Zugaben zu seinem Tristan und Parzival und einige besondere Arbeiten aus dem Bereiche mittelalterlicher Poesie und Sage geben auch von dem Gelehrten Hertz den besten Begriff.

Auch Emil Engelmann (* 26. August 1837 zu Kirchheim u. T.), Schaumweinfabrikant in Stuttgart, hat sich die Aufgabe gesteckt, die poetischen Schätze der Vorzeit zu modernisieren, insbesondere dem deutschen Hause, der deutschen Jugend nutzbar zu machen. Seit 1878 veröffentlichte er Band um Band: Volksmärchen, Götter- und Heldensagen, Gudrunlied, Frithiofssage, Nibelungenlied, Parzival, Odyssee u. s. w. Er verfolgt mit richtigem Takt und dichterischer Gewandtheit seine bestimmten Zwecke. In einer auch dem Stoffe nach selbständigen epischen Leistung, „Die Pfingstfahrt. Ein lustiger Sang aus dem Schwarzwald“ (1893), wandelt Engelmann in den Spuren Scheffels und Julius Wolffs. Geheimer Hofrat Max Eyth, der am 6. Mai 1836 zu Kirchheim u. T. geborene Sohn Eduard Eyths, der geniale Maschineningenieur und mit hervorragendem Organisationstalent ausgestattete Vorkämpfer der modernen Industrie und Landwirtschaft, dichtete in jungen Jahren das ganz in der Welt der Romantik befangene, allzu stark mit lyrischen Bestandteilen zersetzte, doch an poetischen Schönheiten reiche, wiederholt aufgelegte Epos „Volkmar“ (1863). Ludwig Laistner (1845—1896) aus Eßlingen hat eine weder sonderlich eigenartige noch bedeutende Geschichte aus den Anfängen des Württemberger Hauses, „Barbarossa's Brautwerbung“, in hübschen Versen geschmackvoll dargestellt. Ursprünglich Theologe, lebte er seit 1876 als Hauslehrer, dann als Privatgelehrter in München und versah zuletzt den Posten eines litterarischen Beraters der Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart. Er erwarb sich insbesondere als Germanist

durch seine Beiträge zur deutschen Mythologie, seine Forschungen über germanische Völkernamen und ähnliches Verdienste. Eduard Eggert hat mehr noch als durch seine Lyrik durch zwei Schöpfungen erzählender Art seinem Namen einen guten Klang verliehen: durch den mehr im populären Tone gehaltenen oberschwäbischen Sang „Der Bauernjörg" (1893) und durch die das Schicksal Johannis des Täufers im hohen und reinen Epenstile wiedergebende, groß angelegte Dichtung „Der letzte Prophet" (1894). Heinz Sausele (* 6. Januar 1862 zu Weikersheim im O.A. Mergentheim), Volksschullehrer in Hall, hat eine tragisch endende Spielmannsgeschichte in Versen, „Walther, der Scholar" (1896), deren Inhalt an Scherrs Studenten von Ulm erinnert, nicht ohne Gewandtheit berühmten Mustern nachgebildet. Auch Hippolyt Haas (* 5. November 1855 zu Stuttgart), Professor der Paläontologie in Kiel und geschätzter Fachschriftsteller, hat es nach dichterischen Lorbeeren gelüstet. Seine „gereimte und ungereimte Geschichte aus dem grünen Harzwald" zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, „Der Bergmeister von Grund" (1897), enthält im einzelnen viel Ansprechendes, befriedigt jedoch als Ganzes in ihrer losen Komposition und stilwidrigen Mischung verschiedener künstlerischen Formen nicht recht.

In der epischen Prosadichtung wird von den schwäbischen Autoren der Gegenwart die Kunstform der Novelle mit mehr Beruf und Erfolg gepflegt als die des großen Romanes. Ihr Sinn ist weniger auf das rein Unterhaltende oder Sensationelle als auf das Gediegene gerichtet. Sie bevorzugen bis in's einzelne fein durchgeführte Bilder vor breit und umfassend angelegten Gemälden. In dieser Hinsicht hält es auch Isolde Kurz mit ihren Stammesgenossen, denen sie es als Erzählerin allen zuvorthut. Als echte Künstlerin läßt sie stets ihre Schöpfungen, auch die kleinsten, ausreifen; ihr wachsender Ruhm hat sie nicht zur Vielschreiberei, zur materiellen Ausbeutung ihres Talentes verleitet. Außer dem, was sich noch in Zeitschriften und Almanachen zerstreut findet, hat sie uns erst mit drei Bänden beschenkt. In ihren „Phantasieen und Märchen" (1890) waltet anmutiger Geist und tiefer Sinn. In ihren „Florentiner Novellen" (1890) geht das freie Spiel einer glutvollen Einbildungskraft mit festem Erfassen der kulturhistorischen

Aufgabe Hand in Hand. Ihre „Italienischen Erzählungen" (1895) erregen durch Schärfe der Beobachtung und Reife der psychologischen Kunst Bewunderung. Darin und in neuester Zeit überhaupt hat sie sich besonders auf das Studium des italienischen Volkslebens verlegt. Sie ist Realistin im Stile der großen schweizer Dichter G. Keller und K. F. Meyer, hat aber mit der naturalistischen Richtung so gut wie nichts zu schaffen.

Auch Karl und Richard Weitbrecht zeichnen sich als Novellisten mannigfach aus. Ersterer hat vier Sammlungen, „Verirrte Leute" (1882), ein mehr volksmäßiges „Geschichtenbuch" (1884), „Heimkehr" (1886) und „Geschichten eines Verstorbenen" (1898), veröffentlicht, überdies zwei einzelne Erzählungen, eine historische aus dem 18. Jahrhundert, „Der Kalenderstreit in Sindringen" (1885), und eine satirische „Phaläna. Die Leiden eines Buchs" (1892), die zu den besten Erzeugnissen seiner Muse gehört. Er weiß frisch und lebendig in kräftiger, niemals unedler Sprache zu erzählen. Gerne stellt er sich psychologische Probleme und dringt tief in solche ein; der Leser darf sicher sein, stets von ihm geistige Anregung zu empfangen. Allerdings ist nicht alles bei ihm ganz natürlich, auch sein Humor mitunter etwas erzwungen. Wie in seiner Lyrik zeigt sich Karl Weitbrecht auch in seiner Novellistik als einen freidenkenden, modernen Menschen, der den letzten Rest theologischen Staubes von seinen Füßen geschüttelt hat. Gegen die geistliche Erziehung in den evangelischen Seminarien des Landes wendet er sich mit Entschiedenheit, und die Geschicke solcher Zwangstheologen bilden ein Thema, das ihn immer wieder beschäftigt. Karl Weitbrechts jüngerer Bruder Richard (* 20. Februar 1851 zu Heumaden im Stuttgarter Amtsbezirk), gegenwärtig Pfarrer im hessischen Wimpfen, ein eifriger Protestant, hat im jugendlichen Alter eine „Geschichte der Deutschen Dichtung" (1880) als Bestandteil einer Frauenbibliothek geschrieben und läßt fortgesetzt historische, litterarhistorische und kritische Arbeiten neben seinen poetischen hergehen. In seinen zahlreichen Novellen aus der Vergangenheit, unter denen die gegen katholischen Fanatismus ihre Spitze kehrenden „Ketzergerichte" (1891) hervorzuheben sind, hält der dichterische Gehalt mit dem geschichtlichen nicht immer gleichen Schritt. Seine dem Leben der

Gegenwart entnommenen Erzählungen sind meist volkstümlich gehalten.

Der früh verstorbene Alfred Graf Adelmann von Adelmannsfelden (1848—1887) aus Stuttgart, der den Beruf des Kavallerieoffiziers mit dem des Schriftstellers vertauschte und zuletzt in Wiesbaden lebte, trat schon 1869 hervor und erwarb sich bald einen geachteten Namen in der zeitgenössischen Litteratur. Er veröffentlichte eine Reihe Skizzen- und Novellenbücher, darunter „Aus dem Feld“ (1871), „Am ligurischen Meere“ (1884), „Was ist Glück?“ (1885), die teilweise zuerst in der Kölnischen Zeitung gedruckten Romane „Selbst errungen“ (1872), „Schwert und Feder“ (1881), „Beno Donzini“ (1885), „Fenella“ (1886) sowie mehrere politische Studien und Broschüren. Nach seinem Tode begannen 1889 seine gesammelten Werke in einer bis jetzt fünfbändigen Auswahl zu erscheinen, darunter sein letzter größerer Roman, „Im Königsforst“. Graf Adelmann war ein warmblütiger Patriot, ein hochstrebender Schriftsteller, der seine politischen wie künstlerischen Ueberzeugungen mit rücksichtslosem Mut und ungeheuchelter Begeisterung vertrat. Ueberall bekundet er vornehme Gesinnung, edle Haltung. Aber er huldigt allzu schrankenlosem Idealismus. Seine Erzählungen sind schön erdacht, lassen jedoch die Kraft wahrer und überzeugender Durchführung vermissen. Etwas Ueberschwengliches, Romanhaftes herrscht darin vor. Auf die genaue Schilderung realer Vorgänge verzichtet er, von einer Versenkung in seelische Probleme ist bei ihm kaum je die Rede. Auf breites Ausmalen einzelner Szenen und Bilder legt er den hauptsächlichen Nachdruck. Das Dekorative spielt in seinen Schilderungen eine wichtige Rolle: bei innerlich entscheidenden Wendungen seiner Geschichten pflegt er Blitz und Donner oder irgend welche Beleuchtungseffekte zu Hilfe zu rufen. Kurz, überall eine starke Neigung zur Schönmalerei, Schönfärberei, Schönrednerei, wovon auch der sonst gute und edle Stil angekränkelt erscheint.

Ludwig Laistner veröffentlichte — außer einzelnen Stücken in Westermanns Monatsheften und anderen Zeitschriften — 1882 vier „Novellen aus alter Zeit“ und im vierten Bande des von ihm zwischen 1884 und 1887 gemeinsam mit Paul Heyse heraus-

gegebenen Neuen Deutschen Novellenschatzes die Erzählung „Bezauberte Welt“. Er liefert, häufig an wirkliche oder fingierte alte Chroniken anknüpfend, sehr sorgsam zusammengesetzte Mosaikbilder von feiner kulturhistorischen Detailarbeit, aber voll und ungehemmt strömt ihm die poetische Erfindungs- und Gestaltungskraft nirgends dahin. In höherem Maß ist die natürliche Gabe des Fabulierens Max Eyth verliehen. Er hat seine weiten Reisen durch Europa, Asien, Afrika und Amerika in dem höchst bemerkens- und lesenswerten „Wanderbuch eines Ingenieurs“ (sechs Bände, 1871/84) geschildert und neuerdings aus den Erfahrungen seines inhaltreichen Lebens in dem Werke „Hinter Pflug und Schraubstock“ (zwei Bände, 1899) weitere Mitteilungen gemacht. Ueberall weiß er mit dem Belehrenden und Interessanten das Unterhaltende und Feuilletonistische angenehm zu verbinden. Den dritten Band des Wanderbuches füllen wirkliche Novellen, die in ihrer glücklichen Mischung von Ernst und leicht chargiertem Humor von Anfang bis zu Ende den Leser fesseln. Seine nicht minder anziehende Geschichte „Mönch und Landsknecht“ (1882) behandelt die Geschicke des Klosters Schönthal zur Zeit des Bauernkrieges. Vorzüglich versteht sich auch Professor Adolf Müller-Palm (* 10. März 1840 zu Stuttgart), Chefredakteur des Stuttgarter Neuen Tagblattes, auf die Kunst, anmutig zu plaudern, flott zu erzählen und die Leser zu spannen. Er führte sich mit zwei unter dem Titel „Im Labyrinth der Seele“ zusammengefaßten Novellen 1872 glücklich in die Litteratur ein. Unter seinen weiteren Schriften verdienen namentlich die „Briefe aus der Bretterwelt“ (1881), eine auf guter Sachkenntnis ruhende und pikant geschriebene Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters, Hervorhebung. Auch von Cäsar Flaischlen rühren mehrere Novellen und novellistische Charakterstudien her. Wilhelm Pressel (* 25. November 1818 zu Tübingen), zuletzt Pfarrer von Lustnau (O.A. Tübingen), veröffentlichte außer theologischen Büchern 1873/5 in drei Serien das viel gelesene Werk „Priscilla an Sabina. Briefe einer Römerin an ihre Freundin aus den Jahren 29—33 n. Chr. Geb.“, worin eine belletristisch eingekleidete Geschichte Jesu und seiner Zeit vom Standpunkte des gläubigen Christen aus gegeben ist, während ein anderer Theologe,

Hermann Faulhaber (* 8. Februar 1842 zu Lauffen im O.A. Besigheim), Vorstand des Diakonissenhauses in Hall, ein „Das Goldene Zeitalter der Zukunft“ (1896) betiteltes religiös-phantastisches Gemälde kommender Weltherrlichkeit auf biblischer Grundlage entworfen hat.

Feuilletonistisches Gepräge tragen die hübschen Geschichten- und Skizzenbücher von Hugo Wittmann (* 1839 zu Ulm), langjährigem Redakteur der Neuen Freien Presse in Wien, der im Vereine mit seinem Ulmer Landsmann und Kollegen Ludwig Speidel (* 11. April 1830), dem bekannten Theaterkritiker, auch interessante „Bilder aus der Schillerzeit“ (1885) entworfen hat. Ein anderer auswärtiger Journalist, Heinrich Bauer (* 9. Februar 1838 zu Stuttgart), der Sohn Ludwig Bauers, Redakteur in Berlin, hat in der burlesken Erzählung „Der verzauberte Apfel“ (1886) eine köstliche Satire auf das württembergische Seminarleben geschaffen und ist auch sonst als humoristischer Schriftsteller aufgetreten. Major Karl Hecker (1845—1897) aus Ulm, der das Schwert des Dragoneroffiziers um die Feder hingab und zuletzt Redakteur der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ in Stuttgart war, wandelte mit seinen meist humoristischen Soldatengeschichten in Hackländers Fußstapfen. Dem in vielen Tausenden verbreiteten Buch „Aus den Memoiren eines Lieutenants“ (1887), das Heckers litterarischen Ruf begründete, folgten eine Anzahl weiterer Bände mit Novellen und Skizzen nach. Als ein flotter, frischer, von Witz, freilich auch von Witzen zweifelhafter Sorte sprühender Erzähler schildert er das deutsche Offiziersleben der Gegenwart mit seinen Vorzügen und Schatten, mit seinen ernsthaften und lächerlichen Seiten auf Grund eigener Beobachtung in ebenso unterhaltender als zuverlässiger und darum kulturhistorisch wertvoller Weise. Eine eigenartige und fesselnde Lektüre bilden auch die satirisch-didaktischen „Medizinischen Märchen“ (1892) des Plochinger Arztes Ludwig Hopf (* 24. November 1838 zu Eßlingen), der sich darin mit allerlei fachwissenschaftlichen Zeiterscheinungen auseinandersetzt.

Von den schon erwähnten württembergischen Novellisten der Gegenwart haben mehrere, wie die beiden Weitbrecht, Laistner, Max Eyth, gelegentlich ihre Stoffe auch der einheimischen Geschichte

entnommen. In umfassenderem Maße wandten sich andere Autoren diesem Gebiete zu, darunter hauptsächlich der als Dekan von Urach verstorbene Paul Lang (1846—1898) aus Wildenstein (O.A. Crailsheim). Seine zahlreichen, seit 1878 erschienenen Erzählungen, die er teils einzeln herausgegeben, teils zu den Sammelbänden „Auf schwäbischem Boden" (1881), „Maulbronner Geschichtenbuch" (1887), „Neue Erzählungen" (1892) vereinigt hat, gehören fast alle der schwäbisch-württembergischen Vergangenheit an, die er von den Zeiten der römisch-alamannischen Grenzkämpfe bis auf das 19. Jahrhundert durchmißt. Er zeichnet mit sicherer Hand und sauberem Griffel seine kulturhistorischen Bilder, führt sie planmäßig mit sichtlichem Behagen und liebevollem Durchdringen der Details aus. Seine Darstellung, auf dem festen Boden der Wirklichkeit fußend, macht durchaus den Eindruck des Tüchtigen, Gediegenen, Gesunden. Der geistige Gehalt seiner Poesie ist freilich wenig bedeutend, und manches, was er geschrieben hat, erscheint etwas dürftig. Er vermag nicht hinzureißen, zu begeistern, wohl aber anspruchslose Leser in anspruchsloser Weise anzuregen und zu erheitern. Als vaterländische Erzähler sind ferner der am 13. Januar 1829 zu Tübingen geborene und dort privatisierende Adolf Riecke und Wilhelm Karl Alexander Stähle (* 9. Juli 1851 zu Stuttgart), Stadtpfarrer in Heilbronn, zu nennen. Letzterer hat außer kleineren Geschichten zwei größere aus Heilbronns Vergangenheit verfaßt: „Der Steinmetz von St. Kilian" (1894) und „Der Bürgermeister und sein Sohn" (1896), die beide bei geringem Kunstaufwande durch volkstümlich frische Darstellung einen freundlichen Eindruck hinterlassen. Emil Schloz (* 27. Dezember 1861 zu Baltmannsweiler im O.A. Schorndorf), der in mehreren Büchern heimatliche Geschichte und Sagen verarbeitet hat, legt zu wenig Wert auf abgeschlossene Handlungen, wogegen seine kulturhistorischen Einzelbilder als solche befriedigen. Die erwähnten Novellen aus der schwäbisch-württembergischen Vergangenheit eignen sich vermöge ihres Inhaltes besonders für die heranwachsende Jugend. Dieser hat Friedrich Weinland (* 30. August 1829 zu Grabenstetten im O.A. Urach) auf Schloß Hohenwittlingen (O.A. Urach), paläontologischer Forscher und Schriftsteller, die beiden in der Gegend des Neuffen lokalisierten

Erzählungen „Rulaman“ (1878) und „Kuning Hartfest“ (1879) gewidmet, die indessen für Erwachsene nicht minder interessant und belehrend sind. Der wiederholt aufgelegte und in fremde Sprachen übersetzte Rulaman führt den Leser in die prähistorischen Zeiten der Höhlenmenschen und Höhlenbären, während Kuning Hartfest ein Gemälde des Lebens der im Kampfe mit dem Römertume stehenden Germanen entrollt.

Eine andere Seite der spezifisch schwäbischen Novellistik bildet die Erzählung im Dialekte. Hier sind die beiden Weitbrecht mit einer neuen Methode vorangegangen, indem sie als erste nicht bloß für die Dialoge, sondern auch für die erzählenden Partien mit prinzipieller Ausschließlichkeit an der Mundart festhielten. 1877 traten sie gemeinsam mit „Gschichta—n aus m Schwôbaland“, 1882 mit „Nohmôl Schwôbagschichta“ auf. Der Löwenanteil daran fällt Richard Weitbrecht zu, der auch allein verschiedene Serien von Schwabengeschichten veröffentlicht hat. Seine Erzählungen halten sich mehr innerhalb der Sphäre des Dorflebens, sind mehr aus dem bäuerlichen Gedankenkreise heraus gedacht als die Karl Weitbrechts, die dagegen feiner und sorgfältiger ausgereift erscheinen. Beide beherrschen das Idiom meisterhaft und verwenden es mit Geschick und Takt, beide weisen sich als treffliche Kenner des schwäbischen Volkes aus, beide verfügen innerhalb den der Bauernnovelle gesteckten Grenzen über einen großen Reichtum an ernsten wie heiteren Motiven. Ebenbürtig hat sich ihnen Mathilde Franck mit der gemütvollen Erzählung „Readht isch worde“ (1897) an die Seite gestellt. Wilhelm Unseld giebt in der Sammlung „Us 'm schwäbischa Volksleaba“ (1892) weniger künstlerisch durchgeführte Novellen als realistische Genrebilder, Skizzen und Anekdoten von derbem Witz.

Die gemütlich weiche Hohenloher Mundart hat erst jüngstens Wilhelm Schrader (* 12. Januar 1847 zu Neuenstein im O.A. Oehringen), Rechnungsrat in Ulm, in die Litteratur eingeführt. Seine beiden Bücher, „Bamm alte Gäwele“ (1895) und „Aus 'em scheine Hohelohe“ (1897), enthalten behaglich sich ausbreitende, liebenswürdig redselige Prosahumoresken, mit denen die beigegebenen Verse nicht ganz auf gleicher Höhe stehen. Bald darauf hat auch

Leonhard Hoffmann (* 8. August 1845 zu Nesselbach im O.A. Gerabronn), Professor an der Stuttgarter Tierarzneischule, ein fruchtbarer Schriftsteller auf den Gebieten der Tierpsychologie, Tierzucht und Tierheilkunde, eine Erzählung in fränkischer Mundart, „Der Schwarz' von Orlich“ (1896), erscheinen lassen.

Einen „Ung'schminkt“ betitelten Band schwäbisch-fränkischer Volksgeschichten mit grundsätzlicher Vermeidung des Dialektes hat Karl Schmidt-Buhl (* 8. Oktober 1855 zu Ludwigsburg), Redakteur des Beobachters in Stuttgart, 1898 veröffentlicht. Seine mitunter etwas herben, aber der poetischen Stimmung nicht entbehrenden Schilderungen verraten genaue Vertrautheit mit dem Charakter und der sozialen Lage des Volkes. In seinen zahlreichen, seit 1894 publizierten, bald in die Vergangenheit, bald in die Gegenwart führenden Schriften zeigt sich Ulrich Lörcher (* 20. Januar 1869 zu Lorch im O.A. Welzheim), Redakteur in Straßburg, als einen gewandten christlichen Volkserzähler von stark protestantischem Bewußtsein, während Konrad Kümmel (* 22. April 1848 zu Stuttgart), Redakteur des Deutschen Volksblattes, sich mit seinen Volksgeschichten an katholische Leser wendet. Gottlieb Weitbrecht (* 4. Juni 1840 zu Calw), Prälat in Ulm, widmet seine viel gelesenen, gehaltvollen Bücher teils mehr erbaulichen, teils mehr novellistischen Gepräges christlichen Jünglingen und Jungfrauen. Auch durch die Erzeugnisse der zahlreichen württembergischen Jugendschriftstellerinnen der Gegenwart geht teilweise ein religiöser Zug von größerer oder geringerer Stärke. Eine entschieden christliche Tendenz durchzieht die gediegenen, für ein reiferes Alter bestimmten Erzählungen aus Gegenwart oder Vergangenheit der am 12. Februar 1834 zu Tübingen geborenen und in Wernigerode lebenden Eugenie Tafel, die daneben Hausfrauen- und Kochbücher verfaßt hat. Die beiden Töchter der Ottilie Wildermuth, Agnes Willms (* 23. August 1844 zu Tübingen), Pastors Gattin zu Wiarden in Oldenburg, und Adelheid Wildermuth (* 3. Februar 1848 zu Tübingen), Vorsteherin einer Nervenheilanstalt in Stuttgart, haben von dem Talent und der Beliebtheit ihrer Mutter ein Stück geerbt. Neben diesen sind Hermine Freiin von Varnbüler (1827—1882) aus Hemmingen (O.A. Leonberg), Henriette Lindemann, geborene Schmidt (* 16. März

1830 zu Ulm), in Neu-Ulm wohnhaft, Maria Haug (* 5. März 1850 zu Widdern im O.A. Neckarsulm), Schriftstellerin in Stuttgart, die in Cannstatt lebende Eugenie von Soden (* 21. Oktober 1858 zu Eßlingen) mit vielen Jugendbüchern verschiedener Art und verschiedenen Wertes zu nennen. Vorwiegend auf die Kleinen und Kleinsten berechnen ihre Geschichten und Märchen in Versen und Prosa Toni Schumacher, geborene von Baur-Breitenfeld (* 17. Mai 1848 zu Ludwigsburg), Gattin des Geheimen Hofrates Schumacher in Stuttgart, Frida Hummel (* 19. Februar 1853), die in ihrer Vaterstadt Cannstatt wohnt, und Kornelie Lechler (* 20. April 1857 zu Winnenden im O.A. Waiblingen) in Ludwigsburg.

In dem Verhältnis der schwäbischen Dichter zur dramatischen Muse hat sich während den letzten Jahrzehnten wenig geändert. Die Neigung, sich der dramatischen Form zu bedienen, ist bei ihnen noch immer größer als die Fähigkeit, szenisch wirksame Bühnenstücke zu schaffen. Der Beruf des Theaterdichters trägt in der Gegenwart so viel Ehren und äußere Vorteile ein, daß auch manche württembergische Dichter zu der praktischen Schaubühne Beziehungen gesucht haben. Die Verhältnisse liegen für sie insofern nicht ungünstig, als die Stuttgarter Hoftheaterintendanz besonders im letzten Jahrzehnt große Bereitwilligkeit gezeigt hat, mit Vorführung von Neuheiten bekannter wie unbekannter Dramatiker voranzugehen, und bei diesem löblichen Bestreben die einheimische Produktion nach Möglichkeit berücksichtigt hat. Bis jetzt ist es ihr indessen noch nicht gelungen, mit schwäbischen Dichtern bleibende Siege zu erringen. Von Karl Weitbrecht erschien 1895 die zuerst 1890 in „Sonnenwende“ und 1895 einzeln gedruckte altgermanische Tragödie „Sigrun“ und Jahrs darauf das eine Episode aus Schillers Leben behandelnde Lustspiel „Doktor Schmidt“, das bald auch als Buch ausgegeben wurde und über die Bretter des Berliner Schillertheaters ging. In beiden Stücken verleugnet er nicht den gebildeten Poeten, und hier wie dort überragen seine Verse weit das Durchschnittsmaß. Aber das echte Bühnenblut fehlt ihm. Der günstige Eindruck, den Sigrun in den drei ersten straff komponierten Akten macht, wird durch die zwei matten Schlußakte wieder aufgehoben, und Weitbrechts Schillerkomödie, worin der

Held eine gar klägliche Rolle spielt, ist bei aller Sorgfalt der Kleinmalerei ein zu ungesalzenes und darum schmackloses Werk. Das vaterländische Zeitbild „Schubart“ des Grafen Gerhard von Leutrum-Ertingen (* 23. August 1851 zu Karlsruhe) in Stuttgart, der noch eine Reihe ähnlicher Historien in Prosa abgefaßt hat, wurde 1895 daselbst, 1897 in Augsburg aufgeführt. Einige Dramatisierungen bekannter Epochen aus der württembergischen Geschichte hat das hauptstädtische Publikum gleichfalls zu sehen bekommen, so 1890 einen sich an die bekannten Rhapsodien Uhlands anlehnenden „Graf Ulrich von Wirtemberg“ von Eugen Bonhöffer (* 18. April 1852 zu Unterheimbach im O.A. Weinsberg), Direktor der Handelsschule in Stuttgart, der 1889 dieses Werk und schon zehn Jahre vorher ein anderes dramatisches Gedicht, „Der Kinderkreuzzug“, im Buchhandel erscheinen ließ, ferner 1892 das historische Festspiel „Hie gut Wirtemberg!“ von Karl Oesterlen (* 11. April 1856 zu Langenburg), Kaufmann in Stuttgart, von dem auch das preisgekrönte Ulmer Münsterfestspiel vom Jahr 1890 herrührt. Ernst Kapff (* 17. April 1863 zu St. Gallen), Gymnasiallehrer in Stuttgart, lieferte 1892 zur Kolumbusfeier der Hofbühne ein geschickt gemachtes Drama über diesen großen Entdecker; unter seinen sonstigen Stücken verrät „Kanzel und Schaubühne“ (1889), das uns nach Biberach und Schloß Warthausen zu Wielands Zeiten führt, ein artiges Talent für die kulturhistorische Komödie. Ein 1893 in Stuttgart zur Darstellung gebrachtes modernes Sittendrama, „Wer hebt den Stein auf?“, aus der Feder des dortigen Kaufmannes Gustav Beßmer (* 6. Juli 1866 zu Stetten im O.A. Cannstatt) fiel gründlich ab, während „Ein Rechtsfall“, das harmlose einaktige Lustspiel des Stuttgarter Rechtsanwaltes Hugo Elsas (* 3. September 1860 zu Ludwigsburg), 1896 seines munteren Dialoges wegen freundlich aufgenommen wurde.

Das Stadttheater zu Ulm führte wiederholt Erzeugnisse des daselbst geborenen und lebenden Kaufmannes Adolf Wechßler (* 13. Februar 1829) auf. Der mit ihm befreundete Karl Grunert las die beiden Dramen „Dietrich von Bern“ (1869) und „Heinrich der Löwe“ (1870) öffentlich vor. Außerdem verfaßte

Wechßler die historischen Stücke „Herzog Ulrich der Verbannte“ (1869), „Der geschüchterte Hahn oder die Weiber von Schorndorf“ (1870), „Johanna Darc“ (1871), „Ulrich von Hutten“ (1875), „Friedrich der Große“ (1879), das eine Episode aus dem Kriege des Jahres 1870/1 behandelnde Schauspiel „Der Franctireur“ (1889) sowie die Lustspiele „Der unsichtbare Freier“ (1870), „Der Unbekannte“ (1871) und „Der Herr Doctor“ (1877). Ueber die letzteren und den tragikomischen Franktireur läßt sich kaum etwas Gutes sagen. Die historischen Dramen, durchweg in Prosa geschrieben und mehr im genrehaft-volkstümlichen als im hohen Tragödienstile gehalten, lassen zwar die geschlossene Handlung, den festen dramatischen Zusammenhang vermissen, gefallen aber stellenweise durch den frischen, naiven Ton, den der Autor anschlägt, und durch gut ausgedachte Einzelzüge. Am meisten sprechen die vollständig den Lustspielcharakter wahrenden Weiber von Schorndorf an.

Der Benediktiner Kaspar Kuhn (* 8. November 1819 zu Rohrbach im O.A. Waldsee), Kaplan und Kustos eines von ihm 1880 errichteten Museums für Altertümer und Naturalien in Ottobeuren, ließ 1873 das alte Studententheater dieses Klosters wieder herstellen und gründete eine bürgerliche Theatergesellschaft, mit der er dort bis 1887 Vorstellungen veranstaltete, und für deren Zwecke er zahlreiche Stücke geistlicher und weltlicher, ernster und heiterer Art anfertigte. Kuhn ist auch als Novellist und naturwissenschaftlicher Autor hervorgetreten.

Aus der Kategorie der Lesedramen sollen wenigstens einige, die befriedigend stilisiert sind, hier herausgegriffen werden. Franz Größler (* 25. August 1849 zu Neckarsulm), Professor an der Stuttgarter Wilhelms-Realschule, lieferte einen „Arnold von Brescia“ (1879) und behandelte in einem zweiteiligen „Maximilian“ (1882) das Schicksal des unglücklichen Mexikanerkaisers. Der 1888 nach Kanada ausgewanderte ehemalige Reutlinger Rechtsanwalt Otto Hahn (* 13. Juli 1828 zu Ellwangen), auch Naturforscher, strebt in seinen wenig bühnenfähigen historischen Stücken, unter denen namentlich „Voltaire am Hofe Friedrichs II.“ (1882) hübsche Gedanken aufweist, nach einer Veredlung unserer Volksbühne.

Wilhelmine Flamm, geborene Link (* 2. September 1845 zu Cannstatt), Witwe eines Arztes und Vorsteherin der Privatheilanstalt für Geisteskranke in Pfullingen, verlegt in dem dramatischen Gedicht „Yrsa" (1882) das Oedipusmotiv nach dem hohen Norden zur Zeit der Wikingerzüge und tritt es fünf Akte lang in peinlicher Weise breit. Rhetorisch ist das Trauerspiel gut ausgearbeitet, wie die Dichterin auch in ihrem übrigens faden Lustspiele „Liebesränke" (1882) schöne, fast allzu schöne Prosa schreibt. Freiherr Adolf von Berlichingen (* 30. Mai 1840 zu Stuttgart), Konvertit zum Katholizismus und eine Zeit lang Jesuit, der jetzt auf Schloß Glanegg bei Salzburg oder in Wien seinen litterarischen Neigungen lebt, hat seit 1884 eine Anzahl geistlicher und historischer Dramen veröffentlicht. Auch von Christian Wurst (* 4. April 1838 zu Winnenden im O.A. Waiblingen), Buchdruckereibesitzer und Zeitungsverleger in Straßburg, hat man einige Trauerspiele. Max Eyths etwas breit ausgesponnenes Lustspiel „Der Waldteufel" (1878) ist nur der Form nach dramatisch und vom Autor selbst durchaus nicht auf die Bühne berechnet. Die groteske Komik der drollig satirischen Komödie gipfelt in einer witzigen Schlußkatastrophe. Cäsar Flaischlens naturalistische Sittendramen sind ebenfalls weniger fertige Bühnenstücke als Studien. „Toni Stürmer" (1891) artet in's Gemeine aus. Der gelegentlich in Berlin in Szene gegangene „Martin Lehnhardt" (1895) steht auf einer höheren Stufe. Ein bedeutungsvoller Konflikt liegt diesem an württembergische Zustände angeknüpften „Kampf um Gott" zwischen einem verknöcherten orthodoxen Geistlichen und einem knabenhaften religiösen Revolutionär zu Grunde, die Gegensätze platzen wuchtig aufeinander. Aber alles bleibt doch nur Stückwerk, und das meiste ist angelesen und angelernt, nicht aus dem Eigenen geschöpft.

Zehntes Kapitel.

Die Wissenschaften.

Eine Uebersicht über den Anteil Württembergs an der modernen Wissenschaft gewährt erst den vollen Einblick in die geistigen Reichtümer des schwäbischen Stammes. Alle Felder des Wissens sind im 19. Jahrhundert von diesem fast gleichmäßig angebaut worden. Viele Gelehrte konnten an das Ausland abgegeben werden, und wenn dafür auch manche Fremde höhere Lehrämter und sonstige wissenschaftliche Stellen im Land erhielten, so ergiebt sich doch beim Rechnungsabschluß ein beträchtlicher Ueberschuß zu Gunsten der Württemberger. Nicht durch Masse allein imponieren die Leistungen der einheimischen Gelehrsamkeit: von Schwaben aus haben auch Sterne ersten Ranges ihr Licht über die Welt verbreitet, sind auch führende Geister wie Strauß, List, Robert Mayer den Völkern auf bisher unbegangenen Pfaden vorangeschritten.

Nach wie vor nimmt die Theologie den ersten Rang ein. Die evangelische im besonderen hat noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Philosophie und klassische Philologie völlig, andere Fächer wenigstens teilweise zur Heeresfolge gezwungen, und auch als sich die verschiedenen Disziplinen allmählich von ihrem Einflusse befreiten, blieben die Geistlichen noch immer auf den mannigfaltigsten Gebieten die rührigen Träger schwäbischen Gelehrtentumes. In der theologischen Wissenschaft selbst herrschte das ganze Jahrhundert über das regste Leben, das seinen Höhepunkt in den gewaltigen Kämpfen der dreißiger Jahre erreichte. Wir begegnen im Land einem mehr oder weniger friedlichen Nebeneinander der verschiedenartigsten extremen und vermittelnden Richtungen und Strömungen. Dasselbe bunte Bild bietet auch die evangelische Fakultät der Tübinger Universität, die für das religiöse Leben in Württemberg maßgebende Bedeutung gehabt hat und noch hat. Liegt doch die Ausbildung der einheimischen Geistlichkeit ausschließlich in ihren Händen. Studierende anderer Fakultäten pflegen wenigstens einen

Teil ihrer Weisheit von auswärts zu beziehen, während die jungen württembergischen Theologen mit verschwindenden Ausnahmen nur aus der Tübinger Quelle ihren Wissensdurst löschen.

Zu Beginn des Jahrhunderts herrschte in Tübingen noch die von Gottlob Christian Storr begründete ältere Theologenschule, die, ganz auf supranaturalistischem Boden stehend, sich doch den Einflüssen des Rationalismus und der Kantischen Philosophie nicht völlig entziehen konnte. Der gewichtigste unter ihren Vertretern war der verhältnismäßig liberale Professor und Prälat Ernst Gottlieb Bengel (1769—1826) aus Zavelstein (O.A. Calw), Baurs Lehrer.

Der supranaturalistischen Herrlichkeit der älteren Tübinger Schule bereiteten die jüngere und ihr kühner Vorläufer David Friedrich Strauß ein jähes Ende. Dieser erblickte, einem gebildeten Kaufmannshaus entstammend, am 27. Januar 1808 zu Ludwigsburg das Licht der Welt, kam von der Lateinschule seiner Vaterstadt hinweg in das Seminar Blaubeuren, wo er an vielseitigen Kenntnissen seine zahlreichen hochbegabten Mitschüler überflügelte, und bezog Herbst 1825 das Tübinger Stift. In den ersten Studienjahren bewegte er sich in romantisch-mystischen Bahnen, ließ sich von Schelling, Böhme, J. Kerner beeinflussen. Schleiermachers Glaubenslehre befreite ihn aus diesen Banden, und Baur, der ihn schon in Blaubeuren in das klassische Altertum eingeführt hatte und seit 1827 in Tübingen wieder sein Lehrer wurde, erweckte vollends in ihm das Bewußtsein seiner kritisch-dialektischen Begabung. In den letzten Semestern lernte er die Hegelsche Philosophie kennen, die ihn für alle Zeiten in ihren Bann zog. Nachdem er Herbst 1830 ein glänzendes Examen abgelegt hatte, amtete er kurze Zeit als Landvikar und Professoratsverweser am Maulbronner Seminar, promovierte zum Doktor der Philosophie und nahm Winter 1831/2 zu seiner weiteren Ausbildung in Berlin Aufenthalt; zu seinem Leidwesen starb Hegel bald nach seiner Ankunft. Seit Mai 1832 verbrachte Strauß drei glückliche, durch den Verkehr mit vertrauten Freunden angeregte Jahre in Tübingen als Stiftsrepetent. Er dozierte drei Semester Hegelsche Philosophie, stellte dann aber die Vorlesungen ein, um seine ungeteilte Kraft

der Vollendung des Werkes widmen zu können, welches den bislang unbekannten Mann plötzlich zur Berühmtheit machte. 1835/6 erschien in zwei Bänden „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet". Der Verfasser setzte sich darin in gleich schroffen Gegensatz zur rationalistischen wie zur supranaturalistischen Auffassung der evangelischen Erzählungen, die er nicht für geschichtliche Denkmale, sondern für Erzeugnisse des dichtenden urchristlichen Gemeingeistes erklärte, auf ihren Gesamtinhalt den von der Altertumswissenschaft her wohl bekannten Begriff des Mythus übertragend. Die Stärke des Buches beruht in der Kritik, seine Schwäche in dem Versuche, die Entstehung des Neuen Testamentes positiv zu erklären. Strauß' revolutionäre Ansichten beschworen in der theologischen Welt einen um so fürchterlicheren Sturm herauf, als sie mit der größten Kühnheit, Entschiedenheit, Folgerichtigkeit, Schärfe der dialektischen Methode und Kunst der Darstellung vorgetragen und verteidigt worden waren. Fast die ganze theologische Litteratur der folgenden Jahre drehte sich um das Leben Jesu. Eine endlose Reihe von Entgegnungen aller Art erschienen, die in ihrer leidenschaftlichen Heftigkeit zum großen Teile nicht auf den Ton eines wissenschaftlichen Streites gestimmt waren. Strauß, der 1836 die zweite, 1838 die dritte Ausgabe seines Werkes besorgte, in welch letzterer er den Gegnern einige später wieder zurückgenommene Zugeständnisse machte, erwiderte in verschiedenen Streitschriften von wahrhaft Lessingschem Gepräge. Auch seine Freunde schwiegen nicht: Vischer eilte ihm zu Hilfe, ferner Christian Märklin (1807—1849) aus Maulbronn, damals Helfer in Calw, der 1839 eine „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus" lieferte und damit eine in ganz Deutschland Aufsehen erregende litterarische Fehde mit den Pietisten eröffnete. Er vertauschte 1840 sein Pfarramt mit einer Professur am Heilbronner Gymnasium. Strauß hat dem Freund 1851 ein schönes biographisches Denkmal gesetzt. Neue Erregung entstand, als die Züricher radikale Regierung den Verfasser des Lebens Jesu, der 1835 von seiner vorgesetzten Behörde auf ein Schulamt in Ludwigsburg versetzt worden war, dieses aber schon nach Jahresfrist aufgegeben hatte und als Privatmann in Stuttgart lebte, auf den Lehrstuhl für Dogmatik in Zürich berief. Man fand es dort für

gut, den neu ernannten Professor zu pensionieren, noch ehe er seine Stelle angetreten hatte.

Strauß führte in Stuttgart ein stilles, arbeitsames Gelehrtenleben. 1842 vermählte er sich mit der gefeierten Sängerin Agnese Schebest, zog mit ihr nach Sontheim bei Heilbronn und dann nach dieser Stadt. Doch die beiden allzu verschieden gearteten Geister harmonierten auf die Dauer nicht und gingen deshalb wieder nach wenigen Jahren auseinander. 1848 trat Strauß in die politische Bewegung ein. Die Ludwigsburger sandten ihn in die Abgeordnetenkammer, nachdem er bei den Parlamentswahlen gegen den Pietisten Christoph Hoffmann unterlegen war. Doch bald legte er sein Mandat nieder, da ihn seine gemäßigt konservativen Anschauungen nicht bloß in Gegensatz zu der herrschenden Fortschrittspartei, sondern auch zu einem großen Teile seiner Wählerschaft setzten. Von 1849 bis 1851 wohnte er allein in München, dann mit seinen beiden Kindern in verschiedenen Städten, am längsten in Heidelberg (1854/60) und Darmstadt (1865/72), wo er von den Damen des hessischen Hofes vielfach ausgezeichnet wurde. Den Lebensabend verbrachte er in seiner Vaterstadt Ludwigsburg. Hier stellte sich eine schmerzhafte Krankheit ein, die schließlich als bösartiges Geschwür in den Gedärmen erkannt wurde. Er trug seine Leiden mit einer Seelenstärke und heiteren Ergebung, die dem frömmsten Christen zum Beispiele dienen konnte. Am 8. Februar 1874 entschlief er.

Wenn auch die späteren Bücher Strauß' nicht mehr dasselbe Aufsehen wie sein Leben Jesu erregt haben, so ist doch die Fortsetzung seiner litterarischen Laufbahn an Ehren und Erfolgen reich genug gewesen. 1840/1 erschien in zwei Bänden wieder ein großes theologisches Werk, „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft", eine scharfe Kritik nicht sowohl der christlichen Religion als der christlichen Dogmatik auf Grund der Hegelschen Religionsphilosophie. Erst nach zwanzigjähriger Pause kehrte dann Strauß 1861 mit einer Schrift über Hermann Samuel Reimarus zu theologischen Stoffen zurück. 1863 bearbeitete er das Leben Jesu für das deutsche Volk, in welchem Buch er die kritischen Ergebnisse seines Erstlings-

werkes in gemeinverständlicher Darstellung wiederholte. 1872 veröffentlichte er als ein Vermächtnis und endgiltiges Bekenntnis „Der alte und der neue Glaube", worin er mit dem Christentume völlig brach und eine selbständige Weltanschauung mit Hilfe der modernen Naturwissenschaft aufzubauen versuchte. Die oftmals aufgelegte und viel gelesene Schrift stieß wiederum bei den Gegnern auf heftigen Widerspruch, während die Freunde, ebenfalls nicht ganz davon befriedigt, sich zum Kummer des Verfassers meist in Schweigen hüllten.

Die Zeit, die Strauß von der theologischen Arbeit ausruhte, benützte er dazu, unsere biographische Litteratur um eine Anzahl klassischer Werke zu bereichern. Schubart, der Humanist Nikodemus Frischlin, Ulrich von Hutten, Voltaire wurden der Reihe nach ausführlich behandelt. Kleinere litterarhistorische Gaben kamen dazu, wie Studien über die schwäbischen Dichter Justinus Kerner und Ludwig Bauer, die Anfänge einer Lebensbeschreibung Klopstocks, ein Vortrag über Lessings Nathan. Im dem Schriftchen „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige" zog er zwischen der Restauration des Heidentumes unter diesem römischen Kaiser und der protestantischen Orthodoxie unter König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen eine ironische Parallele. Auch nahm er wiederholt zu politischen und sonstigen Tagesfragen Stellung. So veröffentlichte er sechs 1848 gehaltene Wahlreden und unter dem Titel „Krieg und Friede" zwei Sendschreiben an Ernst Renan nebst dessen Antwort auf das erste, mit patriotischer Wärme für das Anrecht der Deutschen auf Elsaß-Lothringen eintretend. Strauß hat zu Lebzeiten seine kleineren Studien und Aufsätze mehrfach zu Buchausgaben vereinigt. Nach seinem Tode wurden seine gesammelten Schriften seinen letztwilligen Bestimmungen gemäß von Eduard Zeller in zwölf Bänden (1876/8) zusammengestellt. Alles, was von Strauß ausgegangen ist, das Nichttheologische so gut wie das Theologische, trägt den Stempel eines seltenen, durch und durch originalen Geistes. Gründliche Forschung und wissenschaftliche Tiefe verbinden sich bei ihm mit einleuchtender Klarheit, geistvoller Auffassung und glänzender Darstellung. Ueber die Kunst lebendiger und anschaulicher Charakteri-

sierung gebietet er wie wenige. Er weiß das Wesentliche und Bezeichnende an Personen und Dingen mit Sicherheit herauszuheben. Er meistert die deutsche Sprache trotz einigen Flüchtigkeiten, die ihm „der Nörgler" Nietzsche nachgewiesen hat, und besitzt die Gabe der Metapher in hervorragendem Maß. Aber wie fesselnd und anziehend er zu schreiben versteht, bleibt er dabei doch stets natürlich und beeinträchtigt nicht durch Manier und Künstelei den Adel seines Stiles.

Während sich für Strauß selbst an keiner deutschen Hochschule ein Platz fand, wurde in Tübingen sein kritisches Werk in maßvollerer Form, aber im wesentlichen mit denselben Ergebnissen fortgesetzt. Ferdinand Baur (1792—1860) aus Schmiden (O.A. Cannstatt) ging vom Supranaturalismus zur Theologie Schleiermachers über und schrieb unter dessen Einfluß sein erstes großes Werk, „Symbolik und Mythologie" (1824/5), das ihm, der vorher ein Jahrzehnt Professor am Blaubeurer Seminar gewesen war, 1826 einen Ruf auf den durch Bengels Tod erledigten Tübinger Lehrstuhl eintrug. Der beliebte und einflußreiche Lehrer wurde der Begründer der dortigen jüngeren Theologenschule. Schon seit 1831 — also vor Strauß' Auftreten — beschäftigten ihn kritische Untersuchungen über die Entstehung der christlichen Kirche. Bald schloß er sich völlig an Hegel und dessen Philosophie an, die ihm hauptsächlich durch ihre großartige Geschichtsauffassung imponierte. Er wandte sich nunmehr der Dogmengeschichte zu und schrieb eine Reihe bedeutender Bücher aus diesem Gebiete. Nachdem Strauß' Leben Jesu erschienen war, kehrte er zur Erforschung des Urchristentumes und seiner Litteratur zurück und veröffentlichte über Ursprung, Komposition, Erklärung und Lehrinhalt der neutestamentlichen Bücher in rascher Folge zahlreiche Schriften. Ein Teil davon war polemischer Art; denn natürlich blieb Baur so wenig wie Strauß unangefochten. In allen seinen Arbeiten, die als Muster methodischer Kritik gelten können, ging er von der Anschauung aus, daß das Christentum nicht als etwas Fertiges in die Welt getreten sei, sondern, wie jede historische Erscheinung, erst allmählich Gestalt gewonnen habe. Seine Auffassung der christlichen Religion bot für Wunder so wenig wie die Strauß' Raum. In seiner letzten

Zeit widmete sich Baur der Darstellung der Kirchengeschichte, die in mehreren Werken — die letzten erschienen nach seinem Tod auf Grund von Kollegienheften — von den Anfängen bis auf das 19. Jahrhundert herabgeführt wurde. Von 1842 bis 1857 gab er auch mit E. Zeller und anderen die theologischen Jahrbücher heraus. Ueberall zeigt sich Baur als einen Theologen von umfassendem Wissen und tiefgründiger Gelehrsamkeit, als einen philosophisch und historisch geschulten Kopf und zugleich als eine edle, ganz von ihrer hohen Aufgabe erfüllte Persönlichkeit.

Baur übte nicht allein auf seine zahlreichen Schüler, sondern auch auf die gesamte deutsche Religionswissenschaft großen Einfluß aus. Wer sich immer mit geschichtlicher Theologie beschäftigte, gleichviel ob Freund oder Feind seiner Richtung, mußte fernerhin seiner Methode und den von ihm gewonnenen Resultaten Rechnung tragen. In die Tübinger Fakultät vermochte er keinen seiner Anhänger zu bringen. Dagegen vertrat ein solcher an der Berner Universität Kirchengeschichte und Dogmatik: der übrigens ziemlich unabhängige und gemäßigte Matthias Schneckenburger (1804 bis 1848) aus Thalheim (O.A. Tuttlingen), ein vielseitiger Autor. In Breslau wirkte ferner als Professor einer der begabtesten Schüler Baurs, Hermann Schmidt (1832—1893) aus Frickenhofen (O.A. Gaildorf), der namentlich in der Glaubenslehre und praktischen Theologie eine fruchtbare litterarische Thätigkeit entfaltet hat. Der durch das Revolutionsjahr 1848 in die Schweiz getriebene Stiftler Heinrich Lang (1826—1876) aus Frommern (O.A. Balingen), zuletzt Pfarrer an St. Peter zu Zürich, ein Idealist edlen Gepräges, bemühte sich gleichfalls, die Ergebnisse der kritisch-theologischen Wissenschaft in das praktische Kirchenleben zu übertragen. Einer der bedeutendsten Führer und energischsten Vorkämpfer der liberalen Bewegung gegen die Orthodoxie, übte er durch meisterhafte freie Vorträge über religiöse Zeitfragen sowie durch theologische, religionsgeschichtliche und erbauliche Werke von lebenswarmer Darstellungsweise und durch Herausgabe trefflich redigierter freisinnigen Zeitschriften auf das gebildete Publikum große Wirkung aus. Einige andere hervorragende Mitglieder der jüngeren Tübinger

Schule, wie Vischer, Eduard Zeller, Schwegler, Karl Planck, haben sich bald auf andere Wissenszweige verlegt.

In Tübingen verschaffte sich allmählich neben Baur der eine völlig entgegengesetzte Richtung vertretende Tobias Beck (1804 bis 1878) aus Balingen, seit 1843 Professor der Dogmatik, Geltung. Er stand ganz auf dem biblisch-theosophischen Standpunkt und betonte nachdrücklich in origineller Weise den unvergänglichen Wert der Heiligen Schrift als der Trägerin der göttlichen Lebenswahrheit. Er war mehr Herzenstheologe als Zelot, und seine ehrwürdige Erscheinung von der Art eines alten Propheten gebot Achtung. Beck war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, insbesondere im Felde der christlichen Ethik und Dogmatik. Nach seinem Tod erhielt einer seiner Schüler seinen Tübinger Lehrstuhl, Robert Kübel (1838 bis 1894) aus Kirchheim u. T., ein tüchtiger Lehrer und Prediger, positiv, wenn auch duldsam, die unbedingte Autorität der Bibel anerkennend. In seinem Hauptwerk, einem christlichen Lehrsystem (1873), erscheinen Becks Anschauungen eigenartig ausgeprägt. Der fleißige Karl Auberlen (1824—1864) aus Fellbach (O.A. Cannstatt), Professor der Theologie in Basel, folgte noch mehr als sein Lehrer Beck im Anschluß an den älteren württembergischen Pietismus dem theosophischen Zug und wurde namentlich von der Apokalypse des Alten und Neuen Testamentes gefesselt.

Die übrigen Vertreter der Tübinger Theologenfakultät im 19. Jahrhundert waren vorwiegend Vermittlungstheologen, die sich bald mehr dem kritisch-spekulativen, bald mehr dem streng biblischen Standpunkte näherten. Friedrich Heinrich Kern (1790—1842) aus Söhnstetten (O.A. Heidenheim), Christian Friedrich Schmid (1794 bis 1852) aus Bickelsberg (O.A. Sulz), Albert Landerer (1810 bis 1878) aus Maulbronn, Gustav Oehler (1812—1872) aus Ebingen (O.A. Balingen) traten als Schriftsteller nicht sonderlich hervor, während der mit dem Supranaturalismus, ja selbst mit dem Pietismus verkettete Christian Palmer (1811—1875) aus Winnenden (O.A. Waiblingen) das gesamte Gebiet der praktischen Theologie in einer Anzahl sehr beliebter Werke bearbeitete. Unter den gegenwärtigen Tübinger Theologen genießt der Universitätskanzler Karl Weizsäcker (* 1822 zu Oehringen) hohes Ansehen.

Er hat unter anderem historisch-kritische Untersuchungen über das älteste Christentum und dessen Litteratur angestellt, 1856/78 mit einigen Fachgenossen die bald von Stuttgart nach Gotha übergesiedelten Jahrbücher für deutsche Theologie herausgegeben und eine geschätzte Uebersetzung des Neuen Testamentes geliefert.

Auch manche württembergische Theologen, die an auswärtigen Hochschulen wirkten, nahmen einen vermittelnden Standpunkt ein. So Oberkonsistorialrat Isaak Dorner (1809—1884) aus Neuhausen ob Eck (O.A. Tuttlingen), der zuletzt neben dem schon unter den Orientalisten genannten August Dillmann der Berliner evangelisch-theologischen Fakultät angehörte, und Julius Wagenmann (1823 bis 1890) aus Berneck (O.A. Nagold), Professor der Kirchen- und Dogmengeschichte in Göttingen. Beide waren an den Jahrbüchern für deutsche Theologie beteiligt. Dorner schrieb außer Systemen der christlichen Glaubenslehre und der christlichen Sittenlehre meist Werke theologisch-historischer Art. Wagenmann kam nicht dazu, sein reiches Wissen zu einem Buche zusammenzufassen. Desto bedeutendere litterarische Leistungen hatten zwei andere Kirchenhistoriker aufzuweisen: Gotthard Viktor Lechler (1811—1888) aus Klosterreichenbach (O.A. Freudenstadt), Professor und Superintendent in Leipzig, der Verfasser von „Johann von Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation“ (zwei Bände, 1873), und Theodor Keim (1825—1878) aus Stuttgart, Professor in Zürich und Gießen, der zunächst die schwäbische Reformationsgeschichte in mehreren wichtigen Werken bearbeitete und dann eine Reihe scharfsinniger Bücher über Jesu Leben und das Urchristentum veröffentlichte. Gleichfalls auf Christi Person und Wirksamkeit bezogen sich die Hauptschriften des Generalsuperintendenten der Posener Diöcese, Wolfgang Friedrich Geß (1819—1891) aus Kirchheim u. T., früheren Professors zu Göttingen und Breslau. Auch gegenwärtig widmen eine Anzahl namhafter schwäbischen Theologen als Professoren ihre Kräfte auswärtigen Hochschulen, darunter der als Lutherforscher weithin bekannt gewordene Oberkonsistorialrat Julius Köstlin (* 1826 zu Stuttgart) in Halle und Otto Pfleiderer (* 1839 zu Stetten im O.A. Cannstatt) in Berlin.

Das Interesse an der theologischen Wissenschaft beschränkt sich

indessen keineswegs auf die akademischen Lehrer, ist vielmehr unter der gesamten evangelischen Geistlichkeit des Landes weit verbreitet. Mit besonderer Vorliebe ist die einheimische Kirchengeschichte bearbeitet worden. Julius Hartmann der ältere (1806—1879) aus Backnang, zuletzt Dekan in Tuttlingen, lieferte eine Geschichte der Reformation (1835) und gemeinsam mit dem Historiker Karl Jäger eine zweibändige Biographie von „Johann Brenz" (1840/2), die Arbeiten Theodor Pressels (1819—1877) aus Tübingen, Dekanes in Schorndorf, beziehen sich gleichfalls hauptsächlich auf das Leben württembergischer Reformatoren. Gegenwärtig leistet Gustav Bossert (* 1841 zu Täbingen im O.A. Rottweil), Pfarrer in Nabern (O.A. Kirchheim), in der Kirchen-, speziell Reformationsgeschichte, überhaupt als scharfsinniger Lokalhistoriker Verdienstliches. Er und Julius Hartmann der jüngere haben im Vereine mit einigen anderen Gelehrten 1893 eine ausführliche „Württembergische Kirchengeschichte" verfaßt. Als Hymnologe that sich neben Albert Knapp der auf der Solitude (O.A. Leonberg) geborene Eduard Emil Koch (1809—1871), Dekan in Heilbronn, später Pfarrer in Erdmannhausen (O.A. Marbach), hervor. Seine zuerst 1847 in zwei Teilen erschienene Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges wuchs sich in der dritten Auflage (1866/76) zu einem umfassenden Werke von acht Bänden aus. Die württembergische Geistlichkeit gebietet gegenwärtig über zwei Zeitschriften, die ihre mannigfachen Interessen nach den verschiedensten Richtungen hin vertreten: das seit 1837 bestehende „Evangelische Kirchen- und Schulblatt" und den 1892 begründeten „Kirchlichen Anzeiger für Württemberg", während ihr als rein wissenschaftliche Organe seit 1880 „Theologische Studien aus Württemberg" und seit 1886 „Blätter für württembergische Kirchengeschichte" zur Verfügung stehen.

Neben der wissenschaftlich theologischen Litteratur geht eine nicht minder umfangreiche her, die erbauliche und pädagogische Zwecke jeder Art verfolgt. Die Predigtbücher württembergischer Geistlichen, die zu ihren Lebzeiten oder nach ihrem Tode veröffentlicht wurden, sind Legion. So thun die beiden Brüder Hofacker, die einst als gewaltige pietistische Bußprediger mächtig zu den Herzen ihrer Hörer sprachen, durch ihre gedruckten, in zahllosen

Exemplaren verbreiteten Predigten fortgesetzte Wirkung. Der feuerige Ludwig Hofacker (1798—1828) aus Wildbad hat in seiner kurzen, durch schwere Körperleiden mehrfach unterbrochenen Laufbahn als Vikar an der Stuttgarter Leonhardskirche und Pfarrer von Rielingshausen (O.A. Marbach) beispiellose Erfolge erzielt. Der ruhigere Wilhelm Hofacker (1805—1848) aus Gärtringen (O.A. Herrenberg), Diakonus an der Leonhardskirche in Stuttgart, auch homiletischer Schriftsteller, machte kaum minder tiefen Eindruck. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts genossen die Predigt- und Gebetbücher Karl Geroks und des Stuttgarter Stiftspredigers und Prälaten Sixt Karl Kapff (1805—1879) aus Güglingen (O.A. Brackenheim), des energischen, aber viel angefochtenen, weil übereifrigen Hauptes des württembergischen Pietismus, besondere Beliebtheit. Auch von den Tübinger Theologieprofessoren, die ja zugleich Predigtämter zu verwalten pflegen, haben viele gediegene Predigtsammlungen hinterlassen. Der Berliner Hofprediger und Generalsuperintendent Wilhelm Hoffmann (1806—1873) aus Leonberg, ein Mann, der auf die inneren Verhältnisse der protestantischen Kirche den größten Einfluß ausgeübt hat, lieferte außer geographischen Arbeiten Predigtbücher, Schriften über Missionswesen und Missionsgeschichte, Geschichtwerke in theologischer Beleuchtung. Es würde indessen zu weit führen, die erbaulich-religiösen Schriftsteller hier alle namhaft zu machen. Die Missionare haben an jener Litteratur rüstig mitgewirkt. Insbesondere haben sich manche Württemberger an den von Basel ausgehenden Missionsschriften in hervorragendem Maße beteiligt. Die innere und äußere württembergische Mission verfügt über eine Menge Blätter und Blättchen belehrender und erbaulicher Art, denen sich noch die Organe verschiedener Sekten und Gemeinschaften zugesellen. Den meisten Einfluß haben die beiden in Tausenden von Exemplaren weit über die Grenzen des Landes hinaus verbreiteten Wochenblätter „Der Christen-Bote“ und „Stuttgarter Evangelisches Sonntagsblatt“. Jener wurde 1831 von Johann Christian Friedrich Burk (1800—1880) aus Stuttgart, seit 1849 Oberhelfer zu St. Leonhard daselbst und seit 1862 Pfarrer in Echterdingen (im Stuttgarter Amtsbezirk), auch sonst einem emsigen religiösen Schrift-

steller, begründet und fast vier Jahrzehnte lang geleitet. Doch hat das 1867 in's Leben getretene Sonntagsblatt jetzt den Christenboten weit überholt.

Das württembergische Erziehungs- und Unterrichtswesen ist — mit Ausnahme der höheren Bildungsstätten für Knaben — das ganze Jahrhundert von der Theologie abhängig geblieben. So kommt es, daß viele Geistliche zugleich Pädagogen und pädagogische Schriftsteller gewesen sind. An der Spitze dieser Männer steht Prälat Bernhard Gottlieb Denzel (1773—1838) aus Stuttgart, der erste Rektor des ersten, 1811 errichteten württembergischen Schullehrerseminares in Eßlingen, der 1820 eine dreiteilige „Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichtslehre für Volksschullehrer" veröffentlichte. Die Anzahl der pädagogischen Zeitschriften des evangelischen Württemberg ist sehr beträchtlich. Während ein Teil davon im konservativen Sinne redigiert wird, vertreten andere, voran „Die Volksschule" (seit 1841), eine freiere Richtung und streben die Loslösung der Volksschule von der Theologie an. Natürlich haben sich auch manche Mitglieder des protestantischen Lehrerstandes selbst um die pädagogische Litteratur Verdienste erworben. In der Schweiz entfaltete als liberaler Volksschulreformator in der Praxis wie mit der Feder der von der katholischen zur reformierten Kirche übergetretene Thomas Scherr (1801—1870) aus Rechberg (O.A. Gmünd) eine Wirksamkeit großen Stiles.

Auch die katholische Theologie Württembergs hat im 19. Jahrhundert hervorragende wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen, die sich hauptsächlich an die Tübinger Hochschule knüpfen. Nachdem unter König Friedrich dem vorher so gut wie ganz evangelischen Altwürttemberg eine beträchtliche Minderzahl katholischer Bürger angegliedert war, hielt es der Staat für seine Pflicht, die Sorge der Ausbildung katholischer Geistlichen auf sich zu nehmen. So wurde im März 1813 eine neue, zu diesem Behuf organisierte Universität in Ellwangen eröffnet, die indessen schon 1817 durch König Wilhelm I. nach Tübingen verlegt und als theologisch-katholische Fakultät der Landeshochschule einverleibt wurde, indem gleichzeitig im ehemaligen Collegium illustre ein Konvikt, das sogenannte Wilhelmsstift, gegründet wurde. Drei Professoren wanderten

von Ellwangen nach Tübingen: Johann Sebastian Drey (1777 bis 1853) aus Killingen (O.A. Ellwangen), Johann Georg Herbst (1787—1836) aus Rottweil, Johann Baptist Hirscher (1788 bis 1865) aus Altergarten (O.A. Ravensburg); letzterer ging 1837 als Professor nach Freiburg i. Br. und wurde dort Dekan des erzbischöflichen Domkapitels. Zu ihnen trat 1823 als Privatdozent, später als Ordinarius Johann Adam Möhler (1796—1838) aus Igersheim (O.A. Mergentheim), der 1835 nach München berufen wurde. Diese vier trefflichen Lehrer und Gelehrten, denen seit 1819 als Organ die noch heute blühende „Theologische Quartalschrift" diente, bildeten die sogenannte Tübinger Schule, von der eine Erneuerung der deutschen katholisch-theologischen Wissenschaft ausgegangen ist. Feststehend im Glauben, aber das Recht der Kritik sich wahrend, haben die Schulhäupter im Geiste der neuen Zeit am Wiederaufbau ihrer Kirche mitgearbeitet. Dreys Hauptwerk, eine dreibändige Apologetik (1838/47), kann den Einfluß Schleiermachers nicht verleugnen. Herbst, ein ausgezeichneter Exeget und Orientalist, aber als Schriftsteller zurückhaltend, und Hirscher waren die Freimütigsten, die Liberalsten der Schule. Hirscher, ein Todfeind aller Scholastik, der als den allein richtigen Ausgangspunkt der Theologie die Heilige Schrift ansah, berechnete seine äußerst wirksamen und erfolgreichen Bücher nicht allein auf die Gelehrten, sondern auf alle Gebildeten. 1835/6 erschien sein Hauptwerk in drei Bänden, „Die christliche Moral als Lehre von der Verwirklichung des göttlichen Reiches in der Menschheit". Seine kirchenpolitischen Wünsche und reformatorischen Vorschläge, die er Rom gegenüber mit großer Entschiedenheit hauptsächlich in der Schrift „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart" (1849) vertrat, trugen ihm den Haß der Ultramontanen ein, bei denen die Tübinger Schule überhaupt nicht gut angeschrieben war. Möhler, Kirchenhistoriker und Dogmatiker, ursprünglich von der protestantisch-kritischen Geschichtsauffassung beeinflußt, wandte sich allmählich strengem Kirchentume zu. Sein 1832 erschienenes Hauptwerk, „Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnißschriften" erregte großes Aufsehen. Den damit der evangelischen Kirche hingeworfenen

Fehdehandschuh nahmen Baur und andere auf, Möhler erwiderte mit einer neuen Schrift. Diese Kampflitteratur giebt ein vollständiges Bild der großen Gegensätze innerhalb der Christenheit seit der Reformation. Möhlers Anschauungen wurden auf lange Zeit hinaus für den katholischen Theologenstand Württembergs maßgebend. Wie er selbst waren auch seine Schüler bereit, in reiner Begeisterung für die Freiheit und Macht ihrer Kirche gegen jeden Widerstand, selbst gegen den der Staatsgewalt, aufzutreten.

So herrschte in der zweiten Generation der Tübinger Schule ein streng kirchlicher Geist, und die dortige Fakultät hielt in der Konfliktszeit fest zum Landesbischof und zu Rom. Doch wahrten sich die Professoren noch immer, soweit es die Lehrautorität der Kirche gestattete, das Recht freier Forschung. Eine Anzahl tüchtiger Gelehrten hielt den Ruf der Fakultät aufrecht und bot wissenschaftliche Leistungen dar, an die der strengste Maßstab gelegt werden darf. Benedikt Welte (1805—1885) aus Ratzenried (O.A. Wangen), Vertreter der alttestamentlichen Exegese, zuletzt Domkapitular in Rottenburg, genoß als Hebräist und Mitherausgeber des großen Katholischen Kirchenlexikons von Wetzer und Welte Ansehen. Johann Kuhn (1806—1887) aus Wäschenbeuren (O.A. Welzheim), Professor in Gießen und seit 1837 in Tübingen, ein Mann der goldenen Mitte und darum den Orthodoxen ein Dorn im Auge, trat gegen Strauß auf, ließ 1838 selbst ein Leben Jesu erscheinen und schrieb eine große „Katholische Dogmatik“ (1846/68). Der besonnene Karl Joseph Hefele (1809—1893) aus Unterkochen (O.A. Aalen), Möhlers Schüler und Nachfolger, der 1869 seinen Tübinger Lehrstuhl mit dem Rottenburger Bischofssitze vertauschte, zählte zu den ersten katholischen Kirchenhistorikern, gelangte insbesondere durch seine Konziliengeschichte zu Ruhm und förderte auch die kirchliche Archäologie, Kunst und Liturgik. An diese schließen sich Moriz Aberle (1819—1875) aus Rottum (O.A. Biberach), Felix Himpel (1821—1890) aus Ravensburg, Franz Quirin Kober (1821—1897) aus Warthausen (O.A. Biberach) und der als Bischof von Rottenburg verstorbene Franz Xaver Linsenmann (1835—1898) aus Rottweil an. Auch unter den gegenwärtigen Mitgliedern der Tübinger katholisch-theologischen Fakultät haben mehrere wissen-

schaftliche Leistungen von Belang aufzuweisen. Ihnen gesellt sich der jetzige Rottenburger Landesbischof Paul Keppler (* 1852 zu Gmünd), bis 1894 Professor in Tübingen, dann in Freiburg i. Br., zu.

Die Universitäten Gießen und Freiburg i. Br. standen gleichfalls unter dem Einflusse der katholischen Tübinger Schule. An diesen beiden Hochschulen wirkte der Reihe nach Franz Anton Staudenmaier (1800—1856) aus Donzdorf (O.A. Geislingen), zuletzt Domkapitular in Freiburg, einer der namhaftesten katholischen Theologen der ersten Hälfte des Jahrhunderts, der eine Anzahl großer Werke aus verschiedenen Gebieten abgefaßt hat. Als Kirchenhistoriker besaß Bonifaz Gams (1816—1892) aus Mittelbuch (O.A. Biberach), Professor in Hildesheim, später Benediktinerpater in München, Geltung. Ebenfalls auf Kirchen-, insbesondere katholische Missionsgeschichte bezogen sich die litterarischen Arbeiten des Patrizius Wittmann (1818—1883) aus Ellwangen, der als Schriftsteller in Augsburg und München lebte. Ferdinand Probst (* 1816 zu Ehingen), Professor, dann Domkapitular in Breslau, hat neben einer „Katholischen Moraltheologie" (zwei Bände, 1848/50) dogmatische, kirchengeschichtliche und erbauliche Schriften geliefert, während der Mainzer Erzbischof Paul Haffner (* 1829 zu Horb) seine litterarische Thätigkeit von kirchenhistorischen und kirchenpolitischen Gegenständen auf allgemein bildende Fächer ausgedehnt hat.

Die wissenschaftlichen Leistungen der katholischen Geistlichkeit im Lande sind quantitativ, zum Teil auch qualitativ recht beträchtlich. Diese besitzt seit 1883 in dem „Pastoralblatt für die Diöcese Rottenburg" ein Zentralorgan. In demselben Jahr ist auch das „Archiv für christliche Kunst", 1884 das der Geschichte, Altertumskunde, Kunst und Kultur dienende „Diöcesanarchiv von Schwaben" in's Leben gerufen worden. Eine rein wissenschaftlich-theologische Zeitschrift hat in Württemberg neben der Tübinger Quartalschrift keinen Raum. Erbaulichen Zwecken dient hauptsächlich ein weit verbreitetes Katholisches Sonntagsblatt, pädagogischen ein Magazin für Pädagogik. Es ist unmöglich, die große Schar derjenigen katholischen Geistlichen, welche zur Erbauung und Belehrung des Publikums Predigt- und Gebetbücher, katechetische, homiletische oder asketische Schriften, Legenden, Heiligengeschichten und Biographien

veröffentlicht haben, im einzelnen zu mustern. Eine Anzahl davon sind schon bei früheren Anlässen, namentlich unter den katholischen Erzählern des siebenten Kapitels, aufgeführt worden. Nur zwei auswärtige Prälaten sollen hier namhaft gemacht sein: Roman Sebastian Zängerle (1771—1848) aus Oberkirchberg (O.A. Laupheim), Fürstbischof von Seckau in Steiermark, und der als Weihbischof in Großwardein verstorbene Fürst Alexander von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1794—1849) aus Kupferzell (O.A. Oehringen). Unter den katholischen Volksschullehrern erzielte Raimund Jakob Wurst (1800—1845) aus Bühlerthann (O.A. Ellwangen) mit seinen weit verbreiteten Schulschriften große Erfolge und übte insbesondere auf die Gestaltung des deutschen Sprachunterrichtes dauernden Einfluß aus.

Die methodische Philosophie bildet noch immer einen wichtigen Bestandteil des Studiums der Tübinger Stiftler, welcher Umstand mit der bekannten spekulativen Veranlagung des schwäbischen Stammes zu dem Ergebnis zusammengewirkt hat, daß auch im 19. Jahrhundert jene Wissenschaft im Lande weit verbreitet geblieben ist. Einen großen schöpferischen Geist von allgemein anerkannter Bedeutung hat Württemberg freilich auf diesem Gebiete seit Schelling und Hegel nicht mehr hervorgebracht. Karl Planck allein hat sich bemüht, ein selbständiges System zu errichten, während sich die übrigen an die bewährten Meister angelehnt und auf gegebenen Grundlagen weitergebaut haben. Planck (1819—1880), zu Stuttgart geboren, Professor am Ulmer Gymnasium und Blaubeurer Seminar, dann Ephorus in Maulbronn, starb in geistiger Umnachtung; der Schmerz, daß er nicht durchzudringen, an keiner Universität anzukommen vermochte, hatte an dem Leben des von starkem Selbstgefühl erfüllten Mannes gefressen. Schon 1850/1 war sein zweibändiges „Die Weltalter“ betiteltes Hauptwerk erschienen, dessen Ideen er fortan in zahlreichen Büchern und Aufsätzen wiederholte und weiter ausführte. Seine vom Geiste hoher Sittlichkeit durchwehte Philosophie verfolgt praktische Zwecke. Von der Natur und Wirklichkeit ausgehend, aber sich in Gegensatz zur materialistischen Richtung setzend, strebt sie eine gründliche Erneuerung von Religion, Staat und Gesellschaft, eine Hebung und

Läuterung des gesunkenen und entarteten Völkerlebens an. Auch nach dem Tode Plancks hat eine kleine Zahl von begeisterten Anhängern es vergeblich versucht, nachhaltigeres und tieferes Interesse für seine geist- und phantasievollen Schriften zu wecken, deren Wirkung allerdings durch Schwerfälligkeit im Gedankenausdrucke gehemmt wird.

Die Mehrzahl der sonstigen namhafteren Philosophen aus Württemberg stand auf seiten des Schellingschen Theismus gegenüber dem Pantheismus der Hegelschen Schule, so der im übrigen ein eklektisches System vortragende Prälat Heinrich Christoph Wilhelm Sigwart (1789—1844) aus Remmingsheim (O.A. Rottenburg), langjähriger Professor der Philosophie in Tübingen, der jung verstorbene Gustav Ferdinand Bockshammer (1784—1822) aus Buttenhausen (O.A. Münsingen), Pfarrer daselbst, dem seine ausgezeichneten Leistungen noch auf dem Totenbett einen akademischen Ruf eintrugen, Johann Ulrich Wirth (1810—1859) aus Ditzingen (O.A. Leonberg), zuletzt Stadtpfarrer in Winnenden (O.A. Waiblingen), einer der Begründer der sogenannten Theistenschule, an deren Organ, der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, er als Mitredakteur und Mitarbeiter beteiligt war. Einen noch entschiedeneren Vorkämpfer besaß der Theismus und die christliche Weltanschauung in dem Erlanger Universitätsprofessor Karl Philipp Fischer (1807—1885) aus Herrenberg, einem fruchtbaren Autor. Auch der stark zur Mystik und zum Spiritismus neigende Professor Johann Friedrich Immanuel Tafel (1796—1863) aus Sulzbach (O.A. Gaildorf), Universitätsbibliothekar in Tübingen, ein begeisterter Anhänger Swedenborgs, dessen Werke er edierte und übersetzte, trat dem Skeptizismus energisch entgegen. Unter den Lebenden steht obenan der allverehrte Nestor der philosophischen Wissenschaft, wirklicher Geheimerat Eduard Zeller (* 1814 zu Kleinbottwar im O.A. Marbach), der Schüler und Schwiegersohn des berühmten Theologen Ferdinand Baur, der Freund von Fr. D. Strauß, der an verschiedenen Hochschulen, zuletzt in Berlin doziert und namentlich eine Anzahl hervorragender Werke aus dem Bereiche der Geschichte der Philosophie, insbesondere der griechischen, geliefert hat. In Tübingen nimmt der dort 1830 geborene Christoph

Sigwart, der durch eine zweibändige „Logik" zu Ansehen gelangt ist, den Lehrstuhl seines Vaters H. Chr. W. Sigwart ein. Der Straßburger Universitätsprofessor Theobald Ziegler (* 1846 in Göppingen), der auch mit Glück in das Gebiet der Kultur- und Litteraturgeschichte übergreift, hat hauptsächlich zur Ethik und Geschichte der Ethik manchen schätzenswerten Beitrag geliefert.

Die klassische Philologie war in Württemberg noch während der ersten Hälfte des Jahrhunderts der Theologie unterthan. Wenn Tübinger Studenten der Gottesgelehrsamkeit an jener Wissenschaft, mit der sie sich ja schon als Klosterschüler oder Gymnasisten innig vertraut gemacht hatten, bleibendes Gefallen fanden, so konnten sie neben ihrem eigentlichen Studium auch noch das philologische betreiben, sich Prüfungen für Lehrämter unterziehen, sich um die Präzeptorate und Professorate an den Lateinschulen, Gymnasien und Seminaren bewerben. So kam es, daß die Lehrer dieser Anstalten Theologen waren, und daß sich der Uebertritt aus dem einen Beruf in den anderen ohne Schwierigkeit vollstrecken ließ, wofür uns die Lebensgeschichte Gustav Schwabs ein Beispiel gegeben hat. Unter diesen unnatürlichen und ungesunden Verhältnissen mußte die philologische Wissenschaft als solche notwendig leiden. Während im Lande die Jugend ein ungewöhnliches Maß klassischer Bildung einsog und es tüchtige humanistische Schulmänner in Menge gab, erwarben sich damals in diesem Fache nur wenige Schwaben einen weithin tragenden wissenschaftlichen Namen. Am meisten blühte die Uebersetzungskunst. Der schon als Mitglied des Uhland-Kernerschen Freundeskreises erwähnte Tübinger Universitätsprofessor Gottlieb Lukas Friedrich Tafel, ein tüchtiger Gräzist, der namentlich mancherlei Anregungen für byzantinische Studien gegeben hat, verband sich mit G. Schwab und Christian Nathanael Osiander (1781—1855) aus Kohlberg (O.A. Nürtingen), Professor am Stuttgarter Obergymnasium, zur Herausgabe der griechischen und römischen Prosaiker und Dichter in neuen Uebersetzungen (bei J. B. Metzler in Stuttgart). Osiander selbst nahm wichtige Teile der Uebertragung auf sich. Der bedeutendste unter den schwäbischen Uebersetzern aus dem klassischen Altertume war der zu Krefeld von württembergischen Eltern geborene, seiner Erziehung und seinem

Wirken nach Württemberg angehörige Christian Donner (1799 bis 1875). Er versah Professuren an den Obergymnasien Ellwangen und Stuttgart, ließ sich jedoch schon 1852 pensionieren. Von seinem Lehrer Conz und von Voß angeregt, übertrug er noch als Student Juvenal und Persius, später Camoens' Lusiaden und 1838 9 Sophokles' Dramen, seine oftmals aufgelegte, durch philologische Genauigkeit und sprachlich-poetische Vorzüge gleichermaßen ausgezeichnete Hauptschöpfung, auf die sich sein Anspruch auf Nachruhm gründet. Er ließ noch Euripides, Aeschylos, Ilias und Odyssee, Pindar, Aristophanes, Terenz, Plautus, Quintus Smyrnäus nachfolgen, erreichte indessen mit allen diesen Leistungen nicht mehr ganz die Höhe seines Sophokles. Friedrich Schnitzer (1805—1874) aus Münsingen, zuletzt Professor am Heilbronner Obergymnasium, freisinniger Politiker, Parlamentarier und eine Zeit lang Beobachtersredakteur, lieferte Uebersetzungen griechischer Autoren, namentlich des Aristophanes, und wirkte auch sonst als Schriftsteller in den verschiedensten Fächern. Von dem hervorragenden Anteil, den einzelne Dichter, wie Adolf Schöll, Eduard Eyth, an den Uebertragungen aus dem klassischen Altertume gehabt haben, ist schon in früheren Kapiteln die Rede gewesen. August Friedrich Pauly (1796—1845) aus Benningen (O.A. Ludwigsburg), Professor am Stuttgarter Obergymnasium, beschränkte sich nicht auf Ausgaben und Uebersetzungen von Klassikern und auf Schulbücher, sondern nahm 1837 ein großes Werk in Angriff, die „Real-Encyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft“, die nach seinem Tode von den Professoren Walz und Teuffel vollendet worden ist.

Der erste württembergische Philologe, der dies ausschließlich und nicht zugleich Theologe war, Christoph Ziegler (1814—1888) aus Ulm, ein Schüler Gottfried Hermanns in Leipzig, Professor am Obergymnasium in Stuttgart, zeichnete sich durch kritische Ausgaben des Theokrit und anderer griechischen Poeten und durch seine illustrierte Topographie von Rom aus, mit welchem Werk er ein von allen Seiten als vorzüglich anerkanntes Anschauungsmittel für den Unterricht schuf. Allmählich wurde auch auf der Landeshochschule die Philologie aus den Banden der Theologie erlöst. Der ordentliche Professor Christian Walz (1802—1857) aus Münk-

lingen (O.A. Leonberg) erwarb sich in dieser Hinsicht entschiedene Verdienste. Selbst hauptsächlich mit litterarischen Arbeiten über antike Kunst und Mythologie beschäftigt, brachte er in Tübingen die archäologischen Studien in Aufschwung. Weit größeren, ja für Jahrzehnte bestimmenden Einfluß auf die Entwicklung des Humanismus im Lande gewann der bedeutendste württembergische Philologe der Neuzeit, Wilhelm Teuffel (1820—1878) aus Ludwigsburg, Universitätsprofessor in Tübingen, dessen Vorlesungen und Seminarübungen den Zweck verfolgten und erreichten, tüchtige praktische Schulmänner von wissenschaftlicher Bildung zu erziehen. Als Schriftsteller hat er in der seit 1870 wiederholt aufgelegten „Geschichte der Römischen Literatur“ ein Werk von bleibendem Werte geschaffen, um das sich Ausgaben von Aristophanes' Wolken und Aeschylos' Persern, Arbeiten zu Horaz und 1871 zu einem Sammelbande vereinigte litterarhistorische Studien und Charakteristiken gruppieren.

Aus der stattlichen Schar derjenigen württembergischen Philologen, welche in erster Linie als Pädagogen gewirkt und mit ihren litterarischen Leistungen die Bedürfnisse der Schule berücksichtigt haben, seien zunächst die beiden Stuttgarter Gymnasialrektoren und Prälaten Ludwig Roth (1790—1868) aus Stuttgart und Karl Adolf Schmid (1804—1887) aus Ebingen (O.A. Balingen) herausgegriffen. Ersterer schrieb eine ausgezeichnete Gymnasialpädagogik (1865) und bei der Jugend beliebte Lesebücher über die griechische und römische Geschichte. Mit außerordentlichem Nachdrucke trat für die Bedeutung des klassischen Unterrichtes der als Ephorus am Maulbronner Seminar verstorbene Wilhelm Bäumlein (1797 bis 1865) aus Langenburg ein, der über die griechische Partikellehre grundlegende Untersuchungen angestellt, eine gute griechische Schulgrammatik (1856) geliefert und sich an der Lösung der Homerischen Frage im unitarischen Sinne beteiligt hat. Als Latinisten thaten sich Hofrat Karl Süpfle (1799—1871) aus Obertürkheim (O.A. Cannstatt), Professor am Karlsruher Lyceum, und Franz Xaver Allgayer (1810—1885) aus Faßmacher (O.A. Waldsee), Gymnasialrektor in Ehingen, später katholischer Pfarrer in Kocherthürn (O.A. Neckarsulm), hervor.

Auch gegenwärtig wirken in Tübingen wie an auswärtigen Universitäten als ordentliche Professoren der klassischen Philologie verschiedene Württemberger, an die sich eine Anzahl Gymnasiallehrer mit tüchtigen gelehrten Leistungen anreihen. Die Humanisten im Lande besitzen an dem 1854 in's Leben gerufenen „Correspondenz-Blatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs“ ein mit den Realisten gemeinsames Zentralorgan für ihre wissenschaftlichen und praktischen Interessen.

Unter den württembergischen Orientalisten zieht zunächst Julius Mohl (1800—1876) aus Stuttgart die Aufmerksamkeit auf sich. Jung nach Paris gekommen, verbrachte er, zuletzt Präsident der Société asiatique und Professor am Collège de France, dort sein langes Leben und machte seinen vornehmen Salon zu einem beliebten Sammelpunkte für Gelehrte, Schöngeister, Politiker. Der bedeutende und in hohem Ansehen stehende Mann glänzte hauptsächlich im Persischen. Er gab Firdusis Königsbuch heraus, regte mancherlei litterarische Unternehmungen an, förderte Entdeckungsreisen. Die von ihm 1841/66 erstatteten Jahresberichte der asiatischen Gesellschaft bilden unerschöpfliche Fundgruben für die gesamte orientalische Litteratur. Als hervorragende Kenner der altindischen Sprache und Poesie, Religion und Kultur genossen europäischen Ruf Rudolf Roth (1821—1895) aus Stuttgart, Professor und Oberbibliothekar in Tübingen, der mit Böhtlingk das gewaltige Petersburger Sanskritwörterbuch herausgegeben hat, und der als Universitätsprofessor in München verstorbene Martin Haug (1827—1876), ein Bauernsohn aus Ostdorf (O.A. Balingen). Gleichfalls an der Münchener Hochschule wirkte zuletzt als Professor für semitische Sprachen Ernst Trumpp (1828—1885) aus Ilsfeld (O.A. Besigheim), der sich früher viele Jahre als Missionar und Gelehrter in Indien aufgehalten hatte. Er erwarb sich um die neuindische Philologie unvergängliche Verdienste. Ebenso ein paar andere Heidenapostel aus Schwaben: Hermann Mögling (1811 bis 1881) aus Brackenheim und der schon im vierten Kapitel erwähnte Gottfried Weigle leisteten für kanaresische Sprache und Litteratur Vorzügliches, Hermann Gundert (1814—1893) aus Stuttgart schuf grundlegende wissenschaftliche Arbeiten für das Malajalam. Der

Berliner Professor August Dillmann (1823—1894) aus Illingen (O.A. Maulbronn) bewährte sich als ersten Meister des Aethiopischen und erschloß dieses vorher noch dunkle Gebiet durch Veröffentlichung und Uebersetzung von Handschriften, durch Abfassung einer Grammatik und eines Lexikons. Nicht minder Tüchtiges leistete er in der alttestamentlichen Exegese, welches Fach er seit 1869 an der größten deutschen Hochschule vertrat. Der afrikanischen Sprachwissenschaft haben ferner eine Reihe nach diesem Erdteil entsandter Missionare gedient. Von Lebenden sei wenigstens Julius Euting (* 1839 in Stuttgart), Oberbibliothekar und Honorarprofessor an der Universität Straßburg, namhaft gemacht; das Phönizische, Punische, kurz das Altsemitische ist die Spezialität dieses ausgezeichneten Gelehrten.

An der Spitze der württembergischen Romanisten und Germanisten des 19. Jahrhunderts marschiert Ludwig Uhland, der an zwei jüngeren Freunden, den Tübinger Universitätsprofessoren Adelbert Keller (1812—1883) aus Pleidelsheim (O.A. Marbach) und Wilhelm Holland (1822—1891) aus Stuttgart, bewährte Nachfolger gefunden hat, die sich auch beide mit den Werken und dem Nachlasse des Meisters litterarisch beschäftigt haben. Die Teilnahme, die man damals diesen Studien in Württemberg entgegenbrachte, beweist am besten die 1839 von Stuttgarter Gelehrten unternommene Gründung des noch heute blühenden Litterarischen Vereines, der sich die Vervielfältigung von alten Handschriften oder seltenen Drucken zur Aufgabe setzte. Doch erhob er sich erst zu seiner großen Bedeutung, als sein Sitz nach Tübingen verlegt wurde und die Präsidentschaft A. Keller zufiel. Manche Württemberger wirkten an der von dem Vereine veranstalteten Hebung der Sprach- und Kulturschätze mit, so der Historiker Eduard Kausler, der sich auch sonst um die romanische und um die ältere niederländische Litteratur Verdienste erworben hat, der Dichter Eduard von Seckendorff u. s. w. Der bedeutenden germanistischen Leistungen von zwei anderen Schwaben, Moriz Rapp und Adolf Bacmeister, ist schon früher Erwähnung geschehen. Zur Erforschung der altschwäbischen Sprache und Volkskultur trugen ferner der Bonner Universitätsprofessor Anton Birlinger (1834—1891) aus Württemberg (O.A.

Rottenburg), Begründer und Herausgeber der Vierteljahrsschrift Alemannia, und der Dialektdichter Michel Buck viel bei. Gegenwärtig sind verschiedene germanistische Lehrstühle, darunter der Tübinger, mit geborenen Württembergern besetzt.

Dicht an die Sprachwissenschaften grenzt die Litteraturgeschichte, die, wie die historischen Fächer überhaupt, dem Dilettantismus ein weites Feld eröffnet. Es liegt in der Natur der Sache, daß sowohl die Philologen als die Aesthetiker häufig zugleich Litterarhistoriker sind. Aber auch die verschiedensten sonstigen Gelehrten machen gern Ausflüge auf dieses anmutende Gebiet. Man braucht nur an Friedrich Strauß, an Gustav Rümelin zu erinnern. Nicht minder lieben es Dichter, sich mit Kollegen aus alter und neuer Zeit eingehend zu beschäftigen. Die Beispiele hierfür von dem älteren Karl Mayer bis auf die beiden Weitbrecht bieten sich von selbst dar. Das Bündnis zwischen Poesie und Litteraturgeschichte kommt auch in dem blumenreichen Stile zum Ausdrucke, dessen sich viele württembergische Litterarhistoriker, nicht immer zum Vorteile der Sache, befleißigen. Diese wählen begreiflicherweise mit Vorliebe einheimische Größen zum Gegenstand ihrer Studien, einen Schubart, Hölderlin, Uhland, vor allem aber Schiller. Ihm galt die Hauptthätigkeit Wilhelm Vollmers (1828—1887) aus Egelsthal (O.A. Horb), erst Journalisten, dann litterarischen Beraters der Cottaschen Firma in Stuttgart, der unter anderem die Korrespondenz des großen Schwaben mit seinem Verleger Johann Friedrich Cotta erschlossen hat. Der feine, wenn auch etwas weichliche Nachfolger Vischers auf dem Lehrstuhle des Stuttgarter Polytechnikums, Julius Klaiber (1834—1892) aus Schönthal, hat außer seinem schönen Buche „Hölderlin, Hegel und Schelling in ihren schwäbischen Jugendjahren“ (1877) nur eine Anzahl kleinerer litterar- und kulturhistorischen Schriften hinterlassen. Mit seinen biographischen Darstellungen schwäbischer Dichter, Schriftsteller und Politiker hat sich Wilhelm Lang (* 1832 zu Tuttlingen), Redakteur am Schwäbischen Merkur, in das Vorderglied der gegenwärtigen deutschen Essaiisten gestellt.

Aesthetische Systeme haben Friedrich Vischer und Karl Köstlin (1819—1894) aus Urach, Professor an der Landeshochschule, auf-

gebaut. Letzterer bekennt sich in seiner 1863/9 erschienenen „Aesthetik“ mehr zur formalistischen Richtung. Er war namentlich für Musik begabt, bearbeitete auch den musikalischen Teil des großen Vischerschen Werkes. In die Theorie des Wagnerschen Tondramas drang er mit der höchsten Begeisterung ein. Als Verfasser einer populären Musikgeschichte ist der Gießener Theologieprofessor Heinrich Adolf Köstlin (* 1846 in Tübingen) zu nennen. Unter den württembergischen Kunsthistorikern überragt Ludwig Pfau seine Genossen. Doch haben sich neben ihm manche andere wenigstens in engeren Kreisen Anerkennung erworben, so der schon im vierten Kapitel behandelte Karl Grüneisen, Adolf Haakh (1815—1881) aus Heilbronn, seit 1873 Vorstand des hauptsächlich auf seine Anregung begründeten Museums vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale in Stuttgart, zugleich philologischer Schriftsteller und Uebersetzer des Polybios, Heinrich Merz (1816—1893) aus Crailsheim, Prälat in Stuttgart, Redakteur des Christlichen Kunstblattes, Ludwig Weisser (1823—1879) aus Unterjettingen (O.A. Herrenberg), Inspektor des Kupferstichkabinettes und Professor an der Kunstschule in Stuttgart, Verfasser des bekannten „Bilderatlas zum Studium der Weltgeschichte“. Einen besonders anziehenden Gegenstand für die württembergischen Kunsthistoriker bildet natürlich die alte Reichsstadt Ulm mit ihrem berühmten Münster. Hier hat sich neben anderen Konrad Dietrich Haßler (1803—1873) aus Altheim (O.A. Ulm), Professor am Ulmer Obergymnasium, später Konservator der vaterländischen Kunst- und Altertumsdenkmale mit dem Titel Oberstudienrat, hervorgethan, ein vielseitig thätiger Mann, der eine Zeit lang auch politisch gewirkt hat. In der katholischen Kirchenkunst zeichnete sich Franz Joseph Schwarz (1821—1885) aus Donzdorf (O.A. Geislingen), zuletzt Stadt- und Stiftspfarrer von Ellwangen, als Kenner, Forscher, Berater und Schriftsteller aus. Er gab neben sonstigen Werken 1857/70 die Zeitschrift „Kirchenschmuck“ und seit 1883 das „Archiv für christliche Kunst“ heraus. An Friedrich Laib (* 1819 zu Oberndorf), Pfarrer in Oedheim (O.A. Neckarsulm), fand er einen leistungsfähigen Mitarbeiter. Der Baukunst im besonderen widmeten ihre schriftstellerische Thätigkeit der schon unter die Dramatiker eingereihte K. A. von Heideloff und eine Reihe

hervorragender Architekten und an Lehranstalten des Landes wirkender Fachmänner.

Den historischen Fächern haben die Württemberger im 19. Jahrhundert besonders eifrige Pflege angedeihen lassen. Weitaus der größte Teil dieser Arbeiten bezieht sich begreiflicherweise auf die schwäbische Heimatkunde. Wie die Dichter jedes irgendwie bemerkenswerte Ereignis der Vergangenheit zu Erzählungen oder Balladen umgewandelt haben, so haben die Gelehrten keinen Winkel des Landes, keinen Abschnitt seiner Geschichte unerforscht und unerhellt gelassen. Es ist nicht zu leugnen, daß durch die württembergische Geschichtschreibung teilweise ein dilettantischer, ein autodidaktischer Zug geht. Die Zahl der systematisch gebildeten Historiker ist verhältnismäßig klein gewesen; erst in den letzten Jahren hat die Landeshochschule begonnen, einen Stamm strenge wissenschaftlich geschulter Kräfte groß zu ziehen. Neben den Fachmännern haben sich Vertreter der verschiedensten Fakultäten und Berufsarten den historischen Studien zugewandt. Die Landpfarrer, durch ihre jeweiligen Aufenthaltsorte zu lokalen Untersuchungen angeregt, spielen auch in diesem Wissensgebiet eine wichtige Rolle. Obgleich ihren nicht immer durch Exaktheit ausgezeichneten Forschungen nur in Ausnahmefällen selbständige Bedeutung zukommt, so liefern sie doch vielfach brauchbare Bausteine zu umfassenderen Werken und tragen nicht wenig dazu bei, in weitesten Kreisen Teilnahme für die Landesgeschichte zu wecken. Unter allen Umständen muß die gewaltige Summe von Bienenfleiß, die im Laufe des Jahrhunderts auf die württembergische Landeskunde verwendet worden ist, aufrichtig bewundert werden.

Einen Markstein in der Entwicklung der württembergischen Geschichtstudien bildet die 1820 erfolgte Errichtung des K. Statistisch-Topographischen Büreaus, das sich seit 1885 K. Statistisches Landesamt nennt. 1822 wurde im Anschlusse daran der Verein für Vaterlandskunde begründet, der sich 1856 völlig mit dem Büreau verschmolz. Die Seele dieser neuen Organisationen war der wackere Johann Daniel Georg Memminger (1773—1840) aus Tübingen, Präzeptor an der Cannstatter Lateinschule, dann geschäftführendes Mitglied des statistisch-topographischen Büreaus, zuletzt mit dem

Titel eines Oberfinanzrates. Auf eigene Faust hatte er eine Anzahl großer Unternehmungen in's Leben gerufen, die dann auf das Institut übergingen. Nachdem er sich schon vorher durch geschichtliche und geographische Aufsätze sowie Monographien über Cannstatt, Stuttgart und Ludwigsburg bekannt gemacht hatte, ließ er seit 1818 ein der Landeskunde im weitesten Umfange gewidmetes „Württembergisches Jahrbuch" erscheinen, das 1822 zu den „Württembergischen Jahrbüchern für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie" erweitert, seit 1839 vom statistisch-topographischen Büreau herausgegeben wurde und unter dem Namen „Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde" noch heute blüht. Memmingers zusammenfassende Landesbeschreibung von 1820 (zweite Auflage 1823) wurde durch das statistisch-topographische Büreau 1841, 1863 und 1882/6 neu bearbeitet, zuletzt als umfangreiches Werk in drei Bänden und fünf Büchern, „Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat" betitelt. 1824 nahm Memminger im amtlichen Auftrage die Einzelbeschreibung sämtlicher vierundsechzig Oberämter des Landes in Angriff. 1886 war das Riesenwerk zu Ende geführt; doch bald stellte sich das Bedürfnis heraus, die Oberamtsbeschreibungen in erweiterter, den modernen Bedürfnissen entsprechender Gestalt neu zu edieren, womit man 1893 begann. Es würde zu weit führen, alle die Gehilfen und Nachfolger Memmingers, alle die Mitarbeiter des Büreaus, dem Männer wie Gustav Rümelin vorstanden, einzeln aufzuzählen. Sie sind vielfach mit den Gelehrten identisch, welche ihrer selbständigen historiographischen Leistungen wegen im Verlaufe dieses Abschnittes noch besprochen werden sollen. Gegenwärtig leitet die historische Sektion des statistischen Landesamtes Oberstudienrat Julius Hartmann (* 1836 zu Neustadt im O.A. Neckarsulm), der als Schriftsteller fast alle Felder der Landeskunde einschließlich Kirchen- und Litteraturgeschichte angebaut hat.

Starke Stützen gewannen die historischen Bestrebungen im Land an den allmählich in großer Anzahl entstandenen Vereinen, die durch Vorträge und regelmäßige oder zwanglose Zeitschriften und Publikationen das Interesse und Verständnis für die geschichtlichen Studien förderten. Der archäologische Verein in Rottweil

eröffnete 1832 den Reigen, 1842 folgte der Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben, 1843 der württembergische Altertumsverein in Stuttgart nach. 1847 trat der historische Verein für das württembergische Franken, 1868 der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung in's Dasein. Das Zabergäu, das Murrthal, der Sülchgau, Heilbronn, Reutlingen, Cannstatt, Ludwigsburg und andere Städte brachten es im Laufe der Zeit ebenfalls zu eigenen historischen Vereinen.

Im Jahr 1878 erstand, lange gehegten Wünschen entsprechend, in den „Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte" ein vom statistisch-topographischen Büreau gemeinsam mit dem württembergischen und Ulmer Altertumsvereine herausgegebenes Zentralorgan. 1891 geschah durch Begründung einer staatlichen „Württembergischen Kommission für Landesgeschichte" ein weiterer bedeutsamer Schritt. Diese, mit ansehnlichen Mitteln arbeitend, hat sich die planmäßige Durchforschung, Erhaltung und Registrierung der Gemeinde- und Privatarchive zur Aufgabe gesetzt, hat mit der Publikation von städtischen Urkundenbüchern und sonstigen großen Quellenwerken begonnen und hat an Stelle des statistischen Landesamtes seit 1892 die Herausgabe der neuen Folge der Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte gemeinsam mit einigen größeren Altertumsvereinen übernommen. Nebenher geht ein anderes gewaltiges Unternehmen: ein „Wirtembergisches Urkundenbuch", seit 1849 von dem gegenwärtig unter Direktor August Schloßbergers Leitung stehenden K. Staatsarchiv in Stuttgart ediert. Die drei ersten Bände besorgte Eduard Kausler (1801—1873) aus Winnenden (O.A. Waiblingen), Vizedirektor an der genannten Behörde, die folgenden Geheimer Archivrat Paul Stälin (* 1840 in Stuttgart). Seit 1884 erscheinen ferner Neujahrsblätter, Monographien zur schwäbischen Landeskunde enthaltend, für die auch die großen Tageszeitungen in ihren Beilagen und Feuilletons Ersprießliches leisten. Endlich bilden Nachbarorgane, wie die „Alemannia", die „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins", das „Freiburger Diöcesan-Archiv", weitere Fundorte für württembergische Geschichts- und Altertumswissenschaft.

Zusammenfassende Darstellungen der württembergischen Ge-

schichte wurden im 19. Jahrhundert wiederholt gegeben. So von Karl Pfaff (1795—1866) aus Stuttgart, langjährigem Konrektor an der Lateinschule zu Eßlingen, der auch den Eßlinger Liederkranz, dann den schwäbischen, zuletzt den deutschen Sängerbund mitbegründen half und überall in leitenden Stellungen und als Festredner mit feuerigem Eifer den idealen Bestrebungen des deutschen Männergesanges diente, darin ein wichtiges Mittel für Stärkung des nationalen Gedankens und Volksbildung erblickend. Der einheimischen Geschichte widmete Pfaff, der Sohn eines Archivars, frühzeitig Teilnahme. Er trug aus den Archiven ungemein reichhaltige Materialiensammlungen zusammen, die auf die öffentliche Bibliothek in Stuttgart übergegangen sind. 1818/20 erschien in zwei Bänden und vier Teilen Pfaffs bis auf seine Zeit herabgeführte „Geschichte Wirtenbergs", die, gründlich umgestaltet, 1839 als „Geschichte des Fürstenhauses und Landes Wirtemberg" in drei Teilen und vier Bänden neu ausgegeben wurde. Das verständige, fleißige, so weit möglich, aus primären Quellen geschöpfte Werk erhebt sich nirgends zu lebendiger Darstellungskunst. Außerdem hat Pfaff eine lange Reihe teils mehr gelehrter, teils mehr populärer Arbeiten aus dem Bereiche der Landesgeschichte veröffentlicht, darunter Spezialgeschichten der Reichsstadt Eßlingen (1840/52) und der Stadt Stuttgart (1845/6). Das Hauptwerk Pfaffs wurde in Schatten gestellt durch eine vierteilige, leider nur bis zum Jahr 1593 reichende „Wirtembergische Geschichte" (1841/73) von dem als Direktor der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart verstorbenen Christoph Friedrich Stälin (1805—1873) aus Calw, einer im Lande maßgebenden und darüber hinaus anerkannten Autorität in seinem Spezialfache. Gründlich, sorgsam und zuverlässig in der Forschung, besonnen und scharfsinnig im Urteil, hat Stälin seine Aufgabe möglichst weit gefaßt: auf der breiten Grundlage der allgemein schwäbischen Geschichte baut er die württembergische auf und verliert ihren Zusammenhang mit den Ereignissen im weiteren deutschen Vaterlande niemals aus den Augen; über die politischen Verhältnisse hinaus dringt er in alle Gebiete der Kultur ein und führt sie der Reihe nach dem Leser vor. Seine Leistung wird für alle Zeiten Fachkreisen ein unentbehrliches Hilfsmittel bleiben. Eine neue streng

wissenschaftliche „Geschichte Württembergs" hat Paul Stälin, der Sohn Chr. Fr. Stälins, 1882 begonnen, während die aus verschiedenen Federn geflossene, wenig zuverlässige „Illustrirte Geschichte von Württemberg" (1886) ausschließlich populäre Zwecke verfolgt und die jüngste „Württembergische Geschichte" (1897) von Archivrat Eugen Schneider (* 1854 zu Stuttgart) die Ergebnisse gelehrter Forschung weiteren Kreisen von Gebildeten übermittelt.

An die Gesamtdarstellungen reihen sich zahllose Werke über einzelne zeitlich und mehr noch räumlich begrenzte Abschnitte der württembergischen oder schwäbischen Geschichte an, wovon nur weniges hervorgehoben werden kann. Ludwig Friedrich Heyd (1792—1842) aus Bissingen (O.A. Ludwigsburg), Stadtpfarrer in Markgröningen, behandelte „Ulrich, Herzog zu Württemberg" (1841/4) in drei Bänden auf gediegene, tüchtiges Quellenstudium verratende Weise. Dem schwäbischen Städtewesen widmete Karl Jäger (1794—1842) aus Cannstatt, zuletzt Pfarrer in Münchingen (O.A. Leonberg), gründliche Untersuchungen, deren Ergebnisse in einer zweibändigen „Geschichte der Stadt Heilbronn und ihres ehemaligen Gebietes" (1828) und in einem ausführlichen Buch über „Ulms Verfassungs, bürgerliches und commercielles Leben im Mittelalter" (1831) niedergelegt sind. In die Geschichte Tübingens teilten sich der schon im siebenten Kapitel erwähnte Max Eifert und Karl Klüpfel (1849) so, daß ersterer die der Stadt, letzterer die der Universität auf sich nahm. Klüpfel (1810—1894) aus Darmsheim (O.A. Böblingen), Tübinger Universitätsbibliothekar, hat sonstige wertvolle Beiträge zur schwäbischen und deutschen Geschichte geliefert und eine treffliche Biographie seines um die württembergische Landeskunde ja gleichfalls verdienten Schwiegervaters Gustav Schwab 1858 verfaßt. Anziehende Gegenstände für die Forschung bildeten neben den Ortsgeschichten die Klostergeschichten. Auch die Herrenhäuser auf württembergischem Boden, besonders das Hohenlohische, haben die Federn der Historiographen in Bewegung gesetzt. Ebenso fand die württembergische Kulturgeschichte in allen Teilen zahlreiche Bearbeiter. Die Autoren über schwäbische Kirchen- und Litteraturgeschichte sind schon in früheren Abschnitten erwähnt worden, die über württembergische Rechtsgeschichte werden unter den Juristen

ihren Platz finden. Schließlich sind auch manche für einheimische Geschichte und Kulturgeschichte wertvolle Memoirenwerke von Württembergern verfaßt worden, so von Johann Gottfried Pahl, Ludwig Reyscher und anderen.

Die Altertumswissenschaft im engeren Sinne hat bis auf die jüngste Zeit in Schwaben zahlreiche Kräfte in Anspruch genommen. Die Untersuchungen und Ausgrabungen erstreckten sich fast gleichmäßig auf die prähistorische, altgermanische, römische Epoche, und Fundberichte darüber in Form von zusammenhängenden Einzelwerken, Publikationen oder Aufsätzen bereicherten die historische Litteratur. Es sei nur an Namen wie Adolf Bacmeister oder die beiden Eduard Paulus erinnert. Hier machte sich hauptsächlich die Wirksamkeit der Altertumsvereine, daneben auch die des Anthropologischen Vereines mit seinen Fundberichten fühlbar. Die Erforschung der römischen Heerstraßen, Grenzwälle, Kastelle spielt eine besonders wichtige Rolle. Epigraphische Arbeiten gehen Hand in Hand mit der Archäologie. Enge berührt sich diese ferner mit der Kunstgeschichte, und das Studium der prähistorischen Altertümer führt zur Naturgeschichte, das der germanischen zur Germanistik, das der römischen zur klassischen Philologie hinüber.

Manche von den Historiographen, deren Spezialität die württembergische Geschichte bildet, haben gelegentlich auch andere Stoffe behandelt. Ausschließlich oder doch vorwiegend war dies bei einer Anzahl weiterer Gelehrten der Fall. Eine allgemeine Weltgeschichte auf Grund seiner Vorlesungen begann der Tübinger Professor Karl Haug (1795—1869) aus Stuttgart, ein beliebter Dozent, der leider vor dem Druck eine fast unüberwindliche Scheu hatte und deshalb auch sein Werk nicht über zwei Hefte hinausbrachte. Von Ludwig Bauers Weltgeschichte, von Zimmermanns zahlreichen Arbeiten ist früher schon die Rede gewesen. Der Tübinger Gymnasialprofessor Wilhelm Müller (1820—1892) aus Giengen (O.A. Heidenheim) verfaßte 1860 ein in württembergischen Schulen viel gebrauchtes historisches Lehrbuch und in der Folge eine fast endlose Reihe aus sekundären Quellen geschöpfter, aber mit Fleiß und Geschick kompilierter und darum gerne gelesener Werke meist über neueste Geschichte, darunter eine seit 1867 jährlich wiederkehrende

„Politische Geschichte der Gegenwart", d. h. des jüngst abgelaufenen Jahres.

Zu frühe wurden dem Leben und der Wissenschaft Albert Schwegler und die beiden Vettern Abel entrissen. Schwegler (1819 bis 1857) aus Michelbach (O.A. Gaildorf), außerordentlicher Professor für römische Litteratur und Altertümer in Tübingen, ursprünglich Theologe, hat sich auf verschiedenen Gebieten hervorgethan. Er schrieb theologische Bücher, namentlich über das Urchristentum, gab 1843/8 die bedeutsamen „Jahrbücher der Gegenwart" heraus, veröffentlichte 1847 seine ungemein erfolgreiche „Geschichte der Philosophie im Umriß". Ein unvergängliches Denkmal errichtete er sich vollends durch seine gewaltige, die Ueberlieferung mit überlegenem Scharfsinne zergliedernde Römische Geschichte, deren erster starker Band (1853) die Königszeit umfaßt, während der zweite (erster Teil 1856, zweiter aus dem Nachlaß 1858) die Geschichte der Republik bis zur Licinischen Gesetzgebung herabführt. Mitten in der Arbeit erlag der Gelehrte, der seiner geistigen Riesenkraft das Aeußerste zugemutet hatte. Otto Abel (1824—1854) aus Reichenbach (O.A. Freudenstadt), Privatdozent in Bonn, führte sich mit einem Werk über Makedonien vor König Philipp (1847) ein und wandte sich dann der Geschichte der Hohenstaufen zu, während Sigurd Abel (1837—1873), außerordentlicher Professor in Gießen, 1866 den ersten schätzenswerten Band einer Geschichte Karls des Großen erscheinen ließ. Von der Kirchengeschichte ausgehend, drang Julius Weizsäcker (1828—1889) aus Oehringen, der Reihe nach Professor an den Universitäten Erlangen, Tübingen, Straßburg, Göttingen und Berlin, tief in die Erforschung des Mittelalters ein. Ein anregender Lehrer, der den Schwerpunkt seiner Thätigkeit in das Seminar verlegte, opferte er seine ganze übrige Zeit der mühevollen, die exakteste und minutiöseste Arbeit erfordernden Edition der Reichstagsakten, worüber er zu keinem größeren Werke darstellender Art kam. Friedrich Wurm (1803 bis 1859) aus Blaubeuren, Professor der Geschichte am Hamburger Gymnasium, beschäftigte sich hauptsächlich mit hanseatischer Geschichte sowie mit Handelspolitik und Seerecht, worin er eine anerkannte Autorität war, ergriff aber auch als Publizist zu den verschiedensten

Zeitfragen das Wort. Hermann Reuchlin (1810—1873) aus Markgröningen (O.A. Ludwigsburg), Pfarrer in Pfrondorf (O.A. Tübingen), seit 1857 Schriftsteller in Stuttgart, erkor sich die italienische und französische Geschichte und Kirchengeschichte zum Arbeitsfelde. Sein inhaltlich wertvolles, umfassendes Hauptwerk über Italien bis zur Gegenwart leidet unter mangelhafter Darstellung. In die Gegenwart fallen mit ihrem Wirken Oskar Jäger (* 1830 zu Stuttgart) und Gottlob Egelhaaf (* 1848 zu Gerabronn), beide Gymnasialdirektoren, dieser zu Stuttgart, jener zu Köln, beide als fruchtbare Schriftsteller fast in alle Kulturperioden hineingreifend. Von Jäger erfreut sich eine vierbändige Weltgeschichte großer Beliebtheit. Egelhaafs Hauptwerke gehören dem deutschen Reformationszeitalter an.

Als Kulturhistoriker verrät außer Johannes Scherr der Hohenloher Karl Julius Weber (1767—1832) aus Langenburg viel Eigenart. Nach Vollendung seiner juristischen Studien war er einige Jahre Hofmeister im Waadtland, wo er sich in die Litteratur und encyklopädische Philosophie der Franzosen versenkte, und stand dann von 1792 bis 1802 in gräflich Erbach-Schönbergischem Dienste, zuerst als Privatsekretär beim Grafen Christian, dann unter dessen Bruder als Hof- und Regierungsrat zu König im Odenwalde. Nachdem er noch kurze Zeit die Stelle eines Reisebegleiters beim jungen Grafen von Isenburg-Büdingen versehen hatte, führte er fortan als Privatmann bei einer verheirateten Schwester an verschiedenen württembergisch-fränkischen Orten ein zurückgezogenes Litteratenleben, das nur durch Reisen und 1820 bis 1824 durch Zugehörigkeit zur württembergischen Abgeordnetenkammer unterbrochen wurde. Webers umfangreiche Werke gehören alle seiner letzten Periode an. Er selbst gab heraus: „Die Möncherei oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt und ihres Geistes" (1818/20), „Das Ritter-Wesen und die Templer, Johanniter und Marianer oder Deutsch-Ordens-Ritter insbesondere" (1822/4), „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" (1826/8). Aus seinem Nachlaß erschienen fünf Bände „Dymokritos (später: Demokritos) oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen" (1832/5), und 1834/45 wurden die angeführten Hauptwerke mit

einer ungedruckten Geschichte des Papsttumes und der Päpste in drei Teilen und einigen kleineren Schriften zu einer dreißigbändigen Gesamtausgabe vereinigt. Die Geschichtwerke Webers sind, als solche betrachtet, stark anfechtbar. Sie tragen ein durchaus subjektives Gepräge, und namentlich in der Verspottung des Papsttumes, des Mönchwesens und der gesamten katholischen Hierarchie kann sich der Autor gar nicht genug thun. Er giebt weniger eigentliche historische Darstellung als lose aneinander gereihte Schilderungen und Betrachtungen, durch zahllose Geschichtchen illustriert, nicht im trocken wissenschaftlichen Stile, sondern im angenehmen Plaudertone des Feuilletonisten. Er trägt ein ungeheueres Material von allen Seiten zusammen. Die Belesenheit Webers, der selbst im Besitz einer Riesenbibliothek gewesen ist, erregt das höchste Erstaunen. Dabei bewährt er sich als einen Mann von reifem Urteile, dessen umfassende Bildung freilich noch von der Aufklärungsperiode herrührt. So erhalten wir vielfach gelungene Kulturgemälde auf breitester Grundlage. Sein Werk über Deutschland gehört zu den vielseitigsten und unterhaltendsten Reiseschriften jener Zeit. Indessen hat von allen seinen Erzeugnissen der — übrigens nicht ganz vollendete — Demokrit den lebhaftesten Beifall gefunden und wird, durch zahlreiche Neuausgaben verbreitet, noch heutzutage viel gelesen, während die kulturhistorischen Schriften Webers so ziemlich vergessen sind. Der Verfasser wollte eigentlich eine Philosophie des Lächerlichen damit geben, erweiterte aber den ursprünglichen Plan zu einer förmlichen feuilletonistischen Encyklopädie, worin er in zwangloser Form und ohne streng logischen Zusammenhang schlechtweg über alles plaudert, was sich irgendwie auf das praktische Leben oder die Aesthetik bezieht. Er zeigt sich unerschöpflich an witzigen Einfällen, geistreichen Wendungen, spickt seine Darstellung mit Zitaten aus den Litteraturen aller Völker und Zeiten, tischt zahllose Anekdoten auf, die leider nur einen starken Hang zur Zote verraten, bietet aber auch eine Fülle von Lebensweisheit in leichter Form. Oft wird er freilich gesucht, und seine Schwatzhaftigkeit ermüdet auf die Dauer. Man braucht aber auch sein Werk nicht als Ganzes zu nehmen; in kleinen Portionen genossen, wirkt es noch immer erheiternd.

Als katholische Historiker sind hauptsächlich zwei Konvertiten namhaft zu machen: August Friedrich Gfrörer (1803—1861) aus Calw, Bibliothekar in Stuttgart, dann Universitätsprofessor in Freiburg i. Br., und Wilhelm Binder (1810—1876) aus Weinsberg, Professor der Staatswissenschaften in Wien, später Herausgeber der Realencyklopädie für das katholische Deutschland in Augsburg. Eine Geschichte Gustav Adolfs (1837) war die wichtigste Leistung des glänzend begabten, aber in wissenschaftlicher Hinsicht nicht immer gewissenhaften Gfrörer. Unter den Lebenden ragt Franz Binder (* 1828 zu Ertingen im O.A. Riedlingen), seit 1857 Redakteur der einflußreichen „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" in München, hervor.

Von Militärschriftstellern beeinflußten Franz Kausler (1794 bis 1848) aus Stuttgart, Oberst und Lehrer an der Ludwigsburger Kriegsschule, und Generalleutnant Julius Hardegg (1810—1875) aus Ludwigsburg, Kommandant der württembergischen Infanteriedivision und Gouverneur von Stuttgart, die Offiziersbildung ihrer Zeit. Auch im gegenwärtigen württembergischen Offizierskorps fehlt es nicht an Interesse für militärwissenschaftliche Studien, das sich unter anderem in Geschichten der einzelnen Regimenter äußert. Auf die neuere württembergische Kriegsgeschichte beziehen sich auch die meisten Werke Albert Pfisters (* 1839 zu Münster im O.A. Mergentheim), Generalmajors z. D. in Stuttgart.

Als Geographen seien Daniel Völter (1814—1865) aus Metzingen, Professor am Schullehrerseminare zu Eßlingen, auch Kartograph, und Eduard Schwarz (1801—1891) aus Stuttgart, bis 1843 Pfarrer in Botenheim (O.A. Brackenheim), genannt. Manche Mathematiker und Physiker griffen in das Gebiet der Erdbeschreibung über. Viele Reiseschriften legen von dem noch unverminderten Wandertrieb und Forschungsdrange des schwäbischen Stammes Zeugnis ab. Die zahlreichen schwäbischen Missionare spielen hier eine Rolle. Der Afrikareisende Theodor Heuglin (1824 bis 1876) aus Hirschlanden (O.A. Leonberg) schrieb eine Reihe Werke wissenschaftlichen Charakters, die namentlich für die afrikanische Fauna von Wert sind. Auch die Reisebücher des Barons John Wilhelm von Müller (1824—1866) aus Kochersteinsfeld

(O.A. Neckarsulm), der Afrika und Amerika durchquerte, berücksichtigen vorwiegend die Zoologie. Ein anderer Afrikareisender, Karl Mauch (1837—1875) aus Stetten (O.A. Cannstatt), schilderte seine Erlebnisse und Erfahrungen im Inneren von Südafrika. Unter den Reiseschriftstellern über Amerika begegnen wir dem zu Karlsruhe in Schlesien geborenen Herzog Paul von Württemberg (1797—1860). Graf Karl von Waldburg-Zeil-Syrgenstein (1841 bis 1890) aus Neutrauchburg (O.A. Wangen), württembergischer Major, hat seinen Namen durch Nordpol- und Sibirienfahrten und darüber veröffentlichte Werke bekannt gemacht. Derartige Publikationen sind meist für die Naturwissenschaften von nicht geringerer Wichtigkeit wie für die Länder- und Völkerkunde, und umgekehrt sind manche Naturforscher, wie z. B. Ferdinand Hochstetter, Oskar Fraas, zugleich Reisende gewesen. Unter den lebenden Autoren dieses Faches glänzt der schon im neunten Kapitel erwähnte Max Eyth. Ein Verein für Handelsgeographie fördert im Lande das Interesse an diesen Wissenszweigen durch Vorträge und Jahresberichte.

Auch eine Musterung der aus Württemberg hervorgegangenen Rechtsgelehrten, Staatswissenschaftler und Nationalökonomen liefert ein erfreuliches Ergebnis. Zu den scharfsinnigsten und geistesklarsten deutschen Juristen des Jahrhunderts gehört Karl Georg von Wächter (1797—1880) aus Marbach, Professor in Tübingen, dann in Leipzig, hierauf wieder in Tübingen und Universitätskanzler, dazwischen, 1839 bis 1849, Präsident der württembergischen Abgeordnetenkammer, 1851 Präsident des Oberappellationsgerichtes in Lübeck, seit 1852 abermals Professor in Leipzig, wo er nunmehr eine bleibende Stätte fand, als Pandektist und Kriminalist eine ausgebreitete und gesegnete Lehrthätigkeit entfaltete und zu den höchsten Ehren emporstieg. Er eröffnete seine Schriftstellerlaufbahn mit einem bahnbrechenden „Lehrbuch des römisch-deutschen Strafrechts“ (zwei Bände, 1825/6), dem eine Reihe weiterer, meist kriminalistischer Werke nachfolgten. Seine bedeutendste Leistung war das leider nicht vollendete „Handbuch des im Königreiche Württemberg geltenden Privatrechts“ (zwei Bände in fünf Abteilungen, 1839/51). Um das württembergische Rechtswesen im besonderen erwarb sich ferner Obertribunalrat August Sarwey (1796

bis 1857) aus Weilimdorf (O.A. Leonberg) durch die 1837 erfolgte Begründung und zwanzigjährige Herausgabe einer „Monatschrift für die Justizpflege in Württemberg“ große Verdienste. 1858 trat das bis 1882 bestehende „Württembergische Archiv für Recht und Rechtsverwaltung“ an die Stelle jenes eingegangenen Organes. Unter den gegenwärtigen juristischen Fachblättern spielen die „Jahrbücher der Württembergischen Rechtspflege“ die erste Rolle. Staatsrat Gustav Mandry (* 1832 in Waldsee), Professor in Tübingen, möge als litterarischer Vertreter der gegenwärtigen württembergischen Jurisprudenz hervorgehoben sein.

Koryphäen des Staatsrechtes waren neben Paul Pfizer Robert Mohl (1799—1875) aus Stuttgart und Ludwig Reyscher (1802 bis 1880) aus Unterrieringen (O.A. Vaihingen). Nach zwanzigjähriger Wirksamkeit als Professor an der Tübinger staatswirtschaftlichen Fakultät wegen seiner freimütigen Kritik des herrschenden Verwaltungssystemes von der württembergischen Regierung gemaßregelt und zur Strafe auf eine Regierungsratsstelle nach Ulm versetzt, nahm Mohl seine Entlassung, folgte 1847 einem Rufe nach Heidelberg, saß 1848 im Frankfurter Parlament und versah das Reichsjustizministerium, wurde 1861 badischer Gesandter beim Bundestag, 1867 in München, 1871 Präsident der Oberrechnungskammer in Karlsruhe und starb in Berlin während Ausübung eines Mandates zum Reichstage. Der vielgewandte Staatsrechtslehrer, Politiker und Diplomat verfügte nicht nur über reiches Wissen und ungewöhnliche Belesenheit, sondern auch über seltene Kenntnis der Menschen und des Lebens. Ueberall räumte er in seinen Schriften der Praxis weitgehende Berücksichtigung ein. Dabei war er geistvoll in der Auffassung, selbständig und entschieden in der Meinungsabgabe, scharfsinnig in der Kritik, die seine besondere Stärke bildete. Unter seinen Jugendwerken erregt ein Verfassungsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika großes Interesse. In seinem zweiteiligen Staatsrechte des Königreichs Württemberg (1829/31) stellte er ein anerkanntes Vorbild für Behandlung des deutschen Einzelstaatsrechtes hin. Ebenso machte „Die deutsche Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates“ (1832) Epoche. Zwei große, je dreibändige Sammelwerke, „Geschichte und

Litteratur der Staatswissenschaften in Monographien" (1855/8) und „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik" (1860/9), von denen sich die eine mehr auf die Vergangenheit, die andere mehr auf die Gegenwart bezieht, sind wahrhaft königliche Schatz- und Vorratskammern für alle Zweige der staatswissenschaftlich-politischen Litteratur. Mit frisch geschriebenen „rechtlichen und politischen Erörterungen" über „Das deutsche Reichsstaatsrecht" nahm Robert Mohl Abschied von seinem Volke. Reyscher, der seit 1829 als beliebter Lehrer für deutsche und württembergische Rechtsgeschichte in Tübingen wirkte, teilte mit Mohl das Schicksal, daß er, seiner unabhängigen Haltung im württembergischen Landtage wegen bei der Regierung mißliebig geworden, 1851 seiner Professur entkleidet und als Rat zur Ulmer Kreisregierung versetzt wurde. Als ihm der nötige Urlaub zur Fortsetzung seiner parlamentarischen Thätigkeit verweigert wurde, schied er sofort aus dem Staatsdienst und lebte als Advokat in Stuttgart, seit 1853 in Cannstatt. Als junger Mann rief Reyscher ein bedeutendes litterarisches Unternehmen in's Leben, die „Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze", die er bis 1851 leitete und wofür er die drei ersten Bände, die „Staats-Grund-Gesetze" (1828/30), selbst bearbeitete. An der 1839 von ihm mitbegründeten „Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft" nahm er hervorragenden Anteil. Mit weiteren Schriften über württembergisches Staats- und Privatrecht und sonstigen juristischen Arbeiten wechselten politische. Wie er früher den Absolutismus bekämpft hatte, so widmete er später seine Feder der nationalen Sache, ein eifriger Anhänger der Deutschen Partei, die ihn zum Dank in den ersten deutschen Reichstag entsandte. Endlich hat er auch interessante „Erinnerungen aus alter und neuer Zeit" niedergeschrieben. In Tübingen ist 1844 unter Mitwirkung dortiger Professoren und sonstiger württembergischen Gelehrten die noch heute blühende „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft" begründet worden.

Zu den seltenen Geistern, die schöpferische und erfinderische Ideen und Anregungen in reichem Maße nach allen Seiten hin ausgestreut haben, gehört der Nationalökonom Friedrich List. Am 6. August 1789 zu Reutlingen geboren, zum Kameralisten praktisch

ausgebildet, wurde er 1818 von einer Beamtenstelle hinweg auf den Lehrstuhl für Staatspraxis an die neue staatswirtschaftliche Fakultät nach Tübingen berufen. Bald warf er sich ganz der Nationalökonomie in die Arme, zunächst noch ein Anhänger der Smithschen Freihandelstheorie. Als Konsulent des von ihm zum Dasein erweckten Deutschen Handels- und Gewerbevereines arbeitete er für diesen eine an den Bundestag gerichtete Denkschrift aus. Ein Agitator für die deutsche Zolleinigung, geriet er immer tiefer in diese praktischen Interessen und entsagte 1819 seinem Lehramte. Zugleich verfocht er als Politiker mit großer Energie seine freisinnigen Anschauungen, trat 1820 in die Abgeordnetenkammer ein, wurde in eine Kriminaluntersuchung verwickelt, verlor sein Mandat und entzog sich durch Flucht einer zehnmonatlichen Festungsstrafe. Nach mehrjährigem unstäten Leben kehrte List 1824 in die Heimat zurück, ließ sich auf den Hohenasperg bringen, aber schon Januar 1825 zur Auswanderung nach Amerika begnadigen. In der neuen Welt, wo er allerlei praktische Unternehmungen betrieb, als Journalist wirkte, auch Schriften in englischer Sprache veröffentlichte, vollzog sich sein Uebergang zum Schutzzollsystem. 1832 kehrte er als Konsul der Vereinigten Staaten nach Deutschland zurück. Seine großartigen Plane trieben ihn von Ort zu Ort. Er war der unverdrossene Vorkämpfer des deutschen Eisenbahnwesens, dessen volkswirtschaftlichen Nutzen er in Broschüren, ja, in einer besonderen Zeitschrift klarlegte. Er veranlaßte ferner die 1834 unter dem Titel „Staatslexikon“ in Erscheinung getretene große Encyklopädie der Staatswissenschaften. Dazwischen verbrachte er einige Jahre in Paris, für große deutsche Zeitungen handelspolitische Berichte schreibend. Ende 1840 gab er sein einziges umfangreicheres Werk, „Das nationale System der politischen Oekonomie“, heraus, eine originelle Verteidigung der Theorie der produktiven Kräfte, klar und anziehend geschrieben, wie alles, was von seiner Feder ausgegangen ist. Das oftmals aufgelegte Buch bedeutete einen vollen Erfolg. Ende 1843 begründete List das Zollvereinsblatt, eine namentlich handelspolitischen Interessen dienstbare Wochenschrift, worin er glänzende Proben seiner eigenartigen journalistischen Begabung ablegte. Zwar gewann er einen für einen Privatmann

unerhörten Einfluß auf die öffentliche Meinung, aber die praktischen Erfolge seiner Bestrebungen stellten sich doch nicht in dem erwarteten Maß ein. Es wollte ihm ja nicht einmal gelingen, für sich eine feste Anstellung, für seine Familie ein sicheres Auskommen zu finden. Kampfesmüde und gemütskrank, machte er am 30. November 1846 in der Nähe von Kufstein seinem Leben ein freiwilliges Ende. Dem Toten ward die allgemeine Anerkennung, die man dem Lebenden versagt hatte. Wie man früher in List nur den unruhigen Kopf und Projektenmacher erblickt hatte, so lernte man allmählich an ihm das seiner Zeit vorausgeeilte Genie bewundern, den nationalen Helden und Märtyrer, der mit unermüdlicher Agitationskraft den materiellen Wohlstand seines Volkes vorbereitet und gefördert hat.

Die älteren schwäbischen Nationalökonomen werden von Lists überragender Persönlichkeit völlig beschattet. In dessen Fußstapfen wandelte namentlich Obersteuerrat Moriz Mohl (1802—1888) aus Stuttgart, Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, des Zollparlamentes und des ersten deutschen Reichstages, als Politiker Großdeutscher, als Nationalökonom energischer Kämpe für eine vaterländische Zoll- und Handelspolitik, der in Wort und Schrift der Schutzzollpartei ausgezeichnete Dienste geleistet, zahllose Broschüren über brennende Tagesfragen, wie Münzreform, Eisenbahnsystem, Tabaksmonopol, in die Welt gesandt hat, Wissenschaft und praktische Bedürfnisse eng miteinander verbindend. Seitdem die Deutschen aufgehört haben nur das Volk der Dichter und Denker zu sein, seitdem die geeinte Nation in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht gewaltige Fortschritte gemacht hat, haben sich Umfang und Bedeutung dieses Litteraturzweiges von Jahr zu Jahr gemehrt. Auch viele schwäbische Federn werden für solche praktische Zwecke in Bewegung gesetzt. Insbesondere glänzen als gedankenreiche und anregende Nationalökonomen und Sozialpolitiker Albert Schäffle (* 1831 zu Nürtingen), Professor in Tübingen und Wien, kurze Frist österreichischer Handelsminister, jetzt Privatmann in Stuttgart, und der Berliner Professor Gustav Schmoller (* 1838 zu Heilbronn).

Es möge gestattet sein, einen Gelehrten, der bei seiner großen

geistigen Expansivkraft nicht leicht unter eine bestimmte Rubrik zu bringen ist, den Kanzler Gustav Rümelin (1815—1889) aus Ravensburg, hier einzuschalten, weil er der erste gewesen ist, der in Württemberg der volkswirtschaftlichen Statistik die rechte Geltung verschafft hat. Von Haus aus Theologe, war er der Reihe nach Rektor der Lateinschule in Nürtingen, Abgeordneter zum Frankfurter Parlamente, Professor am Heilbronner Gymnasium, Rat bei der Studienbehörde im Kultministerium, 1856/62 Staatsrat und Departementschef des Kirchen- und Schulwesens, dann Leiter des statistisch-topographischen Büreaus in Stuttgart, seit 1867 Dozent in Tübingen und von 1870 bis an sein Ende gleichzeitig Universitätskanzler. Seine Vorlesungen betrafen Statistik, europäische Staatenkunde, Rechtsphilosophie und Psychologie, und seine wissenschaftlichen Arbeiten dehnten sich noch überdies auf schwäbische Landeskunde im weitesten Sinn und Litteraturgeschichte aus. Sein umfangreichstes Werk, die Shakespearestudien (1866), gehören der zuletzt genannten Gattung an. Rümelin setzt darin an Stelle der ästhetischen die historisch-philologische Betrachtungsweise und tritt den Ausschreitungen des Shakespearekultus entgegen. Sonst beschränkte er sich auf die kleineren Formen des Schrifttumes, auf „Reden und Aufsätze", die, in drei Bänden (1875/94) gesammelt, durch geistvolle Auffassung und feine Darstellungskunst, vor allem aber durch die Rümelin eigentümliche Gabe, die Erscheinungsformen des gesamten Kulturlebens in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit zu erfassen, unvergänglichen Wert besitzen.

Ohne daß wir allzu tief in die praktischen Gebiete eindringen wollen, sei doch so viel bemerkt, daß im 19. Jahrhundert auch dem Gewerbe, dem Handel und der Industrie, dem Armen- und Wohlthätigkeitswesen, der Landwirtschaft mit ihren verschiedensten Zweigen, wie Obst- und Weinbau, Vieh-, Geflügel- und Bienenzucht, von den württembergischen Autoren große Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Der Schwerpunkt ruht hier weniger in selbständigen Büchern als in einer großen Anzahl von Fachblättern, an denen sich zahllose Federn beteiligen, die meist von amtlichen Stellen oder Vereinen und Genossenschaften herausgegeben werden. Für die landwirtschaftlichen Bestrebungen im besonderen bilden die

von der Akademie Hohenheim ausgehenden Publikationen und das „Württembergische Wochenblatt für Landwirthschaft“ litterarische Mittelpunkte. In der mit der Landwirtschaft nahe verwandten Forstwirtschaft haben verschiedene akademische Lehrer eine fruchtbare litterarische Thätigkeit entfaltet, wie z. B. Oberforstrat Hermann Nördlinger (1818—1897) aus Stuttgart, forstwirtschaftlicher Professor in Hohenheim und Tübingen, der in Untersuchungen über die technischen Eigenschaften der Hölzer, in forstbotanischen und in entomologischen Arbeiten gleich Bedeutendes geleistet hat.

Die Mathematik trat in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in Württemberg, ähnlich wie die Philologie, noch häufig in Verbindung mit der Theologie auf. So waren tüchtige Schriftsteller in jenem Fache Prälat Wilhelm Camerer (1763—1847) aus Ohnastetten (O.A. Urach), Rektor des Stuttgarter Gymnasiums, Prälat Karl Friedrich Hauber (1775—1851) aus Schorndorf, Ephorus des Maulbronner Seminares, und Wilhelm Ludwig Christmann (1780 bis 1835) aus Hirsau (O.A. Calw), zuletzt Pfarrer in Heimerdingen (O.A. Leonberg); die beiden ersteren beschäftigten sich hauptsächlich mit Euklid und den alten Mathematikern. Größere Bedeutung kommt Johann Friedrich Pfaff (1765—1825) aus Stuttgart zu, Universitätsprofessor in Helmstädt und Halle, dessen Methode der Differentialgleichung namentlich Epoche gemacht hat. Ludwig Oettinger (1797—1869) aus Edelfingen (O.A. Mergentheim), als Professor der Mathematik an der Universität Freiburg i. Br. verstorben, gehörte der kombinatorischen Schule an und erwarb sich durch scharfsinnige Untersuchungen über Glücksspiele und Staatsanlehen, überhaupt durch Arbeiten aus dem Bereiche der nationalökonomischen Arithmetik Verdienste. Durch vorzügliche geometrische Werke elementarer Natur machte sich Oberstudienrat Christian Heinrich Nagel (1803—1882) aus Stuttgart, Rektor der Ulmer Realanstalt, bekannt. Oberstudienrat Christian Frisch (1807—1881), Rektor der Realanstalt in seiner Vaterstadt Stuttgart, gab sämtliche Werke Keplers und eine Biographie dieses Astronomen heraus. Julius Zech (1821—1864) aus Stuttgart, ordentlicher Professor für Mathematik und Astronomie in Tübingen, erwies sich in seinen

wertvollen astronomischen Schriften namentlich als ausdauernden und geschickten Rechner. Auch Oberstudienrat Christian Dillmann (* 1829 zu Illingen im O.A. Maulbronn), Rektor des Stuttgarter Realgymnasiums und eifriger Vorkämpfer dieser Art von Bildungsstätten, thut sich hauptsächlich als astronomischer Schriftsteller hervor. Außerdem wirken eine Anzahl tüchtiger württembergischen Lehrkräfte gegenwärtig an der Bereicherung dieser fachwissenschaftlichen Litteratur mit, wie es auch im Land an periodischen Publikationen für die mathematischen Disziplinen nicht ganz fehlt.

Das weite Feld der Naturwissenschaften ist in allen seinen Teilen von Württembergern fleißig angebaut worden. Neben der Universitätsstadt, sozusagen der privilegierten Vertreterin jeder Gelehrsamkeit, vereinigte um die Mitte des Jahrhunderts die Residenz in ihrem Bannkreis eine Anzahl Männer, die solche Bestrebungen mit Wärme förderten und zu wissenschaftlichem Ansehen gelangten. Von ihnen wurde 1844 der noch heute blühende „Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg" zum Leben erweckt, der seit 1846 regelmäßige Jahreshefte ausgiebt.

Den ersten Platz unter den schwäbischen Naturforschern nimmt Robert Mayer ein, einer jener großen Entdecker, deren Ruhm die Zeit nicht schmälern, sondern nur vermehren kann. Am 25. November 1814 als Apothekerssohn zu Heilbronn geboren, studierte er in Tübingen Medizin, vollendete seine Ausbildung auf fremden Hochschulen und ließ sich nach Erstehung seiner Examina als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder. 1839/41 ging er als Schiffsarzt nach Batavia. Heimgekehrt nahm er seine Praxis wieder auf und behielt sie — mit Unterbrechungen, die zeitweilige Geistesstörungen bedingten — bis zu seinem am 20. März 1878 zu Heilbronn erfolgten Tode bei. Schon auf der Reise nach Java hatte er die außerordentlich wichtige Entdeckung des Prinzipes von der Erhaltung der Energie oder, wie er es später selbst nannte, von der Unzerstörbarkeit der Kraft gemacht. Alle seine Schriften und Abhandlungen, von ihm 1867 als „Die Mechanik der Wärme" gesammelt, galten jener Entdeckung, die er mit Kühnheit und Scharfsinn bis zu den äußersten Konsequenzen verfolgte, deren Priorität er aber auch verteidigen mußte. Nur langsam erzwang er sich An-

erkennung. Indessen wurden ihm, wenn auch spät, doch noch vor seinem Ende die gebührenden Ehren zu teil.

Der älteren Generation gehörte Christoph Heinrich Pfaff (1773 bis 1852) aus Stuttgart an, langjähriger Professor für Physik und Chemie an der Kieler Universität, ein vielseitiger und bedeutender Mann, dessen Wissen sich über das gesamte Gebiet der Naturgeschichte erstreckte. Er verfaßte viele selbständige Schriften und war als Mitarbeiter und Redakteur an allerhand Sammelwerken beteiligt. Er schrieb namentlich über elektrische Erscheinungen, lieferte eine Anzahl analytisch-chemischer Arbeiten, trat auch gegen Goethes Farbenlehre auf. Von Chemikern genoß der Industrielle Karl Reichenbach (1788—1869) aus Stuttgart, als Freiherr zu Leipzig verstorben, Ansehen. Durch die Erfindung und Verteidigung des sogenannten Od, einer namentlich sensitiven Personen zugeschriebenen Naturkraft, machte er sich freilich in der Gelehrtenwelt fast ebenso lächerlich als beim großen Publikum berühmt. Selbständige Wege schlug auch Christian Friedrich Schönbein (1799 bis 1868) aus Metzingen ein, Professor der Chemie in Basel, Entdecker des Ozons und Erfinder der Schießbaumwolle, der zahllose sorgfältige und erfolgreiche chemische Untersuchungen angestellt und in Abhandlungen niedergelegt hat. Der Tübinger Professor Julius Schloßberger (1819—1860) aus Stuttgart schrieb das erste, oft aufgelegte Lehrbuch der organischen Chemie (1850). Auf diesem Gebiete zeichnete sich ferner Eugen Baumann (1846—1896) aus Cannstatt, Professor an der Universität Freiburg i. Br., aus.

Den Reigen der schwäbischen Geologen und Paläontologen eröffnet der schon als Mitglied des Uhland-Kernerschen Freundeskreises namhaft gemachte Obermedizinalrat Georg Jäger. In die Gegenwart herein ragte das Wirken des vielseitig verdienten Direktors des Stuttgarter Naturalienkabinetts, Oskar Fraas (1824—1897) aus Lorch (O.A. Welzheim), der eine Anzahl geognostischer, auch mineralogischer, meist auf Württemberg bezüglicher Werke gelehrter und populärer Art veröffentlichte. Gleichfalls in diesen Fächern that sich Ferdinand Hochstetter (1829—1884) aus Eßlingen hervor, der wissenschaftliche Begleiter der Novara-Expedition, Professor an der technischen Hochschule in Wien, zuletzt Direktor des Hofmine-

ralienkabinetts daselbst. Der Münchener Hochschule gereichte der viel zu frühe seinem irdischen Wirkungskreis entrissene Professor der Paläontologie Albert Oppel (1831—1865) aus Hohenheim (bei Stuttgart) zur Zierde. Er entfaltete als Lehrer und Schriftsteller eine Thätigkeit großen Stiles, lieferte über die Juraformationen bahnbrechende Untersuchungen und warf sich dann auf die Erforschung alpiner Verhältnisse. Seine Studien betrafen teilweise auch seine Württemberger Heimaterde. Die „Flora von Württemberg und Hohenzollern“ beschrieb Gustav Schübler (1787—1834) aus Heilbronn, Professor der Naturgeschichte an der Landeshochschule, im Vereine mit Georg von Martens. An der botanischen Erforschung des Landes wirkten ferner viele Pfarrer, Lehrer und Aerzte mit. Der durch seine Reisen in Südrußland bekannt gewordene Freiherr Friedrich August Marschall von Bieberstein (1768—1826) aus Stuttgart behandelte insbesondere die Flora der kaukasischen Länder in erschöpfender Weise. Unter den sonstigen Botanikern that sich der Tübinger Universitätsprofessor Hugo Mohl (1805—1872) aus Stuttgart hervor. Ferdinand Krauß (1812—1890) aus Stuttgart, Direktor des dortigen Naturalienkabinetts, war zugleich Botaniker und Zoologe. Die Kenntnis fremdländischer Fauna verbreiteten Theodor Heuglin, Baron J. W. Müller und andere Reiseschriftsteller.

Im Bereiche der medizinischen Wissenschaft ragen eine Anzahl geachteter Gelehrten und Schriftsteller der älteren Schule, Universitätslehrer wie praktische Aerzte, aus der Regierungsepoche König Friedrichs in die König Wilhelms I. herein, darunter Ferdinand Autenrieth (1772—1835) aus Stuttgart, Professor der Medizin und Kanzler in Tübingen, der das gesamte weite Gebiet dieser Disziplin umspannte.

Die württembergische Landeshochschule darf sich rühmen, am Umgestaltungsprozesse der Medizin beträchtlichen Anteil genommen zu haben. Seit Anfang der vierziger Jahre vereinigten sich dort zu gemeinsamer Thätigkeit drei junge Lehrkräfte, Karl Wunderlich (1815—1877) aus Sulz, Wilhelm Griesinger (1817—1868) aus Stuttgart und Wilhelm Roser (1817—1888) aus Stuttgart, die das in den Dienst der exakten physiologischen Richtung gestellte

„Archiv der physiologischen Heilkunde“ herausgaben und zu den Mitbegründern der modernen medizinischen Wissenschaft gehörten. Wunderlich, unter dessen litterarischen Arbeiten ein reichhaltiges „Handbuch der Pathologie und Therapie“ (1850/2) und eine „Geschichte der Medicin“ (1859) hervorragen, siedelte 1850 als ordentlicher Professor und klinischer Leiter des Jakobsspitales nach Leipzig über. Griesinger wanderte von Tübingen als Professor nach Kiel, von dort wieder nach Tübingen, dann nach Zürich und war zuletzt Direktor der Abteilung für Gemüts- und Nervenkrankheiten an der Berliner Charité. Außer einem trefflichen Lehrbuch über Infektionskrankheiten schrieb er hauptsächlich ein in der Psychiatrie Epoche machendes Werk, „Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten“ (1845). Roser, der nachmals Professor der Chirurgie in Marburg wurde, war als Lehrer und Operateur gleich geschätzt und verfaßte einige oft aufgelegte, ausgezeichnete chirurgisch-anatomische Handbücher. Friedrich Oesterlen (1812—1877) aus Murrhardt (O.A. Backnang), kurze Zeit Ordinarius in Dorpat, dann Privatmann an verschiedenen Orten, veröffentlichte eine Anzahl trefflicher medizinischen Schriften, darunter beliebte Handbücher der Heilmittellehre (1844), der Hygieine (1850), der medizinischen Statistik (1865). Karl Heine (1838—1877) aus Cannstatt, Professor der Chirurgie in Innsbruck und Prag, trug zu dem Aufschwunge der deutschen Chirurgie als Lehrer und Schriftsteller nicht wenig bei. Während diese Schwaben ihre Wirksamkeit in die Fremde verlegten, waren umgekehrt die Gelehrten, welche den Ruhm der Tübinger medizinischen Fakultät weithin ausbreiteten, die Luschka, Bruns, Niemeyer, Vierordt und wie sie sonst hießen, nicht Württemberger von Geburt. Neben diesen von auswärts beigezogenen Koryphäen stand als Dirigent der Poliklinik Professor Reinhold Köhler (1825—1873) aus Lauffen (O.A. Besigheim), der seinen Namen besonders durch ein Handbuch der speziellen Therapie (1851/5) verewigt hat. Auch die medizinische Litteratur der Gegenwart wird durch eine stattliche Anzahl Württemberger, die auf Hochschulen dozieren oder ihren Beruf praktisch ausüben, fortgesetzt bereichert. Eine Reihe medizinischer periodischen Druckschriften gehen von der Landesuniversität aus, denen sich noch die regel-

mäßigen Veröffentlichungen des Stuttgarter Medizinalkollegiums zugesellen. Der württembergische ärztliche Landesverein giebt seit 1830 ein „Medicinisches Correspondenzblatt“ heraus. Die Naturheilkunde und Homöopathie haben in den letzten Jahrzehnten im Land einen großen Anhang gewonnen, für den die seit 1876 erscheinenden Homöopathischen Monatsblätter den litterarischen Sammelpunkt bilden. In einem besonderen Monatsblatte für Gesundheitspflege verficht seit 1881 seine originellen naturwissenschaftlichen und medizinischen Ansichten Gustav Jäger (* 1832 zu Bürg im O.A. Neckarsulm), Professor an der Hohenheimer Akademie, an dem Polytechnikum und der Tierarzneischule in Stuttgart, auch Arzt daselbst, der viel gepriesene und viel bespöttelte Entdecker der Seele und Erfinder der wollenen Normalkleidung.

Elftes Kapitel.

Das litterarische Leben in Württemberg.

Das schwäbische Geistesleben des 19. Jahrhunderts hat seinen natürlichen Sammel- und Brennpunkt in der Hauptstadt Württembergs. Diese hat sich allmählich zur Großstadt ausgewachsen, hat alle übrigen Städte des Königreiches an Ausdehnung und Einwohnerzahl weit hinter sich zurückgelassen. In Stuttgart residiert der Hof. Hier fließt von der im Lande vorhandenen Summe an Intelligenz, Bildung, Wohlhabenheit der größte Teil zusammen. Hier befinden sich, von der Universität abgesehen, die bedeutsamsten Unterrichts- und sonstigen Kulturstätten, die wichtigsten Kunstinstitute, die meisten wissenschaftlichen Förderungs- und künstlerischen Anschauungsmittel. Auch der Zuschuß an geistigen Kräften aller Art, der von auswärts dem Lande zu teil wird, entfällt der Hauptsache nach auf die Residenz. Alle diese Momente wirken zusammen, ihr in der Kultur das entschiedenste Uebergewicht zu sichern.

Wenn wir zunächst vom litterarischen Leben im besonderen

absehen und einen raschen Blick auf das übrige Stuttgarter Kunstleben im 19. Jahrhundert werfen, das ja mit jenem in mannigfachem Zusammenhange steht, so muß das allgemeine Urteil dahin lauten, daß die schwäbische Residenz in dieser Hinsicht trotz der vielseitigsten Regsamkeit nicht zu den eigentlichen Kulturzentren Deutschlands gehört. München im benachbarten Bayernland ist beispielsweise in ganz anderer Weise Kunststadt, obgleich dieses selbst eine verhältnismäßig geringere Anzahl Künstler als Württemberg erzeugt. Die eben aufgestellte Behauptung gilt namentlich von der Kunst im engeren Sinne, von den bildenden Künsten. Der württembergische Staat hat sich, allzu ängstlich, zu Leistungen im großen Maßstabe nicht verstehen können. Mehr hat nach seinen Kräften der Hof gethan, namentlich König Wilhelm I. während seiner langen Regierungsperiode. Zwar ging ihm das tiefere Kunstverständnis ab, er war dem orientalischen Stil einseitig zugethan und verschuldete die Zerstörung vieler alten Baudenkmale; mußte doch sogar bei dem gründlichen Umbaue des Hoftheaters 1844/6 das Neue Lusthaus, eines der herrlichsten Monumente deutscher Renaissance, fallen. Aber der König wußte, daß Kunstpflege eine fürstliche Tugend sei, und handelte danach. Er ließ nahe bei Stuttgart die prächtigen Lustschlösser Rosenstein und Wilhelma aufführen und schmückte sie mit Bildern und Skulpturen aus; er kaufte 1851 in Venedig eine ganze Gemäldegalerie an und schenkte sie Jahrs darauf dem Museum der bildenden Künste in Stuttgart. Die Residenz wurde unter seiner Herrschaft, zumal in den letzten Jahren, als Hackländer Vorstand der K. Bau- und Gartendirektion war, durch manches öffentliche Gebäude, durch prächtige Park- und Gartenanlagen verschönert.

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts diente in Stuttgart zwar nur ein enger Kreis der Kunst, that dies aber in um so nachdrücklicherer und erfolgreicherer Weise. Dannecker und sein Schwager Gottlob Heinrich Rapp standen als Hohepriester diesem Kultus vor. Danneckers im Jahr 1809 eingeweihtes Atelier am Schloßplatze bildete einen Sammelpunkt für die hervorragendsten Geister der Stadt, einen Anziehungspunkt für fremde Gäste. Hier spielte sich viele Jahre das württembergische Kunstleben hauptsächlich

ab. Canova, Thorwaldsen, Rauch und andere berühmte Meister pilgerten nach Stuttgart, um Dannecker und seine Werke zu sehen. Viele Besucher lockte auch die ausgezeichnete Boisseréesche Sammlung altdeutscher Gemälde herbei, die 1818 von Heidelberg nach Stuttgart verbracht und dort in dem vom Könige zur Verfügung gestellten geräumigen und lichten Offizierspavillon in der unteren Königsstraße aufgestellt wurde, um leider 1827 dauernd nach Bayern zu wandern, da sich der württembergische Staat den Ankauf dieses seltenen Schatzes entgehen ließ. Die Besitzer jener Galerie, die hochgebildeten Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée aus Köln, traten während ihrem Stuttgarter Aufenthalte mit dem Rapp-Danneckerschen Kreis in engste Fühlung; führte doch Sulpiz eine Tochter Rapps als Gattin heim. Viel bedeutete auch für das Kunstleben Stuttgarts der treffliche Kunsthistoriker Ludwig Schorn, ein bayerischer Franke, der von 1820 bis 1826 dort verweilte. Cotta hatte ihn auf eine Empfehlung der Boisserée hin zum Redakteur des 1820 begründeten Kunstblattes, einer Beigabe zum Morgenblatte, berufen, dessen Herausgabe Schorn auch dann noch beibehielt, nachdem er als Professor der Kunstgeschichte nach München übergesiedelt war. Eine frische Kraft gewannen die kunstliebenden Kreise der Residenz an dem jugendlichen Karl Grüneisen, der 1825, zunächst als Hofkaplan, dauernd hierher kam. Von tüchtigen ausübenden Künstlern lebten und wirkten damals in Stuttgart eine stattliche Schar, die fast durchweg, gleich Dannecker, ihre Ausbildung Herzog Karl Eugen und dessen Karlsschule verdankten, so der Kupferstecher Johann Gotthard Müller bis 1830, der Maler Philipp Friedrich Hetsch bis 1838, der von Goethe hoch gewertete Baumeister Nikolaus Friedrich Thouret bis 1845, der weithin bekannte Maler Eberhard Wächter bis 1852.

Den unermüdlichen Bemühungen Rapps, Danneckers und des mit beiden eng verbündeten August Hartmann gelang es, 1827 den für die Kunstpflege äußerst wichtigen Kunstverein in's Leben zu rufen. Dieselben Männer erreichten 1829 ein noch höheres Ziel: der Staat eröffnete in diesem Jahr eine zunächst der Real- und Gewerbeschule angegliederte Kunstschule, zu deren erstem Vorstande natürlich Dannecker auserkoren wurde. Dem noch heute

blühenden Kunstvereine, der sofort nach seinem Entstehen 473 Mitglieder zählte, traten 1857 der Verein für christliche Kunst in der evangelischen Kirche Württembergs, eine Schöpfung Grüneisens, 1876 ein Kunstgewerbeverein, 1882 ein Verein für Förderung der Kunst in Stuttgart an die Seite. Die Kunstschule, die bald selbständig gemacht wurde und 1843 in ein eigenes, für sie und die Sammlung der staatlichen Kunstschätze gemeinsam errichtetes Heim, das Museum der bildenden Künste in der Neckarstraße, einzog, hat sich fortgesetzt erweitert; mit ihr wetteifert seit 1869 eine besondere Kunstgewerbeschule. So ist die württembergische Kunst allenthalben in die Weite und in die Breite gewachsen. Das Interesse an ihr hat aufgehört, sich in einem engen Zirkel zu verdichten, wie zur Rapp-Danneckerschen Epoche, hat sich vielmehr allmählich über die verschiedensten Gesellschafts-Schichten und Kreise zerstreut, was mit der Zunahme der Bevölkerung gar nicht ausbleiben konnte. Stuttgart hat sich zu einer Stadt von feinem künstlerischem Geschmack entwickelt, die in Dingen der Mode und des Luxus durchaus auf der Höhe der Zeit steht. Nicht bloß die Häuser der Vornehmen und Reichen, sondern auch die des wohlhabenden Mittelstandes sind mit Erzeugnissen der Kunst oder, wo dazu die Mittel nicht ausreichen, wenigstens des Kunstgewerbes allenthalben ausgeschmückt. In der durch ihre wunderbare Lage bevorzugten Stadt hat sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine bedeutende Bauthätigkeit entfaltet, sind eine stattliche Anzahl großartiger öffentlichen Gebäude, schöner Privathäuser und Villen entstanden. Die beiden vortrefflichen Architekten Christian Friedrich Leins und Joseph Egle waren es hauptsächlich, die in den letzten Jahrzehnten der schwäbischen Residenz ihren architektonischen Stempel aufdrückten, und in ihren Schülern lebt ihr Geist, ihre Kunst fort, nachdem sie selbst vom Schauplatz abgetreten sind. Auch noch nach Danneckers Tod hat es in Stuttgart an ausgezeichneten bildenden Künstlern nicht gefehlt. Des genannten Meisters hervorragendster Schüler, Theodor Wagner, rückte als Professor der Plastik an der Kunstschule in Danneckers Stelle ein, um sie vier Jahrzehnte beizubehalten, und in dessen Nachfolger, dem Weimarer Adolf Donndorf, einem Schüler Rietschels, besitzt Stuttgart seit 1877 einen Meister der Bildhauer-

kunst, der es den ersten unter seinen Fachgenossen gleichthut. Der hervorragendste Maler, den Württemberg im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, Bernhard Neher, gehörte von 1846 bis 1879 als Professor, seit 1854 zugleich als Vorstand der Kunstschule an. Er fand an dem von auswärts 1845 nach Stuttgart berufenen und hier noch wirkenden Heinrich Rustige einen würdigen Kollegen, während der Historienmaler Joseph Anton Gegenbaur, der besonders durch seine Fresken aus der württembergischen Geschichte im Residenzschlosse seinen Namen in die Herzen seiner Landsleute eingegraben hat, sich der besonderen Gunst König Wilhelms I. erfreute. Viel hat das Stuttgarter Kunstleben auch dem gefeierten Kunsthistoriker Wilhelm Lübke zu danken gehabt, der von 1866 bis 1885 als Professor der Kunstgeschichte dem Polytechnikum zur Zierde gereichte. Unermüdlich predigte er in Wort und Schrift den Kulturwert der Kunstpflege, mahnte er die maßgebenden Kreise an ihre Verpflichtungen dazu. Im Jahr 1874 führte er in einem Artikel des Schwäbischen Merkurs, der Aufsehen erregte, laute Klage über die Versumpfung des württembergischen Kunstlebens, über die stiefmütterliche Behandlung der Kunstschule, erhob er schneidende Anklage wider den Staat und wider gewisse Privatkreise. Seine Stimme verhallte nicht ungehört. Manches hat sich seitdem gebessert, und gerade in allerjüngster Zeit berechtigen günstige Vorzeichen zu der frohen Hoffnung, daß das einheimische Kunstinstitut einer neuen Blüte entgegengehe.

Die Tonkunst wurde in Stuttgart das ganze Jahrhundert über nach ihren verschiedensten Seiten, auf ihren verschiedensten Stufen mit regem Eifer ausgeübt und gepflegt. Wie in Schwaben überhaupt begegnete auch in der Residenz der Männergesang in den weitesten Schichten der Bevölkerung warmer Teilnahme. Der Stuttgarter Liederkranz, dessen Gründung im Frühjahr 1824 erfolgte, spielte und spielt nicht bloß im musikalischen, sondern auch im geistigen Leben Stuttgarts eine wichtige Rolle. Die einheimischen Poeten sind mit ihm von jeher auf's innigste verwachsen gewesen, von Gustav Schwab und J. G. Fischer bis auf Adolf Grimminger und Emil Engelmann. Wie viel hat aber auch das deutsche Volkslied den schwäbischen Dichtern zu danken! einem J. Kerner, W. Hauff,

Mörike, um von den Kleineren nicht zu reden. Mit den Poeten wetteiferten die württembergischen Komponisten, den volksmäßigen Gesang zur reichen Entfaltung zu bringen, allen voran der wackere Tübinger Universitätsmusikdirektor Friedrich Silcher. Der Stuttgarter Liederkranz aber hat von Anfang an mit glänzendem Erfolge dem Schillerkultus gedient. Er nahm eine jährlich wiederkehrende Feier an des Dichters Todestag in sein Programm auf, bildete ferner den festen Ausgangs- und Stützpunkt für alle sonstigen Feste, die zum Gedächtnis Friedrich Schillers in der Hauptstadt oder im Lande veranstaltet wurden. Die Errichtung des 1839 enthüllten Stuttgarter Schillerdenkmales von Thorwaldsens Meisterhand ist hauptsächlich das Werk des Liederkranzes. Ihm gesellten sich im Laufe der Jahre eine Anzahl weiterer Gesangvereine zu. Schon 1823 hatte sich ein Kirchengesangverein gebildet, dem 1847 der Verein für klassische Kirchenmusik nachfolgte. 1857 entstand der Orchesterverein und das Konservatorium für Musik, 1874 der Neue Singverein und der Tonkünstlerverein. 1831 und 1832 hatte man zuerst große Musikfeste nach Muster der rheinländischen in Stuttgart begangen, und 1885 wurde diese Gepflogenheit nach langer Pause wieder aufgefrischt. Stuttgart besitzt ein verhältnismäßig großes Konzertpublikum, und die reisenden Virtuosen halten deshalb hier oft und gern Einkehr. Auch für die feinste Art der Tonkunst, die Kammermusik, ist der Boden günstig, und das ganze Jahrhundert über gab es eine beträchtliche Anzahl von Familien, die sich der höheren Hausmusik liebevoll annahmen. Manches verborgene Pfarrhaus im Lande kann sich übrigens in dieser Hinsicht mit den ersten Häusern der Residenz messen. Eine besonders wichtige Rolle spielt im heimischen Musikleben die mit dem Hoftheater verbundene Hofkapelle, die, von gefeierten Dirigenten und Komponisten, wie Peter Lindpaintner, Friedrich Kücken, Karl Eckert, Johann Joseph Abert geleitet, einen Teil ihrer Bedeutung und ihres Ansehens aus den Glanzzeiten König Wilhelms I. in die Gegenwart hinübergerettet hat.

Ohne Frage steht von allen Künsten die szenische mit der Litteratur, darum auch das Bühnenleben mit dem litterarischen im engsten Zusammenhange. Die württembergische Theatergeschichte

im 19. Jahrhundert fällt mit der Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters zusammen. Neben diesem ist in der Hauptstadt bis jetzt keine zweite selbständige Bühne ernsthaften Gepräges aufgekommen, und die Theater in den Landstädten, unter denen das Ulmer noch am meisten leistet, halten sich kaum auf dem Niveau wirklicher Kunststätten. König Wilhelm I. hat seiner Hofbühne, die während seiner Regierung den Vergleich mit jedem deutschen Theater bestehen konnte, zeitlebens warme Teilnahme geschenkt. Nicht nur das Ballett und die Oper blühten, welch letztere von den fünfziger bis zur Mitte der sechziger Jahre im Zusammenwirken des Gesangstitanen Johann Baptist Pischek mit Heinrich Sontheim und Joseph Schütky, Bertha Würst-Leisinger und Mathilde Marlow ihren Gipfelpunkt erreichte: auch das Schauspiel hielt sich auf gleicher Höhe. Das Charakterfach vertraten der Reihe nach drei Größen ersten Ranges, seit 1829 Karl Seydelmann, seit 1838 Theodor Döring, seit 1846 Karl Grunert. Neben ihnen wirkten vorzügliche Kräfte, wie August Wilhelm Maurer, Eduard Gnauth, August Dobritz, der elegante Salonheld Heinrich Mürenberg, genannt Moritz, zugleich Oberregisseur, dessen Erbe später Feodor Löwe antrat. Diese Männer hatten mit den litterarischen Kreisen Stuttgarts enge Fühlung. Der intelligente und fast gelehrte Seydelmann, später der hochstrebende und ehrgeizige Grunert und der fein gebildete, selbst als Poet anerkannte Löwe pflegten namentlich mit den einheimischen Dichtern vertrauten Verkehr. Seydelmann fand an Rudolf Lohbauer, Wolfgang Menzel und anderen berufene Kritiker oder vielmehr Lobredner und zugleich Freunde. Grunert stand mit Notter, Mörike, Vischer, J. G. Fischer in enger Verbindung. Unter den Schauspielerinnen spielte im Leben wie auf der Bühne Amalie von Stubenrauch, eine üppige, stolze Schönheit und eine feuerige Künstlerin pathetisch-deklamatorischen Stiles weitaus die erste Rolle. Von München kommend, trat sie Herbst 1828 ihr Stuttgarter Engagement an. Sechsunddreißig Jahre lang hatte sie maßgebenden Einfluß auf die Theaterverhältnisse, auch nachdem sie auf die Ausübung ihrer Kunst längst verzichtet hatte. Ihr gastliches Haus in der Neckarstraße bildete ein Hauptquartier für Streber und Stellenjäger aller Art. Man hatte nur die Wahl,

sich ihr zu unterwerfen oder zu unterliegen. Die treffliche Therese Peche, Seydelmann, Döring, später sogar ihr langjähriger Verbündeter Moritz wurden ihre Opfer. Selbst den Sturz des verdienten, seit 1829 amtenden Intendanten Grafen Karl von Leutrum-Ertingen führte sie 1841 herbei. Die folgenden fünf Jahre stand Graf Wilhelm von Taubenheim, nachmaliger Oberststallmeister, an der Spitze des Institutes; ihn ersetzte 1846 Freiherr Ferdinand von Gall, ein hessischer Edelmann. In der zweiten Hälfte seiner Amtsführung stieg das Protektions-, Korruptions- und Cliquenwesen zu einem solchen Grad empor, daß König Karl, um Ordnung zu schaffen, sich 1869 veranlaßt sah, die Zügel des Theaterregimentes den Händen eines strammen Verwaltungsbeamten, des Hofkammerpräsidenten Gustav Adolf Gunzert, anzuvertrauen. Dieser löste seine nächste Aufgabe in kurzer Frist auf's vollkommenste und bereitete der Mißwirtschaft das verdiente Ende. Freilich waren nun auch die Glanzzeiten des Stuttgarter Hoftheaters dahin. Gunzert, der selbst von Kunst so gut wie nichts verstand, gesellte sich sofort den Schriftsteller Feodor Wehl als artistischen Direktor bei und ließ diesen, nachdem vorher Gustav Häcker ein Jahr lang die Intendanz provisorisch verwaltet hatte, 1874 zum Intendanten vorrücken. Wehl, ein von durchaus vornehmen, aber etwas einseitigen Prinzipien geleiteter Fachmann, als Dramaturg und Regisseur stark anfechtbar, war in seinen Befugnissen zu beschränkt, als daß man ihn für den Niedergang der Hofbühne, der sich schon in den letzten Zeiten Galls vorbereitet hatte, allein verantwortlich machen könnte. Sparsamkeit hieß fortan das oberste Prinzip, um das sich alles drehte. Mittelmäßigkeit und Langeweile hatten in dem Kunsttempel ihren Thron aufgeschlagen, und die Teilnahmlosigkeit des Publikums erreichte den höchsten Grad. Eine Besserung trat ein, als 1884 Julius Werther Wehl ablöste und gleichzeitig größere Freiheit der Bewegung als sein Vorgänger erhielt. Der neue Intendant war ein vielgewandter Praktiker und ausgezeichneter Regisseur. Ohne ein bestimmtes künstlerisches Programm zu besitzen, berücksichtigte er jeden Geschmack, suchte er möglichst vielerlei zu bieten, bot darunter auch wirklich viel Gutes. Er stellte vor allem den Zusammenhang zwischen Theater und Publikum wieder her. Werther

wurde 1890 entlassen. Einem Interim mit dem Geheimen Hofrate Friedrich Kiedaisch an der Spitze machte der Regierungsantritt König Wilhelms II. ein Ende, der 1892 das Theaterszepter wieder einem Kavalier, Joachim Gans, edlem Herren zu Putlitz, dem Sohne des bekannten Karlsruher Generalintendanten und Dichters Gustav zu Putlitz, übertrug und bald darauf die Intendanz in die Reihe der selbständigen Hofstäbe stellte. Seitdem hat der Aufschwung des Stuttgarter Theaters weitere Fortschritte gemacht, und das Institut ist allmählich wieder in die ihm innerhalb der deutschen Kunstwelt gebührende Stelle eingerückt.

Trotz den hervorragenden Leistungen, die das Hoftheater im 19. Jahrhundert aufzuweisen hatte, ist Stuttgart niemals eine eigentliche Theaterstadt gewesen. Selbst in den besten Tagen mußten die großen Künstler, um deren Besitz sich das einheimische Publikum mit Stolz vom Auslande beneiden ließ, oft genug vor leeren Bänken spielen. Von der Blüte der schwäbischen Poesie hatte die Bühne keinen Gewinn, da ja die einheimischen Dichter im Durchschnitte wenig dramatisches Talent verrieten. Wie wir schon gehört haben, suchte und fand nur ein kleiner Bruchteil von ihnen Beziehungen zur Schaubühne, für viele existierte diese merkwürdigerweise so gut wie nicht. Von den württembergischen Poeten, toten wie lebenden, hat mancher Jahre dahingehen lassen, ohne das Theater jemals zu besuchen. Ueberhaupt ist gerade unter den hochgestellten, gebildeten, ernsten Männern Stuttgarts, zumal unter denen des Beamtenstandes, eine nicht mehr zeitgemäße Verachtung gegen alles, was Bretterwelt und Bühnenkunst bedeutet, noch nicht so völlig ausgetilgt, als im Interesse der Sache zu wünschen wäre. Der vorwiegend ernste Geist, der die Stuttgarter Bevölkerung beherrscht, beengt und beschränkt die Entwicklung der Theaterverhältnisse. Beweglichkeit, Leichtlebigkeit, Vergnügungssucht sind in der württembergischen Residenz wenig heimisch. Zum mindesten hält solchen Neigungen ein intensives Interesse an Politik, an Wissenschaft, an Religion das Gleichgewicht. Der religiöse Sinn ist hier dem viel berufenen materialistischen Zuge der Zeit durchaus nicht gewichen. Die Kirchen, deren von Jahrzehnt zu Jahrzehnt neue in stolzer Pracht sich erheben, sind bei den Gottesdiensten dicht be-

setzt, eindrucksvolle Prediger der strengeren und freieren Richtung, wie Dann, die beiden Hofacker und Kapff oder Gerok und Karl Fischer an der St. Johanniskirche, haben stets Einfluß besessen. Der Pietismus ist noch immer in Stuttgart eine Macht, die zwar bescheidener als in früheren Zeiten wirkt, aber doch dann und wann bei passenden Gelegenheiten von ihrer Existenz nachdrückliche Kunde giebt. Ernsteren Zwecken dienenden Vereinen, wie dem Württembergischen Altertumsvereine, dem Anthropologenvereine, dem Vereine für Handelsgeographie u. s. w., fehlt es niemals an Teilnahme. Vorträge und Vorlesungen haben starken Zulauf, wie auch die Kollegien über allgemein bildende Fächer im Polytechnikum und anderen Instituten von Hospitanten beiderlei Geschlechtes aus der Stadt fleißig besucht werden. Neuerdings ist die Frauenbewegung, gestützt auf den 1873 begründeten Schwäbischen Frauenverein, auch hier in lebhaften Fluß geraten.

Dem litterarischen Leben Stuttgarts im besonderen ist das ganze Jahrhundert über sein Charakter durch die Verbindung der einheimischen Poeten und Schriftsteller mit den zugewanderten aufgedrückt worden. Aus allen deutschen Gauen sind hier die Lieblinge der Muse, die Helden der Feder zusammengeströmt. Stuttgart hat sich ja allmählich zum Zentrum des südwestdeutschen, zu einer der ersten Metropolen des deutschen Buchhandels überhaupt aufgeschwungen. Der wissenschaftliche, der belletristische, der artistische Verlag ist gleichermaßen zu hoher Blüte gediehen. Zahllose Buchdruckereien und Buchhandlungen sind unausgesetzt an der Arbeit, deutsche Geisteserzeugnisse zu vervielfältigen und über den ganzen Erdball zu verbreiten. Anstalten ersten Ranges befinden sich darunter. Das Cottasche Geschäft hat Jahrzehnte lang in Deutschland unbestritten den hervorragendsten Platz eingenommen und genießt noch immer, längst aus dem Besitze der Familie Cotta in andere Hände übergegangen, hohes Ansehen. Mit ihm steht eine jüngere Gründung im engen Zusammenhange, die ausgedehnte Deutsche Verlagsgesellschaft Union, die eine Reihe größerer und kleinerer Firmen in sich aufgesogen hat. Die Seele dieser Institute ist der Geheime Kommerzienrat Kröner, einer der intelligentesten deutschen Buchhändler. Mit der Union konkurriert ein ähnliches gewaltiges Unter-

nehmen, die Deutsche Verlagsanstalt. Diese Aktiengesellschaft ist 1881 aus der Buchhandlung entstanden, welche 1848 Eduard Hallberger unter seinem Namen begründete und rasch emporbrachte. Neben den Großbetrieben wird der Ruf des Stuttgarter Verlagshandels noch durch eine Reihe überall bekannter und angesehener Einzelfirmen aufrecht erhalten. Man braucht nur an Namen wie Steinkopf, Metzler, Neff, Krabbe, Bonz, Hoffmann zu erinnern. Aus allen Provinzen reisen Manuskripte jeglicher Art, jeglichen Umfanges, jeglicher Bedeutung nach der württembergischen Hauptstadt, um hier zu Büchern umgewandelt zu werden. Natürlich kommen die Autoren auch selbst, um ihre Geschäfte persönlich abzuwickeln. Auf diese Weise hat Stuttgart die meisten deutschen Litteraturgrößen des ganzen Jahrhunderts wenigstens vorübergehend in seinen Mauern beherbergt. Die Stadt ist zugleich aber auch ein Hauptquartier für periodische Druckwerke. Hier erschienen und erscheinen große wissenschaftliche Zeitschriften, Almanache und Taschenbücher, populär-wissenschaftliche und belletristische Blätter jeden Stiles und Charakters. Das „Morgenblatt für gebildete Stände" behauptete sich siegreich bis zum Jahr 1865. Einige vornehme Unterhaltungsblätter, wie die Hausblätter oder die Freya, nahmen mit ihm in den letzten Jahren seines Bestehens den Wettbewerb auf. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts kamen die illustrierten Familienblätter empor, auf die sich namentlich der Hallbergersche und der jetzt in der Union aufgegangene Schönleinsche Verlag warfen. Gegenwärtig haben die Redaktionen von „Ueber Land und Meer", „Gartenlaube", „Vom Fels zum Meer" und zahlreichen sonstigen belletristischen Zeitschriften ihre Sitze in Stuttgart. Infolge dieser Verhältnisse haben sich hier auch eine Anzahl auswärtiger Dichter und Schriftsteller als Redakteure dauernd niedergelassen, darunter manche gefeierte Namen, zumal zu Zeiten des Morgenblattes und seiner Beigaben, des Litteraturblattes und des Kunstblattes.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts gaben die Männer des neu gegründeten Morgenblattes, die Haug und Weisser, die Matthisson und Reinbeck, in Stuttgart den litterarischen Ton an. Die früher geschilderten Künstlerkreise, deren Mittelpunkte Dannecker, G. H. Rapp

und die Brüder Boisserée bildeten, standen mit den Dichtern und Schriftstellern in engster Fühlung. Noch glich ja in Stuttgart alles, was höhere geistige und künstlerische Bestrebungen hatte, gewissermaßen einer Familie und hielt, ohne sich den Satzungen eines Vereines zu unterwerfen, fest zusammen. Das Rappsche, das Georgiische, das Hartmann-Reinbecksche Haus ragten als wichtige Kulturzentren aus der Zeit König Friedrichs weit in die König Wilhelms I. herein. Namentlich in dem Haus in der Friedrichsstraße, das der Geheimerat August Hartmann mit Frau und Töchtern und dessen Schwiegersohn Georg Reinbeck mit seiner Gattin Emilie gemeinsam bewohnten, spielte sich bis in die vierziger Jahre ein beträchtliches Stück schwäbischen Geisteslebens ab. Der alte Hartmann verfertigte selbst hübsche Gelegenheitsverse, Reinbeck that sich als vielseitiger Dichter und Schriftsteller hervor, Emilie, eine Frau von seltenen Geistes- und Charaktereigenschaften, war Landschaftsmalerin von einer über den Dilettantismus weit hinausragenden Begabung. Diese liebenswürdigen, warmherzigen Menschen bereiteten gleichzeitig dem Edlen und Schönen und den echt deutschen Familientugenden an ihrem Herd eine Stätte. Alle die Berühmtheiten, die sich dauernd oder vorübergehend in Stuttgart aufhielten, gingen bei Hartmanns und Reinbecks aus und ein und fühlten sich wohl bei ihnen.

Die großen württembergischen Verfassungskämpfe der Jahre 1815 bis 1819 brachten in das einträchtige Zusammenleben der gebildeten Stuttgarter Kreise eine unerquickliche Störung. Die Poeten, die Schriftsteller, die Gelehrten ergriffen so gut wie die berufsmäßigen Politiker Partei und manche von jenen verwandelten sich in diese. Die Leidenschaften waren zu heftig erregt, als daß die politischen Gegner auf den neutralen Gebieten der Künste und Wissenschaften unbefangen miteinander hätten verkehren können. Die Altrechtler hatten ihr Hauptquartier im Hause des wackeren Rechtsanwaltes und Prokurators Albert Schott (1782—1861) aus Sindelfingen (O.A. Böblingen), das auch in den folgenden Jahrzehnten ein Mittelpunkt der freisinnigen Bewegung blieb und viele hervorragende Männer unter seinem Dache sah. Schott war ja nicht bloß langjähriger Führer der württembergischen Fortschrittler,

sondern zugleich ein Mann von vielseitiger geistigen Regsamkeit. Er spielte im gesamten öffentlichen Leben Stuttgarts eine Rolle, war unter anderem Mitbegründer und erster Vorstand des Liederkranzes', machte sich um den Schillerkultus verdient. In engem Bunde mit Schott stand Ludwig Uhland, dessen Gestirn in jenen Jahren rasch emporstieg. Die Freunde einer neuen Verfassung fanden sich dagegen bei dem gleichfalls von litterarischen Neigungen erfüllten Freiherren Karl August von Wangenheim zusammen, der in den Jahren 1816 und 1817 als Kultminister in Stuttgart wohnte. In seinem Hause konnte man vor allem Friedrich Rückert begegnen; auf Wangenheims Empfehlung hatte ihn Cotta an das Morgenblatt berufen, dessen Redaktion er 1815 und 1816 führte.

Die Vollendung des schwierigen Verfassungswerkes im Jahr 1819 stellte den Frieden nach allen Richtungen wieder her. In den folgenden Zeiten wußten sich die Stuttgarter Dichter und Schriftsteller mit verschwindenden Ausnahmen einig in ihren liberalen Gesinnungen. Um so fester hielten sie untereinander zusammen. Eine geschlossene litterarische Vereinigung bildeten sie auch jetzt nicht. Zwanglose abendliche Zusammenkünfte in Gasthöfen oder Privathäusern, Lesekränzchen und ähnliche Veranstaltungen vertraten die Stelle einer solchen. Ueberdies vereinigte damals das Museum, ein vorzüglich eingerichtetes Privatinstitut zu Unterhaltungs- und Lesezwecken, die ganze gebildete Stadt, und innerhalb dieser Gesellschaft sonderten sich wieder engere Zirkel ab. Das ältere, die klassizistische Manier vertretende Dichtergeschlecht mußte mehr und mehr hinter der jüngeren, romantischen Generation, die sich um Uhland und Schwab scharte, zurückstehen. Uhland verlegte bald seinen Wohnsitz von Stuttgart nach Tübingen und überließ die Führerrolle Schwab, der sich für eine solche weit besser eignete. 1817 kam dieser als Gymnasialprofessor nach der Hauptstadt, und die zweiundzwanzig Jahre, die er hier verweilte, gehörten zu den glänzendsten des Stuttgarter litterarischen Lebens. An dem häuslichen Herde, den er alsbald mit seiner Sophie begründete, sammelten sich die einheimischen wie fremden Dichter und Schriftsteller. Mit zahlreichen auswärtigen Größen unterhielt er litterarischen und freundschaftlichen, brieflichen und persönlichen Verkehr. Er ver-

mittelte hauptsächlich die Beziehungen zwischen seinen Landsleuten, ja, den Süddeutschen überhaupt und den norddeutschen Kollegen. Lange Zeit liefen die litterarischen Fäden von ganz Süddeutschland in seinen Händen zusammen. Außer seinen persönlichen Eigenschaften dankte er seine Machtstellung besonders seinem Anteil an der Redaktion des Morgenblattes, seinem Einfluß auf den Buchhändlerfürsten Cotta, der Mitherausgabe des Deutschen Musenalmanaches. Neben Schwab spielten von Einheimischen Grüneisen, Friedrich Seeger und die beiden Hauff eine Rolle. Wilhelm Hauff freilich nur kurze Zeit. Nach seinem frühen Tode trat sein älterer Bruder Hermann (1800—1865) aus Stuttgart, ursprünglich Mediziner, ein vielseitig gebildeter Mann von gründlichem Wissen, in die Redaktion des Morgenblattes ein, die er fast vier Jahrzehnte höchst verdienstvoll führte, für manches aufstrebende Talent ein freundlicher Berater und bereitwilliger Förderer. Seit 1847 war Hauff zugleich Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek. Selbst leistete er als Essaiist Tüchtiges, bearbeitete hauptsächlich die Gebiete der Naturwissenschaften, der Völkerkunde, der Kulturgeschichte, schrieb ein Buch über „Moden und Trachten“ (1840), sammelte seine „Skizzen aus dem Leben und der Natur“ (zwei Bände, 1840), war Herausgeber verschiedener großen Unternehmungen. In den dreißiger Jahren ließen sich die beiden Pfizer, Kölle, Ludwig Bauer, Hermann Kurz, Karl Fetzer, Albert Knapp, den freilich seine strengen religiösen Anschauungen von der Mehrzahl der Sangesgenossen trennten, und manche andere schwäbische Dichter und Schriftsteller in Stuttgart nieder.

Die von auswärts in die württembergische Hauptstadt gewanderten Litteraten blieben an Zahl und Bedeutung hinter den einheimischen nicht zurück. Herbst 1816 löste die wackere Therese Huber (1764—1829), die Tochter des berühmten Göttinger Philologen Heyne, die Witwe Georg Forsters und Ludwig Ferdinand Hubers, Rückert in der Redaktion des Morgenblattes ab. Sie hatte schon früher einige Jahre an der Seite ihres zweiten Gatten in Stuttgart zugebracht. Jetzt blieb sie bis 1824 dort. Die hochgebildete, geistreiche und liebenswürdige Dame vereinigte in ihrem Salon einen auserlesenen Zirkel und hielt besonders mit dem Hart-

mann-Reinbeckschen und Schwabschen Hause gute Freundschaft. 1820 stellte sich der als Dramatiker bekannt gewordene Sachse Adolf Müllner (1774—1829) in Stuttgart ein und wurde von Cotta mit der Leitung des dem Morgenblatte beigegebenen Litteraturblattes betraut, die er fünf Jahre lang beibehielt. Nach glücklichen Anfängen waltete er bald seines Kritikeramtes in so selbstsüchtiger und parteiischer, würdeloser und zänkischer Weise, daß ihn Cotta schließlich von seinem Posten entfernen mußte. Müllner setzte seine Thätigkeit in einem eigenen Journale, dem „Mitternachtblatt für gebildete Stände", auf gewohnte Manier fort, verließ aber bald Stuttgart, wo er geistig niemals festen Fuß gefaßt hatte. Sein Nachfolger in der Redaktion des Litteraturblattes wurde Wolfgang Menzel (1798—1873). Dieser, ein Schlesier aus Waldenburg, kam Frühjahr 1825 von Heidelberg nach Stuttgart in der Absicht, alsbald nach München, wo er bleiben wollte, weiterzureisen. Er ließ sich jedoch durch Cotta festhalten und schlug hier seinen dauernden Wohnsitz auf. Württemberg wurde ihm bald zur zweiten Heimat. Er heiratete eine Schwäbin und trat damit in eine weitverzweigte einheimische Familie ein. 1831, 1833 und wieder 1848 wurde er sogar in die württembergische Kammer gewählt; anfangs stand er in den Reihen der liberalen Opposition, später neigte er mehr und mehr nach der konservativen Seite. In dem geistigen und geselligen Leben Stuttgarts spielte Menzel Jahrzehnte lang eine bedeutende Rolle, war an allen möglichen Vereinen und Gesellschaften beteiligt. Man zählte ihn völlig zum schwäbischen Litteratenvolke, was diesem insofern nicht vorteilhaft war, als es durch ihn tiefer als nötig in dessen Fehden, zumal in die mit den Jungdeutschen, verwickelt wurde. Menzels litterarische Macht reichte weit über die Grenzen Württembergs hinaus. Es fehlte ihm keineswegs an poetischer Begabung. Doch verlegte er sich im Laufe der Jahre fast ganz auf die Prosaschriftstellerei und entfaltete hier große, fast zu große Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit. Sein Bestes leistete er als Historiker. Seinen Einfluß schuf er sich indessen hauptsächlich durch sein kritisches Wirken. Lange Jahre gab er das Cottasche Litteraturblatt und, nachdem dieses eingegangen war, zwischen 1852 und 1869 ein eigenes in anderem Verlage heraus.

Er war als Kritiker gleichermaßen angesehen und gefürchtet. Seine Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Offenherzigkeit, Ueberzeugungstreue und Selbständigkeit gebieten Achtung. Aber er läßt die Duldsamkeit, die Unbefangenheit völlig vermissen. Er hat Autoren und Werke nicht sowohl nach ihrer litterarischen Bedeutung als nach dem politisch-religiösen Parteistandpunkte beurteilt, und unter Eingeweihten war es kein Geheimnis, daß er Bücher, über die er herzufallen im voraus entschlossen war, häufig überhaupt nicht las. Durchaus in den Anschauungen der Romantik groß geworden, war er Patriot und Deutschtümler, streng moralisch, streng religiös, sogar abergläubisch. Durch seinen lächerlichen, blinden Goethehaß machte er sich selbst seinen Freunden unangenehm. Hegel und die Hegelianer, Strauß vor allen, verabscheute er. Am heftigsten fuhr er gegen Börne, Heine und die Jungdeutschen los, die er sogar beim Bundesrate denunzierte. Seine Gegner blieben ihm nichts schuldig, und so stand er fortgesetzt im Mittelpunkte von litterarischen Kämpfen, die er mit Leidenschaft, ja, mit der rücksichtslosesten Grobheit durchfocht. Für solche dagegen, deren Tendenzen den seinigen nicht widerstrebten, konnte er ein wohlwollender und nützlicher Gönner sein, wie sich überhaupt persönlich mit ihm gut verkehren ließ.

Es war eine Ironie, wie sie das Schicksal liebt, daß Menzel den Berliner Studenten Karl Gutzkow, den er später als Jungdeutschen bis auf's Messer bekämpfte, nach Stuttgart berief, um ihn als Gehilfen in der Redaktion des Litteraturblattes zu verwenden. Gutzkow, der 1831 bis 1833 dort weilte, fand übrigens zu den einheimischen Poeten kein rechtes Verhältnis und urteilte über sie und württembergische Verhältnisse in ebenso hämischer als oberflächlicher Weise ab. 1834 siedelte sich der Schriftsteller August Lewald (1792—1871) aus Königsberg in Stuttgart an, wo er die große Zeitschrift „Europa" und außerdem eine Theaterrevue begründete. Er machte ein Haus und hatte vielseitigen Verkehr. 1841 zog er weiter, um in späteren Jahren zurückzukehren und nochmals in die künstlerisch-litterarischen Verhältnisse der schwäbischen Residenz in wenig rühmlicher Weise einzugreifen. 1837 öffnete sich hier der Salon der Frau Emma von Suckow, geborenen von Calatin

(1807—1876) aus Pappenheim in Bayern, die sich als Schriftstellerin Emma Niendorf nannte. Sie war an einen württembergischen Offizier, den Mecklenburger Karl von Suckow, verheiratet, der 1863 als Oberst starb. Das Paar lebte bis 1837 abwechslungsweise in Ulm und Ludwigsburg, dann in Stuttgart, wo Frau von Suckow, die allerdings viel reiste, auch noch als Witwe wohnte. Die phantasievoll und enthusiastisch veranlagte Dame schloß sich an die schwäbischen und sonstigen Dichtergrößen mit Begeisterung an. Sie war ihrer Gutherzigkeit halber überall wohl gelitten, ihrer Ueberspanntheit halber viel geneckt. Klemens Brentano nannte sie unhöflich genug „die Anmutstrampel", J. Kerner etwas zarter eine „wahnsinnig gewordene Aeolsharfe". In verschiedenen Büchern, die man nur nicht als streng historische Quellen auffassen darf, hat sie artig über ihren Umgang mit dem württembergischen Poetenvolke, namentlich über J. Kerner und Lenau, geplaudert. An ihrem Theetisch in Stuttgart, der im Rufe stand, mehr Genüsse für den Geist als für den Magen zu bieten, pflegten sich Männer und Frauen von Bedeutung zu vereinigen.

Von Dichtern und Schriftstellern, die in den zwanziger und dreißiger Jahren für kürzere oder längere Zeit ihren Wohnort in Stuttgart hatten, seien noch die folgenden genannt: Friedrich Apollonius Freiherr von Maltitz, russischer Gesandtschaftsattaché, der Berliner Ludwig Robert, der eine Schwäbin zur Frau nahm, Ludwig Börne, dessen Fahrt nach der Hauptstadt Württembergs in seiner reizenden Humoreske von der deutschen Postschnecke geschildert ist, der Volksschriftsteller Christian Karl André, württembergischer Hofrat und Sekretär bei der landwirtschaftlichen Zentralstelle, der berühmte Uebersetzer Johann Dietrich Gries, der Pädagoge Bernhard Mönnich aus Berlin, Menzels Schwager, der 1825 bis 1828 als Litterat in Stuttgart weilte und wieder von 1848 bis an sein 1868 eingetretenes Ende höhere Lehrämter im Lande versah, der Romandichter Karl Spindler aus Breslau, der Sachse August Gebauer, der Thüringer Ludwig Storch, der Publizist Ernst Münch, ein geborener Schweizer, der von 1831 bis 1841 als Geheimer Hofrat an der Spitze der Hofbibliothek stand und der Regierung seine Feder lieh, weshalb er bei den Liberalen, also auch

bei der Mehrzahl der einheimischen Dichter in geringer Achtung stand. Von 1836 bis 1854 trieb sich der reich begabte, aber haltlose Sachse Ernst Ortlepp in Stuttgart herum, der noch heute in der Erinnerung mancher als Typus eines poetischen Hungerleiders und verkommenen Genies fortlebt. 1840 — es war das Jahr, da das vierhundertjährige Jubelfest der Buchdruckerkunst auch in Stuttgart großartig gefeiert wurde — zählte man hier bei einer Einwohnerzahl von etwa 40 000 Seelen nicht weniger als 249 ansässige Schriftsteller.

Die litterarischen Berühmtheiten, die sich während dieser Epoche vorübergehend in Stuttgart aufhielten, können unmöglich alle einzeln aufgezählt werden. Die einen führten Verlagsgeschäfte hierher, die anderen das Verlangen, sich dem gefeierten Poetenkreise persönlich zu nähern. Schwab war am meisten gesucht, nächst ihm wohl Menzel, der einflußreiche Kritiker, dem namentlich die Jugend hofierte. Die einen zogen immer wieder die anderen nach sich. Auch Wanderversammlungen und Kongresse der verschiedensten Art fanden häufig in Stuttgart statt. Die besser gestellten Fremden pflegten im König von England bei der Stiftskirche abzusteigen, damals dem ersten Gasthofe der Stadt, wo auch die eingesessenen Dichter, Künstler, Schauspieler heitere Tafelrunde hielten. Es kam wohl vor, daß sich die Gäste in der schwäbischen Residenz nicht alsbald behaglich fühlten und nur allmählich an die herrschenden Umgangsformen und gesellschaftlichen Sitten gewöhnten; wenn dies aber einmal geschehen war, gefiel es ihnen um so besser; viele konnten sich nur schwer von Stuttgart trennen und rechneten die hier verbrachten Tage unter die schönsten ihres Lebens. Trafen sie doch hier nicht bloß viele erlauchte Geister, sondern auch eine Gesellschaft, die für höhere Bestrebungen, zumal für die Poesie, ebenso viel Empfänglichkeit als Verständnis zeigte.

1817 stattete Ludwig Tieck dem Schwabenland einen Besuch ab, den er 1828 wiederholte. In diesem Jahre veranstalteten ihm die Stuttgarter ein Fest im dortigen Königsbad, an dem sich auch Uhland beteiligte; außerdem gab ihm Schwab eine Abendgesellschaft. Sommer 1819 hielt sich Jean Paul einige Wochen in der württembergischen Hauptstadt auf und ließ sich von Frauen und Jüng-

lingen verhimmeln. Vormittags arbeitete er meist im Freien auf der Silberburg, die Nachmittage und Abende widmete er der Geselligkeit und Ausflügen in die Umgegend. Herbst 1820 stellte sich Achim von Arnim in Stuttgart ein und bereiste das Schwabenland, um für seinen hier spielenden Roman „Die Kronenwächter" Vorstudien zu machen. Als Platen 1825 die württembergischen Dichter aufsuchte, befreundete er sich hauptsächlich mit Schwab, der ihn in einem Sonett feierte; die beiden traten fortan miteinander in Briefwechsel. Besonders innig schloß sich der liebenswürdige Wilhelm Müller aus Dessau, der Dichter der „Müllerlieder" und „Griechenlieder", an die Schwaben an, mit denen er auch in unverkennbarem litterarischen Zusammenhange steht. Wie diese hielt er sich an die volkstümliche Richtung der Romantik. Im Spätsommer 1827 kam er mit seiner Frau nach Stuttgart und genoß vierzehn Tage die Gastfreundschaft des Schwabschen Hauses; er reiste dann nach Weinsberg weiter. Alle gewannen Müller lieb: einen um so erschütternderen Eindruck rief sein plötzlicher, bald nach seiner Heimkehr erfolgter Tod hervor. 1829 zeigte sich Karl Egon von Ebert aus Prag zum erstenmal, 1831 zum zweitenmal in Stuttgart; viele andere österreichisch-ungarische Dichter folgten nach: außer Lenau Graf Auersperg (Anastasius Grün), Baron Joseph Christian von Zedlitz, Franz Stelzhamer, der Humorist Moriz Gottlieb Saphir, Franz Grillparzer, Freiherr von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm), sogar der greise Ladislaus Pyrker, Erzbischof von Erlau. 1832 ließ sich Baron Alexander von Ungern-Sternberg, der bekannte Novellist, sehen, 1833 Karl Immermann, der von Stuttgart mit den angenehmsten Eindrücken schied, obgleich er als starrer Royalist das Verhalten der liberalen Opposition nicht fassen konnte. In seinem Reisejournale, das sich damals schon unter der Presse befand, fiel er denn auch über jene rücksichtslos her und befehdete Paul Pfizer besonders heftig. Desto mehr sympathisierte August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, der September 1834 und später wiederholt nach Stuttgart kam, mit den dortigen Volksmännern. 1836 stellte sich Friedrich Hebbel, 1837 Franz von Gaudy vor. Unter den berühmten Besuchen Stuttgarts in diesen Jahren stoßen wir ferner auf Gräfin Ida von Hahn-

Hahn, Rosa Maria Assing, den Dramatiker Michael Beer, Karl Simrock, den ostpreußischen Dichter Gotthilf August von Maltitz, den Novellisten Levin Schücking und viele andere. Seit Schwabs Pariser Aufenthalt vom Jahr 1827 sprachen hin und wieder auch hervorragende Franzosen in Stuttgart vor, so Alphonse Lamartine, der 1833 auf dem Heimwege vom Orient seinen deutschen Uebersetzer besuchte, Xavier Marmier, Edgar Quinet.

Eine Fülle der herrlichsten und zugleich schmerzlichsten Erinnerungen beschwört der Name Niklaus Lenau herauf, der mit unauslöschlichen Zügen in die Litteraturgeschichte Schwabens eingetragen ist. Nicht als ob er seine Person weiten Kreisen des Publikums dargestellt und eine öffentliche Rolle gespielt hätte: er selbst fühlte sich nur im engen Verkehre mit einer verhältnismäßig kleinen Zahl Intimer wohl. Aber auf diese, die geistig hervorragendsten Männer und Frauen im Land, übte er tiefe Wirkungen aus.

Sommer 1831 zeigte sich der damals noch völlig unbekannte Nikolaus Niembsch von Strehlenau, der sich als Dichter Lenau nannte, zum erstenmal in Stuttgart, wo er in Cotta einen Verleger seiner poetischen Schöpfungen zu finden hoffte. Er hatte einige Zeit vorher Gedichte an Schwab zur Prüfung und Aufnahme in das Morgenblatt gesandt; um sich nach ihrem Schicksale zu erkundigen, suchte er — es war am 9. August — jenen persönlich auf. Schwab, der noch nicht dazu gekommen war, die Manuskripte durchzugehen, holte in Eile das Versäumte nach, und unmittelbar drängte sich ihm die Ueberzeugung von der großen, eigenartigen Begabung seines Gastes auf. Dieser Eindruck verstärkte sich noch, als nun Lenau selbst Gedicht um Gedicht vortrug. Gustav Pfizer war gerade in Schwabs Haus anwesend. Die drei Poeten blieben bis Mitternacht zusammen, und rasch waren sich die beiden Schwaben und der ungarische Edelmann nahe getreten, hatten miteinander Brüderschaft geschlossen. Anderen Morgens reiste Lenau nach München weiter, aber schon nach wenigen Tagen kehrte er, von Sehnsucht nach den neuen Freunden getrieben, zurück und nahm nun mehrere Monate die Gastfreundschaft des Schwabschen Ehepaares in Anspruch. Der gewünschte Verlagsvertrag mit

Cotta kam alsbald zu stande, doch das Erscheinen der ersten Gedichtsammlung Lenaus verzögerte sich noch bis zum folgenden Jahre. Lenau lernte nun eine Anzahl der weiteren litterarischen Größen Stuttgarts kennen, Grüneisen, Menzel, Hermann Hauff u. s. w. Er unternahm, teils von Schwab begleitet, teils von ihm mit Empfehlungen ausgerüstet, Ausflüge zu Uhland nach Tübingen, zu Mayer nach Waiblingen, zum Grafen Alexander von Württemberg nach Serach, zu Kerner nach Weinsberg. Das Verhältnis zu Uhland gedieh nicht über die Anfänge hinaus; desto inniger und fester gestalteten sich die Freundschaften, die Lenau mit den drei zuletzt genannten Dichtern einging. Anfang November 1831 begab er sich zur Fortsetzung seiner medizinischen Fachstudien nach Heidelberg; die Weihnachtstage verbrachte er wieder bei Schwabs. Auch im Frühjahr 1832 weilte er unter seinen schwäbischen Freunden. Im Sommer unternahm er dann den verunglückten Versuch, sich in Amerika einzubürgern. Schon Jahrs darauf begegnen wir ihm wieder in Stuttgart. Fortan verging kein Jahr, ohne daß er Wochen oder Monate im Schwabenlande, seiner zweiten Heimat, verbrachte. Die Ruhe, der Friede, die Ehrbarkeit bürgerlichen Familienlebens, das hier seiner wartete, wurde ihm zum Bedürfnis, wenn er sich an den Genüssen der Wiener Geselligkeit übersättigt hatte. Bei seinen schwäbischen Freunden und Freundinnen fand er herzliche persönliche Teilnahme, wohlthuendes Verständnis für sein poetisches Schaffen. Man riß sich förmlich um ihn, die württembergischen Dichterhäuser stritten sich um den Vorzug, ihn beherbergen zu dürfen. Emma von Niendorf vollends, zu der er allerdings erst 1840 in nähere Beziehungen trat, kannte in ihrer Begeisterung für den interessanten Ungarn kein Maß und Ziel. Es haben sich auch anklagende Stimmen gegen den übertriebenen Kultus erhoben, dessen Gegenstand Lenau war. So meint Theobald Kerner, der ihm gestreute Weihrauch habe sein Nervensystem zerrüttet, und schiebt einen Teil des schlimmen Ausganges auf „die weiche Theeluft Stuttgarts“. Das mag nicht ganz unrichtig sein. Jedenfalls lag in Lenaus Wesen etwas ungemein Bezauberndes und Einschmeichelndes, das seine Triumphe begreiflich macht. Schon seine äußere Erscheinung und Haltung, der edel geformte Kopf mit

den seelenvollen, unergründlichen Augen gewann ihm die Herzen im Sturm. Und wenn er sich dann in ein tiefsinniges Gespräch verbohrte oder mit seinem prächtigen Organe, seinem ergreifenden Vortrage seine Gedichte las oder bald auf der Violine, bald auf der Guitarre die herrlichsten ungarischen Weisen meisterhaft spielte! Er konnte so zutraulich, so herzlich sein. Oftmals freilich kam ein finsterer Geist über ihn, und er quälte dann seine Freunde durch Kälte, Launenhaftigkeit, Schroffheit, Unfreundlichkeit, Trübsinn, Heftigkeit. Wenn er abwesend war, ließ er sich zeitweise unverantwortliche Nachlässigkeiten in der Korrespondenz zu Schulden kommen. Ihm fehlte die innere Harmonie, der feste sittliche Halt. Schwab, der von Lenau gesagt hat, er ziehe einen schwarzen Faden durch das Leben seiner Freunde, erfuhr dies zuerst an sich. Schon während seinem ersten Aufenthalt in Stuttgart lernte Lenau Lotte Gmelin, eine junge Verwandte der Schwabschen Familie, kennen und lieben. Seine Neigung wurde erwidert, doch fand er nicht den Mut, das Mädchen für immer an sich zu ketten. Schwabs verübelten ihm dies sehr, und dadurch geriet in das gegenseitige Freundschaftsverhältnis eine lange nachklingende Dissonanz.

Mit dieser Angelegenheit mochte es auch zusammenhängen, daß Lenau seit Frühjahr 1832 nicht mehr im Schwabschen, sondern im Reinbeckschen Hause sein Absteigequartier nahm. Er galt hier als ein Sohn der Familie. Der alte Hartmann, mit dem er um die Wette zu rauchen und zu plaudern pflegte, gewann ihn lieb, mit Reinbeck verband ihn eine auf den humoristischen Ton gestimmte Freundschaft, die Damen des Hauses verhätschelten ihn. Am innigsten gestaltete sich sein Verhältnis zu Emilie Reinbeck. Es war ein durch keine Leidenschaft getrübter Seelenbund zweier Künstlernaturen, die sich gegenseitig völlig verstanden. Er weihte sie in die tiefsten Geheimnisse seines poetischen Schaffens ein. Sie porträtierte ihn, sie entnahm die Motive zu ihren meisten Gemälden seinen Gedichten, deren melancholische Stimmung sie in Farben vorzüglich wiederzugeben wußte. Unter allen schwäbischen Freunden Lenaus hat Emilie am meisten Glück von ihm empfangen, aber auch am meisten durch ihn gelitten. Zu der durch Charakter und Temperament bedingten Ungleichmäßigkeit und Unzuverlässigkeit

seines Benehmens gesellte sich der unselige Einfluß einer anderen, geistig gleichfalls bedeutenden, aber weniger edlen und selbstlosen Frau, Sophie Löwenthal in Wien, die ihn ganz für sich haben, von den Stuttgarter Kreisen abziehen wollte. Nichts hat so sehr die Katastrophe herbeigeführt als die unsinnige Leidenschaft für diese Frau, die Gattin eines Freundes, in deren Banden er seit 1834 schmachtete. Im Sommer 1844 unternahm er einen letzten gewaltsamen Versuch, sich aus dem Labyrinthe der Verzweiflung zu retten, indem er sich, manchen entgegenstehenden Bedenken zum Trotze, mit der Frankfurter Patrizierstochter Marie Behrends, einem trefflichen Mädchen, verlobte. Reinbecks, gegen die er sich gerade in der jüngsten Zeit unentschuldbar benommen hatte, bestärkten ihn schließlich in dem Vorsatz, an der Braut festzuhalten, während die Löwenthal mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln gegen die Heirat intriguierte und ihn den fürchterlichsten Seelenerregungen überantwortete. Am 20. September 1844 war Lenau in Stuttgart eingetroffen, am 29. spürte er eine rheumatische Lähmung des Gesichtes, in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober kam der Wahnsinn zum ersten Ausbruche. Noch acht Tage blieb der Tobsüchtige im Reinbeckschen Hause, da Zeller, der Direktor der Irrenanstalt Winnenthal, den man benachrichtigt hatte, gerade von dort abwesend war. Emilie pflegte den unglücklichen Freund, auf den sie allein noch einen Rest von besänftigendem Einfluß ausübte, mit fast übermenschlicher Anstrengung und Hingabe. Am 21. Oktober kam Zeller, am folgenden Tage wurde Lenau — man hatte ihm die Zwangsjacke anthun müssen — von dem getreuen Gustav Pfizer begleitet, nach Winnenthal überführt. Emilie folgte einige Stunden später mit dem Gepäcke nach. Ihr lag auch die schwere Pflicht ob, sich der Braut und ihrer Mutter, die, von Angst und Sorge getrieben, nach Stuttgart geeilt waren, anzunehmen.

Fast drei Jahre verbrachte Lenau, auf's sorgsamste beobachtet und behandelt, in jener schwäbischen Irrenanstalt. Die anfänglichen Hoffnungen auf Genesung erwiesen sich bald als trügerisch. Die württembergischen Freunde ließen es an Zeichen der Teilnahme nicht fehlen, sie kamen alle, auch Uhland, nach Winnenthal; in der ersten Zeit durften sie ihm sich nähern, später ihn nur noch aus

der Ferne sehen. Auch die österreichischen Dichter besuchten den unglücklichen Landsmann: außer seinem Schwager Anton Schurz pilgerten Eduard Bauernfeld, Anastasius Grün, Ludwig August Frankl zu ihm. Im Mai 1847 wurde er auf Wunsch seiner Angehörigen in die Heilanstalt Oberdöbling bei Wien gebracht, wo er noch bis zum 22. August 1850 in kläglichem Zustande sein Leben fortschleppte. Gustav Schwabs Sohn Christoph sah ihn dort einmal.

Emilie Reinbeck war dem Freunde im Tode längst vorangegangen. Die Qualen und Aufregungen jener furchtbaren Oktobertage setzten der schon vorher Leidenden hart zu. Sie lebte fortan ganz zurückgezogen, rührte keinen Pinsel mehr an. Am 15. August 1846 wurde die edle Frau von ihren Leiden erlöst. Am 1. Januar 1849 starb Reinbeck, am 4. April desselben Jahres der greise Hartmann. So hatte sich die Sonne des Hartmann-Reinbeckschen Hauses fast gleichzeitig mit der Lenaus zum Untergange geneigt. Eine der bedeutendsten schwäbischen Kulturstätten war damit vom Schauplatze verschwunden.

Schon geraume Zeit vor der Katastrophe Lenaus hatte Schwab seine litterarische Stellung aufgegeben und die Hauptstadt verlassen. Einiges trug zu diesem Entschlusse der bekannte Almanachstreit mit seinen Folgen bei. Der Jahrgang 1837 des deutschen Musenalmanaches sollte mit Uhlands Bild geziert werden. Da dieser ablehnte, wählte der Verleger Reimer ohne Vorwissen der Herausgeber Schwab und Chamisso Heines Porträt — den württembergischen Mitarbeitern gegenüber immerhin eine Taktlosigkeit; denn zwischen der sittlichen und poetischen Lebensauffassung dieser und der des Dichters der Reisebilder gähnte eine unüberbrückbare Kluft. Trotzdem hätte Schwab klüger daran gethan, die Thatsache einfach hinzunehmen, da ja die künstlerische Bedeutung Heines immerhin Reimers Vorgehen rechtfertigte. Wirklich dachte auch jener, obschon verstimmt, anfangs an keine Absage, ließ sich dann aber von dem mit Heine tödlich verfeindeten Menzel und anderen dazu drängen. Mit Schwab zogen sich zugleich seine Landsleute von dem Almanache zurück, sowohl aus Korpsgeist als aus dem äußeren Grunde, daß die Aufnahme ihrer Beiträge bis dahin durch

Schwab vermittelt worden war. Der deutsche Musenalmanach für das Jahr 1837 erschien also ohne Mitwirkung der Schwaben. Die Sache wirbelte in der litterarischen Welt viel Staub auf, in Norddeutschland machte man sich nicht ganz ohne Grund über den Schwabenstreich lustig. Zwar wurde der Friede scheinbar wieder rasch hergestellt, und für 1838 beteiligte sich Schwab noch einmal an der Herausgabe des Almanaches. Aber die Beziehungen zwischen den süddeutschen und norddeutschen Dichtern blieben doch dauernd getrübt. Die Streitigkeiten dauerten fort. Heine rächte sich durch den bitterbösen Schwabenspiegel an seinen Widersachern. Der diesen Ereignissen vorangegangene Krieg zwischen Menzel und den Jungdeutschen hatte ohnehin die Anhänger der letzteren gegen die Stuttgarter Kreise erbittert. Die führenden norddeutschen Dichter bekannten sich immer entschiedener zum Liberalismus, während die schwäbischen, vor allem Schwab und Menzel, in politischer und religiöser Hinsicht mehr und mehr dem konservativen Geiste huldigten. Schwab verwandelte sich 1837 aus einem Professor in einen Pastor, bezog das Gomaringer Pfarrhaus, und auch als er 1841 nach Stuttgart zurückkehrte, nahm er, wiewohl sich wieder am geselligen und litterarischen Leben eifrig beteiligend, doch nicht mehr die frühere beherrschende Stellung ein. Die Stuttgarter Verhältnisse gestalteten sich überhaupt ungemütlicher. Die politischen Gegensätze traten wieder schärfer hervor und verursachten peinliche Störungen. Das Jahr 1848 vollends sah die Stuttgarter Dichter und Schriftsteller in feindliche Heerlager gespalten.

Andere Zeiten, andere Männer. In den vierziger Jahren machten die beiden Ausländer Hackländer und Dingelstedt in Stuttgart am meisten von sich reden. Friedrich Wilhelm Hackländer (1816—1877), ein Rheinländer aus Burtscheid, hatte vor Dingelstedt den Schauplatz betreten, auf dem er fortan sein ganzes Leben ausharrte. Er kam 1840 nach Stuttgart, um hier als Litterat sein Glück zu machen. Dies gelang ihm in ungeahntem Maße. Moritz und die Stubenrauch, denen er sich ohne Rückhalt verschrieb, brachten ihn zuerst in die Höhe. Als Belletrist genoß er bald außerordentliche Beliebtheit, so daß sich die Stuttgarter Verleger und Redakteure um seine Erzeugnisse rißen. Die höchsten

Adelskreise begünstigten den gewandten und geschmeidigen jungen Mann, den unterhaltenden, in allen Sätteln gerechten Gesellschafter. 1843 wurde er Sekretär beim Kronprinzen Karl und dessen Reisebegleiter. Durch den Einfluß der Kronprinzessin Olga, die den lustigen Gefährten ihres Gatten haßte, wurde der seines beispiellosen Weltglückes wegen viel beneidete und angefeindete Günstling 1849 gestürzt. Nachdem er den italienischen und badischen Feldzug als Kriegsberichterstatter mitgemacht hatte, lebte er als Schriftsteller in Stuttgart, wo er sich auch verheiratete. 1855 begründete er mit Edmund Höfer die Hausblätter; später beteiligte er sich an „Ueber Land und Meer“. 1859 übertrug ihm König Wilhelm I., der ihm sein Wohlwollen niemals entzogen hatte, die Stelle eines Bau- und Gartendirektors. Nach dem Regierungsantritte König Karls 1864 abermals plötzlich entlassen, verbrachte er den Rest seiner Tage abwechselnd in seinem Stuttgarter Haus und in seiner Villa zu Leoni am Starnberger See. Hier wie dort kehrten gerne Gäste ein, wie schon früher in seinem Junggesellenheime Künstler und Schauspieler, Dichter und Schriftsteller manchen heiteren Abend verlebt hatten.

Franz Dingelstedt (1814—1881) aus Halsdorf in Hessen-Nassau fand sich im Frühjahr 1843, wie vorher schon wiederholt, litterarischer Geschäfte wegen in Stuttgart ein, wo er unvermutet ein Amt bei Hof erhalten sollte. Es gefiel König Wilhelm I., den demokratischen Journalisten und Tendenzdichter, den Sänger der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“, zu seinem Hofbibliothekar und Vorleser, 1846 außerdem zum Dramaturgen am Hoftheater zu ernennen. Die früheren Gesinnungsgenossen Dingelstedts entrüsteten sich über diesen Abfall und übergoßen den neuen Hofrat mit Spott und Hohn. Dieser kümmerte sich indessen wenig darum. Er wollte empor um jeden Preis. Im Salon der Stubenrauch, an der königlichen Tafel fühlte er sich weit wohler als ehedem in der demokratischen Atmosphäre. Er war von Natur zum Hofmanne wie geschaffen. Eine elegante Erscheinung, bewegte er sich in vornehmen Kreisen mit vollendeter Sicherheit, traf den weltmännischen Ton vorzüglich, glänzte durch geistreichen Redefluß und schlagfertigen Witz. Uebrigens war seine Lage in Stuttgart nicht

nach jeder Richtung beneidenswert. Während die dortigen Liberalen den Ueberläufer mit ihrem Hasse verfolgten, traute ihm der Adel doch nicht ganz. Spätjahr 1849 ließ er sich beurlauben und schied im Januar 1851 für immer vom Schwabenlande. Höher und höher stieg das Gestirn Dingelstedts, der bekanntlich als Wiener Hofburgtheaterdirektor und österreichischer Freiherr endete.

Das waren lustige, übermütige Tage, die Dingelstedt und Hackländer gemeinsam in Stuttgart verbrachten. Die entsetzten Spießbürger wußten sich Tag für Tag von neuen Streichen der gottlosen Fremdlinge zu erzählen. Um die beiden jungen Lebemänner, die Vergnügungen so gut zu erfinden und Feste so schön zu arrangieren verstanden, sammelte sich bald ein Kreis von Dichtern, Schriftstellern und Künstlern aller Art, denen sich eine Reihe Adeliger zugesellte. 1843 wurde ein besonderer Klub, die Glocke, begründet, als deren Zweck gesellige Unterhaltung und gegenseitige Mitteilung litterarischer und artistischer Arbeiten ausdrücklich bezeichnet wurde. Im Garten des Cafe Marquardt am Schloßplatze befand sich die Glockenstube. Toll genug war das Treiben, das sich in ihren Räumen entfaltete. Aber mitten im Genußleben verleugnete der Verein doch nicht seinen künstlerischen Charakter. Dingelstedt dichtete ein Bundeslied, der damals in Stuttgart zeitweise anwesende Franz Liszt komponierte es. Auch Emanuel Geibel, der 1843/4 im Schwabenland überwinterte, gehörte der Gesellschaft an. Das Protektorat der Glocke führte niemand anderes als Kronprinz Karl. Hackländer und Dingelstedt eigneten sich trefflich dazu, den jungen schüchternen Fürstensohn in das Leben einzuführen, und dieser schloß sich in jenen Jahren eng an seine beiden gefälligen Mentoren an. Prinz Karl schwärmte von Jugend auf für Musik und dramatische Kunst; schon als Knabe hatte er einmal mit Altersgenossen Houwalds Schicksalstragödie „Der Leuchtturm“ aufgeführt. Jetzt ließ er in einem Saale des Schlosses eine reizende kleine Liebhaberbühne errichten und auf's prächtigste ausstatten. Dingelstedt hatte hier Gelegenheit, sein dramaturgisches Licht leuchten zu lassen. Er war zugleich der Theaterdichter, der für die besonderen Zwecke der Gesellschaft ausgelassene Opernburlesken, wie „Genoveva“ oder „Ritter Toggenburg“, verfaßte. Der Kronprinz selbst und

andere Glockenbrüder übernahmen die Rollen. Auch an feinere Lustspiele und ernsthaftere Stücke, wie Halms „Camoens“, wagte man sich. Bald nach der Vermählung des Kronprinzen nahmen diese Junggesellenfreuden ein jähes Ende, und auch die Glocke ward vom Los des Schönen auf der Erde ereilt.

Wenn Hackländer im „Roman meines Lebens“ sagt, alles, was in Stuttgart geistige Bedeutung hatte, sei in der Glocke gesessen, darf man das nicht buchstäblich nehmen. Die Schwab, Pfizer und Menzel blieben diesen Kreisen ziemlich ferne, die fortschrittlichen Dichter, die Männer des Beobachters, die doch gewiß auch auf geistige Bedeutung begründeten Anspruch erhoben, standen ihnen sogar in offener Feindschaft gegenüber. Im Jahr 1848 wurde, wie schon früher erwähnt, der Kampf zwischen den beiden litterarischen Heerlagern in den Witzblättern „Eulenspiegel“ und „Die Laterne“ ausgefochten.

Mehr und mehr verlor seit der Mitte des Jahrhunderts das litterarische Leben in Stuttgart seinen eigentümlichen Charakter. Die dort ansässigen Dichter und Schriftsteller nahmen zwar an Zahl eher zu als ab, und auch an gefeierten Namen fehlte es keineswegs darunter. Aber die Einigkeit, der feste Zusammenhalt, die Gemeinsamkeit der Interessen war abhanden gekommen, und so bildeten sie auch nach außen hin nicht mehr eine geschlossene Macht, die als solche anerkannt und geachtet wurde. Je ferner sich die Männer der Feder innerlich standen, um so unangenehmer machte sich der Mangel einer äußeren Organisation, eines litterarischen Vereines geltend. Es wollte nicht gelingen, einen solchen zu konstituieren. Einigen Ersatz bot die 1850 von Hackländer gewissermaßen als Fortsetzung der auseinandergesprengten Glocke begründete, heute noch bestehende Künstlergesellschaft „Bergwerk“, in der für geistige Anregung stets gesorgt war und sich oftmals erlesene Geister zusammenfanden. Auch in der Freimaurerloge gaben sich eine Anzahl Stuttgarter Dichter und Schriftsteller, wie J. G. Fischer, Löwe, Schönhardt, ein Stelldichein. Aber weder diese noch das Bergwerk verfolgten ja spezifisch litterarische Zwecke; beide waren auch zu exklusiv, um einen Schriftstellerverband entbehrlich zu machen. In kleineren Gruppen, in engeren Konventikeln wurde noch immer die

Fahne der Poesie hochgehalten. Da und dort blühten Lesekränzchen, waren regelmäßige Abende oder Nachmittage der Litteratur geweiht. Am meisten pflegten die echt schwäbische Tradition der Schwabschen Epoche die Kreise, welche sich seit der Mitte des Jahrhunderts länger als drei Jahrzehnte am gastfreien Rotterschen Herde versammelten. Hier war ein Johann Georg Fischer, ein Karl Grunert Hausfreund, hier fühlte sich selbst der weltverlorene Mörike behaglich, gab vor einem gewählten Publikum der Intimsten seine neuesten Schöpfungen preis. Später bildete Friedrich Theodor Vischer die Seele der Zusammenkünfte im Rotterschen Hause, wo er gerne vorlas und alle Schleusen seiner Beredsamkeit öffnete. Auswärtige gliederten sich an die Einheimischen an, so der Maler und Dichter Heinrich Rustige, der sich 1845 für immer in der schwäbischen Hauptstadt niedergelassen hatte, der treffliche Humorist und Erzähler Wilhelm Raabe, der von 1862 bis 1870 dort lebte. 1862 hielt sich auch der damals erst zwanzigjährige Karl Kösting, dessen hochfliegende poetische Träume sich freilich nie verwirklichten, für ein halbes Jahr in Stuttgart auf; er schloß sich eng an Rotter und dessen Freunde an. Von württembergischen Dichtern und Schriftstellern traten in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts außer den schon Genannten Ludwig Seeger, Edmund Zoller, Karl Gerok, Julius Ernst Günthert, Siegmund Schott, Ludwig Pfau u. s. w. im litterarischen Leben Stuttgarts hervor. Von Eingewanderten seien zunächst zwei Gelehrte genannt, der berühmte Germanist Franz Pfeiffer (1815—1868), Schweizer von Geburt, der von 1846 bis 1857 eine Bibliothekarsstelle an der öffentlichen Bibliothek inne hatte, und der mystisch veranlagte Philosoph Hermann Fichte (1796—1879) aus Jena, J. G. Fichtes Sohn, der 1863 als Tübinger Professor seinen Abschied nahm und nach Stuttgart zog. Der Schauspieler und Dichter Feodor Löwe (1816—1890) aus Kassel spielte fünfzig Jahre eine hervorragende Rolle. Er benützte den Einfluß, den er als Schwager der Stubenrauch besaß, so maßvoll, benahm sich unter schwierigen Verhältnissen mit so viel Besonnenheit und Takt, daß er sich auch nach dem Tode König Wilhelms I. behaupten konnte und in den verschiedensten Kreisen Ansehen und Beliebtheit genoß. August Lewald, der 1849 nach

Stuttgart zurückkehrte und bis 1863 die Stelle eines Opernregisseurs am Hoftheater versah, sank dagegen immer tiefer in der Achtung der anständigen Leute. Er war ganz gefügiges Werkzeug der Stubenrauch und verfiel gleichzeitig in Frömmelei, die schließlich seinen Uebertritt zur katholischen Kirche herbeiführte. 1854 siedelte sich der Novellist Edmund Höfer (1819—1882) aus Greifswald in Stuttgart an und faßte hier bald festen Fuß. Er redigierte bis 1867 die in Gemeinschaft mit Hackländer begründeten „Hausblätter" und fand an Hackländers Verleger Krabbe einen solchen auch für seine zahlreichen Schriften. Später wohnte er in Cannstatt, wo er gestorben ist und begraben liegt. In diesem dicht bei der Residenz gelegenen Städtchen bildete sich eine Art von Filiale des Stuttgarter Geisteslebens. Hier lebte zuletzt der originelle Wilhelm Ganzhorn als Oberamtsrichter, ferner Adolf Seubert, beide bis 1880; hier beschloß Ferdinand Freiligrath (1810—1876) aus Detmold seine Tage. Er erkor sich 1868 das Schwabenland, zunächst Stuttgart, wo er schon früher wiederholt geweilt hatte, zum Ruhesitze, nachdem ihm durch eine große Nationaldotation ein sorgenloser Lebensabend gewährleistet war. Auch der Berliner Eduard Schmidt-Weißenfels (1833—1893) verbrachte die beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens abwechslungsweise in Stuttgart und Cannstatt, ebenso teilte der Lübecker Dichter Theodor Souchay seit 1863 mit kurzen Unterbrechungen seinen Aufenthalt zwischen diesen zwei Städten. Ernst Ziel aus Rostock wählte sich 1883 Cannstatt zum bleibenden Wohnsitz. 1856 kam der hessische Poet Otto Müller (1816—1894), 1858 der Dichter und Sozialist Albert Dulk (1819—1884) aus Königsberg in's Schwabenland, beide für immer. Letzterer hauste teils in der Hauptstadt, wo er 1862 eine Freidenkergemeinde begründete, teils im benachbarten Weingärtnerdorf Untertürkheim. Von 1863 bis 1868 begegnete man dem Böhmen Moriz Hartmann (1821—1873), einer der glänzendsten litterarisch-politischen Erscheinungen seiner Zeit, in Stuttgart. Er war hier hauptsächlich in den Kreisen der demokratisch-großdeutschen Dichter gefeiert. An diese schloß sich auch Ludwig Walesrode (1810—1889) aus Altona an, der Verfasser der liebenswürdigen Idylle „Der Storch von Nordenthal", der 1866 dauernd nach Stuttgart zog. Der

Holsteiner Wilhelm Jensen dagegen, der von 1865 bis 1869 dort weilte, hielt es, gleich Notter, J. G. Fischer, G. Pfizer und anderen Poeten, mit den Nationalliberalen und Preußenfreunden; redigierte er doch 1868/9 die Schwäbische Volkszeitung, das damalige Organ der Deutschen Partei, wie früher kurze Zeit der Schweizer Poet Heinrich Leuthold. Gleichzeitig mit Jensen stellte sich der Bayer Georg Scherer in Stuttgart ein, wo er bis 1880 blieb, zuerst als Dozent der Aesthetik und Litteraturgeschichte am Polytechnikum, dann als Professor und Bibliothekar an der Kunstschule; er hielt mit den einheimischen Dichterkollegen gute Freundschaft. Feodor Wehl vereinigte während seiner Stuttgarter Zeit regelmäßig Samstag abends, später Sonntag nachmittags in seinem Hause Bühnen- und sonstige Künstler wie Männer der Feder, und an diesen Zirkeln beteiligten sich auch viele auswärtige Größen, die den über weitverzweigte Verbindungen gebietenden Intendanten aufsuchten. In den drei letzten Jahrzehnten lebten ferner von fremden Dichtern und Schriftstellern, zum Teil als Redakteure von Ueber Land und Meer und anderen großen Zeitschriften, in Stuttgart: der Pommer Arnold Wellmer, der jung verstorbene Magdeburger Willibald Winckler (1838—1871), der zu Palermo geborene Hugo Rosenthal-Bonin (1840—1897), der Düsseldorfer Maler und Dichter Moriz Blanckarts (1839—1883), Otto Baisch (1840—1892) aus Dresden, der Oldenburger Ludwig Thaden (1849—1896), Karl Lemcke aus Schwerin, seit 1885 Lübkes Nachfolger als Professor der Kunstgeschichte an der technischen Hochschule, der unter dem Pseudonym Karl Manno auch Romane veröffentlicht. Neben Lemcke und dem greisen Rustige wirken auch gegenwärtig in der württembergischen Hauptstadt mit den einheimischen Litteraten eine Anzahl von auswärts zugezogener zusammen, deren Namen teilweise einen guten Klang haben, so Johannes Prölß, Daniel Saul u. s. w. 1894 ist ein litterarischer Klub in's Leben gerufen worden: Süd- und Norddeutsche, Gelehrte, Dichter und Journalisten, Berufs- und sonstige Schriftsteller, Männer, die sich wenn nicht für Litteratur so doch für Geselligkeit interessieren, sitzen darin friedlich beieinander. Ob es dem jungen Vereine gelingen wird, allmählich eine Wiedergeburt des litterarischen Lebens in Stuttgart anzubahnen, liegt im Schoße

der Zukunft verborgen. Am schmerzlichsten mißt man augenblicklich jede engere Verbindung, jeden festeren Zusammenhalt der württembergischen Dichter untereinander. Ehe sich dies bessert, wird schwerlich die schwäbische Poesie innerhalb der deutschen Litteratur wieder zu Ansehen und Einfluß gelangen.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts genossen zahlreiche litterarische Berühmtheiten so gut wie früher die vorübergehende Gastfreundschaft der württembergischen Residenz. Die Heyse, Schack, Riehl, Gerstäcker, Redwitz, Waldmüller-Duboc, Storm, Ebers — sie alle und viele andere fanden, zum Teile wiederholt, den Weg hierher. Für manchen war es schon verlockend genug, die Bekanntschaft eines Mörike, eines Vischer zu machen. In der jüngsten Zeit, nachdem der Ruhm der schwäbischen Dichterschule aufgehört hat, in die Weite zu dringen, bestehen doch noch andere Gründe fort, gefeierte Dichter hierher zu locken. Richard Voß, Hermann Sudermann, Ludwig Fulda, Gerhart Hauptmann, und wie die Koryphäen unserer modernen Litteratur alle heißen, reisen von Zeit zu Zeit nach Stuttgart, um hier ihre Verlagsgeschäfte abzuwickeln oder Darstellungen ihrer Dramen an der Hofbühne beizuwohnen.

Nächst Stuttgart ist es die Universitätsstadt Tübingen, in der sich naturgemäß das litterarische Leben am kräftigsten entwickelt hat. Hier drängt sich auf engem Raum eine gewaltige Masse von Wissen und Bildung, von Talent und Genie zusammen, hier vereinigen sich Professoren und Studenten, fertige und werdende Gelehrte zu unverdrossener Geistesarbeit. Die württembergische Landeshochschule hat sich auch im 19. Jahrhundert ihren Ruf und ihr Ansehen gewahrt. Der Andrang zu den gelehrten Berufsarten hat im Lande stätig zugenommen und im selben Maßstabe die Zahl der akademischen Bürger Tübingens. Von jeher haben auch Nichtwürttemberger insbesondere die Sommersemester in dem Neckarstädtchen mit seiner an Naturschönheiten reichen Umgebung gerne verbracht. Der Zug der Norddeutschen dorthin hat sich seit Errichtung des neuen Reiches noch verstärkt, wie umgekehrt der Besuch norddeutscher Universitäten von seiten der württembergischen Studenten. Die bedeutendsten Lehrkräfte, die Württemberg selbst seiner Universität geschenkt hat, sind uns bereits bei der Musterung

der Wissenschaften im zehnten Kapitel begegnet. Neben diesen haben in jeder Fakultät zu den verschiedensten Zeiten dauernd oder vorübergehend berühmte auswärtige Gelehrte gewirkt. Es sei nur an die evangelischen Theologen Heinrich Ewald und Ludwig Diestel, den Philologen Erwin Rohde, die Historiker Karl von Noorden und Alfred Freiherren von Gutschmid, die Juristen Georg Bruns und Gustav Geib, den Nationalökonomen Johannes Fallati, den Geologen Friedrich August Quenstedt, die Mediziner Felix Niemeyer, Hubert Luschka, Viktor Bruns, Karl Vierordt, Karl Liebermeister erinnert. In die politischen Schicksale des Landes war die Hochschule, namentlich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, eng verflochten. Die Burschenschaft blühte auch hier, viele für die Sache der Freiheit begeisterte Jünglinge mußten auch hier um ihrer Ideale willen Verfolgungen erdulden. In den Zeiten der schlimmsten Reaktion erhielt die Universität 1829 ein neues Statut, das sie ihrer Freiheiten und Vorrechte fast gänzlich beraubte. Berechtigter Unwille entstand darob; zahlreiche Flugschriften flogen hin und her, die sich hauptsächlich an eine scharfe Kritik des bekannten Münchener Philologen und Pädagogen Friedrich Thiersch über den durch die Neuorganisation geschaffenen Zustand der Tübinger Hochschule knüpften. 1831 wurde die verhaßte Verfassung in den wesentlichsten Punkten liberaler gestaltet und gebessert.

Tübingen hat allmählich aufgehört, eine vorwiegend theologische Universität zu sein, und mit dem Emporkommen der übrigen Fakultäten, mit der steigenden Zahl der Studierenden ist die Vorherrschaft des evangelischen Stiftes gebrochen worden, obschon hier noch immer eine große Summe von Talent und Geist versammelt ist. Dieses durch und durch unmoderne Institut samt den ebenso unmodernen niederen Seminarien hat allen Angriffen, allen schlimmen Erfahrungen zum Trotze sich in der Hauptsache auf seinem alten Stande gehalten. Mehr noch als die Furcht vor der allerdings schwierigen rechtlich-finanziellen Auseinandersetzung bei einer etwaigen Liquidation hat die Scheu, an altehrwürdigen Einrichtungen zu rütteln, es verhindert, daß man den Genuß kostenlosen Studiums würdigen jungen Leuten auf eine würdigere Weise zu teil werden läßt. Vielleicht wird das ganze System der württembergischen

Seminarerziehung durch nichts so sehr verurteilt als durch die Art und Weise, wie sich gerade die über das Durchschnittsmaß hervorragenden Zöglinge dazu gestellt haben. An einer Reihe schwäbischer Dichter haben wir dies im Verlaufe dieses Werkes im einzelnen verfolgt. Allen hat der auf ihnen lastende Druck mehr oder weniger die Jugendjahre verkümmert, fast alle haben sich gegen den Zwang innerlich oder äußerlich empört, manche haben schließlich gewaltsam die Schranken durchbrochen.

Noch in einem anderen, ebenso wichtigen Punkte hat der konservative Geist den Sieg über die Vernunft behauptet: in der Frage der Verlegung der Universität von Tübingen nach Stuttgart. Männer von höchster Einsicht, wie Gustav Rümelin, wünschten dies. Zu verschiedenen Zeiten beschäftigte sich die öffentliche Meinung eingehend damit. Namentlich im Jahr 1826 wurde lebhaft darüber debattiert. 1856 hätte König Wilhelm I. die Verpflanzung gerne vollzogen, scheiterte jedoch hauptsächlich am Widerstande der theologischen Fakultät. Durch die großartigen und kostspieligen Neubauten und Neueinrichtungen der letzten Jahrzehnte ist nunmehr die Universität vermutlich für alle Zeiten an Tübingen gefesselt. Die Hauptstadt ist reich genug mit Bildungsstätten aller Art ausgerüstet, um den Verlust verschmerzen zu können. Umgekehrt wäre dagegen Professoren wie Studierenden die Gelegenheit zu wünschen, sich an künstlerischen Darbietungen, an feineren Lebensgenüssen in höherem Maße beteiligen zu können, als ein kleines Städtchen sie zu leisten vermag. Ob etwa das in Tübingen blühende Kneipenwesen, wozu der Mangel an edleren Vergnügungen verführt, ja, nahezu nötigt, der akademischen Jugend zum Heile gereicht? Außerdem könnte das Nebeneinander mit anderen gebildeten Berufsklassen, die Berührung mit anderen gleichberechtigten Lebenskreisen auf alle Glieder der Hochschule nur günstig einwirken. Durch die Exklusivität, um nicht zu sagen: den Kastengeist, wie sie sich in Tübingen ausgebildet hat, ist der dortigen Universität, unbeschadet der Trefflichkeit ihrer wissenschaftlichen Leistungen, ein gewisser Beigeschmack verliehen worden, der überhaupt den in kleinen Städten befindlichen Hochschulen leicht eignet.

Natürlich beschränkt sich das Interesse der Universitätskreise

nicht auf die Wissenschaften im engeren Sinne, sondern erstreckt sich auch vielfach auf die schöne Litteratur, auf die Künste überhaupt. Haben doch die meisten der schwäbischen Dichter ihre poetische Jugend in Tübingen verlebt. Das Treiben der Uhland, Kerner und Schwab, der Mörike und Waiblinger haben wir bei früherer Gelegenheit kennen gelernt. Der Rotter-Pfizersche, der Hauffsche, der Kurzsche und andere Studentenkreise thaten es jenen gleich in Pflege der Dichtkunst. Wir haben auch schon die Männer hervorgehoben, welche zugleich Universitätslehrer und Poeten gewesen sind. Eine allererste Größe besaß Tübingen ein Menschenalter lang an Ludwig Uhland, der von 1830 bis 1862 ohne längere Unterbrechung wieder in seiner Vaterstadt weilte. Zahllose Dichter, Schriftsteller, Gelehrte, Politiker pilgerten seinetwegen nach der schwäbischen Musenstadt. Desgleichen kamen zu Uhlands Jugendfreund Karl Mayer, der sich von 1843 bis 1870 in Tübingen aufhielt, viele auswärtige Besucher von Rang und Ruf. An ästhetischen Vereinigungen und Kränzchen der Professoren mit Vorlesungen und Vorträgen fehlte es zu den verschiedensten Zeiten in Tübingen nicht. Wir wissen beispielsweise von einer solchen Gesellschaft, an der sich auch Uhland mit litterarischen Leistungen beteiligte.

Die sonstigen schwäbischen Dichtersitze haben wir schon früher bei Vorführung der einzelnen Persönlichkeiten, die sie bewohnten, kennen gelernt. Das originellste Leben entfaltete sich lange Jahre im Weinsberger Kernerhaus. In Graf Alexanders von Württemberg Schlößchen Serach bei Eßlingen, auf dem Berkheimer Hofe am Fuße der Solitüde, Notters Heim, trieben die Poeten und die Poesie gleichfalls ihr Wesen. Auch Waiblingen sah häufig, so lange Karl Mayer dort weilte, die Glieder des schwäbischen Dichterbundes in seinem Bannkreis, und in dem vor dem Städtchen gelegenen sogenannten Neustädtle hielten manche litterarische Berühmtheiten mit den Ihrigen Sommerfrische. Graf Alfred Neipperg, der Schwiegersohn König Wilhelms I., öffnete sein prächtiges Schloß Schwaigern bei Heilbronn in den vierziger Jahren den Glockenbrüdern, die hier lustige Tage feierten. Hackländer, der in Schwaigern viel lebte und dichtete, hat das schöne Besitztum in einem seiner artigen Märchen verherrlicht. Nicht mehr auf württem-

bergischem Boden, aber nahe der Landesgrenze, auf Schloß Meersburg am Bodensee residierte der edle Freiherr Joseph von Laßberg, der bekannte Altertums- und Litteratur-Forscher und Sammler, bei dem die Uhland, Kerner, Schwab gern als hochwillkommene Gäste einsprachen. So gut wie in stolzen Villen, Schlössern und Burgen herrschte in zahlreichen bescheidenen Dorfpfarrhäusern Schwabens reges geistiges Leben, und zwar nicht allein in solchen, wo berühmte Dichter hausten, wie ein Mörike in Cleversulzbach, ein Schwab in Gomaringen, sondern auch in gänzlich unbekannten, wo kein Uneingeweihter etwas derartiges vermutete. Das eben darf man noch heute dem Schwabenlande nachrühmen, daß hier häufig die höchsten geistigen Güter um ihrer selbst willen in der Stille gehegt und gepflegt werden ohne Anmaßung, ohne Ansprüche, ohne Hoffnung auf Lohn. Im Schillerstädtchen Marbach hat sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein besonderer Kultus für diesen Dichterheroen ausgebildet. Der rührige dortige Schillerverein ist 1895 zum großen Schwäbischen Schillerverein erweitert worden, das Museum im viel besuchten Schillerhause, dessen Schätzen in den letzten Jahren eine großartige Vermehrung widerfahren ist, soll zu Anfang des kommenden Jahrhunderts in einem eigenen Archivgebäude eine würdige Unterkunft finden. Es ist eine schöne Fügung, daß das Andenken des größten poetischen Genies, das sich aus der Mitte des schwäbischen Stammes, des württembergischen Volkes erhoben hat, dazu bestimmt ist, eine Art von Vereinigungspunkt für die vielfach auseinander strebenden litterarischen Interessen der schwäbisch-württembergischen Gegenwart zu bilden.

Anhang.

Vrgl. die Vorbemerkung zum Anhange des ersten Bandes (S. 395). Für diejenigen Autoren, über welche hier keine bibliographischen Nachweise geliefert sind, sind die Kirchenregister, Magisterbücher und ähnliche Nachschlagewerke, in Zeitungen zerstreute Notizen, auch mündliche Quellen benützt worden. Ueber die Lebenden geben zum größeren Teile die Konversations- und Schriftsteller-lexika, insbesondere Kürschners Deutscher Litteraturkalender, Auskunft.

Erklärung weiterer Abkürzungen
(zu Bd. I S. 395):

Biogr. Jahrb. = Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog.

Brümmer = Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts. Bearbeitet von Franz Brümmer. Vierte Ausgabe. 4 Bände. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Brümmer A = Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Bearbeitet von Franz Brümmer. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Ev. Liederschatz = Albert Knapps Evangelischer Liederschatz für Kirche, Schule und Haus. In vierter Ausgabe neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Joseph Knapp, Stadtpfarrer an der Stiftskirche in Stuttgart. Stuttgart 1891.

Holder = Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung mit vielen Bildnissen mundartlicher Dichter und Forscher. Von August Holder. Heilbronn 1896.

Kehrein = Biographisch-literarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert. Von Joseph Kehrein. 2 Bände. Zürich, Stuttgart und Würzburg 1868/71.

Neher = Personal-Katalog der seit 1813 ordinirten und in der Seelsorge verwendeten Geistlichen des Bisthums Rottenburg. Von Pfarrer St. J. Neher. Dritte vermehrte Auflage. Schw. Gmünd 1894.

Pataky = Lexikon deutscher Frauen der Feder. Herausgegeben von Sophie Pataky. 2 Bände. Berlin 1898.

Erstes Kapitel.

Zu S. 6—11. Jugend der schwäb. Romantik: Hermann Fischer, Klassizismus und Romantik in Schwaben zu Anfang unseres Jahrhunderts (Tübingen 1889, wiederholt in Beiträgen zur Litteraturgesch. Schwabens S. 40—78), Karl Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen (2 Bände, Stuttgart 1867), Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden (2 Bände, Stuttgart und Leipzig 1897); vrgl. auch die Litteratur zu den einzelnen Dichtern. Uhland: H 650—652, G (1. Auflage) III 320—339, 879, 1019 f., 1401, Ludwig Fränkel in Germania 34 (1889) S. 345—369 (ziemlich vollständige Bibliographie). „Uhlands Tagbuch 1810—1820" hat J. Hartmann (Stuttgart 1898) herausgegeben. Mit demselben besorgte Erich Schmidt die „Gedichte von Ludwig Uhland. Vollständige kritische Ausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses" (2 Bände, Stuttgart 1898). Die neuere Litteratur über Uhland (ebenso über J. Kerner, Schwab u. s. w.) geben die Uebersichten der württ. Geschichtslitteratur in den W. V. f. L. N. F. Ferner: Franz Kern, Kleine Schriften I, Adolf Wilhelm Ernst, Litterarische Charakterbilder (Hamburg 1894), Alfred Biese, Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker S. 61—66, J. Hartmann in B. B. d. St. 1898 Nr. 7,8, Michael Bernays, Schriften zur Kritik und Litteraturgesch. III S. 305—328. Ludwig Joseph Uhland s. Bd. I S. 409. J. Kerner: H 460 f., G (1. Auflage) III 305—320. Dazu namentlich der oben citierte Briefwechsel. Vrgl. auch Ludwig Geiger in Allg. Ztg. B. 1898 Nr. 173. Kerners Vater: H 459. Georg Kerner s. Bd. I S. 320. Karl Kerner: H 461.

Zu S. 11—21. Heinrich Köstlin: H 472, G (1. Auflage) III 346. Georg Jäger: H 447. S. B. Härlin: H 404. K. Roser: H 574. Karl Mayer: H 504, G (1. Auflage) III 344 f., Friedrich Rotter in L. Bauers Schwaben, wie es war und ist S. 89—94. G. L. Fr. Tafel: H 642. Gangloff: H 382. Rehfues s. Bd. I S. 328 f. und 7. Kapitel. G. Schober: H 604, G VII 228; über den Geheimbund vrgl. W. V. f. L. IX (1886) S. 81—93. Fr. Harpprecht: H 405, G (1. Auflage) III 346 f., Brümmer A S. 182, B. B. d. St. 1893 Nr. 1/2. Leo von Seckendorff und die schwäb. Dichter: L. Fränkel in B. B. d. St. 1893 Nr. 13 (vrgl. H 617). Sonntagsblatt: Karl Mayer im Weimarischen Jahrbuch V (1856) S. 33—51.

Zu S. 21—27. G. Schwab: H 613, G (1. Auflage) III 339—344, 773, 880, 1398. J. Chr. Schwab s. Bd. I S. 150. August Mayer: H 502 f., G VII 229. Hier sei noch ein weiterer Bruder von Karl und August Mayer, Friedrich Mayer (1794—1884) aus Stuttgart, Kaufmann, zuletzt Salinenkassier in Friedrichshall, genannt, der gleichfalls künstlerisch veranlagt und auf verschiedenen Gebieten als Schriftsteller thätig war (H 503). L. A. Pauly:

G (1. Auflage) III 347. August Köstlin: H 472. E. Osiander: H 536. Der Poetische Almanach für das Jahr 1812 wurde 1818 von G. Braun in Karlsruhe mit dem neuen Titel „Romantische Dichtungen von Fouqué, Hebel, Kerner, Schwab, Uhland, Varnhagen u. a." nochmals ausgegeben. F. Weckherlin: H 672.

Zweites Kapitel.

Zu S. 31. Emma (eigentlich Emilie) Uhland: H 650.

Zu S. 62. Ueber Mayers Schwiegervater Fr. F. Drück s. Bd. I S. 237 f.

Zu S. 66—77. G. Schwab: Die Werke des Dichters sind hier nicht vollständig aufgezählt. Dies ist annähernd bei G und im Anhange von K. Klüpfels Biographie der Fall. Nach Schwabs Tod erschien eine Auswahl „Kleine prosaische Schriften" (1882). Karl Heinrich Schwab: H 614.

Drittes Kapitel.

Zu S. 77 f. Familie Möricke (so schrieb sich die Familie ursprünglich und auch der Dichter selbst in jüngeren Jahren): H 515. E. Mörike: H 516 f., 728. Dazu: J. Klaibers biographische Einleitung im ersten Bande der gesammelten Schriften Mörikes, Waldmüller-Duboc in Westermanns Monatsheften 40. Bd. (1876) S. 59 ff., Blaze in Revue des Deux Mondes 11. Bd. (1845) S. 353 ff., Ambros Mayr, Der schwäbische Dichterbund S. 164—198; zum Briefwechsel mit Schwind R. Krauß in Blätter für literarische Unterhaltung 1894 Nr. 10, zur Peregrina-Episode ders. in Biographische Blätter II (1896) S. 466—470, Studien zu den Gedichten ders. in Euphorion 2. Bd. (1895) Ergänzungsheft S. 99—121, zu Maler Nolten hauptsächlich Fr. Th. Vischer in Kritische Gänge 2. Bd. S. 216 ff. und G. Schwab in Kleine prosaische Schriften S. 213 ff., zur Entstehung dieses Romanes R. Krauß in B. B. d. St. 1896 Nr. 5/6. Ueber Georgii und sein Haus vrgl. Bd. I S. 337 f.

Zu S. 79 f. Hartlaub: H 406. Mährlen: H 496 (1871, nicht 1870 †). L. Bauer: H 312, G (1. Auflage) III 1024—1027.

Zu S. 80—94. Waiblinger: H 466, G (1. Auflage) III 528—531; vrgl. ferner Strauß' Aufsatz über L. Bauer (H 312) und R. Krauß in Deutsche Revue, Dezember 1897 S. 371—375. Eser: H 365.

Zu S. 114. Mitarbeiter an Bauers Weltgeschichte war Karl August Hocheisen (1803—1867) aus Ulm, Dekan in Biberach, der auch sonst historische Arbeiten geliefert hat.

Viertes Kapitel.

Zu S. 117—155. G. Pfizer: H 549, Fr. Notter in L. Bauers Schwaben, wie es war und ist S. 100—106, J. Scherr, Poeten der Jetztzeit in Briefen an eine Frau S. 88—93. Graf Alexander von Württemberg: H 695, Brümmer I S. 32, Allg. Ztg. 1844 Nr. 199. Arthur Schott: H 607, Brümmer IV S. 14. Albert Schott (Sohn): H 606. K. Grüneisen: H 396, G (1. Auflage) III 1021, Koch 7 S. 84 f., Brümmer II S. 61, Ev. Liederschatz S. 1322. Ueber den Vater Grüneisen s. Bd. I S. 341. E. Vogt: Brümmer IV S. 251 f., Kehrein II S. 221, Eduard Eggert in Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland 99. Bd. (1887) S. 95—107. K. A. Lebret: Brümmer II S. 390. R. Seubert: H 619. K. Schmidlin: H 600 f. E. Paulus (Vater): H 545. Th. Kerner: Brümmer II S. 277, E. Müller in Allg. Ztg. B. 1898 Nr. 243. J. E. Günthert: Brümmer II S. 66 f. E. von Seckendorff: H 617, Brümmer IV S. 63 f. Ganzhorn: H 382, Brümmer I S. 407. Fr. Th. Vischer: H 659 (die Bibliographie vollständiger in A. D. B.), Laurenz Müllner, Literatur- und kunstkritische Studien (Wien und Leipzig 1895) S. 69—119. Ueber Fr. Vischer Vater s. Bd. I S. 322. Adolf Schöll: H 605, Brümmer IV S. 5 f. J. G. Fischer: H. Fischer, Erinnerungen an Johann Georg Fischer von seinem Sohne (Tübingen 1896), R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 129—135 (mit weiterer Litteraturangabe).

Zu S. 155—159. B. von Wage(n)mann: G VII 219, Brümmer A S. 563 f., Gradmann S. 718. Chr. G. Vischer: G (1. Auflage) III 1021, Brümmer A S. 558. E. Chr. Fr. Kraus (auch Krauß): G (1. Auflage) III 1024 (Nr. 1174 und 1177 ist derselbe). v. Langen: G (1. Auflage) III 1024. Ebenda sind noch erwähnt: Gedichte von K. Hahn und M. Gerber (Ludwigsburg 1826); die Verfasser dürften Schwaben gewesen sein. David Friedrich Seeger (1781—1813) aus Stuttgart, Professor der Kameralwissenschaften in Heidelberg, ließ 1813 „Kleine Gedichte" als Manuskript drucken (G VII 229). August Magenau: Familiennachrichten. Ueber seinen Vater Rudolf Magenau s. Bd. I S. 352 f., 369 f. Beyttenmiller: Brümmer I S. 119 f., R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 104 f. P. Pressel: Brümmer III S. 249, R. Krauß in Biogr. Jahrb. III (1899). Philipp Koch (1804—1866) aus Ulm, gestorben als Lehrer in Lindau, gab 1840 ein episches Gedicht „Die Haymonskinder" heraus (Brümmer II S. 312 f.). G. Hauff: Brümmer II S. 108. A. Beck: Brümmer I S. 86. Elwert: Brümmer I S. 322. G. Häcker: R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 95 f.

Zu S. 159—161. H. Ottenheimer: Brümmer III S. 179, Pataky II S. 108. Fürstin M. von Schwarzburg-Sondershausen (Pseudonym: M. Dornheim): Brümmer III S. 27, Pataky I S. 165, II S. 21. Gräfin

Julie zu Ortenburg: Brümmer III S. 173, Pataky II S. 105. Sophie Friederike Elisabeth Meister, die 1821 „Gedichte" herausgab, war dem Anscheine nach auch eine Schwäbin (G, 1. Auflage, III 1021). Josephine Scheffel: H 584, Pataky II S. 235.

Zu S. 161—164. Ritter: H 572, Schw. Kr. 1896 Nr. 84 (Abendblatt) und Nr. 93 (Mittwochsbeilage). Gottfried Weigle: H 675, Ledderhose in A. D. B. 41 S. 483 f. H. Wagner: Alemannia XIX (1892) S. 144—148, Holder S. 91—96. Bames: G IV S. 433, Holder S. 181 f. J. G. Eben: G (1. Auflage) III 1024. Ueber den Ulmer Festdichter Johannes Moser (1789—1871), zuletzt Stadtpfarrer daselbst, s. G (1. Auflage) III 766. 1864 erschien „Die Gründung des Hochstifts Ellwangen. Ein Legendenepos zum 11. Secularfeste in drei Gesängen von Adolf Köhler". G. Griesinger: H 395, Schw. Kr. 1888 Nr. 47, Einleitung zur Neuausgabe von Griesingers „Schillers Leben und Wirken" (Stuttgart, bei R. Lutz, 1890). An Witz noch tief unter den Erzeugnissen Griesingers steht der „Spaziergang durch Tübingen im Sommer 1831. Von Dr. Caspar, jun." (1832; wiederholt unter dem Titel „Tübingen vor 50 Jahren", Stuttgart, bei W. Kohlhammer, 1881). Als Verfasser gilt der nachmalige Regierungsrat Daniel († 1849; vrgl. K. Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen S. 345).

Zu S. 164 f. Lohrmann: Brümmer A S. 308. Lämmerer: H 479. V. Baur: Morgenblatt für gebildete Stände 1836 Nr. 119, (Menzels) Literatur-Blatt 1837 Nr. 16. G. Eitle: Brümmer IV S. 440, Holder S. 199 f. Auch Ignaz Pfau (1794—1867) aus Kirchhausen (O.A. Heilbronn), Geometer daselbst, der 1844 eine Auswahl wertloser „Gedichte" herausgab, ist unter die Autodidakten zu rechnen.

Zu S. 165—168. Niedergang der Dialektpoesie: Holder S. 149—154. Unter diesen Reimern befand sich auch (als Fr. Grawen) Friedrich Wagner, der Sohn des trefflichen Gottlieb Friedrich Wagner. W. Fr. Wüst: H 705, Brümmer IV S. 395. Fr. Richter: Brümmer III S. 311, Holder S. 164 f. E. Hiller: Brümmer II S. 162, Holder S. 167—171, Holder in Schwabenland I (1897) Nr. 3. Hermann Knapp: Brümmer II S. 303, IV S. 447, Holder S. 176—179. Friedrich Weitzmann, der Sohn Karl Weitzmanns, 1809 zu Ehingen geboren, Sänger und Gesangslehrer in Stuttgart und Basel, fügte der dritten Auflage des poetischen Nachlasses seines Vaters („Aus dem Leben des bekannten schwäbischen Volksdichters C. Weitzmann", Stuttgart 1865) einen Anhang von eigenen Gedichten im Dialekte bei (Holder S. 181). Gustav Eyth (1818—1889) aus Freudenstadt, Buchbindermeister zu Schiltach in Baden und Ratsschreiber der Gemeinde Lehengericht bei Schiltach (Holder S. 186 f.), und der 1819 geborene G. A. Tröglen (Holder S. 229) haben ihre mundartlichen Gedichte nicht gesammelt. Ueber J. A. Pflanz, der im Ellwanger Volksidiome gedichtet hat, und Nefflen vrgl. Kapitel 7. Endlich sei hier noch der 1825 in Neuffen (O.A. Nürtingen) ge-

borene, 1850 nach Amerika ausgewanderte und dort als Pastor verstorbene Dialektdichter Christian Friedrich Spring erwähnt (Holder S. 232). Ueber die lyrischen Erzeugnisse derjenigen Dichter, welche hauptsächlich Erzähler oder Dramatiker gewesen sind, vrgl. Kapitel 7 und 8.

Fünftes Kapitel.

Zu S. 170—180. Württ. Presse im 19. Jahrhundert: H I 305—307. Ueber Stuttgarter Zeitungen s. auch J. Hartmann, Chronik der Stadt Stuttgart S. 214, 228, 253 f. Fr. L. Lindner: H 488. Fr. Seybold: H 620, G (1. Auflage) III 706, Brümmer A S. 496 f., Georgii-Georgenau, Biographisch-genealogische Blätter aus und über Schwaben S. 916—925, Der Beobachter 1843 Nr. 243 f. Ueber D. Chr. Seybold s. Bd. I S. 204 f. Ueber Jakob Dangelmaier, der 1817/8 ein „Patriotisches Journal von und für Wirtemberg" herausgab, s. H 348. Ueber Pahl s. Bd. I S. 326—329. Gottlob Tafel: H 642. Rödinger: H 572. R. Lohbauer: H 491, W. Lang in W. V. f. L. N. F. V (1896) S. 149—188. Ueber Philipp Lohbauer s. Bd. I S. 374 f. H. Elsner: Beschreibung des Oberamts Cannstatt (1895) S. 456, A. Müller-Palm, Zum 50jährigen Jubiläum des Neuen Tagblatts in Stuttgart (1893) S. 27. Karl Mayer (Sohn): H 504. Fl. Rieß: H 571, Kehrein II S. 54. Ueber Fr. J. Schwarz s. 10., über E. Vogt, der gleichfalls publizistisch thätig gewesen ist, 4. Kapitel. Rieß' Nachfolger in der Redaktion des Deutschen Volksblattes und anderer katholischen Journale war der Theologe Stephan Uhl (1824—1880) aus Unterschneidheim im O.A. Ellwangen (H 650). Manche politische Gefangene schilderten ihre Erlebnisse auf dem Asperg, so der Kaufmann und Redakteur Wilhelm Binder (H 324). Fr. Hopf: H 441. Ein anderer schwäbischer Pfarrer, der gleichfalls von der Theologie zur Politik und Publizistik überging, Eduard Süskind (1807—1874) aus Weinsberg, 1848/55 im Landtag einer der liberalen Oppositionsführer, stellte seine Feder hauptsächlich in den Dienst der Volksbildung und begründete 1854 den erfolgreichen Süskindschen (später: Nübling's) Volkskalender (H 641). Nach ihrer Gründung übernahm die Deutsche Partei als Organ die schon vorher existierende Schwäbische Volkszeitung, die Herbst 1871 in die „Stuttgarter Zeitung" überging und Ende 1872 ganz aufhörte. Brandecker: H 330.

Zu S. 181—184. G. Kolb: H 470. Mebold: H 505 f. A. Bacmeister: H 309, Schwabenland 1898 Nr. 10. E. Rommel: H 573. Otto von Breitschwert (1836—1890) aus Stuttgart, eine Zeit lang Redakteur am dortigen Tagblatte, war an den verschiedensten Orten als Journalist und Schriftsteller thätig und redigierte namentlich in Frankfurt a. M. verschiedene Zeitungen (H 332, 726, Brümmer IV S. 438). Württembergische Journalisten in Amerika: Paul Kapff, Schwaben in Amerika (Württ. Neujahrs-

blätter X, 1893) S. 44 f. K. G. Rümelin: Alex. Wagner in Allg. Ztg. B. 1896 Nr. 44.

Zu S. 184—190. P. Pfizer: H 549, R. Krauß in Allg. Ztg. B. 1898 Nr. 235. O. Abel s. 10. Kapitel. Frauer: H 375. Ueber den konservativen Publizisten Adolf Widmann s. 7. Kapitel. Kölle: H 470, G (1. Auflage) III 346.

Zu S. 191—213. Herwegh: H 420 f. (weiteres in A. D. B.), W. Marr in der Gartenlaube 1875 Nr. 19, Max Remy in Westermanns Monatsheften 42. Bd. (1877) S. 27 ff., Theophil Zolling in der Gegenwart 1896 Nr. 43, 50, 1897 Nr. 1, 1898 Nr. 39—41, Deutsche Dichtung XXII (1897) Heft 1—5; über die Gedichte eines Lebendigen Fr. Vischer in Jahrbücher der Gegenwart 1843 Nr. 1—5 und Kritische Gänge II S. 282—340. S. auch „Ferd. Lassale's Briefe an Georg Herwegh. Herausgegeben von Marcel Herwegh“ (Zürich 1896). L. Seeger: H 618, Brümmer IV S. 66. K. Fetzer: H 369, Brümmer I S. 352. Fr. Seeger: H 618, R. Krauß im (Stuttgarter) Neuen Tagblatt vom 11. November 1898. Rotter: H 531, Brümmer III S. 159. W. Zimmermann: H 711, Brümmer IV S. 419 f. L. Pfau: H 548, Brümmer III S. 213, Ernst Ziel, Litterarische Reliefs, 4. Reihe S. 160—194, Die Gegenwart 1894 Nr. 24, Frankfurter Zeitung vom 15. April 1894, (Stuttgarter) Neues Tagblatt vom 13. April 1894. Siegmund Schott: H 607, Brümmer IV S. 15, (Stuttgarter) Neues Tagblatt vom 13. Juli 1895, Vorwort zu „Sigmund Schott. Gedichte und Schriften.“

Zu S. 213—216. Schwäbische Dichter in Amerika: G. A. Zimmermann, Deutsch in Amerika (Chicago 1892), Auszug daraus im Beobachter vom 1./2. März 1894, Paul Kapff, Schwaben in Amerika (Württ. Neujahrsblätter X, 1893) S. 46 f. Niklas Müller: H 522, Brümmer III S. 113 f., R. Krauß in B. B. d. St. 1898 Nr. 11/12. E. Märklin: Brümmer III S. 20 f. K. H. Schnauffer: Brümmer III S. 455 f. Straubenmüller: Brümmer IV S. 164, R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 290. Puchner: Brümmer III S. 261. Heerbrandt: Brümmer II S. 116, R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 96 (mit weiterem Litteraturnachweis). Auch Heinrich Loose (1812—1861) aus Stuttgart, ursprünglich Theologe, dann Zeitungsredakteur, später deutschkatholischer Prediger, der 1851 auf den Asperg kam, hierauf nach Amerika übersiedelte und dort in Wahnsinn endete, dichtete in jungen Jahren; namentlich lieferte er zu Friedrich Richters „Neckar-Harfe“ (1832) ziemlich unreife Jünglingspoesie.

Zu S. 217 f. Max Schneckenburger: H 602, Brümmer III S. 456, Die Gartenlaube 1886 Nr. 32, Osc. Mokrauer-Mainé, Die Entstehungsgeschichte patriotischer Lieder verschiedener Völker und Zeiten (Baden 1895) S. 45—49, Schw. Kr. 1899 Nr. 202.

Sechstes Kapitel.

Zu S. 219—222. Kirchliche Verhältnisse in Württemberg: Württ. Kirchengesch. S. 544 ff. Gesangbuch von 1841: H I 215 Nr. 2154, Koch 7 S. 79—81, Württ. Kirchengesch. S. 600 f. Ueber Bahnmaier vrgl. Bd. I S. 373 f. Von Christian Adam Dann (1758—1837) aus Tübingen, zuletzt Stadtpfarrer zu St. Leonhard in Stuttgart, einem der einflußreichsten Häupter und strengsten Bußprediger des Pietismus, ist nur ein Lied (Nr. 480 im Landesgesangbuche) bekannt geworden. Er erwarb sich auch um den Kirchengesang Verdienste, namentlich durch die 1829/32 erschienene zweibändige „Auswahl meist älterer geistlicher Lieder zum Gebrauch bei Singübungen und zur Beförderung eines sanften einstimmigen Kirchengesangs" (H 348, Ev. Liederschatz S. 1311).

Zu S. 222—229. A. Knapp: H 467, G (1. Auflage) III 1027 f., 1271, Fr. Notter in Allg. Ztg. B. 1864 Nr. 219 f., R. Krauß im (Stuttgarter) Neuen Tagblatt vom 23. Juli 1898.

Zu S. 229—234. Chr. G. Barth: H 311, G (1. Auflage) III 746 f., Palmer in A. D. B. 2 S. 94 f. G. W. Hoffmann: H 427, Ev. Liederschatz S. 1330. Chr. H. Zeller: H 708 f., Ev. Liederschatz S. 1391. J. G. Fr. Köhler: H 469, Ev. Liederschatz S. 1337, Brümmer A S. 265. G. Chr. Kern: H 459, Ev. Liederschatz S. 1334. Stange: Koch 7 S. 301 f., Ev. Liederschatz S. 1377 f. G. Baumann: Koch 7 S. 43, Ev. Liederschatz S. 1304. Blumhardt: H 326 f., Koch 7 S. 304 f., Brümmer I S. 141. M. S. Herwig: Koch 7 S. 325 f., Ev. Liederschatz S. 1328. Ostertag: H 538, Ev. Liederschatz S. 1354. Christoph Hoffmann: H 427. Von ganz unbedeutenden geistlichen Dichtern der strengen Richtung seien hier noch erwähnt: Christoph August Klett (1766—1851) aus Dettingen u. T. (O.A. Kirchheim), zuletzt Pfarrer daselbst (Ev. Liederschatz S. 1334 f.), Joseph Karl August Seeger (1795—1864) aus Mundelsheim (O.A. Marbach), Pfarrer zu Untersielmingen im Stuttgarter Amtsbezirk (Ev. Liederschatz S. 1373), Albert Heinrich Christian (1799—1859) aus Stuttgart, als Stadtpfarrer in Sindelfingen (O.A. Böblingen) verstorben (Ev. Liederschatz S. 1309), Johann Christian Fürchtegott Winkler (1799—1858) aus Stuttgart, Missionar in Ostindien, auch Komponist geistlicher Lieder (H 689, Ev. Liederschatz S. 1389 f.), Eduard Knapp (1802—1878) aus Alpirsbach (O.A. Oberndorf), zuletzt Pfarrer in Großsüßen (O.A. Geislingen), ein jüngerer Bruder von Albert Knapp (Ev. Liederschatz S. 1336). Michael Hahn: H 401, G V 541, Brümmer A S. 175 f. Chr. G. Pregizer: H 555. Hosch: H 442, Ev. Liederschatz S. 1330. Johann Georg Rapp: H 557. Mannhardt: H 497, G V 476, Gradmann S. 355. Wertlose Reimereien sind die poetischen Versuche des der Herrnhutschen Richtung zugehörigen Bauern Gottlob Haag (1804—1855) aus

Unterjettingen (O.A. Herrenberg), nebenbei Orgelmachers und Holzschnitzers (H 399).

Zu S. 234—239. Camerer (auch Cammerer): G (1. Auflage) III 1027 (Personalien falsch). Georg Rapp (Vetter von Moriz Rapp und G. Schwab): H 557, G (1. Auflage) III 784 (Werke unvollständig), J. H. in Aus dem Schwarzwald VI (1898) Nr. 10. Albert Zeller: H 708, Brümmer IV S. 408, Ev. Liederschatz S. 1391. J. Krais: H 474, Brümmer II S. 337, Ev. Liederschatz S. 1338. E. Eyth: H 365, Brümmer I S. 339 f. Gottlieb David Ludwig Weigle (1814—1855) aus Ludwigsburg, Weißgerber und dann ostindischer Missionar, veröffentlichte 1849 die christliche Gedichtsammlung „Gott ist mein Lied“ (Brümmer IV S. 300). Einige weitere sonst unbekannte geistliche Dichter haben an den 1826 von B. M. Bührer herausgegebenen „Cantaten auf alle festlichen Tage und Sonntags-Texte der evangelischen Kirche im Königreich Würtemberg“ mitgewirkt. Ueber verschiedene Dichter, die der weltlichen und geistlichen Poesie zugleich gedient haben, wie E. Chr. Fr. Kraus und Friedrich Richter, vrgl. das 4. Kapitel.

Zu S. 239—245. Karl Gerok: H 387 f., Adolf Wilhelm Ernst in Litterarische Charakterbilder (Hamburg 1894). Chr. Fr. Gerok: H 387. Charlotte Gerok: H 387. Bei der Aufzählung von Geroks poetischen Werken sind Kleinigkeiten, wie Texte zu Bilderwerken ꝛc., übergangen worden.

Zu S. 246—250. Glökler: Brümmer II S. 13. G. Kemmler: Brümmer II S. 273, Ev. Liederschatz S. 1334. Eppler: Brümmer I S. 329 f., Ev. Liederschatz S. 1313. E. M. Zeller: Brümmer IV S. 408. O. Schott: Koch 7 S. 322, Brümmer IV S. 14, Ev. Liederschatz S. 1370. J. Knapp: H 467, Brümmer II S. 304, Ev. Liederschatz S. 1336. G. Knapp: Brümmer II S. 304, Ev. Liederschatz S. 1336. Theurer: Brümmer IV S. 202 f. Elsenhans: Brümmer I S. 321. Günzler-Stotz: Ev. Liederschatz S. 1322. Hier seien noch erwähnt: Friedrich Hermann Eytel (1819—1869) aus Eßlingen, zuletzt Pfarrer in Maichingen (O.A. Böblingen), der 1862 „Psalter in modernem Gewande“ veröffentlichte (Koch 7 S. 306, Brümmer I S. 339), Johann Ludwig Friedrich Seeger (1802—1890) aus Reinerzau (O.A. Freudenstadt), langjähriger Pfarrer in Weilersteußlingen (O.A. Ehingen), aus dessen Nachlaß 1891 ein ganz wertloser „Blütenstrauß“ erschienen ist, Richard Laurmann (1834—1890) aus Schönaich (O.A. Böblingen), als zweiter Stadtpfarrer an der Stuttgarter Stiftskirche verstorben, dessen poetische Erzeugnisse nie gesammelt worden sind (H 482, Ev. Liederschatz S. 1340). Ebenfalls an den verschiedensten Orten zerstreut sind die Gedichte des am 18. November 1850 zu Kirchheim u. T. geborenen Friedrich Braun, Stuttgarter Stadtdekanes und Oberkonsistorialrates, Herausgebers des Werkes „Martin Luther im deutschen Lied“ (Brümmer I S. 171, Ev. Liederschatz S. 1307). In die 4. Auflage des Evangelischen Liederschatzes haben ferner Aufnahme gefunden: Georg Zinser, 1843 zu Stuttgart geboren, Pfarrer in Frickenhausen im O.A. Nürtingen

(S. 1391 f.), Rosalie Müller, geb. Denner, 1845 zu Lauterburg (O.A. Aalen) geboren, Missionarsgattin (S. 1349), Theophil Brodersen, 1859 in Bad Boll (O.A. Göppingen) geboren und an der dortigen Anstalt beschäftigt (S. 1307 f.). Die Zahl der frommen schwäbischen Dichter und Dichterinnen der Jetztzeit ist mit dieser Aufzählung indessen noch nicht erschöpft.

Zu S. 250. H. E. Gebhardt: Brümmer I S. 412 f. Füßle: Brümmer I S. 447. Der ehemalige Tübinger Stiftler Wilhelm Nast (1807—1899) aus Stuttgart, Haupt der Methodistenmission unter den Deutschamerikanern und Prediger zu Cincinnati, gab zum erstenmal 1839 ein auf Knapps Evangelischem Liederschatze fußendes deutsches Gesangbuch heraus (Schw. Kr. 1899 Nr. 284).

Zu S. 250—252. Ströbele: H 639. Georg Kantzer (1807—1875) aus Neresheim, zuletzt Stadtpfarrer in Mergentheim, edierte 1850 ein „Gesangbuch aus der Diöcese Rottenburg", darin einige eigene Lieder (Neher S. 46). Um den katholischen Kirchengesang erwarb sich Franz Xaver Reihing (1804—1888) aus Rottenburg, Pfarrer zu Schmiechen (O.A. Blaubeuren), durch Herausgabe von Choralbüchern nennenswerte Verdienste (H 562). Ueber den katholischen Kirchenkomponisten und Musiktheoretiker Eduard Ortlieb s. H 535. Vrgl. auch Johannes Michael Zeller, Geschichte des Kirchengesanges in der Diöcese Rottenburg (Regensburg 1886). Stützle: Brümmer IV S. 178, Kehrein II S. 195 f. Graf Georg von Waldburg-Zeil: Brümmer IV S. 273 f., Kehrein II S. 231 f. Schwägler: Brümmer IV S. 50. Herold: Neher S. 127. Franz Xaver Hafner (1821—1892) aus Auernheim (O.A. Neresheim), als Pfarrer in Bihlafingen (O.A. Laupheim) verstorben, ließ 1855 „Der heilige Franciscus Xaverius. Ein christliches Heldengedicht" drucken (Neher S. 104). Joseph Ruef, geboren 1828 zu Steinach (O.A. Waldsee), zuletzt Pfarrer in Arnach (O.A. Waldsee), gab 1860 zwei Bände gesammelter Grabgedichte und Grabschriften unter dem Titel „Der christliche Dichter auf den Gräbern seiner Lieben" heraus (Kehrein II S. 67, Neher S. 132). Wilhelm Stempfle (1817—1885) aus Wallerstein, zuletzt katholischer Stadtpfarrer und Dekan zu Ravensburg, der 1857 „Knospen und Blüthen in Gedichten" veröffentlichte, war zwar nach Geburt Bayer, gehörte jedoch nach Familienursprung, Erziehung und Wirksamkeit Württemberg an (Kehrein II S. 173). Jung: Brümmer II S. 243, B. B. d. St. 1878 Nr. 24 f., Alemannia XXV (1897) S. 92—94.

Siebentes Kapitel.

Zu S. 255—272. W. Hauff: H 409, Max Mendheim, Hauffs Leben und Werke (Meyers Volksbücher), J. Franck in A. D. B. 11 S. 48 f., Brümmer II S. 109, Ernst Wechsler in Westermanns Monatsheften, September 1894 S. 695—708, G. Wilhelm in Allg. Ztg. B. 1895 Nr. 188 und in Schw. Kr.

1898 Nr. 127 (Sonntagsbeilage), R. Krauß in Schw. Kr. 1893 Nr. 145 (Sonntagsbeilage), Ernst Müller in Euphorion IV (1897) S. 319—323. H. Kurz (bis 1848 schrieb sich der Dichter mit seiner Familie Kurtz): H 478, Hermann Fischer in Allg. Ztg. B. 1898 Nr. 271 f. Schönhuth: H 605 f., Brümmer IV S. 10 f., Holder S. 126 f. Eifert (der Sohn eines nach Tübingen eingewanderten Sachsen und einer Tübingerin): H 360. Die 1895 aus dem Nachlasse veröffentlichte, aber schon drei Jahrzehnte vorher entstandene Erzählung aus der Zeit Eberhards im Bart „Der Burgvogt vom Rothenberg und Die Waise von Uhlbach" von Franz Schmidlin (1806—1875) aus Schönthal, Pfarrer in Uhlbach (O.A. Cannstatt), ist ganz bedeutungslos.

Zu S. 275—282. Th. Griesinger: H 395, Brümmer II S. 41 f. A. Röslin-Henrich (Paul Stein): Brümmer II S. 135, Pataky I S. 334, II S. 325 f., 516. Todestag unbekannt. Ihre gleichfalls litterarisch thätige, zu Mainz geborene Tochter Hedwig Henrich-Wilhelmi kann natürlich nicht mehr als Schwäbin gelten. K. Müller (O. Mylius): H 522, Brümmer III S. 111 f. Der nur zufällig in Ludwigsburg geborene Erzähler Ludwig Starklof gehört nicht in eine Schwäbische Litteraturgeschichte. Adolf Weisser: Der Beobachter 1863 Nr. 236. J. Scherr: H 588, Brümmer III S. 413 f.

Zu S. 283—299. Bührlen: H 338, G (1. Auflage) III 687 f., Brümmer A S. 66. R. Köstlin: H 473, Brümmer II S. 334 f. Die von Gutzkow beeinflußte und den Jungdeutschen zuzuzählende Romandichterin Therese von Bacheracht ist nur zufällig in Stuttgart geboren und kann nicht für Württemberg beansprucht werden. W. Canz: „Aufschlüsse über Eritis sicut Deus" erschienen 1860 (Bremen und Leipzig, bei C. Ed. Müller). Weiteres über den Roman sowie eine ausführliche Autobiographie der Verfasserin in „Giebt es einen lebendigen Gott?" (Mannheim, bei Dr. Haas, 1896/7). Vrgl. auch Pataky I S. 121, II S. 494 f., C. Mezger in „Im neuen Reich" 1876 II S. 1026—1030. Auerbach: H 307 f., Brümmer I S. 50—52, Wilhelm Goldbaum in Westermanns Monatsheften 51. Bd. (1881/2) S. 606 ff., Friedrich Spielhagen ebenda 52. Bd. (1882) S. 255 ff., R. Krauß in Aus dem Schwarzwald VII (1899) Nr. 4 f.

Zu 299—302. A. Widmann: H 684, H. A. Lier in A. D. B. 42 S. 352—354 (mit weiterer Litteraturangabe). R. Kausler: H 454 (A. D. B. 15 S. 509, nicht 506). L. Pressel: G (1. Auflage) III 1024. Dittmarsch: Brümmer I S. 268. Ueber eine 1781 zu Heilbronn geborene Erzählerin Franziska von Linckersdorf s. G VII 227.

Zu S. 302—309. O. Wildermuth: H 687 f., Th. Schott in A. D. B. 42 S. 504—507, Brümmer IV S. 349, Pataky II S. 434—436, Heinrich Merz, Christliche Frauenbilder II, 6. Auflage (1898) S. 385—426. J. D. Wildermuth: H 687. L. Pichler: H 551, Brümmer IV S. 409, Pataky II S. 131—134, 461. Fürstin Agnes von Reuß (Angelika Hohenstein): H 701,

Brümmer I S. 26 f., Pataky I S. 372. G. Plieninger: H 553. Werfer: H 680, Brümmer IV S. 320, Kehrein II S. 249 f., P. Beck in A. D. B. 42 S. 8—10 (mit weiterer Litteraturangabe). J. A. Pflanz: H 550, Brümmer III S. 470, Holder S. 101—103, Kehrein II S. 10 f. Holzwarth: H 441, Brümmer II S. 197, Kehrein I S. 160 f., Neher S. 120 f. Sträßle: Kehrein II S. 188. L. Lang: Kehrein I S. 217, Neher S. 24 f.

Zu S. 309—311. Nefflen: H 525 f., H. Fischer in W. V. f. L. VII (1884) S. 140 und in seinen Beiträgen zur Litteraturgesch. Schwabens S. 229 f., Cäsar Flaischlen in B. B. d. St. 1890 Nr. 6/7 S. 92—94, Holder S. 114—122, derselbe in Heilbronner Neckar-Zeitung 1885 Nr. 26. Dreizler: Flaischlen in B. B. d. St. 1890 Nr. 6/7 S. 94—97, dazu Nr. 10/11 S. 176.

Achtes Kapitel.

Zu S. 314—317. L. Hofacker: G (1. Auflage) III 879 und Brümmer A S. 215 identifizieren ihn irrtümlicher Weise mit dem gleichnamigen Prediger. Vrgl. Uhlands Tagbuch an verschiedenen Stellen. Friedrich August Zenneck (1819—1883) aus Heutingsheim (O.A. Ludwigsburg), bis 1864 Pfarrer in Bräunisheim (O.A. Geislingen), dann nach Amerika ausgewandert, ließ 1861 als Manuskript die fünfaktige Tragödie „Conrad Besserer" drucken, worin er sich bemüht hat, den durch die Döffinger Schlacht entschiedenen Krieg zwischen dem Grafen Eberhard dem Greiner von Württemberg und den schwäbischen Fürsten einerseits und dem schwäbischen Städtebund unter Führung des Ulmer Bürgermeisters Konrad Besserer, eines schwärmerischen Patrioten, andererseits in eine höhere politische Sphäre emporzuheben. H. Keßler: H 461, G (1. Auflage) III 880, Württ. Jahrb. 1894 I S. 24 (unter Oehringen). Heideloff: H 414, G (1. Auflage) III 879, Joseph Kehrein, Die Dramatische Poesie der Deutschen (Leipzig 1840) II S. 322 f.

Zu S. 317—319. Chr. G. Hölder: H 438, G (1. Auflage) III 880, 1020, Brümmer A S. 221. Duttenhofer: H 356. A. Seubert: H 619, Brümmer IV S. 78 f.

Zu S. 319—326. Was Joseph Lautenbacher über das Bauerntheater in bayerisch Schwaben (Im neuen Reich 1879 II S. 561—569) mitteilt, gilt zum großen Teil auch für das Bauerntheater in württembergisch Oberschwaben. Rueß (Pseudonym: Severus): Brümmer III S. 373, Kehrein II S. 67). Der 1785 geborene Johann Karl Mielach aus Wiesensteig (O.A. Geislingen) verfaßte einige Schauspiele für die katholische Jugend. Doch gehörte sein Geburtsort damals zu Bayern, in welchem Land er auch sein ganzes Leben verbrachte (G, 1. Auflage, III 1012 f., Brümmer A S. 334, Kehrein I S. 266). M. Rapp: H 558, Brümmer III S. 276, R. Krauß in Schw. Kr. 1898 Nr. 35 (Sonntagsbeilage). Ueber G. H. Rapp s. Bd. I S. 338. August Scheufele, Mitglied des K. Singchores in Stuttgart, veröffentlichte 1860 eine fünfaktige

Komödie „Die sieben Schwaben", worin das Streben nach Aristophanischem Witz und Tiefsinn bei unzulänglichem Können ein gar wunderliches Ergebnis zu Tage fördert. A. von Breitschwert: Brümmer IV S. 438, Holder S. 148 f. Auch der im Anhange zum 5. Kapitel genannte Otto von Breitschwert, Adolfs Bruder, bearbeitete einige Lustspiele aus dem Französischen. Wintterlin: Brümmer IV S. 362 f. Kißling: Brümmer IV S. 446 f., Holder S. 125 f. W. Hauber (Hohschaid): Holder S. 123 f. Die Personalien unermittelt.

Zu S. 326—330. v. Thumb-Neuburg: H 647, G (1. Auflage) III 878, Brümmer A S. 537, Joseph Kehrein, Die Dramatische Poesie der Deutschen II S. 322 f. Birch-Pfeiffer: H 325, Brümmer A S. 41 f., Pataky I S. 72. Ihre Tochter, die Schriftstellerin Wilhelmine von Hillern, kann natürlich nicht als Schwäbin gelten. Waldstein: Brümmer IV S. 274 f. Der zu Biberach geborene Friedrich Kaiser, dessen Name mit der Wiener Volksbühne eng verwachsen ist, gehört nicht nur nach Erziehung und Wirksamkeit, sondern auch nach Familienursprung ganz zu Oesterreich. Zur Zeit seiner Geburt hielt sich sein Vater als Leutnant der K. K. österreichischen Aerarial-Fleisch-Regie nur vorübergehend in Biberach auf (H 451). Ebenso kam der bekannte Geograph und Historiker Karl Spruner von Merz, der zugleich Dramatiker gewesen ist, in Stuttgart zur Welt, wo sein Vater damals gerade bedienstet war, muß jedoch allen seinen Lebensverhältnissen nach Bayern zugewiesen werden (H 627). Auch ein anderer in Stuttgart geborener Dramatiker, der Freiherr Paul von Wangenheim, kann kaum für Schwaben beansprucht werden (Brümmer IV S. 282).

Neuntes Kapitel.

Zu S. 331—337. Schwäbische Dichtung der Gegenwart: R. Krauß im Litterarischen Echo I Nr. 3 Sp. 138—146. Georg Jäger: Brümmer II S. 221, Holder S. 220—222. Schönhardt: Brümmer IV S. 10. E. Paulus (Sohn): Brümmer III S. 197, Karl Weitbrecht in Schwabenland 1897 Nr. 18. Karl Weitbrecht: Brümmer IV S. 311 f., Schw. Kr. 1895 Nr. 60 (Abendblatt). Roller: Brümmer III S. 336 f., Holder S. 229. Doll: Brümmer I S. 271. Eggert: Brümmer I S. 307. Dechsler: Brümmer III S. 162 f., 470. E. Wechßler: Brümmer IV S. 293 f. Butscher: Brümmer I S. 207 f. Wink (Treugold): Brümmer IV S. 358 f. Flaischlen: Brümmer I S. 364 f., 446, Holder S. 236 f. Ein posthumes Gedichtbuch des zu Karlsruhe in Schlesien geborenen Herzoges Eugen Erdmann von Württemberg (1820—1875), preußischen Generales der Kavallerie, erschien 1885 (H 695). Weitere Sammlungen gaben heraus: Fritz Keppler (* 25. Januar 1842 zu Balingen), Arzt in Venedig, 1873 „Wilde Rosen" (Brümmer II S. 275), der als Dramatiker erwähnte Franz Größler 1873 „Gedichte", der Dramatiker Adolf Wechßler 1874 „Sinnsprüche und kleine Gedichte", 1880 „Sieben Sagen", 1887 „Sagen und Schwänke", Adolf Brodbeck (* 22. Oktober 1853 in Stuttgart), Privat-

gelehrter und fruchtbarer Schriftsteller über Religion, Philosophie, Aesthetik, Musik u. s. w., 1877 „Knospen und Blüthen“ (Brümmer I S. 184), der unter die Romandichter eingereihte Wilhelm Pressel 1885 den Romanzenkranz „Bebenhausen“, Robert Payer (* 7. April 1836 zu Pleidelsheim im O.A. Marbach), Pfarrer in Magstadt, „Ausgewählte Gedichte“ (1885), Eugen Gantter (* 11. Januar 1848 zu Stuttgart) in Frankfurt a. M. 1893 „Am häuslichen Herd“, Ernst Wolfgang Heß von Wichdorff (* 30. Mai 1860 zu Langenburg), Rentkommissar in Gotha, auch Historiker und Genealoge, 1894 „Gedichte“ (Brümmer II S. 468), Wilhelm Schriefer (* 11. Februar 1865 zu Ludwigsburg), Kaufmann, dann Schriftsteller in Wien, 1895 „Oesterreichische Romanzen“, Karl Ernst Liebermann (* 2. Juli 1858 zu Friedrichshafen), Buchhalter in Tuttlingen, neben Humoristischem 1894 „Gedichte“ (Brümmer II S. 413), K. H. Siegfried Pfaff (* 7. März 1827 zu Eßlingen), Professor in seiner Vaterstadt, auch Eßlinger Lokalhistoriker und novellistischer Mitarbeiter von „Württemberg wie es war und ist“, 1898 ein „Liederbuch“. Als Humorist und Lokaldichter sei noch John Hummler (* 19. Oktober 1846), Buchhändler in seiner Vaterstadt Saulgau, genannt. Unter den zahlreichen deutsch-amerikanischen Dichtern der Gegenwart befinden sich auch manche Schwaben, freilich nur Talente dritten und vierten Ranges. So Johann Martin Bürkle (1832—1896) aus Plattenhardt bei Stuttgart (R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 92 f.) und Wilhelm Strobel (1841—1890) aus Mittelthal im O.A. Freudenstadt (Brümmer IV S. 169), die beide über dem Ozean als Geistliche und Journalisten thätig gewesen sind. Von Lebenden seien erwähnt: Karl Theodor Eben (* 1836 zu Ravensburg), Sprachlehrer in Brooklyn (Brümmer I S. 293 f.), Georg Herrmann (* 1840 zu Eßlingen), Schuldirektor in Detroit (Brümmer II S. 143 f., Holder S. 232), Heinrich Pfäfflin (* 1842 zu Schwaigern im O.A. Brackenheim), Journalist, Ernst F. L. Gauß (* 31. August 1842 zu Stuttgart), Bibliothekar in Chicago, Julius Gugler (* 24. Februar 1848 zu Stuttgart), Besitzer einer lithographischen Anstalt in Milwaukee, Karl Lorenz (* 31. März 1858 zu Stuttgart), Lehrer und Journalist in Cleveland (Brümmer II S. 441), Karl Bauer (* 3. Oktober 1869 zu Crailsheim, Seminaroberlehrer zu Elmhurst im Staate Illinois (Brümmer IV S. 434), endlich zwei Frauen, Pauline Widemann, geb. Gärttner (* 29. März 1829 auf der Solitüde bei Stuttgart), zu Ann Arbor (Michigan) lebend (Brümmer IV S. 336, Pataky II S. 431), und Marie Raible, als Tochter des S. 156 erwähnten Dichters und Pfarrers E. Chr. Fr. Kraus 1846 zu Unterjesingen (O.A. Herrenberg) geboren, Kaufmannsfrau zu Alton im Staat Illinois (Pataky II S. 164). Vrgl. auch die zu den schwäbisch-amerikanischen Dichtern des fünften Kapitels angegebenen Quellen.

Zu S. 337 f. Ueber Chr. Wagner hat sich bereits eine ziemlich umfangreiche Litteratur gebildet. Richard Weltrich hat ihm unter dem Titel „Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn“ (Stuttgart 1898) ein dickes Buch gewidmet. Vrgl. ferner Brümmer IV S. 271, R. Weitbrecht

im Daheim 1892 Nr. 43, R. Krauß in Allg. Ztg. B. 1893 Nr. 171, W. G. C. Byvanck in De Gids, Januar 1894 S. 95—146, D. Saul in Frankfurter Zeitung vom 22. November 1894 (Morgenblatt), Bruno Wille im Magazin für Litteratur 1895 Nr. 10 u. s. w. Ganz im lyrischen Alltagsgeleise bewegen sich „Meine Verse" (1898) von Emanuel Eugen Schmidt (* 6. April 1870 zu Ulm, der, gelähmt, in der Stuttgarter Karlsvorstadt lebt, und die „Gedichte", die Eberhard Schanzenbach aus Oehringen 1898 als Stuttgarter Hotelbediensteter herausgegeben hat. Beide können sich mit L. Palmer entfernt nicht messen. Als sozialistischer Tendenzdichter sei Jakob Stern (* 28. Mai 1843 zu Niederstetten im O.A. Gerabronn), Schriftsteller in Stuttgart, namhaft gemacht, desgleichen Eduard Fuchs (* 31. Januar 1870), Schriftsteller in München.

Zu S. 338 f. J. Kurz: Brümmer II S. 363, Pataky I S. 467, Alfred Biese, Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker S. 210—214, Th. Ebner in Allg. Ztg. B. 1896 Nr. 72, R. Krauß in Deutsche Rundschau, August 1897 S. 300—303, Karl Bienenstein in Die Gegenwart 1897 Nr. 21. Gräfin S. Waldburg-Syrgenstein: Pataky II S. 404. L. Herrlinger-Ludwig: Pataky I S. 343. Olga Burkart: Pataky I S. 117. Weitere Dichterinnen haben folgende lyrische Sammlungen veröffentlicht: Thekla Schneider (* 19. Juni 1854 zu Ravensburg) in Friedrichshafen 1882 „Wellen vom Bodensee", in zweiter Auflage 1889 „Gedichte" (Brümmer III S. 462, Pataky II S. 262), Mathilde Walker (* 27. September 1842 zu Stuttgart), in der Schweiz lebend, 1882 „Gedichte" und 1884 „Aus des Lebens Füllhorn" (Brümmer IV S. 276, Pataky II S. 403), Mina Jacobi, geb. Reicher (* 26. April 1824 zu Ludwigsburg), Hauptmanns Witwe in Stuttgart, 1888 „Späte Blüten" und 1895 „Bunte Bilder" (Brümmer II S. 470, Pataky I S. 394), Rosine Stiefenhofer, geb. Weipert (* 8. Juni 1827 zu Ergenzingen im O.A. Rottenburg), Domänenrats Witwe zu Oberstadion (O.A. Ehingen), 1890 „Gesammelte Blätter" (Brümmer IV S. 144, Pataky II S. 334), Emilie Munz (* 10. Juni 1860 zu Stuttgart), Gattin eines Gutsbesitzers bei Stuttgart, 1897 „Heideklänge" (Pataky II S. 71) und Therese Köstlin, die jüngste schwäbische Dichterin, die Tochter des Gießener Theologieprofessors Heinrich Adolf Köstlin und die Enkelin Geroks und Reinhold Köstlins (* 30. Mai 1877 zu Maulbronn), 1899 „Bilder aus Geschichte und Leben in Gedichten".

Zu S. 339 f. Von Dichtern, die sich da und dort mit Erfolg vernehmen lassen, ohne bis jetzt ihre Schöpfungen gesammelt zu haben, seien hier noch erwähnt: Heinrich Freiherr Capler von Oedheim, genannt Bautz (* 26. April 1835 zu Oedheim im Oberamt Neckarsulm), in Cannstatt wohnhaft, der auch 1887 lyrische Uebertragungen unter dem Titel „Ein Strauß Französischer Liederdichtung" herausgab, Otto Schanzenbach (* 27. Februar 1837 zu Ludwigsburg), Professor in Stuttgart, der zugleich das Feld der württembergischen Kultur- und Litteraturgeschichte anbaut, Lorenz Straub (* 12. März 1839 zu Ulm), Gymnasialprofessor in Stuttgart, Uebersetzer der Antigone (1886).

Zu S. 340—343. Neuere schwäbische Dialektdichtung: Die Grenzboten 47. Jahrgang (1888), 4. Vierteljahr S. 279—285. Grimminger: Brümmer II S. 45, Schw. Kr. 1897 Nr. 100 (Mittagsblatt), Holder S. 204—208. Weibert (W. Stein): Brümmer IV S. 298 f., Holder S. 182—184. M. Franck: Brümmer IV S. 441, Pataky I S. 223, Holder S. 239 f. Buck: H 336 f., Brümmer IV S. 439, Holder S. 171—176. T. Hafner: Brümmer II S. 79 f., Holder S. 223—225. G. Seuffer: Brümmer IV S. 79, Holder S. 225 f. Unseld: Brümmer IV S. 235, Holder S. 226—228. Kien: Brümmer II S. 281 f., Holder S. 228 f. Als weitere Dialektdichter macht Holder noch namhaft: Johann Jakob Pfisterer (S. 184 f.), Christian Friedrich Aichele (S. 229), Fritz Scheuerle (S. 229). Das 1880 ff. erschienene Witzblatt „Der Vetter aus Schwaben" ließ sich die Pflege der einheimischen Dialektpoesie besonders angelegen sein (Holder S. 233—235). Gerne bedient sich ferner der Mundart Rechnungsrat Hermann Bacmeister (* 10. September 1828), Postbeamter a. D. in seiner Vaterstadt Stuttgart, der seine Gedichte noch nicht gesammelt hat (Brümmer I S. 62 f.). Auch des jung verstorbenen Eugen Keller (Schwabenland 1899 Nr. 7) ist hier zu gedenken.

Zu S. 343—346. W. Hertz: Brümmer II S. 145 f., Franz Muncker in Deutsche Dichtung 3. Bd. (1888) S. 299—303. Engelmann: Brümmer I S. 329. M. Eyth: Brümmer I S. 340. L. Laistner: Brümmer II S. 367, IV S. 447, W. Golther in Biographische Blätter II (1896) S. 203—209, Schw. Kr. 1896 Nr. 69 (Mittagsblatt). Von Thekla Schneider besitzen wir zwei Epen aus der oberschwäbischen Vergangenheit, „Aus alten Tagen" (1885) und „Frau Wendelgard" (1893), von Emil Schloz einen Sang von der Tauber, „Der Meistertrunk zu Rothenburg" (1891), in ungewöhnlich holperigen Versen. „Kadettenlust, Kadettenleid" (1886) des Leutnants a. D., Freiherren Eugen von Enzberg (* 26. Februar 1858 zu Stuttgart), Schriftstellers in Berlin, ist eine amüsante humoristische Gelegenheitsdichtung ohne litterarischen Wert. Gar nichts mehr mit Poesie zu thun hat die derbe, ja, gemeine Humoreske in Versen „Balthasar's Pilgerfahrt" (1896) von Georg Schwanz (* 7. August 1866 zu Ulm), Ortskrankenkassenverwalter in Göppingen. Auguste Supper in Calw, Verfasserin des Epos „Der Mönch von Hirsau", ist nicht Württembergerin von Geburt.

Zu S. 347—350. Richard Weitbrecht: Brümmer IV S. 312. A. Graf Adelmann: H 300, Brümmer I S. 24. Müller-Palm: Brümmer III S. 118 f. W. Pressel: Brümmer III S. 249; auch seine Gattin Friederike, geb. Jäger, ist als Schriftstellerin, namentlich im historischen Fach, aufgetreten. Ludwig Riedt (* 30. August 1833 zu Kresbach im O.A. Neckarsulm), Kanzlist in Wolfegg (O.A. Waldsee), Erzähler, auch Lyriker, breitet in seinen Erzeugnissen hauptsächlich die Erfahrungen und Stimmungen eines Konvertiten zum Katholizismus aus. Als fruchtbare Roman- und Novellendichter seien ferner genannt: Richard Kettnaker (1843—1897) aus Schussenried (O.A. Waldsee), zuletzt Schriftsteller in Stuttgart (Brümmer II S. 279 f.), Konrad Fischer-

Sallstein (* 17. September 1847 zu Frauenzimmern im O.A. Brackenheim), Schriftsteller in Charlottenburg, Gebhard Schätzler-Perasini (* 4. August 1866 zu Ulm), Schauspieler und Schriftsteller in Dresden. Von Fritz Keppler besitzen wir „Vier Erzählungen" (1885), von Wilhelm Schriefer einen Roman aus dem 5. Jahrhundert, Namens „Daswina" (1897). H. Wittmann: Brümmer IV S. 366. Hecker: R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 149—151. Als Erzähler, die sich der feuilletonistischen oder humoristischen Gattung nähern, seien noch aufgeführt: Hermann Bacmeister, Ferdinand Maier (* 4. März 1836 zu Thunau im O.A. Tettnang), Rentmeister a. D. in Stuttgart, Karl August Fischer (* 14. Mai 1847), Hauptmann a. D. in seiner Geburtsstadt Stuttgart, Theodor Ebner (* 9. August 1856 zu Eßlingen), Redakteur in Heilbronn, der auch geschichtliche und litterarhistorische Arbeiten liefert, Ferdinand Fromm (* 31. März 1857 zu Unterkochen im O.A. Aalen), Hauptmann in Ulm, Hermann Gauß (* 12. November 1861 zu Lorch im O.A. Welzheim), Kanzler des italienischen Konsulates in Mannheim, Gustav Ströhmfeld (* 13. April 1862 zu Oberwälden im O.A. Göppingen), Revisor in Stuttgart, den namentlich seine Städteführer bekannt gemacht haben. Als Roman- und Novellendichterinnen sind noch namhaft zu machen: Bertha Ackermann, geb. Haßlacher (* 5. Dezember 1840 zu Wolfegg im O.A. Waldsee), Badinspektors Witwe in Stuttgart (Brümmer I S. 28), Mathilde Weber, geb. Walz (* 16. August 1829 auf dem Schweizerhof im O.A. Ellwangen), Witwe des Tübinger Professors Heinrich Weber, die ihre Feder hauptsächlich in den Dienst der Frauenbewegung gestellt hat (Brümmer IV S. 290 f., Pataky II S. 413 f.), Marie Rupp (* 22. August 1844 zu Tübingen) in Stuttgart, die eine an die Manier des Grafen Adelmann gemahnende Erzählung, „In der Mühle" (1882), geschrieben hat (Brümmer III S. 372, Pataky II S. 216), Marie Bauer (* 21. Juli 1828 zu Mergentheim) in Cannstatt, Verfasserin des Romanes „Eine arme Seele" (1891), die schon erwähnte Rosine Stiefenhofer.

Zu S. 351. Paul Lang: R. Krauß in Biogr. Jahrb. III (1899), Brümmer II S. 374. A. Riecke: Brümmer III S. 314. Stähle schreibt unter dem Pseudonym Philipp Spieß. Die schon wiederholt erwähnte Thekla Schneider hat in der historischen Erzählung „Irmentrud" (1897) die bekannte Sage von der Welfengräfin mit den zwölf Kindern behandelt.

Zu S. 352. Eine Blumenlese von Gedichten, Erzählungen und Redensarten in der Haller Mundart hat Wilhelm German (* 2. April 1858), Verlagsbuchhändler in seiner Vaterstadt Hall, 1896 unter dem Titel „Ba da Haller Doovelich!" zusammengestellt.

Zu S. 353 f. Von Ernst Salzmann (* 14. Mai 1848 zu Eßlingen), Professor und Schulinspektor in Stuttgart, besitzen wir neben Jugendbüchern die Erzählung „Hinter Klostermauern" (1886). Professor Gottlob Maisch (* 15. September 1825 zu Orlach im O.A. Hall), Privatgelehrter in Stuttgart, christlicher Jugendschriftsteller, Erzähler und Herausgeber von Anthologien, be-

dient sich seltsamerweise des weiblichen Pseudonymes Klara Braun (Pataky I S. 96 f., II S. 490, 544). E. Tafel: Brümmer IV S. 186 f., Pataky II S. 355. A. Willms: Brümmer IV S. 355, Pataky II S. 440. A. Wildermuth: Brümmer IV S. 348 f., Pataky II S. 434. H. v. Varnbüler (Pseudonym: Hermine Olten): Pataky II S. 104, 542. H. Lindemann-Schmidt: Pataky I S. 506 f., II S. 254. M. Haug (Pseudonym: Maria Liebrecht): Pataky I S. 318, 501 f. E. von Soden: Pataky II S. 309. T. Schumacher: Pataky II S. 284. F. Hummel (Pseudonym: Frida von Kronoff): Brümmer II S. 214, Pataky I S. 385 f., 459 f., II S. 524. K. Lechler: Pataky I S. 484—487, II S. 526. Als Mädchen- und Frauenschriftstellerin ist noch aufzuführen Adelheid Riecke, geb. Wolser (* 5. Juli 1842 zu Reutlingen), Gattin des oben genannten Adolf Riecke in Tübingen (Pataky II S. 191 f.).

Zu S. 354—357. Bonhöffer: Brümmer I S. 153. E. Kapff: Brümmer II S. 256. A. Wechßler: Brümmer IV S. 293. Kaspar (vor seinem Eintritt in den Benediktinerorden: Joseph) Kuhn: Brümmer II S. 352 f. O. Hahn: VII. und VIII. Jahresbericht des Württ. Vereins f. Handelsgeogr. S. 106—109. W. Flamm: Brümmer I S. 365. v. Berlichingen: Brümmer I S. 106. Chr. Wurst: Brümmer IV S. 393, Kehrein II S. 268. Robert Payer schrieb ein dramatisches Gedicht, „Johannes Hus" (1877), Julius Schall (* 6. März 1861 zu Eybach im O.A. Geislingen), Pfarrer in Wasseralfingen (O.A. Aalen), ein biblisches Drama, „Elia, der Thisbiter" (1896); beide Stücke sind gut versifiziert, doch mehr rhetorisch als dramatisch gehalten. Schauspiele ernsterer Gattung besitzen wir ferner von Karl Kutter (* 10. August 1830), Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt Biberach, Richard Kettnaker, Bertha Ackermann, Rosine Stiefenhofer. Gottlob Maisch lieferte unter dem Titel „Für Recht und Heimat" (1893) zwei dramatisierte Bilder aus der Geschichte Untertürkheims, ein Tiber Klöckler in dem volkstümlichen Trauerspiele „Der Student von Ulm" (1879) eine Bearbeitung der gleichnamigen Scherrschen Erzählung. Lustspiele und Schwänke verfaßten Hermann Bacmeister, Fritz Keppler, Konrad Fischer-Sallstein, Ferdinand Maier, Gebhard Schätzler-Parasini, Max Hohnerlein (* 16. März 1865 zu Kupferzell im O.A. Oehringen), katholischer Volksschullehrer in Deubach (O.A. Mergentheim). Zwei zusammenhängende historische Festspiele, „Die Weiber von Weinsberg" und „Der Schreckenstag von Weinsberg" (1893), hat Adolf Tafel (* 1. November 1829 zu Oehringen), Privatlehrer in Heilbronn, veröffentlicht. Patriotische Festspiele haben wir ferner von Friedrich Wink (Fritz Treugold), aus dessen Feder auch eine Dramatisierung der biblischen Geschichte vom verlorenen Sohn (1881) stammt, Ernst Ege (* 4. Dezember 1863 zu Stuttgart), Pfarrer in Unterregenbach im O.A. Gerabronn (Brümmer IV S. 440), Hermann Müller (* 27. Februar 1818), Rektor a. D. in seiner Vaterstadt Calw, der die Form vaterländischer Oratorien sich erwählt hat. Operntexte hat Wilhelm Schriefer verfertigt, ebenso Hugo Wittmann, der auch in

Digitized by Google

Gemeinschaft mit M. Loebel ein modernes Schauspiel, „Das kritische Alter" (1887), geschrieben und auf die Bühne gebracht hat.

Zehntes Kapitel.

Zu S. 358. Wissenschaften: J. Hartmann in Jubiläumsausgabe des Staats-Anzeigers für Württemberg (1889) S. 31—39. Eine Liste der gegenwärtigen Württemberger, welche an auswärtigen Universitäten lehren, in demselben Blatt 1899 Nr. 123.

Zu S. 359—363. Evangelische Theologie: Württ. Kirchengesch., namentlich S. 566—583. Tübinger evangel.-theol. Fakultät: H I 252 Nr. 2565 f. E. G. Bengel: H 318. Weitere Vertreter der älteren Tübinger Schule: Friedrich Gottlieb Süskind (1767—1829) aus Neuenstadt (O.A. Neckarsulm), Storrs Nachfolger auf dessen Tübinger Lehrstuhl, zuletzt Direktor des Studienrates in Stuttgart (H 641 f.), Karl Christian Flatt (1772—1843) aus Stuttgart, zuletzt Prälat und Studienratsdirektor daselbst (H 372), Johann Friedrich Flatt (1759—1821) aus Tübingen (H 372). Als Schriftsteller war diesen Johann Christian Friedrich Steudel (1779—1837) aus Eßlingen, der seit 1815 in der Tübinger Fakultät wirkte, überlegen; er gab die 1828/40 existierende „Tübinger Zeitschrift für Theologie" heraus (H 633, A. D. B. 36, nicht 35, S. 152—155). Auch J. F. Bahnmaier (vrgl. Bd. I S. 373 f.) stand dem Supranaturalismus nahe. Der als Pfarrer zu Stetten (O.A. Cannstatt) verstorbene Christian Benjamin Klaiber (1796—1836) aus Ohnastetten (O.A. Urach), ein Schüler Bengels, war eine Zeit lang außerordentlicher Theologieprofessor in Tübingen (H 464). Strauß: H 637 f., Vischer in Kritische Gänge, Neue Folge 3. Heft S. 1—91, Fr. Nietzsche, Unzeitgemäße Betrachtungen, 1. Stück: David Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller (Leipzig o. J.), Heinrich Künkler, Zum Gedächtniß an David Friedrich Strauß (Wien 1898); Ungedrucktes aus dem Nachlaß in Deutsche Revue, Februar- und Aprilheft 1894. Chr. Märklin: H 498.

Zu S. 363—366. F. Baur: H 313. M. Schneckenburger: H 602. H. Schmidt: H 601. H. Lang: H 480. Der Tübinger Prälat Ludwig Georgii (1810—1896) aus Urach vertrat gleichfalls in theologischen Schriften die Ideen seines Lehrers Baur (R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 100). T. Beck: H 315. R. Kübel: H 476. K. Auberlen: H 307. Der konsequenteste Schüler Becks war Ernst Gottlob Wörner (1829—1875) aus Stuttgart, der in Zürich Theologie dozierte. Fr. H. Kern: H 458. Chr. Fr. Schmid: H 598. Landerer: H 479. Oehler: H 532 f. Chr. Palmer: H 545. Eduard Elwert (1805—1865) aus Cannstatt, Professor der Theologie in Zürich und 1839/41 in Tübingen, dann Pfarrer an verschiedenen Orten, zuletzt Ephorus in Schönthal, beschränkte sich auf Aufsätze und Programme (H 362). Von Auswärtigen wirkten an der Tübinger evangelisch-theologischen Fakultät

namentlich 1838/48 der gefeierte Heinrich Ewald (H 365) und Oehlers Nachfolger, Ludwig Diestel (H 351). Karl Weizsäcker † 13. August 1899 (vrgl. Zeitungsnekrologe). Von gegenwärtigen Tübinger Theologen haben Julius Grill, Theodor Häring u. s. w. schöne litterarische Leistungen aufzuweisen.

Zu S. 366. Dorner: H 354. J. Wagenmann: H 665. G. V. Lechler: H 483. Th. Keim: H 455. W. Fr. Geß: H 388. Theodor Christlieb (1833—1889) aus Birkenfeld (O.A. Neuenbürg), Professor der praktischen Theologie und Universitätsprediger in Bonn, beschäftigte sich namentlich mit Missionsgeschichte (H 343). Wilhelm Friedrich Hufnagel (H 445) gehört mit seinen Werken einer früheren Periode an. Christian Friedrich Kling (1800—1862) aus Altdorf (O.A. Böblingen) war Professor in Marburg und Bonn, zuletzt Dekan in Marbach (H 466). Georg Friedrich Heinrich Rheinwald (1802—1849) aus Scharnhausen (im Stuttgarter Amtsbezirk), eine Zeit lang Theologieprofessor in Bonn, schrieb insbesondere über kirchenpolitische Fragen (H 568). Der jung verstorbene August Dietzsch (1836 bis 1872) aus Hofen (O.A. Besigheim), gleichfalls Professor in Bonn, erweckte schöne Hoffnungen (H 352). Wilhelm Mann (1819—1892) aus Stuttgart, Professor am evangelisch-theologischen Seminar in Philadelphia, ragte als Schriftsteller unter den in Amerika wirkenden württembergischen Theologen hervor. Von lebenden Theologen seien noch die beiden Leipziger Professoren Rudolf Kittel und Otto Kirn, der Jenaer Rudolf Seyerlen genannt.

Zu S. 367. Von Geistlichen im Lande haben sich als Schriftsteller der Hebräist Franz Joseph Valentin Dominikus Maurer (1795—1874) aus Rottweil, Konvertit zum Protestantismus und Pfarrer an verschiedenen württembergischen Orten (H 502), Reinhold Wunderlich (1808—1879) aus Aurich (O.A. Vaihingen), Pfarrer in Bondorf im O.A. Herrenberg (H 693), hervorgethan, ferner Ludwig Schuhkrafft (H 611), der im ersten Kapitel erwähnte Ernst Osiander, Hermann Zeller (H 709), Gottlieb Osiander (H 536), Karl Friedrich Klaiber (s. unten). J. Hartmann (Vater): H 408. Th. Pressel: H 556. Christoph Ulrich Hahn (1805—1881) aus Stuttgart, Pfarrer in der dortigen Karlsvorstadt, auch erbaulicher und pädagogischer Autor sowie Redakteur der „Blätter für das Armenwesen", schrieb ein dreibändiges Werk über die Ketzer des Mittelalters (H 401). Weitere Kirchenhistoriker: Karl Römer (1810—1859) aus Stuttgart, Diakonus in Sindelfingen (O.A. Böblingen), und der Stuttgarter Prälat und Stiftsprediger Karl Burk. Albert Hauber (1806—1883), zuletzt Prälat in seiner Vaterstadt Ludwigsburg, veröffentlichte außer beliebten Predigten und Gebetbüchern ein Werk über „Recht und Brauch der evangelisch-lutherischen Kirche Württembergs" (zwei Teile, 1854/6). E. E. Koch: H 469. Den 8. Band der 3. Auflage des Kochschen Werkes hat der schon zum 6. Kapitel erwähnte Richard Lauxmann verfaßt.

Zu S. 367—369. L. u. W. Hofacker: H 426. S. K. Kapff: H 453. W. Hoffmann: H 428. Auch von Gustav Werner (1809—1887) aus Zwiefalten (O.A. Münsingen), dem Gründer und Leiter der bekannten menschenfreundlichen Anstalten in Reutlingen, existieren Predigten, Reden, Vorträge u. s. w. (H 681 f., Theodor Schott in A. D. B. 42 S. 50—56). In jüngster Zeit haben die religiösen Schriften des einer abweichenden Lehrmeinung wegen aus dem württembergischen Kirchendienst entlassenen Christoph Schrempf, Professors in Stuttgart, das gebildete Publikum angezogen. Der Mitbegründer der Baseler Missionsgesellschaft und erste dortige Missionsinspektor, Christian Gottlieb Blumhardt (1779—1838) aus Stuttgart, verfaßte 1828/37 eine breit angelegte Missionsgeschichte in vier Bänden (H 326). Weitere Baseler Missionsschriftsteller: Christian Friedrich Spitteler (H 625), Joseph Josenhans (H 450). Auch der deutsche Prediger an der Savoy-Kirche in London und Sekretär der brittisch-ausländischen Bibelgesellschaft Karl Friedrich Adolf Steinkopf (1773—1859) aus Ludwigsburg, erbaulicher Autor, ist von Basel ausgegangen (H 632). Die litterarische Thätigkeit des in der europäischen und asiatischen Türkei wirkenden Karl Gottlieb Pfander (1803—1865) aus Waiblingen gipfelte in der Polemik gegen den Islam zu Gunsten der christlichen Propaganda (H 548). Der Begründer und Vorstand des Calwer Verlagsvereines, Christian Barth, ist schon im 6. Kapitel behandelt worden; sein Gehilfe und Nachfolger war der noch unter den Orientalisten zu erwähnende Missionar Hermann Gundert, auch Verfasser einer Geschichte der Evangelischen Mission. Ueber Albert Ostertag vrgl. 6. Kapitel. Eine „Evangelische Volksbibliothek" gab Prälat Karl Friedrich Klaiber (1817—1893) aus Walxheim (O.A. Ellwangen), Dekan in Göppingen, heraus (H 464). Um die Bibel und Verbreitung sonstiger evangelischen Schriften erwarben sich ferner verschiedenartige Verdienste: Prälat Christian Friedrich Oettinger (H 351), Friedrich Schröder (H 608), Karl Eduard Rösler (H 575). Ueber die erbauliche Prosa der Separatisten, deren Koryphäen übrigens schon im 6. Kapitel vorgeführt worden sind, kann füglich weggeschritten werden. J. Chr. Fr. Burk: H 339. B. G. Denzel: H 351. Weitere Theologen und Pädagogen: Karl August Christoph Friedrich Zoller (1773—1858) aus Deizisau (O.A. Eßlingen), Oberinspektor des Waisenhauses und Rektor des Katharinenstiftes in Stuttgart (H 712), August Heinrich d'Autel (1779—1835) aus Heilbronn, Prälat und Oberhofprediger in Stuttgart (H 308), Heinrich Stirm (1799—1873) aus Schorndorf, Prälat und Oberkonsistorialrat in Stuttgart (H 634, A. D. B. 36, nicht 35, S. 255 f.), Prälat Gottlob Bührer (1801—1894) aus Stuttgart, auch Mitglied der Gesangbuchskommission (H 337), Oberschulrat Theodor Eisenlohr (1805—1869) aus Herrenberg, Rektor des Nürtinger Schullehrerseminars, 1837/48 Herausgeber der pädagogischen Vierteljahrsschrift „Blätter aus Süddeutschland" (H 360), Ludwig Völter (1809—1888) aus Metzingen, zuletzt Pfarrer in Zuffenhausen (O.A. Ludwigsburg), der dreißig Jahre lang den 1837 begründeten, viel gelesenen „Süd-

deutschen Schulboten" leitete (H 662), die zwei Rektoren des Stuttgarter Katharinenstiftes Karl Wolff (1803—1869) und Adolf Heller (1834—1894), beide aus Stuttgart (H 691, bez. H 418). Th. Scherr: H 588. Württembergische Volksschullehrer und Pädagogen: Philipp Jakob Völter (1757—1840) aus Metzingen, Knabenschullehrer in Heidenheim (H 662), Johann Christian Laistner (1819—1893) aus Freudenstadt, Oberlehrer in Stuttgart (H 479).

Zu S. 369—372. Katholische Theologie: Württ. Kirchengesch., namentlich S. 662—666, 683—687, 692. Ellwanger Universität: H I 252 Nr. 2567 f. Katholische Tübinger Schule: Schanz in Theologische Quartalschrift 1898 S. 1—49. Drey: H 355. Herbst: H 419. Hirscher: H 423 f. Von den Professoren der Ellwanger Universität verdient etwa noch Johann Nepomuk Bestlin (1768—1831) aus Ellwangen Erwähnung, als Stadtpfarrer in Lauchheim (O.A. Ellwangen) verstorben, übrigens nur erbaulicher und pädagogischer Autor (H 321, Kehrein I S. 26). Möhler: H 512 f., Lutterbeck in A. D. B. 22 S. 59—61. Welte: H 680, Reusch in A. D. B. 41 S. 692. J. Kuhn: H 476. Hefele: H 413. Aberle: H 299. Himpel: H 423. Kober: R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 276 f. Linsenmann: R. Krauß ebenda III (1899). Nur vorübergehend gehörten der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen an: Joseph Gehringer (1803—1857) aus Unterkochen im O.A. Aalen (H 384), Georg Schöninger (1804—1884) aus Weilderstadt im O.A. Leonberg (H 606), Joseph Martin Mack (1805—1885) aus Neuhaus (O.A. Mergentheim), ein kirchenpolitischer Heißsporn (H 495), Anton Graf (1811—1867) aus Baldern im O.A. Neresheim (Neher S. 61 f.). Gegenwärtig lehren in Tübingen Franz Xaver Funk, Paul Schanz, Johann Belser, Paul Vetter u. s. w.

Zu S. 372. Staudenmaier: H 629. In Gießen wirkten ferner als Professoren der in Zürich von württembergischen Eltern geborene Leopold Schmid und der aus Ansbach gebürtige, aber in Württemberg erzogene spätere Rottenburger Domkapitular Franz Anton Scharpff (H 583). Gams (als Benediktiner: Pius): H 382. P. Wittmann: H 691, Lauchert in A. D. B. 43 S. 644 f. Als Kirchenhistoriker ist ferner der Würzburger Domkapitular Johann Martin Düx (1806—1875) aus Simmringen (O.A. Mergentheim) zu nennen (H 357). Ueber Florian Rieß s. 5. Kapitel. Gegenwärtig lehrt Alois Knöpfler in München Kirchengeschichte, Karl Braig in Freiburg Religionsphilosophie.

Zu S. 372 f. Von katholischen Geistlichen im Lande haben unter anderen wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen: Benedikt Alois Pflanz (1777—1844) aus Espachweiler (O.A. Ellwangen), zuletzt Pfarrer in Schörzingen (O.A. Spaichingen), der 1830/44 die „Freimüthigen Blätter über Theologie und Kirchenthum" herausgab (H 550), Ignaz Longner (1805—1868) aus Friedrichshafen, zuletzt Domkapitular von Rottenburg, einer der hitzigsten Kämpen für die katholische Sache, namentlich Kirchenhistoriker (H 492), der noch unter den Kunsthistorikern

zu nennende Dursch, Anton Rieck (1800—1874) aus Hohenstadt (O.A. Aalen), Dekan in Neckarsulm, Johann Baptist Scheffold (1804—1885) aus Biberach, Pfarrer in Obermarchthal (O.A. Ehingen), kirchenrechtlicher Schriftsteller, Hermann Fricker (1820—1884) aus Weingarten, Pfarrer in Oepfingen (O.A. Ehingen), Jordan Bucher (1823—1870) aus Fridingen (O.A. Tuttlingen), zuletzt Stadtpfarrer in Heilbronn, der Rottenburger Domkapitular Richard Rieß (1823—1898) aus Gmünd, dessen Spezialität die biblische Geographie und Kartographie war (R. Krauß in Biogr. Jahrb. III, 1899), Johann Weber (1830—1890) aus Kirchheim (O.A. Neresheim), Stadtpfarrer in Ludwigsburg, kirchenrechtlicher Schriftsteller. Von Lebenden seien noch der Kirchenstatistiker Stephan Jakob Neher und die Kirchenhistoriker Johann Georg Sauter und Konrad Rothenhäusler namhaft gemacht. Zängerle: H 707, Lauchert in A. D. B. 44 S. 686—688. Fürst A. von Hohenlohe: H 433. Johann Baptist Hafen (1807—1870) aus Schörzingen (O.A. Spaichingen), Pfarrer zu Gattnau (O.A. Tettnang), war nicht nur beliebter erbaulicher Autor, sondern gab auch Chroniken von Buchau und Gattnau samt einem poetischen „Spaziergang durch die Pfarrei Gattnau" heraus (H 401). R. J. Wurst: H 694, Sander in A. D. B. 44 S. 341 f. Ignaz Schuster (1813—1869) aus Ellwangen, zuletzt Pfarrer in Unterailingen (O.A. Tettnang), verfaßte viel benützte Katechismen und sonstige religiöse Bücher zu Unterrichtszwecken (H 612). Weitere erbauliche und pädagogische Autoren auf katholischer Seite: Simon Thaddäus Hemmerle, der auch sonst genannte Dursch, Joseph Halder, Friedrich Supp, Thomas Burkart, Franz Joseph Anton Köhler, Karl Bestlin, Franz Xaver Steck, Johann Georg Schick, Franz Anton Häckler, Karl Schmöger (H 601), Johann Baptist Buohler, Georg Michael Pachtler (H 542), Moriz Kerker, Joseph Raphael Kröll, Engelbert Hofele. Ueber diese alle wie über die katholischen Theologen Württembergs und ihre Schriften überhaupt vrgl. Neher.

Zu S. 373—375. Karl Planck: H 552 f., Schw. Kr. 1896 Nr. 102 (Sonntagsbeilage). H. Chr. W. Sigwart: H 622, G VI 224. G. F. Bockshammer: H 327. J. U. Wirth: H 690, A. D. B. 43 S. 533 f. K. Ph. Fischer: H 371. J. Fr. J. Tafel: H 642 f. Der Tübinger Philosophieprofessor Jakob Friedrich Reiff (1810—1879) aus Vaihingen a. d. E. schrieb nur wenig (H 562). Hier seien noch folgende philosophische Schriftsteller erwähnt: Christian Gottlieb Schmid (1792—1846) aus Bickelsberg (O.A. Sulz), Professor für Philosophie und Religion am Stuttgarter Obergymnasium (H 599), Gebhard Mehring (1798—1890) aus Belsenberg (O.A. Künzelsau), Prälat in Hall (H 506), Friedrich Fischer (1801—1853) aus Honau (O.A. Reutlingen), Professor in Basel (H 370), der Stuttgarter Obertribunalprokurator Adolf Steudel (1805—1887) aus Eßlingen (H 633, A. D. B. 36, nicht 35, S. 150 f.), Adolf Helfferich (1813—1894) aus Schafhausen (O.A. Böblingen), Professor der Philosophie an der Universität und Kriegsakademie in Berlin, später Privatgelehrter in München, der auch auf zahlreichen sonstigen Gebieten

als Schriftsteller gewirkt hat (H 418), Emil Feuerlein (1818—1883) aus Wolfschlugen (O.A. Nürtingen), zuletzt Pfarrer in Weilheim (O.A. Tübingen), daneben Litteraturhistoriker (H 369), der früh verstorbene, hoffnungsvolle Matthias Hanna (1845—1874) aus Fridingen (O.A. Tuttlingen), Repetent am Wilhelmsstift und Dozent an der Hochschule zu Tübingen (H 403). Die philosophischen Schriften mehrerer Dichter, so Karl Fetzers, Siegmund Schotts, Bührlens, Auerbachs, haben schon in früheren Kapiteln Berücksichtigung gefunden. Eduard Zeller: D. Saul in Deutsche Rundschau Bd. 78 (Januar—März 1894) S. 303—308 und viele andere Artikel in Zeitschriften und Zeitungen zum 80. Geburtstage des Gelehrten. Von lebenden philosophischen Schriftstellern seien noch der Tübinger Philosophieprofessor Edmund Pfleiderer und Theodor Elsenhans, evangelischer Stadtpfarrer in Riedlingen, genannt.

Zu S. 375—378. Württembergische Philologen: H I 304 Nr. 3183 und 3183a. Chr. N. Osiander: H 536. Donner: H 354. Fr. Schnitzer: H 603. Weitere Philologen und Uebersetzer: Georg Heinrich Moser (1780—1858) aus Ulm, Rektor des Gymnasiums und der Realschule daselbst (H 518), Ernst Gottlob Köstlin (1780—1824) aus Eßlingen, zuletzt Professor am Hamburger Johanneum, auch sonst Schriftsteller (H 472, Hans Schröder, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller IV S. 132—134), Christian Friedrich Klaiber (1782—1850) aus Wankheim (O.A. Tübingen), Prälat und Oberstudienrat in Stuttgart (H 464), Karl Cleß (1794—1874) aus Königsbronn (O.A. Heidenheim), Professor am Stuttgarter Gymnasium und Oberstudienrat (H 344). A. Fr. Pauly: H 546. Chr. Ziegler: H 710. Chr. Walz: H 670. W. Teuffel: H 645. Adolf Haakh s. unter den Kunstschriftstellern. Ueber Adolf Schölls philologische Leistungen vrgl. das 4. Kapitel. L. Roth: H 576. K. A. Schmid: H 599. Bäumlein: H 313. Süpfle: H 641. Allgayer: H 302. Gleichfalls ein guter Latinist, namentlich Kenner der spätlateinischen Sprache und Litteratur war der Rottweiler Gymnasialrektor Johann Nepomuk Ott (1838—1888) aus Oepfingen im O.A. Ehingen (H 539); doch trat er als Schriftsteller nur wenig hervor. Ebenso einige andere tüchtige Philologen: Karl Hirzel (H 424), Karl Krafft (H 473), Karl Holzer (1822—1869) aus Bietigheim, Professor am Stuttgarter Obergymnasium, Meinrad Ott (H 539). Ludwig Mezger (1810—1885) aus Schorndorf, Ephorus in Schönthal, gab philologische und religiöse Schulbücher und überdies einen beliebten Rätselschatz heraus (H 509). Oberstudienrat Hermann Bender (1835—1897) aus Ilsfeld (O.A. Besigheim), Gymnasialrektor in Ulm, hat sich besonders das römische Altertum als Domäne auserkoren (R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 103 f.). Von lebenden klassischen Philologen seien die beiden Tübinger Universitätslehrer Ernst Herzog und Wilhelm Schmid, der Greifswalder Archäologe August Preuner, Staatsrat Georg Schmid am historisch-philologischen Institut in St. Petersburg und der Prager Professor Otto Keller genannt.

Zu S. 378 f. Ueber die Sprachforscher, welche zugleich Missionare oder Reisende gewesen sind, vrgl. E. Metzger, Württ. Forschungsreisende u. Geographen des 19. Jahrhunderts im VII. u. VIII. Jahresbericht (1888/9) des Württ. Vereins für Handelsgeographie. J. Mohl: H 511. R. Roth: H 576. M. Haug: H 411. Trumpp: H 649. H. Mögling: H 511. H. Gundert: H 398. A. Dillmann: H 353. Um die afrikanische Sprachwissenschaft machten sich ferner verdient: die Missionare Ludwig Krapf (1810—1881) aus Derendingen im O.A. Tübingen (H 474), Johann Rebmann (1820—1876) aus Gerlingen im O.A. Leonberg (H 560), Johannes Zimmermann (1825—1876) aus demselben Gerlingen (H 711), Bernhard Schlegel (1827—1859) aus Belsen im O.A. Rottenburg (H 597) und Johann Gottlieb Christaller (1827—1895) aus Winnenden im O.A. Waiblingen (VII. u. VIII. Jahresbericht des Württ. Vereins f. Handelsgeogr. S. 93 f.), ferner Theodor Christaller (1863—1896) aus Schorndorf, der erste deutsche Reichsschullehrer in Kamerun (R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 99). Weitere Orientalisten: Christoph Friedrich Schlienz (H 597), Philipp Wolff (H 691, Heyd in A. D. B. 44 S. 44 f.), Ernst Osiander (H 536). In Tübingen vertritt gegenwärtig die orientalische Sprachwissenschaft Professor Christian Friedrich Seybold. Die Hebräisten sind unter die Theologen verwiesen.

Zu S. 379 f. Adelbert Keller: H 455. Holland: H 440. Birlinger: H 325, Kehrein I S. 27 f. Aus dem Nachlasse des schon im 1. Bd. erwähnten Johann Christoph Schmid wurde 1831 ein Schwäbisches Wörterbuch von Wert herausgegeben. Weitere Germanisten: Theophil Rupp (1805—1876), Kaufmann in seiner Vaterstadt Reutlingen (H 579), der unter den politischen Autoren des 5. Kapitels aufgeführte Ludwig Frauer, der Ehinger Gymnasialrektor Max Wocher (1803—1852) aus Neutrauchburg (O.A. Wangen), der von theologischen zu sprachwissenschaftlichen Studien überging (H 691, Lauchert in A. D. B. 43 S. 703). Von Lebenden sind die Germanisten Karl August Barack, Professor und Oberbibliothekar in Straßburg, Professor Hermann Fischer in Tübingen, Professor Friedrich Kauffmann in Kiel, Professor Wolfgang Golther in Rostock sowie der Romanist Karl Vollmöller, früher Professor in Göttingen, aufzuführen. Unter den aus Württemberg stammenden Vertretern der neueren Philologie ragt Freiherr Karl August v. Killinger (1802—1868) aus Heilbronn hervor. Er lebte als angesehener Schriftsteller in Karlsruhe und leistete namentlich viel für Verbreitung der englischen und irischen Sprache und Litteratur in Deutschland (H 463). Als Uebersetzer sei noch der sprachenkundige Edmund Zoller, Direktor der Hofbibliothek in Stuttgart, auch sonst ein vielseitiger Schriftsteller, genannt.

Zu S. 380. Vollmer: H 661. Neuerdings hat sich Ernst Müller, Gymnasiallehrer in Tübingen, viel mit Schiller befaßt. J. Klaiber: H 464. Weitere Litterarhistoriker: Christoph Schwab (1821—1883) aus Stuttgart,

der älteste Sohn Gustav Schwabs, Professor am Katharinenstifte daselbst (H 612), Ferdinand Scholl (1817—1895) aus Beutelsbach (O.A. Schorndorf), Gymnasialprofessor und Vorstand des Konservatoriums für Musik in Stuttgart (H 604), der Wielandforscher Ludwig Osterdinger (1810—1896) aus Biberach (R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 99 f.).

Zu S. 380—382. Karl Köstlin: H 472. Als fruchtbarer Musikschriftsteller ist ferner der Regensburger Priester Dominikus Mettenleiter (1822—1868) aus Thannhausen (O.A. Ellwangen) namhaft zu machen (H 508). A. Haakh: H 399. H. Merz: H 508. L. Weisser: H 677, A. Wintterlin in A. D. B. 41 S. 611—613. Weitere Kunstschriftsteller: Gottlob Bunz (1833—1888) aus Großbottwar (O.A. Marbach), zuletzt Pfarrer in Heldenfingen (O.A. Heidenheim), der auch in „Geharnischten Sonetten" seiner Begeisterung für Kaiser und Reich Ausdruck verliehen hat (H 338), der namentlich in der Keramik hervorragende Paul Friedrich Krell (1843—1899) aus Plieningen (im Stuttgarter Amtsbezirk), Professor an der Kunstgewerbeschule in München. Lebende Kunsthistoriker: August Wintterlin, Eduard Paulus (der jüngere), Guido Hauck, Professor an der technischen Hochschule in Berlin, Rudolf Pfleiderer, Stadtpfarrer in Ulm, Paul Weizsäcker, Rektor des Lyceums in Calw. Haßler: H 408. Mit Ulmer Kunstgeschichte im besonderen hat sich ferner Professor Eduard Mauch (1800—1874) aus Geislingen, Zeichenlehrer in Ulm, beschäftigt (H 501). Fr. J. Schwarz: H 614. Als katholischer Kirchenkunsthistoriker sei noch Johann Georg Martin Dursch (1800—1881) aus Deggingen (O.A. Geislingen), zuletzt Stadtpfarrer, Kirchenrat und Dekan zu Rottweil, erwähnt (H 356). Fachschriftsteller in Baukunst: Johann Matthäus Mauch (1792—1856) aus Ulm, Professor an der Stuttgarter Gewerbeschule, der namentlich über griechisch-römische Architektur schrieb (H 501), Heinrich Leibnitz (1811—1889) aus Stuttgart, außerordentlicher Universitätsprofessor für Zeichnen und Malen in Tübingen (H 483), Christian Leins (1814—1892), Baudirektor in seiner Vaterstadt Stuttgart (H 483), Heinrich Wagner (1834—1897) aus Stuttgart, Professor am Polytechnikum in Darmstadt (R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 279, L. Fränkel in A. D. B. 44 S. 437—439). Alfred Klemm (1840—1897) aus Ellwangen, Dekan in Backnang, lieferte zur württembergischen Baugeschichte und Epigraphik wertvolle Beiträge, besonders durch Sammeln von Steinmetzzeichen (R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 276).

Zu S. 382—384. Schwäbische Historiographen: Ueberficht von K. Klüpfel in W. V. f. L. X (1887) S. 89—101 u. 171—180. Statistisches Landesamt: H I 5. Memminger: H 507. Als Vorstände des statistischen Landesamtes seien noch Gustav Zeller (1812—1884) aus Kleinbottwar im O.A. Marbach (H 708) und der als Finanzminister verstorbene Karl Riecke (1830—1898) aus Stuttgart (Schw. Kr. 1898 Nr. 122 Sonntagsbeil., Nr. 124 Mittwochsbeil.), beide auch verdiente Schriftsteller über spezifisch württembergische

Materien, genannt. Mitarbeiter des statistisch-topographischen Bureaus: Finanzrat Rudolf Moser (1803—1862) und Oberstudienrat Theodor Plieninger (1795—1879), beide geborene Stuttgarter und der Reihe nach Geheimsekretäre der Königin Pauline von Württemberg, ersterer auch auf eigene Faust ein emsiger Publizist, letzterer zugleich naturhistorischer und meteorologischer Autor (H 519, bez. H 554). Auch der Philologe A. Fr. Pauly nahm an den Oberamtsbeschreibungen rühmlichen Anteil. Als Statistiker ist Paul Sick (H 621) zu nennen. Das statistische Landesamt besorgt ferner die Veröffentlichung verschiedener großen Kartenwerke. Hier hat sich neben Eduard Paulus (Vater) namentlich Hauptmann Heinrich Bach (1812—1870) aus Großingersheim (O.A. Besigheim) hervorgethan (H 309). Württ. Altertumsvereine: H I 6—9. Um den Verein für das württ. Franken und dessen Zeitschrift machten sich der überhaupt für die Landeskunde unermüdlich die Feder führende Schönhuth, Ganzhorn und Hermann Bauer (1814—1872) aus Mergentheim, Dekan in Künzelsau und Weinsberg (H 312), besonders verdient. Begründer, langjähriger Präsident und Herausgeber der Schriften des Bodensee-Vereines war Geheimer Hofrat Albert Moll (1817—1895) aus Gruibingen (O.A. Göppingen), Oberamtsarzt in Tettnang (H 513). Dem Zabergäuverein und dessen Berichten widmete Karl Klunzinger (1799—1861) aus Ebingen (O.A. Balingen), zuletzt Pfarrer von Güglingen (O.A. Brackenheim), auch sonst historischer Schriftsteller, seine Kräfte (Schwabenland 1899 Nr. 7). E. Kausler: H 454. Die nur zufällig in Stuttgart verlegten allgemeinen historischen Zeitschriften sind hier nicht berücksichtigt.

Zu S. 384—387. K. Pfaff: H 547 f. Chr. Fr. Stälin: H 628. Christian Friedrich Essich (1778—1822) aus Cannstatt, Rektor der Lateinschule in Biberach, veröffentlichte unter anderem eine „Geschichte von Württemberg" (1818) im Abriß. Eine brauchbare populäre „Geschichte von Württemberg" hat der Calwer Verlagsverein zuerst 1843 und seitdem wiederholt ausgegeben. Von Theodor Griesingers Leistungen in württembergischer Historiographie ist schon im 7. Kapitel die Rede gewesen. Nur kleinere Beiträge zur württembergischen oder schwäbischen Geschichte lieferten der Geheime Archivar und Regierungsrat Wilhelm Ferdinand Ludwig Scheffer (1756—1826) aus Stuttgart (H 584), der Stuttgarter Gymnasialrektor Georg Gottlieb Uebelen (1781—1854) aus Holzheim im O.A. Göppingen (H 650) und Archivrat Johann Ferdinand Friedrich Oechsle (1797—1845) aus Eßlingen (H 532). L. Fr. Heyd: H 422. Ein Nichtwürttemberger, Professor Bernhard Kugler in Tübingen, verfaßte eine kleinere Monographie über „Ulrich Herzog zu Wirtemberg" (1865) und eine größere, zweibändige über „Christoph, Herzog zu Wirtemberg" (1868/72). Karl Jäger: H 448. Um die Ulmer Geschichte erwarben sich außerdem Verdienste der schon erwähnte Haßler und der Bd. I S. 413 aufgeführte Johann Christoph Schmid, um die Eßlinger Johann Jakob Keller (1764—1832) aus Eßlingen, zuletzt Stadtpfarrer in Bietigheim (H 456),

um die Heilbronner Heinrich Titot (1796—1871), Stadtschultheiß, dann Oberamtspfleger in seiner Vaterstadt Heilbronn (H 647). Achalm und Reutlingen behandelten Karl Christian Gratianus (1780—1860) aus Neuenstadt (O.A. Neckarsulm), zuletzt Pfarrer in Sindelfingen (O.A. Böblingen), und Christoph Friedrich Gayler (1780—1849), Lateinschulrektor und Stadtpfarrer in seiner Vaterstadt Reutlingen (H 383). K. Klüpfel: H 467. Schon 1828 hat Heinrich Ferdinand Eisenbach (1795—1859) aus Bietigheim, Professor der neuen Sprachen an der Landeshochschule, eine „Beschreibung und Geschichte der Stadt und Universität Tübingen" geliefert (H 360). Giengen und das Brenzthal erforschte der in den 1. Bd. aufgenommene Rudolf Magenau, Monographien über mehrere Schwarzwald-Städte und Bezirke verfaßte Friedrich August Köhler (1768—1844) aus dem jetzt badischen Hornberg, verstorben als Pfarrer in Marschalkenzimmern (O.A. Sulz). Eine „Geschichte des Klosters Alpirsbach auf dem Schwarzwalde" veröffentlichte 1877 Karl Glatz (1827—1880) aus Rottweil, als Pfarrer in Wiblingen (O.A. Laupheim) verstorben (H 389). Joseph Albrecht (1803—1871) aus Schrozberg (O.A. Gerabronn), Domänendirektor in Oehringen, gab unter anderem 1857/70 ein „Archiv für Hohenlohische Geschichte" heraus (H 302), Adolf Fischer (1811—1877) aus Winzerhausen (O.A. Marbach), Dekan und Stiftsprediger in Oehringen, 1866/71 eine zweiteilige „Geschichte des Hauses Hohenlohe" (H 370). Ludwig Schmid (1811—1898) aus Vaihingen, Professor an der Realschule in Tübingen, befaßte sich gleichfalls hauptsächlich mit schwäbischen Adelsgeschlechtern, so mit den Pfalzgrafen von Tübingen, den Grafen von Hohenberg-Haigerloch, vor allem aber mit der Herkunft der Hohenzollern, steuerte außerdem Untersuchungen zur Geschichte des Minnesanges bei (R. Krauß in Biogr. Jahrb. III, 1899). Heinrich Friedrich Kerler (1804—1849) aus Weiler ob Helfenstein (O.A. Geislingen), zuletzt Pfarrer in Ohmden (O.A. Kirchheim), schrieb eine „Geschichte der Grafen von Helfenstein" (1840), Heinrich Ruckgaber (1806—1859) aus Stuttgart, Rektor in Rottweil, Geschichten dieser Stadt (1835/8) und der Grafen von Zimmern (1840). Eine „Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg" (1845) stammt aus der Feder des nicht aus Württemberg gebürtigen Johann Nepomuk Vanotti (H 655). Joseph Vochezer, Pfarrer in Hofs (O.A. Leutkirch), veröffentlichte 1888 eine „Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben" (Neher S. 191). Als schwäbische Lokalhistoriker sind noch Karl Holzherr, Professor in Rastatt und Heidelberg (Neher S. 104), und insbesondere der Münchener Reichsarchivrat Franz Ludwig Baumann, ein vielfach verdienter Forscher, zu nennen. Verschiedene Abschnitte der württembergischen Geschichte, Kulturgeschichte und Litteraturgeschichte haben ferner Otto Elben (1823—1899) aus Stuttgart, der verdiente langjährige Leiter des Schwäbischen Merkurs und nationalliberale Politiker (Schw. Kr. 1899 Nr. 325, 327, 331, 337), von Lebenden Archivdirektor August Schloßberger in Stuttgart, Oberstudienrat Friedrich Pressel, Heilbronner Gymnasialrektor a. D., der schon früher genannte Otto Schanzen-

bach, Eugen Nägele, Gymnasialprofessor in Tübingen, behandelt. Den ersten Band eines „Württembergischen Adels- und Wappenbuches" (1889/98) hat Archivrat Otto von Alberti vollendet. Dem schwäbischen Buchdruck und neuerdings dem schwäbischen Volksliede hat Professor Karl Steiff, Bibliothekar in Stuttgart, sein Studium zugewandt. Viele zerstreute und gesammelte „Beiträge zur Kulturgeschichte" (1852) stammen aus der Feder des Stuttgarter Realschul-Professors Karl Wilhelm Volz (1796—1857) aus Großbottwar im O.A. Marbach (H 662). Hofrat Christian Binder (1775—1840) aus Eberstadt (O.A. Weinsberg), Kaufmann in Stuttgart, hinterließ eine „Württembergische Münz- und Medaillen-Kunde", die das statistisch-topographische Bureau 1846 herausgab. Immanuel Dornfeld (1796—1869), Finanzrat in Weinsberg, schrieb „Die Geschichte des Weinbaues in Schwaben" (1868). Ueber Pahl s. Bd. I S. 328. Auch Karl Friedrich Dizingers „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" (1833) sind von Interesse (H 353 f.).

Zu S. 387. Um Erforschung germanischer Altertümer machte sich Senatspräsident Karl Julius Föhr (1819—1888) aus Stuttgart verdient (H 373), um die römischer Karl Christoph Gok (1776—1849) aus Nürtingen, Hofdomänenrat in Stuttgart, von Lebenden Konrad Miller, Professor am Stuttgarter Realgymnasium, und andere.

Zu S. 387—389. Karl Wilhelm Friedrich Breyer (1771—1818) aus Heutingsheim (O.A. Ludwigsburg), Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Professor am Lyceum in München, Verfasser eines Grundrisses der Universalgeschichte, ein mehr philosophischer als kritischer Historiker, fällt nur noch zum kleinsten Teil in unsere Periode (H 334). K. Haug: H 411. W. Müller: H 522. Schwegler: H 615. Friedrich Roth (1780—1852) aus Vaihingen a. d. Enz, Staatsrat und Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München, ein vielseitiger Mann von tiefster klassischen Bildung, leistete vereinzelte treffliche Beiträge zu verschiedenen Geschichtepochen (H 575 f.). O. Abel: H 298. S. Abel: H 299. J. Weizsäcker: H 678, Ernst Bernheim in A. D. B. 41 S. 637—645. Fr. Wurm: H 694, Adolf Wohlwill in A. D. B. 44 S. 326—332. H. Reuchlin: H 564 f. In die verschiedensten Epochen der außerwürttembergischen wie württembergischen Geschichte und Kirchengeschichte führen die Arbeiten von Professor Theodor Schott (1835—1899) aus Eßlingen, Bibliothekar in Stuttgart (Schw. Kr. 1899 Nr. 131). Um die heraldisch-sphragistische Wissenschaft erwarb sich durch zahlreiche Schriften über Siegel- und Wappenkunde Fürst Friedrich Karl von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1814—1884) aus Stuttgart große Verdienste (H 434). Weitere lebende Historiker: Wilhelm Heyd, pensionierter Bibliothekdirektor in Stuttgart, mit geschätzten Werken zur Handelsgeschichte und der hier wieder und wieder zitierten Bibliographie der württembergischen Geschichte, Heinrich Boos, Professor an der Universität Basel, mit Publikationen aus der älteren deutschen, namentlich Schweizer Geschichte, Wilhelm Sieglin, Professor der historischen Geographie

an der Universität Berlin, mit Arbeiten aus der altrömischen Geschichte und antiken Geographie.

Zu S. 389 f. K. J. Weber: H 672, Max Mendheim in A. D. B. 41 S. 334—339 (mit weiterem Litteraturnachweis), Brümmer A S. 570.

Zu S. 391. Gfrörer: H 388 f. W. Binder: H 324. Viel benützte weltgeschichtliche Handbücher zu Unterrichtszwecken verfaßte Johann Bumüller (1811—1890) aus Schelklingen (O.A. Blaubeuren), bis 1849 Professor zu Kreuzlingen im Thurgau (H 338, Kehrein I S. 45). Ueber Franz Joseph Holzwarth s. 7. Kapitel. Auf liberalem Standpunkte stand Johann Georg Pfahler (1817—1889) aus Mergentheim, katholischer Pfarrer, zuletzt in Erolzheim (O.A. Biberach), Mitglied des Frankfurter Parlamentes, Verfasser einer „Geschichte der Deutschen" (1861) und anderer Werke (H 548). Ueber Karl Brischar vrgl. H 334. Fr. Binder: Kehrein I S. 27.

Zu S. 391. Unter die Militärschriftsteller gehört die wunderliche Patriarchenerscheinung des Obersten Jakob Friedrich Rösch (1743—1841) aus Dürrenzimmern (O.A. Brackenheim), der in seinen historischen Vorstellungen von merkwürdigen Grillen beherrscht ist (H 574). Fr. Kausler: H 454. J. Hardegg: H 404. Weitere Militärschriftsteller: die beiden Brüder Karl und Christian von Martens, allerdings nicht geborene Württemberger, aber mütterlicherseits einem württembergischen Adelsgeschlecht entsprossen und Offiziere in württembergischen Diensten (H 499). Ueber Adolf Seubert s. 8. Kapitel.

Zu S. 391 f. Ueber württembergische Forschungsreisende und Geographen des 19. Jahrhunderts vrgl. VII. u. VIII. Jahresbericht (1888/9) des Württ. Vereins für Handelsgeographie. D. Völter: H 662. Auch der unter den Pädagogen genannte Ludwig Völter war geographischer Schriftsteller. E. Schwarz: H 614. Ueber den alpinen Autor Theodor Trautwein s. H 648. Heuglin: H 421. J. W. von Müller: H 522. K. Mauch: H 502. Auch Ludwig Krapf und Johann Rebmann erwarben sich um die geographisch-ethnographische Erschließung Ostafrikas Verdienste. Die württembergischen Reiseschriftsteller über Amerika bei Paul Kapff, Schwaben in Amerika (Württ. Neujahrsblätter X, 1893) S. 40—43. Herzog Paul von Württemberg: H 701. Graf Karl von Waldburg-Zeil-Syrgenstein: H 669. Geheimer Hofrat Wilhelm Lauser, Chefredakteur der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung in Berlin, hat anziehende Wanderbücher, außerdem historische Werke, namentlich aus der neueren spanischen Geschichte, geschrieben.

Zu S. 392—394. Nachstehende juristische Schriftsteller ragen noch in unsere Periode herein, obwohl ihre hauptsächliche Wirksamkeit vor das Jahr 1816 fällt: Julius Friedrich Malblanc (1752—1828) aus Weinsberg, Professor der Rechte in Altdorf, Erlangen und Tübingen (H 497), Johann Christian Friedrich Meister (1758—1828) aus Hollenbach (O.A. Künzelsau), Professor der Rechte in Frankfurt a. d. O. und Breslau (H 507), Günther

Heinrich von Berg (1765—1843) aus Schwaigern (O.A. Brackenheim), zuletzt oldenburgischer Staatsminister (H 318), Benjamin Ferdinand Mohl (1766—1845) aus Stuttgart, zuletzt Präsident des Oberkonsistoriums daselbst, Vater der vier berühmten Söhne Hugo, Robert, Julius und Moriz Mohl (H 511). K. G. v. Wächter: H 664, v. Eisenhart in A. D. B. 40 S. 435—440, Erinnerungsartikel in Schw. Kr. und anderen Tagesblättern zu seinem 100. Geburtstag (24. Dezember 1897). Folgende juristische Universitätslehrer zeichneten sich ferner als Schriftsteller aus: Johann Nepomuk Borst (1780—1819) vom Rothof (O.A. Ellwangen), Professor in Erlangen und Tübingen (H 329), Walther Friedrich Clossius (1795—1838), Professor in seiner Vaterstadt Tübingen, Dorpat und Gießen (H 345), Samuel Marum Mayer (1797—1862) aus Freudenthal (O.A. Besigheim), Professor in Tübingen (H 505), Reinhold Köstlin, Robert Römer (1823—1879) aus Stuttgart, Professor in Tübingen; letzterer hat sich mehr noch durch seine Thätigkeit als nationalliberaler Politiker und Publizist, als Mitbegründer und energischer Führer der Deutschen Partei einen Namen gemacht (H 573). A. Sarwey: H 581. Weiter sind zu nennen: Ludwig Friedrich Griesinger (1767—1845), Advokat in seiner Vaterstadt Stuttgart (H 395), Karl Friedrich Hufnagel (1788—1848) aus Hall, zuletzt Direktor des Gerichtshofes in Tübingen (H 644), Christian Riecke (1802—1865) aus Stuttgart, zuletzt Hofkammerdirektor daselbst (H 569), Anton Boscher (1814—1887) aus Obermarchthal (O.A. Ehingen), Landgerichtspräsident in Tübingen (H 330), Franz Kübel (1819—1884) aus Tübingen, Vizepräsident des Oberlandesgerichtes (H 476), Ludwig Golther (1823—1876) aus Ulm, Kultminister, später Präsident des evangelischen Konsistoriums (H 392), Theodor Geßler (1824—1886) aus Ellwangen, Kultminister (H 388), Anton Beyerle (1824—1886) aus Weilderstadt (O.A. Leonberg), Präsident am Reichsgericht (H 322). Ueber die drei Juristen Wiest s. H 687. Von Lebenden seien noch erwähnt: die Leipziger Professoren Karl Viktor Fricker und Eduard Hölder, der württembergische Kultminister Otto Sarwey, der Tübinger Honorarprofessor, Landgerichtsrat a. D. Ludwig Gaupp und Oskar von Wächter in Stuttgart. Robert Mohl: H 512, Schw. Merkur 1899 Nr. 379. Reyscher: H 567.

Zu S. 394—397. List: H 489, A. Wetzel, Friedrich List als nationaler Erzieher (Reutlingen 1898), Georg Stamper in Westermanns Monatsheften, August 1899 S. 538—554, Zeitungsartikel zu Lists 50. Todestag, so in Frankfurter Zeitung 1896 Nr. 330 (1. Morgenblatt) u. s. w. Aeltere Nationalökonomen: Johann Daniel Albrecht Höck (1763—1839) aus Gaildorf, zuletzt Regierungsrat in Würzburg (H 426), Friedrich Karl Fulda (1774—1847) aus Mühlhausen (O.A. Vaihingen), Professor in Tübingen (H 379). Mit List hielt es der schon früher genannte Heinrich Keßler. Dagegen verfocht Heinrich Friedrich Osiander (1782—1846), Kaufmann in Holland, dann Privatmann in Stuttgart, in seinen Werken mit Heftigkeit die freihändlerischen Theorien (H 537). Moriz Mohl: H 511 f. Der Tübinger

Professor Karl Schüz (1811—1875) aus Lauterburg (O.A. Aalen) gehört zur historischen Schule der Nationalökonomie (H 612). Auch Freiherr Karl Varnbüler von und zu Hemmingen (1809—1889), 1864/70 württembergischer Minister des Auswärtigen, ist als nationalökonomischer und sozialpolitischer Schriftsteller aufgetreten (H 656). G. Rümelin: H 578.

Zu S. 397 f. Als Schriftsteller im Gewerbewesen verdient Geheimerat Ferdinand Steinbeis (1807—1893) aus Oelbronn (O.A. Maulbronn), Präsident der K. Württembergischen Zentralstelle für Gewerbe und Handel, langjähriger Redakteur des mit dem Staatsanzeiger verbundenen Gewerbeblattes aus Württemberg, Erwähnung (H 630 f.). Schriftsteller im Armenwesen: Emil Riecke (H 569), Philipp Paulus (H 546), der unter den Theologen erwähnte Christoph Ulrich Hahn. Landwirtschaftliche Schriftsteller: August Weckherlin (1794—1868) aus Stuttgart, Direktor der Akademie Hohenheim, zuletzt Vorstand der fürstlichen Domänendirektion in Sigmaringen, der thätigste Gehilfe König Wilhelms I. von Württemberg bei dessen Bemühungen um Förderung der einheimischen Landwirtschaft (H 672, Löbe in A. D. B. 41 S. 373—375), Gustav Walz (1804—1876) aus Stuttgart, Direktor der Akademie Hohenheim (H 671), Heinrich Weber (1819—1890) aus Stuttgart, Professor der Land- und Forstwirtschaft in Tübingen (H 672). Große Beliebtheit genossen die populären Arbeiten des praktischen Landwirtes und landwirtschaftlichen Schriftstellers Fritz Möhrlin (1837—1892) aus Leutkirch, der auch viele Jahre den „Schwäbischen Bauernfreund", einen Volkskalender, herausgegeben und das Leben des Bauernstandes trefflich zu schildern gewußt hat (H 513, Brümmer III S. 83). Aeltere Schriftsteller in der Forstwirtschaft: Johann Melchior Zeitter (1757—1842) aus Kleinheppach (O.A. Waiblingen), Oberförster, auch Professor am Stuttgarter Forstinstitut und an der Akademie Hohenheim (H 449), Johann Baptist Anton Schmitt (1775—1841) aus Igersheim (O.A. Mergentheim), Professor an der Forstlehranstalt Mariabrunn bei Wien (H 601), Wilhelm Widenmann (1798—1844) aus Calw, Professor der Land- und Forstwirtschaft an der Universität Tübingen, zuletzt Kreisforstrat in Bebenhausen (H 683, R. Heß in A. D. B. 42 S. 383—385). H. Nördlinger: R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 287 f. Sein Vater, der um das württembergische Forstwesen hochverdiente Oberfinanzrat Julius Nördlinger (1771—1860) aus Pfullingen, beschränkte sich auf kleinere, aber wertvolle schriftstellerische Arbeiten (H 530). Ebenso Karl Gebhard (H 383) und Wilhelm Friedrich Frommann (H 378). Das Feld der württembergischen Forststatistik baute Freiherr Christian Wilhelm von Tessin (1781—1846) von und auf Kilchberg (O.A. Tübingen) an (H 644 f.). Von Lebenden ist der Sigmaringer Oberforstrat Karl Fischbach als Verfasser forstwissenschaftlicher Werke zu nennen.

Zu S. 398 f. Württ. Mathematiker, Astronomen und Naturforscher: H I 304 Nr. 3186, 3186a, 3187. W. Camerer: H 341. K. Fr.

Hauber: H 409. W. L. Christmann: H 343. J. Fr. Pfaff: H 547. L. Oettinger: H 540. In der Mathematik und den verwandten Bezirken thaten sich ferner hervor: der Hohenheimer Professor, Oberstudienrat Friedrich Riecke (1794—1876) aus Brünn, Sprosse einer württembergischen Familie (H 569), Paul Zech (1828—1893) aus Stuttgart, Professor am dortigen Polytechnikum (H 707, R. Knott in A. D. B. 44 S. 737 f.), Wilhelm Jordan (1842—1899) aus Ellwangen, Professor an der technischen Hochschule in Hannover (Schw. Kr. 1899 Nr. 235). Nagel: H 524. Auch Friedrich Proß (1793—1852) aus Schönegründ (O.A. Freudenstadt), Professor der Mathematik an der Stuttgarter Gewerbeschule, trat mit mehreren geometrischen Lehrbüchern hervor (H 556). Ebenso verfaßte Karl Rieß (1831—1886) aus Gmünd, Professor für darstellende Geometrie und Architekturzeichnen an der Stuttgarter Baugewerkeschule, Handbücher aus seinem Fache (H 571). Weitere Mathematiker: Karl Heribert Ignaz Buzengeiger (1771—1835) aus Tübingen, Universitätsprofessor in Freiburg i. Br. (H 340), Gustav Binder (1835—1883) aus Heidenheim, Rektor in Ulm (H 324). Von lebenden Mathematikern sei der Leipziger Professor Otto Hölder genannt. Chr. Frisch: H 377. J. Zech: H 707, Günther in A. D. B. 44 S. 737 f. Der Reisende Theodor Kinzelbach (1822—1868) aus Stuttgart förderte durch Zusammenstellung seiner astronomischen und meteorologischen Beobachtungen diese Wissenschaft (H 463). Mehr in die vorhergehende Epoche gehören die nachstehenden astronomischen Schriftsteller: Johann Friedrich Wurm (H 694, Günther in A. D. B. 44 S. 333 f.), Karl Felix Seyffer (H 621), Johann Friedrich Gottlob Haug (H 411). Johann Wilhelm Andreas Pfaff (1774—1835) aus Stuttgart, zuletzt Professor der Mathematik an der Universität Erlangen, schrieb wenig; doch besitzt man von ihm einige gute astronomische Abhandlungen (H 547). Hugo Schober (1836—1884) aus Ludwigsburg, Professor der Mathematik am Polytechnikum und Vorstand der meteorologischen Zentralstation in Stuttgart, lieferte meteorologische Arbeiten (H 604).

Zu S. 399—401. R. Mayer: H 504 f., Weyrauch in Schw. Kr. 1894 Nr. 285 (Mittwochsbeilage). Chr. H. Pfaff: H 546 f. Weitere Physiker: Georg Friedrich Parrot (1767—1852) aus (dem damals württembergischen) Mömpelgard, Professor in Dorpat und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg (H 544), Reinhold Ludwig Ruhland (1786—1827) aus Ulm, Adjunkt der K. Akademie in München, auch chemischer Autor (H 578), der Tübinger Universitätsprofessor Eduard Reusch (1812—1891) aus Kirchheim u. T. (H 566). K. v. Reichenbach: H 561 f. Schönbein: H 605. J. Schloßberger: H 598. E. Baumann: R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 93 f. Weitere Chemiker: Ferdinand Friedrich Reuß (H 566), Georg Karl Ludwig Sigwart (H 622), Christian Gmelin (H 390), Ludwig Zenneck (H 709), Karl Christian Wagenmann (H 665). O. Fraas: R. Krauß in Biogr. Jahrb. II (1898) S. 146—148. F. Hochstetter: H 425; ebenda noch mehrere Naturforscher dieses Namens. Oppel:

H 534. Fleißige Studien über die geologischen Verhältnisse Schwabens machte auch Graf Friedrich von Mandelsloh (1795—1870) aus Stuttgart, Kreisforstrat zu Ulm (H 497). Albert Steudel (1822—1890) aus Winzerhausen (O.A. Marbach), Diakonus und Professor an der Realschule in Ravensburg, machte sich sowohl durch Arbeiten über die Glacialbildungen Oberschwabens als durch Gebirgspanoramen verdient (H 633). Ferner ist noch Karl Deffner (H 349) als Geologe zu nennen. Der berühmteste geognostische Erforscher Württembergs, der Tübinger Professor Friedrich August Quenstedt, war nicht Württemberger von Geburt (H 556). Bergrat Friedrich von Alberti (1795—1878) aus Stuttgart, Salinenverwalter in Friedrichshall, erwarb sich nicht nur um die einheimische Salzindustrie, sondern auch um die halurgisch-geologische Wissenschaft große Verdienste (H 302). Mineralogische Schriftsteller: Ernst Friedrich Glocker (1793—1858), Universitätsprofessor und Direktor der mineralogischen Sammlungen in Breslau (H 389), Oberstudienrat Johann Gottlob Kurr (1798—1870) aus Sulzbach (O.A. Backnang), Professor der Naturgeschichte am Polytechnikum, zugleich Arzt in Stuttgart (H 477), Gotthilf Werner (1839—1881) aus Effringen (O.A. Nagold), Professor am Stuttgarter Realgymnasium (H 681). In der Konchylienkunde namentlich bewährte sich Graf Karl Friedrich August von Seckendorff-Aberdar (H 617). G. Schübler: H 611. Der Stuttgarter Kanzleirat G. von Martens, ein Bruder der beiden Militärschriftsteller, war kein geborener Württemberger (H 499). Ueber die württembergische Flora schrieben ferner: Christoph Gottlieb Werner (H 681), Karl Albert Kemmler (H 456), Emil Schüz (H 612). Freiherr Marschall von Bieberstein: H 498. Hugo Mohl: H 511. Karl Friedrich Gärtner (1772—1850) aus Calw, Arzt daselbst, erwarb sich durch seine Studien über die Sexualität und Bastardbefruchtung im Pflanzenreich einen ehrenvollen Platz in seiner Wissenschaft (H 382). Weitere Botaniker: Ernst Gottlieb Steudel (H 633, A. D. B. 36, nicht 35, S. 151 f.), Christian Ferdinand Hochstetter (H 425), Karl Frölich (H 378), Willibald Lechler (H 483). F. Krauß: H 474. Julius Steudel (H 633) war Botaniker und Entomologe; die Insektenkunde bildete auch die Spezialität des schon im ersten Kapitel genannten Karl Roser. Zoologen waren ferner die unter den Medizinern genannten Wilhelm Rapp und Gustav Jäger. Heinrich Zeller (1794—1864), Apotheker in seinem Geburtsorte Nagold, suchte hauptsächlich naturhistorisches Wissen unter der christlichen Jugend zu verbreiten (H 709). Erschöpfend will die vorstehende Aufzählung der württembergischen Naturforscher nicht sein; in erster Linie sind diejenigen berücksichtigt worden, welche bedeutendere litterarische Leistungen aufzuweisen haben.

Zu S. 401—403. Medizin in Tübingen: H I 253. F. Autenrieth: H 308. In der Tübinger medizinischen Fakultät wirkten ferner Ferdinand Gmelin (1782—1848) aus Tübingen (H 390), der Prosektor Christian Jakob Baur (1786—1862) aus Tübingen (H 313), der Chirurg

Karl Friedrich Gärttner (1786—1833) aus Backnang (H 382), Wilhelm Rapp (1794—1868) aus Stuttgart (H 558), Hermann Autenrieth (1799—1874) aus Tübingen (H 308). Von Aerzten im Lande sind aus älterer Zeit zu nennen: Hofrat Christian Gottlob Hopf (1765—1842) aus Balingen, Oberamtsarzt in Kirchheim u. T. (H 441), Karl Christian Klein (1772—1825), Obermedizinalrat in seiner Vaterstadt Stuttgart, der namentlich über gerichtliche Medizin schrieb (H 465), Friedrich Schnurrer (1784—1833) aus Tübingen, Oberamtsarzt in Vaihingen, später herzoglich nassauischer Leibarzt und Geheimer Hofrat zu Biebrich, dessen zweibändiger „Chronik der Seuchen" (1823/4) für ihre Zeit große Bedeutung zukam (H 604). An der Züricher Universität hatte den Lehrstuhl der Physiologie und Pathologie Christoph Friedrich Pommer (1787—1841) aus Calw inne (H 554), während Karl Mayer (1787—1865) aus Gmünd als Professor der Anatomie und Physiologie in Bern, später in Bonn wirkte (H 504); letzterer namentlich war ein fruchtbarer Autor. Ebenso Burkhard Eble (1799—1839) aus Weilderstadt (O.A. Leonberg), Arzt in Wien, zuletzt Bibliothekar an der medizinisch-chirurgischen Akademie daselbst, der sich die Augen und Augenkrankheiten zur Spezialität ausersah (H 357 f.). Die medizinischen Arbeiten Karl Christoph Friedrich Jägers (H 448) fallen in eine frühere Epoche. Siegmund Teuffel (H 645) war als Schriftsteller ganz unbedeutend. Nicht in Württemberg geborene, aber württembergischen Familien entsprossene medizinische Autoren: Leopold Riecke (H 569), Jakob Röser (H 574). K. Wunderlich: H 693, G. Korn in A. D. B. 44 S. 313 f. W. Griesinger: H 396. W. Roser: H 574. Fr. Oesterlen: H 538. K. Heine: H 416. Ueber die anderen Glieder der aus Lauterbach (O.A. Oberndorf) stammenden Orthopädenfamilie Heine vrgl. H 415 f. Johann Georg und Bernhard waren hauptsächlich als Mechaniker und Erfinder chirurgischer Instrumente berühmt; Karls Vater, der Geheime Hofrat Jakob Heine (1800—1879), Arzt und Leiter einer orthopädischen Anstalt in Cannstatt, lieferte auch einige wertvolle Schriften über Lähmungen, Luxationen u. s. w. R. Köhler: H 470. Ein fruchtbarer Autor war Karl Heinrich Rösch (1808—1866) aus Waldbach (O.A. Weinsberg), Oberamtsarzt in Urach, später nach Nordamerika ausgewandert (H 574). Noch eine Reihe weiterer tüchtigen Aerzte im Lande leisteten auch als Schriftsteller Brauchbares, so die vier Oberschwaben Martini (H 499 f.), Adolf Riecke (H 568), Albert Veiel (H 657), Karl Elsäßer (H 362), Georg Cleß (H 344), August Bötsch (H 663), Ludwig Wilhelm Volz (H 663). Manche widmeten ihre Federn den württembergischen Bädern, Theodor Renz z. B. dem Wildbade (R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 102). Als verdienter Redakteur des medizinischen Korrespondenzblattes sei noch Professor Otto Köstlin (1818—1884), Arzt in seiner Vaterstadt Stuttgart, genannt (H 473). Von Lebenden haben sich z. B. im Fache der inneren Medizin Professor Hermann Vierordt in Tübingen, in dem der Psychopathologie und Psychiatrie der ehemalige Direktor der Zwiefaltener Staatsirrenanstalt Julius

Koch und der Würzburger Professor Konrad Rieger hervorgethan. Für das Naturheilverfahren und gegen das Impfen trat Gottlob Rittinger (1807—1874) aus Bietigheim, praktischer Arzt in Stuttgart, ein ganz Europa durchreisender leidenschaftlicher Agitator, in zahlreichen, meist polemischen Schriften auf (H 530). Im Veterinärwesen zeichneten sich Obermedizinalrat Eduard Hering (1799—1881) und Adolf Rueff (1820—1885), beide aus Stuttgart und Direktoren der Tierarzneischule daselbst, aus (H 419, bez. 577); Hering rief auch ein Repertorium der Tierheilkunde (1840 ff.) in's Leben.

Elftes Kapitel.

Zu S. 403—407. Zahlreiche zerstreute Notizen über das Stuttgarter Geistesleben in J. Hartmanns Chronik der Stadt Stuttgart (Stuttgart 1886). Kunstleben in Stuttgart: A. Wintterlin, Württ. Künstler in Lebensbildern S. 118—120 u. sonst. Ueber G. H. Rapp vrgl. Bd. I S. 338. Dannecker: H 348 f. Brüder Boisserée: H 328 f. Schorn: Hyac. Holland in A. D. B. 32 S. 379—382. Hier wenigstens seien als württembergische Kunstfreunde und Kunstsammler Karl Friedrich Emich Freiherr von Uxkull-Gyllenband (1755—1832) aus Stuttgart (H 655) und aus einer späteren Periode Herzog Wilhelm von Urach (1810—1869), der zu Stuttgart geborene Bruder des Grafen Alexander von Württemberg, General der Infanterie (H 654), namhaft gemacht. Lübke: H 493. Vrgl. dessen bunte Blätter aus Schwaben 1866 bis 1884 (Berlin und Stuttgart 1885) S. 147—154.

Zu S. 407. Stuttgarter Liederkranz: O. Elben, Erinnerungen aus der Geschichte des Stuttgarter Liederkranzes (Stuttgart 1894), Schw. Kr. 1896 Nr. 157, 160 (Mittwochs-, bez. Sonntagsbeilage), 1899 Nr. 274.

Zu S. 408—411. Stuttgarter Hoftheater: H I 217 f., W. Menzel im Morgenblatt 1832 Nr. 255 ff. und in seinen Denkwürdigkeiten (Bielefeld und Leipzig 1877) S. 292 ff., J. Ehrenbaum in Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst 1842 Nr. 296, A. Palm in Hie gut Württemberg allewege! S. 235—258, R. Krauß in Bühne und Welt I (1899) Nr. 19. Seydelmann: H 620, Schw. Kr. 1893 Nr. 62 (Mittwochsbeilage). Grunert: H 397, R. Krauß im (Stuttgarter) Neuen Tagblatt vom 2./3. April 1894. Löwe: H 492. A. Stubenrauch: H 639. Graf Taubenheim: H 643. Gall: H 381. Wehl: H 674.

Zu S. 413—415. Matthisson in Stuttgart: Adrian im Rheinischen Taschenbuch auf das Jahr 1840 S. 163—183 (s. auch Bd. I). Ueber die Häuser Hartmann-Reinbeck, Georgii, Rapp s. Bd. I S. 337—339. Albert Schott (Vater): H 606.

Zu S. 416—419. H. Hauff: H 409. Th. Huber: H 444. Ueber ihren ersten Stuttgarter Aufenthalt s. Bd. I S. 339. Menzel: H 507,

Schw. Kr. 1898 Nr. 139 (Sonntagsbeilage). Gutzkow über Stuttgart: Rückblicke auf mein Leben (Berlin 1875) S. 51 ff., 196 ff. Lewald: H 485. E. Riendorf (v. Suckow): H 640.

Zu S. 420—422. Ueber die Besuche fremder Dichter in Stuttgart vrgl. namentlich K. Klüpfel, Gustav Schwab und W. Menzel, Denkwürdigkeiten. Jean Paul in Stuttgart: (Stuttgarter) Neues Tagblatt vom 16. Februar 1894. A. v. Arnim in Württemberg: Schw. Kr. 1897 Nr. 242 (Sonntagsbeilage), Nr. 245 (Mittwochsbeilage). Platen in Württemberg: Schw. Kr. 1897 Nr. 94 (Sonntagsbeilage), A. v. Winterfeld im Neuen Tagblatt vom 17. Oktober 1896. W. Müller in Stuttgart: A. v. Winterfeld im Neuen Tagblatt vom 4. Oktober 1894. Immermann in Stuttgart: A. v. Winterfeld im Neuen Tagblatt vom 22. April 1896. Hoffmann von Fallersleben in Stuttgart: Schw. Kr. 1894 Nr. 144 (Mittagsblatt). Gaudy in Schwaben: Karl Voretzsch in B. B. d. St. 1899 Nr. 5/6. Levin Schückings Erinnerungen an Schwaben in Westermanns Monatsheften 47. Bd. (1879/80) S. 478 ff., 48. Bd. (1880) S. 107 ff.

Zu S. 422—426. Lenau in Schwaben: H 483 f., L. Aug. Frankl, Lenau und Sofie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters (Stuttgart 1891), Anton Schlossar, Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck &c. (Stuttgart 1896), Wolfgang Menzel, Denkwürdigkeiten S. 311 ff., K. Klüpfel, Gustav Schwab S. 230—248, Theobald Kerner, Das Kernerhaus und seine Gäste S. 126—158, Neues Tagblatt vom 27. Februar 1894, A. W. Ernst, Lenau und Sophie Schwab in den Grenzboten, 55. Jahrgang (1896), 2. Vierteljahr S. 313—328.

Zu S. 426 f. Almanachstreit: Deutsche Dichtung XI (1892), 11. Heft.

Zu S. 427—429. Hackländer: H 400 f. Dingelstedt: H 353, 727, Julius Rodenberg, Heimaterinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker (Berlin 1882).

Zu S. 431—433. Fr. Pfeiffer: H 548 f. H. Fichte: H 370. Höfer: H 427. Freiligrath: H 375. Otto Müller: H 522. Dulk: H 356. Walesrode: H 670. W. Winckler: H 689. Rosenthal-Bonin: R. Krauß in Biogr. Jahrb. I (1897) S. 279. Thaden: Derselbe ebenda S. 93. Ueber die übrigen im Texte genannten Dichter, die zu Württemberg Beziehungen unterhielten, vrgl. A. D. B., Brümmer u. s. w.

Zu S. 434—436. Universität Tübingen: H I 247 ff., insbesondere S. 249 Nr. 2528—2530, S. 251 Nr. 2552—2559.

Register.

A.

Abel, Otto 189. 388. 445. 467.
Abel, Sigurd 388. 467.
Aberle, Moriz 371. 460.
Abert, Johann Joseph 408.
Abt, Christian 184.
Achalm 466.
Ackermann, Bertha, geb. Haßlacher 455 f.
Adelmann von Adelmannsfelden, Graf Alfred 348. 454 f.
Agnes, Prinzessin von Württemberg, verehelichte Fürstin von Reuß **306**. 449.
Aichele, Christian Friedrich 454.
Alberti, Friedrich von 472.
Alberti, Otto von 467.
Albrecht, Joseph 466.
Alemannia 380. 384.
Alexander, Graf von Württemberg 51. 62. **120—123**. 124. 191. 423. 437. 442. 474.
Allgayer, Franz Xaver 377. 462.
Allgemeine Zeitung 180—182.
Almanachstreit 426 f. 475.
Alpirsbach 466.
Altertumsvereine, württembergische 383 f. 387. 465.
André, Christian Karl 419.
Anthropologischer Verein 387. 412.
Anzengruber, Ludwig 295.
Archäologischer Verein in Rottweil 383.
Archiv der physiologischen Heilkunde 402.
Archiv für christliche Kunst 372. 381.
Arndt, Ernst Moriz 195.
Arnim, Achim von 51. 421. 475.
Asperg 444.
Assing, David s. Assur.
Assing, Rosa Maria s. Varnhagen.
Assur (Assing), David 20. 23. 26.
Auberlen, Karl 365. 457.
Auerbach, Auguste, geb. Schreiber 290.
Auerbach, Berthold 51. 191. 268. 276. **288—299**. 325. 328. 449. 462.
Auerbach, Nina, geb. Landesmann 290.
Auersperg, Graf (Anastasius Grün) 421. 426.
D'Autel, August Heinrich 459.
Autenrieth, Ferdinand 10. 401. 472.
Autenrieth, Hermann 473.

B.

Bach, Heinrich 465.
Bacheracht, Therese von 449.
Bacmeister, Adolf **181—183**. 379. 387. 444.
Bacmeister, Hermann 454—456.
Baggesen, Jens 13.
Bahnmaier, Jonathan Friedrich 221. 446. 457.
Baisch, Otto 433.
Bames, Karl 163. 443.
Barack, Karl August 463.
Barth, Christian (Gottlob) 221. 229 bis 231. 306. 446. 459.
Baseler Mission 232. 247 f. 368. 459.
Bauer, Heinrich 350.
Bauer, Hermann 465.
Bauer, Karl 452.
Bauer, Ludwig 80. **84—86**. 94. 111.

112—114. 263. 309. 316. 350. 362. 387. 416.
Bauer, Marie 455.
Bauernfeld, Eduard 426.
Bauerntheater, oberschwäbisches 319. 450.
Baumann, Eugen **400**. 471.
Baumann, Franz Ludwig 466.
Baumann, Gottlob **232**. 446.
Bäumlein, Wilhelm **377**. 462.
Baur, Christian Jakob 472.
Baur, Ferdinand 288. 359. **363** f. 365. 371. 374. 457.
Baur, Valentin **164**. 443.
Beck, Andreas **159**. 442.
Beck, Tobias **365**. 457.
Beer, Michael 422.
Beethoven, Ludwig van 20.
Behrends, Marie 425.
Bekker, Immanuel 20.
Belser, Johann 460.
Bender, Hermann 462.
Bengel, Ernst Gottlieb **359**. 363. 457.
Beobachter 172. 174. 176. 179. 208 f. 264. 277. 353. 430.
Béranger 194. 198. 200. 210.
Berg, Günther Heinrich von 469.
Bergwerk (Künstlergesellschaft) 430.
Berkheimer Hof 203. 437.
Berlichingen, Freiherr Adolf von **357**. 456.
Besserer, Konrad 450.
Beßmer, Gustav 355.
Bestlin, Johann Nepomuk 460.
Bestlin, Karl 461.
Beyerle, Anton 469.
Beyttenmiller, Theodor **157** f. 442.
Binder, Christian 467.
Binder, Franz **391**. 468.
Binder, Gustav 471.
Binder, Wilhelm (Historiker) **391**. 468.
Binder, Wilhelm (Redakteur) 444.
Birch, Christian 327.
Birch-Pfeiffer, Charlotte 313. **327** bis **329**. 451.
Birlinger, Anton **379** f. 463.
Bismarck, Fürst Otto von 150. 153. 246. 338 f.
Blanckarts, Moriz 433.
Blätter aus Süddeutschland 459.
Blätter für das Armenwesen 458.
Blätter für württembergische Kirchengeschichte 367.
Blumhardt, Christian Gottlieb 459.
Blumhardt, Christoph **232**. 446.
Bocksbammer, Gustav Ferdinand **374**. 461.
Boisserée, Melchior 82. 320. 405. 414. 474.
Boisserée, Sulpiz 82. 320. 405. 414. 474.
Bonhöffer, Eugen **355**. 456.
Bonz, Buchhandlung 413.
Boos, Heinrich 467.
Börne, Ludwig 418 f.
Borst, Johann Nepomuk 469.
Boscher, Anton 469.
Bossert, Gustav 367.
Braig, Karl 460.
Brandecker, Wilhelm **180**. 444.
Braun, Friedrich 447.
Braun, Gottlieb 20. 25.
Braun, Klara (Gottlob Maisch) 456.
Breitschwert, Adolf von **324** f. 326. 451.
Breitschwert, Otto von **444**. 451.
Brentano, Klemens 67. 419.
Brenz, Johann 367.
Brenzfestspiel 320.
Brenzthal 466.
Breslau, Heinrich 13. 51.
Breyer, Karl Wilhelm Friedrich 467.
Brischar, Karl 468.
Brodbeck, Adolf 451 f.
Brodersen, Theophil 448.
Bruns, Georg 435.
Bruns, Viktor 402. 435.
Buchau 461.
Bucher, Jordan 461.
Buck, Michel **342**. 380. 454.
Bührer, Gottlob 459.
Bührer, Viktor Matthäus 447.
Bührlen, Friedrich Ludwig **283—285**. 449. 462.
Bumüller, Johann 468.
Bunz, Gottlob 464.
Buohler, Johann Baptist 461.
Bürgerzeitung 179.
Burk, Johann Christian Friedrich **368** f. 459.
Burk, Karl 458.
Burkart, Olga, geb. Ulrich **339**. 453.
Burkart, Thomas 461.
Bürkle, Johann Martin 452.
Butscher, August **336**. 451.
Buzengeiger, Karl Heribert Ignaz 471.

Digitized by Google

C.

Calwer Verlagsverein 230. 459. 465.
Camerer (auch Cammerer), Johann August 234. 447.
Camerer, Wilhelm 398. 470.
Canitz, H. von 90.
Cannstatt 383 f. 432.
Canova, Bildhauer 405.
Canz, Wilhelmine 288. 449.
Capler von Oedheim, genannt Bautz, Freiherr Heinrich 453.
Caspar jun., Dr. (Regierungsrat Daniel) 443.
Chamisso, Adalbert von 19 f. 25 f. 69. 426.
Chezy, Helmina von 25.
Christaller, Johann Gottlieb 463.
Christaller, Theodor 463.
Christenbote 368 f.
Christian, Albert Heinrich 446.
Christliches Kunstblatt 125. 381.
Christlieb, Theodor 458.
Christmann, Wilhelm Ludwig 398. 470.
Christoph, Prinz (nachmals Herzog) von Württemberg 67. 76. 319. 465.
Christoterpe 222. 225.
Clauren, H. 257—259.
Cleß, Georg 473.
Cleß, Karl 462.
Cleversulzbach 438.
Clossius, Walther Friedrich 469.
Collegium illustre 369.
Conz, Karl Philipp 10. 13. 25. 77.
Cotta, Johann Friedrich 29. 87 f. 95. 181. 190. 258. 380. 405. 415—417. 422 f.
Cottaſcher Verlag 68. 95. 181. 345. 412.

D.

Dangelmaier, Jakob 444.
Daniel, Regierungsrat 443.
Dann, Christian Adam 221. 412. 446.
Dannecker, Bildhauer 21. 82. 125. 316. 320. 404—406. 413. 474.
Deffner, Karl 472.
Denzel, Bernhard Gottlieb 369. 459.
Dettinger, Christian Friedrich 459.
Deutsche Chronik 175.
Deutsche Partei 178 f. 189. 203. 394. 433. 444. 469.
Deutsche Reichspost 179.
Deutsche Verlagsanstalt 413.
Deutsche Zeitung 181.
Deutscher Dichterwald 26.
Deutscher Musenalmanach 69. 416. 426 f.
Deutsches Dichterbuch aus Schwaben 197.
Deutsches Volksblatt 177. 179. 308. 353. 444.
Dialektpoesie 165—168. 309—311. 326. 340—343. 352 f. 443. 454 f.
Diestel, Ludwig 435. 458.
Dietzsch, August 458.
Dillenius, Ferdinand 22. 315.
Dillmann, August 366. 379. 463.
Dillmann, Christian 399.
Dingelstedt, Franz 175. 427. 428 f. 475.
Diöcesanarchiv von Schwaben 372.
Dittmarsch, Karl 302. 449.
Dizinger, Karl Friedrich 467.
Dobritz, August 409.
Doll, Karl 335. 451.
Donau- und Neckarzeitung 172.
Donndorf, Adolf 241. 406.
Donner, Christian 376. 462.
Döring, Theodor 409 f.
Dorner, Isaak 366. 458.
Dornfeld, Immanuel 467.
Dornheim, M. (Fürstin Mathilde von Schwarzburg-Sondershausen) 442.
Dreizler, Christian Benjamin 311. 450.
Drey, Johann Sebastian 370. 460.
Drück, Friedrich Ferdinand 62. 441.
Dulk, Albert 432. 475.
Dursch, Johann Georg Martin 461. 464.
Duttenhofer, Friedrich Martin 317 f. 450.
Dür, Johann Martin 460.

E.

Eben, Johann Georg 163. 443.
Eben, Karl Theodor 452.
Eberhard der Greiner, Graf von Württemberg 450.
Ebers, Georg 434.
Ebert, Karl Egon von 421.
Eble, Burkhard 473.
Ebner, Theodor 455.
Eckert, Karl 408.
Ege, Ernst 456.
Egelhaaf, Gottlob 389.

Digitized by Google

Eggert, Eduard 319. **335**. **346**. 451.
Egle, Joseph 406.
Eichendorff, Joseph von 26.
Eifert, Max **271** f. 386. 449.
Eisenbach, Heinrich Ferdinand 466.
Eisenlohr, Theodor 459.
Eitle, Gottlob **164**. 443.
Elben, Familie 179.
Elben, Otto 466.
Ellwangen, Stift 443.
Ellwangen, Universität 369. 460.
Elsas, Hugo 355.
Elsäßer, Karl 473.
Elsenhans, Theodor 462.
Elsenhans, Wilhelm **249** f. 447.
Elsner, Heinrich **175** f. 444.
Elwert, Eduard 457.
Elwert, Wilhelm **159**. 442.
Engelmann, Emil 339. **345**. 407. 454.
Ennemoser, Joseph 51.
Enzberg, Freiherr Eugen von 454.
Eppler, Christoph Friedrich **247**. 447.
Eritis sicut Deus 287 f. 449.
Eser, Friedrich 81. 441.
Essich, Christian Friedrich 465.
Eßlingen 180. 385. 465.
Eugen Erdmann, Herzog von Württemberg 451.
Eulenspiegel (Stuttgarter Witzblatt) 175. 178. 197. 208. 430.
Europa (Zeitschrift) 418.
Euting, Julius 379.
Evangelischer Liederschatz (von Knapp) 222. 225. 232. 248. 447.
Evangelisches Kirchen- und Schulblatt 367.
Evangelisches Sonntagsblatt 368 f.
Ewald, Heinrich 435. 458.
Eytel, Friedrich Hermann 447.
Eyth, Eduard **237** f. 345. 376. 447.
Eyth, Gustav 443.
Eyth, Julie, geb. Capoll 238 f.
Eyth, Max **345**. **349**. 350. 357. 392. 454.

F.

Fallati, Johannes 435.
Faulhaber, Hermann 350.
Festetics, Gräfin Helene von, Gemahlin des Grafen Alexander von Württemberg 121.
Fetzer, Karl (August) 196. **199** f. 201. 210. 416. 445. 462.
Fetzer, Karl Heinrich 197.
Feuerlein, Emil 462.
Fichte, Hermann **431**. 475.
Fichte, Johann Gottlieb 431.
Fischbach, Karl 470.
Fischer, Adolf 466.
Fischer, Auguste, geb. Neubert 148.
Fischer, Bertha, geb. Feucht 148 f.
Fischer, Friedrich 461.
Fischer, Hermann 463.
Fischer, Johann Georg **147—155**. 191. 313. 332 f. 407. 409. 430 f. 433. 442.
Fischer, Karl (Stadtpfarrer) 412.
Fischer, Karl August 455.
Fischer, Karl Philipp **374**. 461.
Fischer-Sallstein, Konrad 454—456.
Fizions Reutlinger Chronik 183.
Flaischlen, Cäsar **337**. 341. 349. **357**. 451.
Flamm, Wilhelmine, geb. Link **357**. 456.
Flatt, Johann Friedrich 457.
Flatt, Karl Christian 457.
Fleischhauer, Justus 16.
Föhr, Karl Julius 467.
Forster, Georg 416.
Fouqué, Baron Friedrich de la Motte 19. 21. 25. 67.
Fraas, Oskar 392. **400**. 471.
Franck, Mathilde, geb. Staiger **341**. **352**. 454.
Franckh, Buchhändler 95. 263.
Frankl, Ludwig August 426.
Franziska, Herzogin von Württemberg 233. 267.
Frauer, Ludwig **189**. 445. 463.
Freiburg i. Br., Universität 372.
Freiburger Diöcesanarchiv 384.
Freiligrath, Ferdinand 51. 133. 150. 195. **432**. 475.
Freimütige Blätter über Theologie und Kirchentum 460.
Freya (Zeitschrift) 413.
Freydorf, Alberta von 160.
Fricker, Hermann 461.
Fricker, Karl Viktor 469.
Friedrich, König von Württemberg 23. 29 f. 120. 314. 369. 401. 414.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 192.
Frisch, Christian **398**. 471.

Frischlin, Nikodemus 319. 362.
Frölich, Karl 472.
Fromm, Ferdinand 455.
Frommann, Wilhelm Friedrich 470.
Frommel, Emil 241.
Fuchs, Eduard 453.
Fulda, Friedrich Karl 469.
Fulda, Ludwig 434.
Funk, Franz Xaver 460.
Füßle, Gottlieb **250**. 448.

G.

Gall, Freiherr Ferdinand von 410. 474.
Gams, Bonifaz (Pius) **372**. 460.
Gangloff, Karl **13**. 440.
Gantter, Eugen 452.
Ganzhorn, Wilhelm **133**. 432. 442. 465.
Gartenlaube 413.
Gärtner, Karl Friedrich 472.
Gärttner, Karl Friedrich 472.
Gattnau 461.
Gaudy, Franz von 421. 475.
Gaupp, Ludwig 469.
Gauß, Ernst F. L. 452.
Gauß, Hermann 455.
Gayler, Christoph Friedrich 81. 466.
Gebauer, August 419.
Gebhard, Karl 470.
Gebhardt, Heinrich (Dichter) 165.
Gebhardt, Heinrich Ernst (methodistischer Dichter) **250**. 448.
Gegenbaur, Joseph Anton 407.
Gehringer, Joseph 460.
Geib, Gustav 435.
Geibel, Emanuel 51. 195. 429.
Genelli, Maler 88.
Georgii, Eberhard Friedrich 78. 414. 441. 474.
Georgii, Ludwig 457.
Gerber, M. 442.
German, Wilhelm 455.
Germania (Zeitschrift) 36.
Gerok, Charlotte, geb. Lenz 239. 447.
Gerok, Christoph Friedrich 239. 447.
Gerok, Karl 217. 224. 229. **239—245**. 368. 412. 431. 447. 453.
Gerok, Sophie, geb. Kapff 240.
Gerstäcker, Friedrich 434.
Geß, Wolfgang Friedrich **366**. 458.
Geßler, Theodor 469.
Gewerbeblatt aus Württemberg 470.
Gfrörer, August Friedrich **391**. 468.
Giengen 466.
Gießen, Universität 372.
Gittinger, Otto 341 f.
Glatz, Karl 466.
Glocke (Künstlerverein) 429 f. 437.
Glocker, Ernst Friedrich 472.
Glökler, Johann Philipp **246**. 447.
Gmelin, Christian (Chemiker) 471.
Gmelin, Christian Gottlieb (Jurist) 68.
Gmelin, Eduard 13.
Gmelin, Ferdinand 10. 472.
Gmelin, Hermann 12.
Gmelin, Lotte 424.
Gnauth, Eduard 82. 409.
Goethe, Wolfgang 41. 66. 109 f. 120. 124. 136. 140. 142 f. 146. 152. 157. 228. 254. 280. 282. 285 bis 287. 293. 320. 324. 334. 405. 418.
Gok, Karl Christoph 467.
Golther, Ludwig 469.
Golther, Wolfgang 463.
Gomaringen 438.
Grabaus (demokratische Zeitung) 178.
Graf, Anton 460.
Gratianus, Karl Christian 466.
Grawen, Fr. (Friedrich Wagner) 443.
Greiner, Friedrich 341.
Gries, Johann Dietrich 419.
Griesinger, Gustav **163** f. 443.
Griesinger, Ludwig Friedrich 469.
Griesinger, Theodor 272. **275** f. 449. 465.
Griesinger, Wilhelm **401** f. 473.
Grill, Julius 458.
Grillparzer, Franz 421.
Grimm, Brüder 35.
Grimminger, Adolf **340** f. 407. 454.
Größler, Franz **356**. 451.
Grube, A. W. 241.
Grün, Anastasius s. Auersperg.
Grüneisen, Oberregierungsrat 124.
Grüneisen, Karl **124—126**. 221. 241. 381. 405 f. 416. 423. 442.
Grunert, Karl 355. 409. 431. 474.
Gugler, Julius 452.
Gundert, Hermann **378**. 459. 463.
Günthert, Julius Ernst **131** f. 138. 431. 442.
Güntter, Otto 336.
Gunzert, Gustav Adolf 410.
Günzler, Charlotte, geb. Stotz **249** f. 447.
Gutschmid, Freiherr Alfred von 435.
Gutzkow, Karl 418. 474.

H.

Haag, Gottlob 446 f.
Haakh, Adolf 381. 462. 464.
Haas, Hippolyt 346.
Häcker, Gustav 159. 410. 442.
Hackländer, Friedrich Wilhelm 175. 350. 404. 427 f. 429 f. 432. 437. 475.
Häckler, Franz Anton 461.
Hafen, Johann Baptist 461.
Haffner, Paul 372.
Hafner, Franz Xaver 448.
Hafner, Tobias 342. 454.
Hahn, Christoph Ulrich 458. 470.
Hahn, K. 442.
Hahn, Michael 221. 233. 446.
Hahn, Otto 356. 456.
Hahn-Hahn, Gräfin Ida von 421.
Halder, Joseph 461.
Hall 180. 320.
Hallberger, Eduard, Verlagsbuchhändler 413.
Haller Mundart 455.
Halm, Friedrich s. Münch-Bellinghausen.
Hanna, Matthias 462.
Hardegg, Julius 391. 468.
Häring, Theodor 458.
Härlin, Samuel Benjamin 12. 440.
Harppecht, Friedrich 14. 15 f. 440.
Hartlaub, Wilhelm 79. 97. 103. 441.
Hartmann-Reinbeckſches Haus 414. 416 f. 424—426. 474.
Hartmann, August 405. 414. 424. 426.
Hartmann, Johann Georg 12.
Hartmann, Julius (Vater) 367. 458.
Hartmann, Julius (Sohn) 367. 383.
Hartmann, Moriz 208. 210. 432.
Haßler, Konrad Dietrich 381. 464 f.
Hauber, Albert 458.
Hauber, Karl Friedrich 398. 470.
Hauber, Wilhelm 326. 451.
Hauck, Guido 464.
Hauff, August Friedrich 256.
Hauff, Gustav 159. 442.
Hauff, Hermann 186. 416. 423. 474.
Hauff, Luise, geb. Hauff 258.
Hauff, Wilhelm 69. 146. 206. 255 bis 262. 270. 295. 407. 416. 437. 448.
Hauffe, Friederike (Seherin von Prevorst) 52.
Haug, Friedrich 17. 26. 82. 155. 413.
Haug, Johann Friedrich Gottlob 471.
Haug, Karl 237. 387. 467.
Haug, Maria 354. 456.
Haug, Martin 378. 463.
Hauptmann, Gerhart 434.
Hausblätter 413. 428. 432.
Haußmann, Julius 209.
Hebbel, Friedrich 140. 421.
Hebel, Johann Peter 25 f. 56. 190. 292 f. 342.
Hecker, Karl 339. 350. 455.
Heerbrandt, Gustav 216. 445.
Hefele, Karl Joseph 371. 460.
Hegel, Hegelſche Philosophie 135. 139. 219 f. 240. 286. 289. 359. 361. 363. 373 f. 380. 418.
Heidelberger Romantikerkreis 6. 17.
Heideloff, Karl Alexander von 316 f. 381. 450.
Heideloff, Viktor von 316.
Heilbronn 336. 351. 384. 386. 466.
Heilbronner Neckarzeitung 180.
Heimlieb, Ottmar (Ottmar Schönhuth) 271.
Heimthal, Max (Max Schneckenburger) 218.
Heine, Bernhard 473.
Heine, Heinrich 70. 120. 171. 208. 418. 426 f.
Heine, Jakob 473.
Heine, Johann Georg 473.
Heine, Karl 402. 473.
Heinrich XIV. Fürst von Reuß j. L. 306.
Helfenstein, Grafen von 466.
Helfferich, Adolf 461.
Heller, Adolf 460.
Hemmerle, Simon Thaddäus 461.
Henrich, Arzt 276.
Henrich-Wilhelmi, Hedwig 449.
Henriette, Herzogin von Württemberg 224.
Herbst, Johann Georg 370. 460.
Hering, Eduard 474.
Hermann, Gottfried 376.
Herold, Joseph 251. 448.
Herrlinger-Ludwig, Lina 338 f. 453.
Herrmann, Georg 452.
Hertz, Wilhelm 343—345. 454.
Herwegh, Emma, geb. Siegmund 193.
Herwegh, Georg 182. 191—196. 210. 280. 445.
Herwig, (Marie) Sophie 221. 232. 446.
Herzog, Ernst 462.

Hesperus (Zeitschrift) 203.
Heß von Wichdorff, Ernst Wolfgang 452.
Hetsch, Philipp Friedrich 405.
Heuglin, Theodor 391. 401. 468.
Heyd, Ludwig Friedrich 386. 465.
Heyd, Wilhelm 467.
Heyse, Paul 99. 264 f. 348. 434.
Hie gut Württemberg allewege! (Jahrbuch) 339.
Hiller, Eduard 166 f. 340. 443.
Hiller, Philipp Friedrich 166.
Hillern, Wilhelmine von 451.
Himpel, Felix 371. 460.
Hirscher, Johann Baptist 370. 460.
Hirzel, Karl 462.
Historische Vereine, württembergische 383 f.
Historischer Verein für das württembergische Franken 384. 465.
Hocheisen, Karl August 441.
Hochstetter, Christian Ferdinand 472.
Hochstetter, Ferdinand 392. 400. 471.
Hochwächter (Zeitung) 172 f.
Höck, Johann Daniel Albrecht 469.
Hofacker, Karl Christoph 314.
Hofacker, Ludwig (Dramatiker) 314. 450.
Hofacker, Ludwig (Prediger) 223. 225. 368. 412. 450. 459.
Hofacker, Wilhelm 368. 412. 459.
Hofele, Engelbert 461.
Höfer, Edmund 428. 432. 475.
Hoffmann, Buchhändler 413.
Hoffmann, Christoph 232 f. 361. 446.
Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus 67.
Hoffmann, Gottlieb Wilhelm 231. 446.
Hoffmann, Leonhard (Hoffmann-Nesselbach) 353.
Hoffmann, Wilhelm 368. 459.
Hoffmann von Fallersleben, August Heinrich 421. 475.
Hohenberg-Haigerloch, Grafen von 466.
Hohenheim, Akademie 398.
Hohenlohe, Haus 386. 466.
Hohenlohe-Oehringen, Prinzessin Mathilde von s. Schwarzburg-Sondershausen.
Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Fürst Alexander von 55. 373. 461.
Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Fürst Friedrich Karl von 467.
Hohenstein, Angelika (Fürstin Agnes von Reuß) 449.
Hohenzollern, Haus 466.
Hohnerlein, Max 456.
Hohschaid, W. (Wilhelm Hauber) 326. 451.
Hölder, Christian Gottlieb 317. 450.
Hölder, Eduard 469.
Hölder, Otto 471.
Hölderlin, Friedrich 13. 32. 61. 84 f. 152. 227. 380.
Holland, Wilhelm 379. 463.
Holzer, Karl 462.
Holzherr, Karl 466.
Holzwarth, Franz Joseph 308 f. 450. 468.
Homöopathische Monatsblätter 403.
Hopf, Christian Gottlob 473.
Hopf, Franz 178 f. 444.
Hopf, Ludwig 350.
Horn, Franz 67.
Hornstein, Robert von 315.
Hosch, Wilhelm Ludwig 221. 233. 446.
Hoser, Universitätssekretär 7.
Huber, Ludwig Ferdinand 416.
Huber, Therese, geb. Heyne 416. 474.
Hufnagel, Karl Friedrich 469.
Hufnagel, Wilhelm Friedrich 458.
Hügel, Freiherr von, Kriegsminister 257.
Hugo, Viktor 274.
Hummel, Frida 354. 456.
Hummler, John 452.

J.

Jacobi, Mina, geb. Reicher 453.
Jäger, Christoph 12.
Jäger, Georg (Dichter) 332 f. 339. 451.
Jäger, Georg (Obermedizinalrat) 11. 400. 440.
Jäger, Gustav 403. 472.
Jäger, Karl 367. 386. 465.
Jäger, Karl Christoph Friedrich 473.
Jäger, Oskar 389.
Jahrbücher der Gegenwart 388.
Jahrbücher der Württembergischen Rechtspflege 393.
Jahrbücher für deutsche Theologie 366.
Jean Paul (Johann Paul Friedrich Richter) 114. 285. 287. 420 f. 475.
Jeitter, Johann Melchior 470.
Jensen, Wilhelm 433.
Illustrierte Geschichte von Württemberg 386.

Immermann, Karl 421. 475.
Jordan, Wilhelm 471.
Josenhans, Joseph 459.
Jung, Michael 251 f. 319. 448.
Jungdeutschland 219. 254. 287. 289. 417 f. 427.

K.

Kaiser, Friedrich 451.
Kantzer, Georg 448.
Kapff, Ernst 355. 456.
Kapff, Sixt Karl 220. 368. 412. 459.
Karl, König (bez. Kronprinz) von Württemberg 97. 178. 241. 410. 428—430.
Karl Eugen, Herzog von Württemberg 255. 267 f. 277 f. 405.
Katharina, Königin von Württemberg 43. 56.
Katholische Gesangbücher 251. 448.
Katholischer Volks- und Hauskalender 177.
Katholisches Sonntagsblatt 177. 372.
Kauffmann, Friedrich (Germanist) 463.
Kauffmann, Friedrich (Komponist) 99.
Kausler, Eduard 379. 384. 465.
Kausler, Franz 391. 468.
Kausler, Rudolf 263. 301 f. 449.
Keim, Theodor 366. 458.
Keller, Adelbert 132. 321. 379. 463.
Keller, Eugen 454.
Keller, Gottfried 63. 140. 347.
Keller, Johann Jakob 465.
Keller, Otto 183. 462.
Kemmler, Gottlob 246 f. 447.
Kemmler, Karl Albert 472.
Kepler, Johann 324 f. 398.
Keppler, Fritz 451. 455 f.
Keppler, Paul 372.
Kerker, Moriz 461.
Kerler, Heinrich Friedrich 466.
Kern, Friedrich Heinrich 365. 457.
Kern, Gottlob Christian 221. 231 f. 446.
Kerner, Christoph Ludwig 8 f. 440.
Kerner, Emma 49.
Kerner, Friederike (Rikele), geb. Ehemann 48—51. 53. 60.
Kerner, Georg 8. 19. 440.
Kerner, Justinus 7—13. 16—21. 24 bis 28. 37. 39. 41. 45. 48—61. 66. 77. 110 f. 117. 120 f. 129 f. 133. 157. 164. 219. 236. 243. 253. 316. 332. 334. 359. 362. 407. 419. 423. 437 f. 440.
Kerner, Karl 9. 53. 56. 440.
Kerner, Louis 48.
Kerner, Marie (Rosa Maria), verehelichte Niethammer 48. 53.
Kerner, Theobald 48. 53. 129—131. 332. 423. 442.
Kerner, Wilhelmine, geb. Stockmayer 8.
Keßler, Heinrich 315 f. 450. 469.
Kettnaker, Richard 454. 456.
Kiebaisch, Christian 315.
Kiebaisch, Friedrich 315. 411.
Kielmeyer, Karl Friedrich 10.
Kien, Robert 343. 454.
Killinger, Freiherr Karl August von 463.
Kinzelbach, Theodor 471.
Kirchenblätter für das Bistum Rottenburg 309.
Kirchengesangverein (in Stuttgart) 408.
Kirchenschmuck (Zeitschrift) 381.
Kirchlicher Anzeiger für Württemberg 367.
Kirchliches Wochenblatt aus der Diöcese Rottenburg 126.
Kirn, Otto 458.
Kißling, Konrad Friedrich 326. 451.
Kittel, Rudolf 458.
Klaiber, Christian Benjamin 457.
Klaiber, Christian Friedrich 462.
Klaiber, Julius 98. 100. 380. 463.
Klaiber, Karl Friedrich 458 f.
Klein, Karl Christian 473.
Klemm, Alfred 464.
Klett, Christoph August 446.
Kling, Christian Friedrich 458.
Klöckler, Tiber 456.
Klunzinger, Karl 465.
Klüpfel, Karl 72. 386. 466.
Knapp, Albert 181. 221. 222—229. 232 f. 239. 243. 245 f. 248. 367. 416. 446.
Knapp, Eduard 446.
Knapp, Friedrich 17.
Knapp, Gotthold 249. 447.
Knapp, Hermann 167 f. 443.
Knapp, Joseph 222. 225. 248 f. 447.
Knapp, Paul 229.
Knöpfler, Alois 460.
Kober, Franz Quirin 371. 460.
Koch, Eduard Emil 367. 458.
Koch, Julius 473.

Digitized by Google

Koch, Matthias 336.
Koch, Philipp 442.
Köhler, Adolf 443.
Köhler, Franz Joseph Anton 461.
Köhler, Friedrich August 466.
Köhler, Johann Gottlieb Friedrich 231. 446.
Köhler, Reinhold 402. 473.
Kolb, Gustav 181. 444.
Kölle, Friedrich 14. 17 f. 25 f. 189 f. 416. 445.
König von England (Gasthof in Stuttgart) 115.
Konservatorium für Musik (in Stuttgart) 408.
Korntal, Brüdergemeinde 220. 231.
Korrespondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs 378.
Kösting, Karl 431.
Köstlin, August 22. 24. 441.
Köstlin, Ernst Gottlob 462.
Köstlin, Heinrich (Obermedizinalrat) 11 f. 13. 18. 22. 24—26. 440.
Köstlin, Heinrich Adolf (Theologe und Musikschriftsteller) 381. 453.
Köstlin, Josephine, geb. Lang 285.
Köstlin, Julius 366.
Köstlin, Karl 139. 380 f. 464.
Köstlin, Nathanael 285.
Köstlin, Otto 473.
Köstlin, Reinhold 283. 285—287. 313. 449. 453. 469.
Köstlin, Therese 453.
Kotzebue, August von 329.
Krabbe, Buchhändler 413. 432.
Krafft, Karl 462.
Krais, Julius 236 f. 447.
Krapf, Ludwig 463. 468.
Kraus, Ernst Christian Friedrich 156. 442. 447. 452.
Krauß, Ferdinand 401. 472.
Kreberer, Bürgermeister von Oberndorf 160.
Krell, Paul Friedrich 464.
Kritik (Stuttgarter Zeitung) 184.
Kröll, Joseph Raphael 461.
Kröner, Buchhändler 412.
Kronoff, Frida von (Frida Hummel) 456.
Kübel, Franz 469.
Kübel, Robert 365. 457.
Kücken, Friedrich 408.
Kugler, Bernhard 465.
Kuhn, Johann 371. 460.
Kuhn, Kaspar (Joseph) 356. 456.
Kümmel, Konrad 353.
Kunstblatt (Beiblatt zum Morgenblatt) 125. 405. 413.
Kunstgewerbeschule (in Stuttgart) 406.
Kunstschule (in Stuttgart) 405—407.
Kunstverein (in Stuttgart) 405 f.
Kurr, Johann Gottlob 472.
Kurz, Hermann 96. 99. 102. 174. 191. 253. 262—270. 301. 322. 338. 345. 416. 437. 449.
Kurz, Isolde 338. 347. 453.
Kurz, Marie, geb. von Brunnow 264.
Kutter, Karl 456.

L.

Lachner, Ignaz 97.
Laib, Friedrich 381.
Laistner, Johann Christian 460.
Laistner, Ludwig 345 f. 348 f. 350. 454.
Lamartine, Alphonse 422.
Lämmerer, Johannes 164. 443.
Lammia (Tübinger Studentenverbindung) 23.
Landerer, Albert 365. 457.
Landesbeschreibung, württembergische (Das Königreich Württemberg) 383.
Landesgesangbuch, württembergisches von 1841 71. 125. 221. 229. 446.
Lang, Heinrich 364. 457.
Lang, Lorenz 309. 450.
Lang, Paul 339. 351. 455.
Lang, Wilhelm 380.
Langen, Karl von 156 f. 442.
Laßberg, Freiherr Joseph von 32. 53. 270. 438.
Laterne (Stuttgarter Witzblatt) 175. 430.
Lauser, Wilhelm 468.
Laurmann, Richard 447. 458.
Lebret, Karl August (Julius Alfret) 126 f. 442.
Lechler, Gotthard Viktor 366. 458.
Lechler, Kornelie 354. 456.
Lechler, Willibald 472.
Leibnitz, Heinrich 464.
Leins, Christian Friedrich 406. 464.
Leisinger s. Würst.
Lemcke, Karl 433.
Lenau, Niklaus (Nikolaus Niembsch von Strehlenau) 51. 54. 59. 62 f. 66.

Digitized by Google

70. 115. 121 f. 419. 421. 422 bis **426**. 475.
Lernoff, Theobald (Adolf Bacmeister) 182.
Leuthold, Heinrich 433.
Leutkirch 319.
Leutrum-Ertingen, Graf Gerhard von 355.
Leutrum-Ertingen, Graf Karl von 410.
Lewald, August 192. **418**. 431 f. 475.
Liebermann, Karl Ernst 452.
Liebermeister, Karl 435.
Liebrecht, Maria (Maria Haug) 456.
Liederkranz s. Stuttgart.
Linckersdorf, Franziska von 449.
Lindemann, Henriette, geb. Schmidt **353** f. 456.
Lindner, Friedrich Ludwig 171. 444.
Lindpaintner, Peter 408.
Linsenmann, Franz Xaver **371**. 460.
List, Friedrich 51. 184. 358. **394** bis **396**. 469.
Liszt, Franz 429.
Litterarischer Klub (in Stuttgart) 433.
Litterarischer Verein (in Stuttgart, später in Tübingen) 379.
Litteraturblatt (Beiblatt zum Morgenblatt) 413. 417 f.
Loebel, M. 457.
Loeben, Graf Otto Heinrich von 25. 52.
Lohbauer, (Karl) Philipp 172. 444.
Lohbauer, Rudolf **172** f. 409. 444.
Lohrmann, Ludwig **164**. 443.
Longner, Ignaz 460.
Loose, Heinrich 166. 445.
Lörcher, Ulrich 353.
Lorenz, Karl 452.
Löwe, Feodor 333. 409. 430. **431**. 474.
Löwenthal, Sophie 425.
Lübke, Wilhelm 407. 433. 474.
Ludwig I., König von Bayern 53.
Ludwigsburg 383 f.
Luschka, Hubert 402. 435.
Lutherfestspiele 320.

M.

Mack, Joseph Martin 460.
Magazin für Pädagogik 372.
Magenau, August (Konrad) **157**. 442.
Magenau, Rudolf 157. 442. 466.
Mährlen, Johannes **79** f. 95. 441.
Maier, Ferdinand 455 f.
Maisch, Gottlob 455 f.
Malblanc, Julius Friedrich 468.
Maltitz, Friedrich Apollonius von 419.
Maltitz, Gotthilf August von 422.
Mandelsloh, Graf Friedrich von 472.
Mandry, Gustav 393.
Mann, Wilhelm 458.
Mannhardt, Johann Wilhelm **234**. 446.
Manno, Karl (Karl Lemcke) 433.
Manuskript aus Süddeutschland 171.
Marbach 438.
Marbach, Schillerdenkmal 149.
Marbach, Schillerhaus 149. 438.
Marbach, Schillerverein 438.
Märklin, Christian **360**. 457.
Märklin, Edmund **215**. 445.
Marlow, Mathilde 409.
Marmier, Xavier 422.
Marschall von Bieberstein, Freiherr Friedrich August **401**. 472.
Martens, Christian von 468.
Martens, Georg von 401. 472.
Martens, Karl von 468.
Martini, Mediziner 473.
Matthisson, Friedrich 18. 51. 82. 413. 474.
Mauch, Eduard 464.
Mauch, Johann Matthäus 464.
Mauch, Karl **392**. 468.
Maurer, Franz Joseph Valentin Dominikus 458.
Maurer, Wilhelm 409.
Max II., König von Bayern 53.
Mayer, August **22** f. 24—26. 440.
Mayer, Friederike, geb. Drück 62 f.
Mayer, Friedrich 440.
Mayer, Karl (Vater) **12** f. **18** f. 22. **24—27**. 39. 51. 56. **61—66**. 96. 121. 166. 176. 213 f. 325. 380. 423. 437. 440 f.
Mayer, Karl (Sohn) 62 f. **176** f. 209. 444.
Mayer, Karl (Mediziner) 473.
Mayer, Robert 358. **399** f. 471.
Mayer, Samuel Marum 469.
Mebold, Karl August **181**. 444.
Medizinisches Korrespondenzblatt 403. 473.
Meersburg 438.
Mehring, Gebhard 461.
Meister, Johann Christian Friedrich 468.
Meister, Sophie Friederike Elisabeth 443.

Memminger, Johann Daniel Georg 382 f. 464.
Mendel, J. 217.
Menzel, Wolfgang 87. 409. 417 f. 419 f. 423. 426 f. 430. 474.
Merz, Heinrich 381. 464.
Methodistische Poesie 250. 448.
Mettenleiter, Dominikus 464.
Metzlerscher Verlag 69. 413.
Meyer, Uhlands Schwager 7.
Meyer, Konrad Ferdinand 347.
Meyer, Ludwig 34.
Meyer, Maria (Peregrina) 86. 105.
Mezger, Ludwig 462.
Michaelis, Professor 171.
Michaelis, Julie 86.
Michelianer 233.
Mielach, Johann Karl 450.
Miller, Konrad 467.
Mitternachtsblatt für gebildete Stände 417.
Mögling, Hermann 378. 463.
Mohl, Benjamin Ferdinand 469.
Mohl, Hugo 401. 469. 472.
Mohl, Julius 378. 463. 469.
Mohl, Moriz 189. 396. 469.
Mohl, Robert 184. 393 f. 469.
Möhler, Johann Adam 370 f. 460.
Möhrlin, Fritz 470.
Moll, Albert 465.
Monatsblatt für Gesundheitspflege 403.
Monatschrift für die Justizpflege in Württemberg 393.
Mönnich, Bernhard 419.
Montfort, Grafen von 466.
Morgenblatt 6. 17 f. 26. 69. 118. 258. 413. 415 f.
Möri(c)ke, August 86.
Möri(c)ke, Charlotte Dorothea, geb. Beyer 78. 96.
Möri(c)ke, Eduard 51. 62. 77—80. 84—86. 94—112. 132. 134. 138. 140. 142. 150. 152. 173. 190. 204 f. 209. 263. 265 f. 283. 302. 316. 407. 409. 431. 434. 437 f. 441.
Mörike, Fanny 98.
Möri(c)ke, Karl 94.
Möri(c)ke, Karl Friedrich 78.
Möri(c)ke, Klara 96. 98.
Mörike, Margarete, geb. Speth 98. 105.
Mörike, Maria 98.
Moritz s. Mürenberg.
Moser, Georg Heinrich 462.
Moser, Immanuel Gottlieb 157.
Moser, Johannes 443.
Moser, Rudolf 465.
Müller, Ernst 463.
Müller, Hermann 456.
Müller, Johann Gotthard 405.
Müller, John Wilhelm von 391 f. 401. 468.
Müller, Karl (s. auch Otfried Mylius) 276 f. 449.
Müller, Niklas 213—215. 336. 445.
Müller, Otto 432. 475.
Müller, Rosalie, geb. Denner 448.
Müller, Wilhelm (Dichter) 51. 69. 421. 475.
Müller, Wilhelm (Historiker) 387 f. 467.
Müller-Palm, Adolf 180. 349. 454.
Müllner, Adolf 87. 417.
Münch, Ernst 419 f.
Münch-Bellinghausen, Freiherr von (Friedrich Halm) 421.
Munz, Emilie 453.
Mürenberg, Heinrich, genannt Moritz 409 f. 427.
Murrthal 384.
Museum (Gesellschaft in Stuttgart) 415.
Museum der bildenden Künste (in Stuttgart) 404. 406.
Musikfeste (in Stuttgart) 408.
Mylius, Otfried (Karl Müller) 272. 277. 449.

N.

Nagel, Christian Heinrich 398. 471.
Nägele, Eugen 467.
Nast, Wilhelm 448.
Neff, Buchhandlung 413.
Nefflen, Johannes 309—311. 326. 443. 450.
Neher, Bernhard 407.
Neher, Stephan Jakob 461.
Neipperg, Graf Alfred von 437.
Neue Bürgerzeitung 179.
Neue National-Chronik der Teutschen 172.
Neue Stuttgarter Hefte 171.
Neue Stuttgarter Zeitung 171.
Neuer Bau (in Tübingen) 10 f. 18.
Neuer Singverein (in Stuttgart) 408.
Neues Tagblatt 179 f. 349.
Neuffen 351.
Neuffer, Klara 104.
Neujahrsblätter, württembergische 384.

Digitized by Google

Neureuther, Eugen 99.
Neustädtle (bei Waiblingen) 437.
Niembsch von Strehlenau s. Lenau.
Niemeyer, Felix 402. 435.
Niendorf, Emma (Frau von Suckow, geb. von Calatin) 51. 121. 418 f. 423. 475.
Nietzsche, Friedrich 363.
Nittinger, Gottlob 474.
Noorden, Karl von 435.
Nördlinger, Hermann 398. 470.
Nördlinger, Julius 470.
Notter, Friedrich 98 f. 118. 128. 132. 138. 150. 175. 185. 202—205. 313. 409. 431. 433. 437. 445.
Notter, Karoline, verwitwete Schmidlin, geb. Faber 203.

O.

Oberamtsbeschreibungen, württembergische 383.
Oechsle, Johann Ferdinand Friedrich 465.
Oechsler, Robert 335 f. 451.
Oedheim s. Capler.
Ofterdinger, Ludwig 464.
Oehler, Gustav 365. 457 f.
Oelenschläger, Adam 13.
Olga, Kronprinzessin von Württemberg 428.
Olten, Hermine (Hermine von Varnbüler) 456.
Oppel, Albert 401. 471.
Orchesterverein (in Stuttgart) 408.
Ortenburg, Gräfin Julie von, geb. Freiin von Wöllwarth-Lauterburg 160. 443.
Ortlepp, Ernst 420.
Ortlieb, Eduard 448.
Osiander, Buchhändler 26.
Osiander, Christian Nathanael 375. 462.
Osiander, Ernst (Orientalist) 463.
Osiander, Ernst (Theologe) 22. 441. 458.
Osiander, Gottlieb 458.
Osiander, Heinrich Friedrich 469.
Oesterlen, Friedrich 402. 473.
Oesterlen, Karl 355.
Ostertag, Albert 232. 446. 459.
Ott, Johann Nepomuk 462.
Ott, Meinrad 462.
Ottenheimer, Henriette 159 f. 302. 442.
Oettinger, Ludwig 398. 471.
Ottmar, F. H. (Ottmar Schönhuth) 271.
Ottobeuren, Klostertheater 356.

P.

Pachtler, Georg Michael 461.
Pahl, Johann Gottfried 172. 387. 444. 467.
Palmer, Christian 365. 457.
Palmer, Ludwig 337. 453.
Parrot, Georg Friedrich 471.
Pastoralblatt für die Diöcese Rottenburg 372.
Patriotisches Journal von und für Württemberg 444.
Paul, Herzog von Württemberg 392. 468.
Pauli, Karl Wilhelm 22.
Pauline, Königin von Württemberg 465.
Paulus, Eduard (Vater) 129. 387. 442. 465.
Paulus, Eduard (Sohn) 129. 333 f. 335. 339. 387. 451. 464.
Paulus, Philipp 470.
Pauly, August Friedrich 376. 462. 465.
Pauly, Ludwig August 22 f. 440.
Payer, Robert 452. 456.
Peche, Therese 410.
Peregrina s. Meyer, Maria.
Pfaff, Christoph Heinrich 400. 471.
Pfaff, Johann Friedrich 398. 470.
Pfaff, Johann Wilhelm Andreas 471.
Pfaff, Karl 270. 271. 385. 465.
Pfaff, K. H. Siegfried 452.
Pfäfflin, Heinrich 452.
Pfahler, Johann Georg 468.
Pfander, Karl Gottlieb 459.
Pfau, Ignaz 443.
Pfau, Ludwig 63. 174 f. 208—211. 381. 431. 445.
Pfeiffer, Domänenrat (später Oberkriegsrat) 327.
Pfeiffer, Franz 36. 431. 475.
Pfister, Albert 391.
Pfisterer, Johann Jakob 454.
Pfizer, Obertribunaldirektor 117.
Pfizer, Gustav 68. 117—120. 150. 175. 184. 186. 191. 416. 422. 425. 430. 433. 442.

Pfizer, Marie, geb. Jäger 118.
Pfizer, Paul 33. 68. 83. 118. 128. 175. 184—189. 201. 203. 393. 416. 421. 437. 445.
Pflanz, Benedikt Alois 460.
Pflanz, Joseph Anton 306. 307 f. 443. 450.
Pfleiderer, Edmund 462.
Pfleiderer, Otto 366.
Pfleiderer, Rudolf 464.
Pflug, Johann Baptist 132.
Pichler, Luise, verehelichte Zeller 272. 302. 305 f. 313. 449.
Pietismus 220. 412.
Pischek, Johann Baptist 409.
Pistorius, Hofrat 31.
Planck, Ernst 336.
Planck, Karl 365. 373 f. 461.
Platen, Graf August von 88. 195. 421. 475.
Plieninger, Gustav 306. 450.
Plieninger, Theodor 465.
Poetischer Almanach für das Jahr 1812 25 f. 441.
Pommer, Christoph Friedrich 473.
Pregizer, Christian Gottlob 233. 446.
Pregizianer 233.
Pressel, Friederike, geb. Jäger 454.
Pressel, Friedrich 466.
Pressel, Gustav 131.
Pressel, Ludwig 302. 449.
Pressel, Paul 158. 442.
Pressel, Theodor 367. 458.
Pressel, Wilhelm 349. 452. 454.
Preuner, August 462.
Probst, Ferdinand 372.
Prölß, Johannes 433.
Proß, Friedrich 471.
Puchner, Rudolf 215 f. 445.
Putlitz, Gustav zu 411.
Putlitz, Joachim Gans zu 411.
Pyrker, Ladislaus 421.

Q.

Quenstedt, Friedrich August 435. 472.
Quinet, Edgard 422.

R.

Raabe, Wilhelm 431.
Raible, Marie, geb. Kraus 452.
Rapp, Georg (Dichter) 83. 234—236. 272. 447.
Rapp, Gottlob Heinrich 21. 82. 320. 404—406. 413 f. 450. 474.
Rapp, Gottlob Philipp 234.
Rapp, (Johann) Georg (Separatist) 234. 446.
Rapp, Moriz 77. 83. 265. 320—324. 379. 447. 450.
Rapp, Wilhelm 472 f.
Rathfelder, Johann Georg 158.
Rau, Ernst 37.
Rau, Luise 95 f. 105.
Rauh, Bildhauer 405.
Ravensburg 163. 180. 342.
Rebmann, Johann 463. 468.
Redwitz, Oskar von 434.
Rehfues, Philipp Joseph 14. 190. 273 bis 275. 440.
Reichenbach, Karl 400. 471.
Reiff, Jakob Friedrich 461.
Reihing, Franz Xaver 448.
Reimer, Georg 89. 236. 426.
Reinbeck, Emilie, geb. Hartmann 414. 424—426.
Reinbeck, Georg 413 f. 424. 426.
Reinbeckſches Haus s. Hartmann.
Reinhold, C. (Reinhold Köstlin) 286.
Renan, Ernst 362.
Renz, Theodor 473.
Repertorium der Tierheilkunde 474.
Reuchlin, Hermann 389. 467.
Reusch, Eduard 471.
Reuß, Fürstin Agnes von s. Agnes.
Reuß, Ferdinand Friedrich 471.
Reutlingen 163. 180. 384. 466.
Reyscher, (August) Ludwig 184. 387. 393 f. 469.
Rheinfels (Ferdinand Weibert) 341.
Rheinwald, Georg Friedrich Heinrich 458.
Richter, Friedrich 165 f. 443. 445. 447.
Richter, Johann Paul Friedrich s. Jean Paul.
Richter, Ludwig 99.
Rieck, Anton 461.
Riecke, Adelheid, geb. Wolfer 456.
Riecke, Adolf (Erzähler) 351. 455 f.
Riecke, Adolf (Mediziner) 473.
Riecke, Christian 469.
Riecke, Emil 470.
Riecke, Friedrich 471.
Riecke, Karl 464.
Riecke, Leopold 473.

Riedt, Ludwig 454.
Rieger, Konrad 473.
Riehl, Wilhelm 434.
Rieß, Florian 177. 444. 460.
Rieß, Karl 471.
Rieß, Richard 461.
Ritter, Friedrich 161. 443.
Robert, Ludwig 419.
Rödinger, Friedrich 172. 444.
Rohde, Erwin 435.
Rohmer, Friedrich 300.
Rohrdorf (O.A. Wangen) 319.
Roller, Christian 335. 451.
Roller, Heinrich 267.
Romantik 1—5. 16—18. 23—27. 42. 110 f. 440.
Romantika, Tübinger Studentenverbindung 23 f. 315.
Römer, Friedrich 174.
Römer, Karl 458.
Römer, Robert 189. 469.
Rommel, Eugen 183 f. 444.
Rooschüz, Oberamtsrichter 302.
Rösch, Jakob Friedrich 468.
Rösch, Karl Heinrich 473.
Rösch, W., Bildhauer 100.
Rosegger, Peter 295.
Rosenthal-Bonin, Hugo 433. 475.
Roser, Karl 12. 440. 472.
Roser, Wilhelm 401 f. 473.
Röser, Jakob 473.
Rösler, Karl Eduard 459.
Röslin, Albertine, verehelichte Henrich 276. 449.
Roth, Friedrich 467.
Roth, Ludwig 377. 462.
Roth, Rudolf 378. 463.
Rothenhäusler, Konrad 461.
Rottweil 323. 383. 466.
Rubens, L. S. (Ludwig Seeger) 197.
Rückert, Friedrich 30. 118. 415.
Ruckgaber, Heinrich 466.
Rudolf, K. (Rudolf Kausler) 301.
Ruef, Joseph 448.
Rueß, Wilhelm 320. 450.
Ruhland, Reinhold Ludwig 471.
Rümelin, Gustav 175. 380. 383. 397. 436. 470.
Rümelin, Karl Gustav 184. 445.
Ruoff, Adolf 474.
Rupp, Marie 455.
Rupp, Theophil 463.
Rustige, Heinrich 407. 431. 433.
Rybinski, Polenfeldherr 52.

S.

Sachsenheim, Wärter in Winnenthal 115.
Sailer, Sebastian 252.
Salzmann, Ernst 455.
Saphir, Moriz Gottlieb 421.
Sarwey, August 392 f. 469.
Sarwey, Otto 469.
Saul, Daniel 433.
Sausele, Heinz 346.
Sauter, Johann Georg 461.
Schack, Adolf Friedrich Graf von 322. 434.
Schäffle, Albert 396.
Schall, Julius 456.
Schanz, Paul 460.
Schanzenbach, Eberhard 453.
Schanzenbach, Otto 453. 466.
Scharpff, Franz Anton 460.
Schartenmayer, Philipp Ulrich (Vischer) 142 f. 164.
Schattenkränzchen 29.
Schätzler-Perasini, Gebhard 455 f.
Scheffel, Joseph Viktor 133. 161. 335 f. 345.
Scheffel, Josephine, geb. Krederer 160 f. 443.
Scheffel, Philipp Karl 160.
Scheffel, Viktor von 160.
Scheffer, Wilhelm Ferdinand Ludwig 465.
Scheffold, Johann Baptist 461.
Schelling, Friedrich 289. 359. 373 f. 380.
Scherer, Georg 98. 433.
Scherr, Johannes 63. 191. 278—282. 346. 389. 449. 456.
Scherr, Susanne, geb. Kübler 279.
Scherr, Thomas 278. 369. 460.
Scheuerle, Fritz 454.
Scheufele, August 450 f.
Schick, Johann Georg 461.
Schiller, Charlotte 66.
Schiller, Friedrich 14. 16. 28. 46. 71. 116. 133. 149. 152. 155 f. 159. 164. 181. 205. 227 f. 237. 253. 266 f. 280. 293. 306. 312—314. 316. 318. 320. 325. 327. 334. 354. 380. 408. 415. 438. 463.
Schilleralbum 70.
Schillerdenkmal, s. Marbach, Stuttgart.
Schillerfest von 1859 37. 149.

Schillerfeste des Stuttgarter Liederkranzes 149. 161.
Schillers Mutter 96.
Schlegel, Bernhard 463.
Schlegel, Dorothea 20.
Schlegel, Friedrich 20.
Schlienz, Christoph Friedrich 463.
Schloßberger, August 384. 466.
Schloßberger, Julius 400. 471.
Schloz, Emil 351. 454.
Schluttig, Philologe 90.
Schmid, Christian Friedrich 365. 457.
Schmid, Christian Gottlieb 461.
Schmid, Christoph 307.
Schmid, Georg 462.
Schmid, Johann Christoph 463. 465.
Schmid, Karl Adolf 377. 462.
Schmid, Leopold 460.
Schmid, Ludwig 466.
Schmid, Wilhelm 462.
Schmidlin, Chr. Fr., Minister 128. 201.
Schmidlin, Franz 449.
Schmidlin, Karl 128. 442.
Schmidt, Emanuel Eugen 453.
Schmidt, Hermann 364. 457.
Schmidt-Weißenfels, Eduard 432.
Schmitt, Johann Baptist Anton 470.
Schmöger, Karl 461.
Schmoller, Gustav 396.
Schnauffer, Karl Heinrich 215. 445.
Schneckenburger, Matthias 218. 364. 457.
Schneckenburger, Max 217 f. 243. 445.
Schneider, Eugen 386.
Schneider, Thekla 453—455.
Schnitzer, (Karl) Friedrich 174. 376. 462.
Schnurrer, Friedrich 473.
Schober, Gustav 14 f. 16. 18. 440.
Schober, Hugo 471.
Scholl, Ferdinand 464.
Schöll, Adolf 68. 145—147. 376. 442. 462.
Schönbein, Christian Friedrich 400. 471.
Schönhardt, Karl 150. 332. 333. 430. 451.
Schönhuth, Ottmar 270 f. 326. 449. 465.
Schöninger, Georg 460.
Schönleinscher Verlag 277. 413.
Schoppe, Amalie, geb. Weise 19. 25.
Schorn, Ludwig 405. 474.
Schott, Albert (Vater) 124. 211. 314. 414 f. 474.
Schott, Albert (Sohn) 124. 442.
Schott, Arthur 123 f. 442.
Schott, Otto (Emil) 247 f. 447.
Schott, Pauline, geb. Knosp 211.
Schott, Siegmund 211—213. 431. 445. 462.
Schott, Theodor 467.
Schrader, Wilhelm 352.
Schrempf, Christoph 459.
Schriefer, Wilhelm 452. 455 f.
Schröder, Friedrich 459.
Schröder, Sophie 328.
Schubart, Christian Friedrich Daniel 113 f. 159. 267. 277. 355. 362. 380.
Schubert, Gotthilf Heinrich 51.
Schübler, Advokat 171.
Schübler, Gustav 401. 472.
Schücking, Levin 422. 475.
Schuhkrafft, Ludwig 458.
Schumacher, Toni, geb. von Baur-Breitenfeld 354. 456.
Schurz, Anton 426.
Schuster, Ignaz 461.
Schütky, Joseph 409.
Schüz, Emil 472.
Schüz, Karl 469.
Schwabsche Familie 332.
Schwab, Christoph 73. 426. 463 f.
Schwab, Friederike, geb. Rapp 21.
Schwab, Gustav 21—28. 32. 51. 62. 66—77. 82. 87. 112. 121. 133. 157. 213. 219. 221. 258. 315. 320. 332. 375. 386. 407. 415—417. 420 bis 424. 426 f. 430 f. 437 f. 440 f. 447. 463.
Schwab, Gustav (Sohn) 73.
Schwab, Johann Christoph 21. 440.
Schwab, Karl Heinrich 71. 441.
Schwab, Sophie, geb. Gmelin 68. 75. 415.
Schwaben, wie es war und ist (Jahrbuch) 114.
Schwabenland (Halbmonatsschrift) 340.
Schwäbische Kronik 180.
Schwäbische Liederchronik 333. 339.
Schwäbische Tagwacht 180.
Schwäbische Volkszeitung 433. 444.
Schwäbischer Frauenverein 412.
Schwäbischer Merkur 179 f. 466.
Schwäbischer Schillerverein 438.
Schwäbisches Dichterbuch (von E. Paulus und K. Weitbrecht) 339.

Digitized by Google

Schwäbisches Wochenblatt 180.
Schwägler, Matthäus 251. 320. 448.
Schwaigern, Schloß 437.
Schwan, Friedrich 268.
Schwanz, Georg 453.
Schwarz, Eduard 179. 391. 468.
Schwarz, Franz Joseph 177. 381. 444. 464.
Schwarzburg-Sondershausen, Fürstin Mathilde von, geb. Prinzessin von Hohenlohe-Oehringen 160. 442.
Schwarzwälder Bote 180.
Schwegler, Albert 136. 139. 365. 388. 467.
Schwind, Moriz von 98 f.
Scott, Walter 253. 268. 273.
Seckendorff-Aberdar, Graf Karl Friedrich August von 472.
Seckendorff-Aberdar, Freiherr Leo von 17. 440.
Seckendorff-Gutend, Freiherr Eduard von 132 f. 316. 379. 442.
Seeger, David Friedrich 442.
Seeger, Friedrich 201 f. 302. 416. 445.
Seeger, Johann Ludwig Friedrich 447.
Seeger, Joseph Karl August 446.
Seeger, Ludwig 166. 196—199. 201. 210. 431. 445.
Seminare, württembergische 347. 350.
Serach (bei Eßlingen) 121. 437.
Seubert, Adolf 318 f. 432. 450. 468.
Seubert, Reinhold 127. 442.
Seuffer, Gustav 343. 454.
Severus (Wilhelm Rueß) 450.
Seybold, Christian Friedrich 463.
Seybold, David Christoph 171. 444.
Seybold, Friedrich 171 f. 272 f. 444.
Seydelmann, Karl 409 f. 474.
Seyerlen, Rudolf 458.
Seyffer, Karl Felix 471.
Sick, Paul 465.
Sieglin, Wilhelm 467 f.
Sigwart, Christoph (Sohn) 374 f.
Sigwart, Georg Karl Ludwig 471.
Sigwart, Heinrich Christoph Wilhelm (Vater) 374. 375. 461.
Silcher, Friedrich 162. 166. 408.
Simrock, Karl 422.
Soden, Eugenie von 354. 456.
Soden, Graf Julius von 26.
Sonntagsblatt für ungebildete Stände 18. 24. 440.
Sontheim, Heinrich 409.
Souchay, Theodor 432.
Sozialdemokratische Presse 180.
Specht, Klemens (Joseph Anton Pflanz) 308.
Speidel, Ludwig 350.
Speth, Oberstleutnant von 98.
Spieß, Philipp (W. K. A. Stähle) 455.
Spindler, Karl 419.
Spitteler, Christian Friedrich 459.
Spring, Christian Friedrich 444.
Spruner von Merz, Karl 451.
Spundele, Sebastian (Tobias Hafner) 342.
Staatsanzeiger für Württemberg 179.
Stadtpost (Stuttgarter Zeitung) 173.
Stähle, Wilhelm Karl Alexander 351. 455.
Stälin, Christoph Friedrich 83. 385. 386. 465.
Stälin, Paul 384. 386.
Stange, Karl Friedrich 232. 446.
Starklof, Ludwig 449.
Statistisch-topographisches Bureau (Statistisches Landesamt) 382—384. 464 f.
Staudenmaier, Franz Anton 372. 460.
Stäudlin, Dichterfamilie 7.
Stäudlin, Gotthold 135. 156.
Staufer, Berthold (Karl Fetzer) 199.
Steck, Franz Xaver 461.
Steiff, Karl 467.
Stein, Paul (Albertine Rößlin-Henrich) 276. 449.
Stein, Wilhelm (Ferdinand Weibert) 341. 454.
Steinbeis, Ferdinand 470.
Steinkopf, Buchhandlung 413.
Steinkopf, Karl Friedrich Adolf 459.
Stelzhamer, Franz 421.
Stempfle, Wilhelm 448.
Stern, Jakob 453.
Steudel, Dekan 34.
Steudel, Adolf 461.
Steudel, Albert 472.
Steudel, Ernst Gottlieb 472.
Steudel, Johann Christian Friedrich 457.
Steudel, Julius 472.
Steudel, Wilhelm 34.
Stiefenhofer, Dominikus 336.
Stiefenhofer, Rosine, geb. Weipert 453. 455 f.
Stirm, Heinrich 459.
Stoll, Joseph Ludwig 20.

Digitized by Google

Storch, Ludwig 419.
Storm, Theodor 98. 434.
Storr, Gottlob Christian 359. 457.
Sträßle, Franz 309. 450.
Straub, Lorenz 453.
Straubenmüller, Johann 215. 445.
Strauß, Agnese, geb. Schebest 361.
Strauß, David Friedrich 42. 51. 79. 108. 113. 117. 133 f. 135 f. 140. 175 f. 205. 240. 262. 288 f. 358. 359—363. 371. 374. 380. 418. 457.
Strobel, Wilhelm 452.
Ströbele, Urban 250 f. 448.
Ströhmfeld, Gustav 455.
Stromberg, Friedrich (Friedrich Richter) 166.
Stubenrauch, Amalie von 409 f. 427 f. 431 f. 474.
Stuttgart 70. 383—385. 403—434. 474 f.
Stuttgart, Freidenkergemeinde 432.
Stuttgart, Freimaurerloge 430.
Stuttgart, Hofkapelle 408.
Stuttgart, Hoftheater 31. 151. 205. 286. 306. 315. 325 f. 349. 354 f. 404. 408. 409—411. 428. 432. 434. 474.
Stuttgart, König von England (Gasthof) 420.
Stuttgart, Liederkranz 149. 201. 407 f. 415. 474.
Stuttgart, Polytechnikum 412.
Stuttgart, Schillerdenkmal 70 f. 408.
Stuttgarter Literarisches Wochenblatt 197.
Stuttgarter Zeitung 179. 444.
Stützle, Johann (Nepomuk) 251. 319 f. 448.
Suckow, Emma von, geb. von Calatin s. Niendorf.
Suckow, Karl von 419.
Süddeutsche politische Blätter 171 f.
Süddeutsche Volkszeitung 180.
Süddeutsche Warte 232.
Süddeutscher Schulbote 459 f.
Sudermann, Hermann 434.
Sülchgau 384.
Süpfle, Karl 377. 462.
Supp, Friedrich 461.
Supper, Auguste 454.
Süskind, Eduard 444.
Süskind, Friedrich Gottlieb 457.

T.

Tafel, Adolf 456.
Tafel, Eugenie 353. 456.
Tafel, Gottlieb Lukas Friedrich 13. 18. 375. 440.
Tafel, Gottlob 172. 174. 444.
Tafel, Johann Friedrich Immanuel 374. 461.
Taubenheim, Graf Wilhelm von 410. 474.
Tessin, Freiherr Christian Wilhelm von 470.
Teuffel, Siegmund 473.
Teuffel, Wilhelm 376. 377. 462.
Thaden, Ludwig 133. 475.
Theobald, General von 203.
Theologische Jahrbücher 364.
Theologische Quartalschrift 370. 372.
Theologische Studien aus Württemberg 367.
Theurer, Karl 249. 447.
Thorbecke, Karl 26.
Thorwaldsen, Bildhauer 405. 408.
Thouret, Nikolaus Friedrich 405.
Thumb-Neuburg, Freiherr Karl Konrad von 326 f. 451.
Tieck, Ludwig 51. 254. 285. 287. 420.
Titot, Heinrich 466.
Tonkünstlerverein (in Stuttgart) 408.
Trautwein, Theodor 468.
Treuburg, A. (Friedrich Vischer) 142.
Treugold, Fritz (Friedrich Wink) 336. 451. 456.
Tribüne (Zeitung) 171.
Tritschler, J. C. S. 11. 18.
Tröglen, G. A. 443.
Trumpp, Ernst 378. 463.
Tübingen (mit Universität und Stift) 6—8. 10—26. 33 f. 77. 163. 171. 256. 262. 321. 358 f. 363—365. 369—372. 376 f. 386. 401 f. 434 bis 437. 443. 457. 460. 466. 472. 475.
Tübingen, Pfalzgrafen von 466.
Tübinger Quartalschrift s. Theologische Quartalschrift.
Tübinger Zeitschrift für Theologie 457.
Tunderfeld-Rhodis, Burggräfin von, verehelichte Herzogin von Württemberg 120.

U.

Uebelen, Georg Gottlieb 465.
Ueber Land und Meer 413. 428. 433.
Uhl, Stephan 444.
Uhland, Dekan in Brackenheim 10.
Uhland, Elisabeth, geb. Hofer 7.
Uhland, Emma, geb. Vischer 31 f. 441.
Uhland, Ernst 11 f.
Uhland, Fritz 7.
Uhland, Johann Friedrich 7.
Uhland, Ludwig 7 f. **10—21. 24—48.** 51. 56. 59. 61—63. 66. 71. 76 f. 82. 110 f. 114. 116—119. 126 f. 132 f. 137. 140. 145. 155. 158. 190 f. 196. 205 f. 209. 219. 236. 258. 270. 293. 298. 314. 316. 323. 332. 336. 344. 355. 379 f. 415. 420. 423. 425 f. 437 f. 440.
Uhland, Ludwig Joseph 7. 440.
Uhland, Luise, verehelichte Meyer 7.
Ullmann, Karl 67. 70. 72.
Ulm 180. 342 f. 381. 384. 386. 443. 464 f.
Ulm, Stadttheater 355. 409.
Ulrich, Graf von Württemberg 355.
Ulrich, Herzog von Württemberg 260. 271. 319. 356. 386. 465.
Ungern-Sternberg, Baron Alexander von 421.
Union, Deutsche Verlagsgesellschaft 412 f.
Unparteiischer (Stuttgarter Zeitung) 203.
Unseld, Wilhelm **343.** 352. 451.
Urach, Herzog Wilhelm von 474.
Uxkull-Gyllenband, Freiherr Karl Friedrich Emich von 474.

V.

Vanotti, Johann Nepomuk 466.
Varnbüler, Freiin Hermine von **353.** 456.
Varnbüler, Freiherr Karl von 470.
Varnhagen von Ense, Karl August 19 f. 25.
Varnhagen, Rosa Maria, verehelichte Assing 19 f. 25. 48. 422.
Vaterländischer Verein (in Stuttgart) 201.
Veiel, Albert 473.
Verein für christliche Kunst in der evangelischen Kirche Württembergs 125. 406.
Verein für Förderung der Kunst 406.
Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 384. 465.
Verein für Handelsgeographie 392. 412.
Verein für klassische Kirchenmusik 125. 408.
Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben 384.
Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg 399.
Verein für Vaterlandskunde 382.
Vetter, Paul 460.
Vetter aus Schwaben (Witzblatt) 454.
Vierordt, Hermann 473.
Vierordt, Karl 402. 435.
Vischer, Chr. G. **156.** 442.
Vischer, Christiane, geb. Stäudlin 135.
Vischer, Friedrich (Vater) 135. 442.
Vischer, Friedrich Theodor (Sohn) 51. 63. 77. 96. 98. 100. 132 f. **134 bis 145.** 164. 175. 191. 204. 240. 279. 281. 288. 309. 326. 360. 365. 380 f. 409. 431. 434. 442.
Vischer, Robert 141. 145.
Vischer, Thekla, geb. Heinzel 136 f.
Vochezer, Joseph 466.
Vogt, Eduard **126.** 251. 442. 444.
Volksfreund aus Schwaben 171. 316.
Volkspartei 178.
Volksschule (Zeitschrift) 369.
Volkswehr (Zeitung) 275.
Vollmer, Wilhelm **380.** 463.
Vollmöller, Karl 463.
Völter, Daniel **391.** 468.
Völter, Ludwig 459. 468.
Völter, Philipp Jakob 460.
Volz, Karl Wilhelm 467.
Volz, Ludwig Wilhelm 473.
Vom Fels zum Meer 413.
Voß, Richard 434.
Vötsch, August 473.

W.

Wacht am Rhein 217 f.
Wächter, Freiherr von, Minister 36.
Wächter, Oberamtmann von Heilbronn 62.
Wächter, Eberhard 405.
Wächter, Karl Georg von **392.** 469.
Wächter, Oskar von 469.

Digitized by Google

Wagemann (Wagenmann), Benedikt von 155 f. 319. 442.
Wagenmann, Julius 366. 458.
Wagenmann, Karl Christian 471.
Wagner, Christian 337 f. 452.
Wagner, Friedrich 443.
Wagner, Gottlieb Friedrich 310 f. 326. 443.
Wagner, Heinrich (Dichter) 162 f. 443.
Wagner, Heinrich (Schriftsteller im Baufach) 164.
Wagner, Richard 193.
Wagner, Theodor 406.
Waiblingen 437.
Waiblinger, Wilhelm 80—94. 97. 111 f. 309. 313. 320. 437. 441.
Waldburg, S. (Gräfin Sophie von Waldburg-Syrgenstein) 338.
Waldburg, Haus 466.
Waldburg-Zeil-Syrgenstein, Graf Karl von 338. 392. 468.
Waldburg-Zeil-Syrgenstein, Gräfin Sophie von 338. 453.
Waldburg-Zeil-Trauchburg, Graf Georg von 251. 448.
Waldburg-Zeil-Wurzach, Fürst Eberhard von 338.
Waldmüller-Duboc 434.
Waldstein, Max 329 f. 451.
Walesrode, Ludwig 432. 475.
Walker, Mathilde 453.
Walz, Christian 376 f. 462.
Walz, Gustav 470.
Wangenheim, Freiherr Karl August von 29 f. 56. 415.
Wangenheim, Freiherr Paul von 451.
Weber, Heinrich 455. 470.
Weber, Johann 461.
Weber, Karl Julius 309. 389 f. 468.
Weber, Mathilde, geb. Walz 455.
Wechßler, Adolf 355 f. 451. 456.
Wechßler, Edward 336. 451.
Weckherlin, August 470.
Weckherlin, Ferdinand 25. 441.
Wehl, Feodor 410. 433. 474.
Weibert, Ferdinand 341. 454.
Weigle, Gottfried 161 f. 378. 443.
Weigle, Gottlieb David Ludwig 447.
Weikersreuter, Pfarrer 218.
Weinland, Friedrich 351 f.
Weinsberg (mit Kernerhaus) 48—54. 115. 130. 437. 456.
Weishaar, Minister 128.
Weisser, Adolf 272. 277 f. 449.
Weisser, Friedrich 18. 26. 82. 156. 414.
Weisser, Ludwig 381. 464.
Weitbrecht, Gottlieb 353.
Weitbrecht, Karl 334 f. 339. 347. 350. 352. 354. 380. 451.
Weitbrecht, Richard 339. 343. 347. 350. 352. 380. 454.
Weitzmann, Friedrich 443.
Weitzmann, Karl 165. 443.
Weizsäcker, Julius 388. 467.
Weizsäcker, Karl 365 f. 458.
Weizsäcker, Paul 464.
Wellmer, Arnold 433.
Welte, Benedikt 371. 460.
Werdenberg, Grafen von 466.
Werfer, Albert 251. 306 f. 450.
Werner, Christoph Gottlieb 472.
Werner, Gotthilf 472.
Werner, Gustav 459.
Werther, Julius 410.
Widemann, Pauline, geb. Gärttner 452.
Widenmann, Wilhelm 470.
Widmann, Adolf 299—301. 313. 445. 449.
Wieland, Christoph Martin 85. 355. 464.
Wiest, Juristen 469.
Wildbad 473.
Wildermuth, Adelheid 304. 353. 456.
Wildermuth, Johann David 303. 449.
Wildermuth, Ottilie, geb. Rooschüz 302 bis 305. 353. 449.
Wilhelm I., deutscher Kaiser 339.
Wilhelm I., König von Württemberg 29. 31. 53. 148. 170 f., 176. 286. 369. 401. 404. 407—409. 414. 428. 431. 436 f. 470.
Wilhelm II., König von Württemberg 411.
Wilhelm, Herzog von Württemberg 120.
Wilhelm, Karl 217.
Wilhelmsstift (in Tübingen) 369.
Willms, Agnes, geb. Wildermuth 304. 353. 456.
Winckler, Willibald 433. 475.
Wink, Friedrich 336. 451. 456.
Winkler, Johann Christian Fürchtegott 446.
Winkler, K. G. Th. (Theodor Hell) 87.

Digitized by Google

Wintterlin, August 325 f. 332. 451. 464.
Wirth, Johann Ulrich 374. 461.
Wittmann, Hugo 350. 455 f.
Wittmann, Patrizius 372. 460.
Wocher, Max 463.
Wolff, Julius 345.
Wolff, Karl 98. 460.
Wolff, Philipp 463.
Wörner, Ernst Gottlob 457.
Wunderlich, Karl 401 f. 473.
Wunderlich, Reinhold 458.
Wurm, Friedrich 388. 467.
Wurm, Johann Friedrich 471.
Wurst, Christian 357. 456.
Wurst, Raimund Jakob 373. 461.
Würst-Leisinger, Bertha 409.
Württemberg wie es war und ist (Sammelwerk) 271. 452.
Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 383.
Württembergische Kirchengeschichte 367.
Württembergische Kommission für Landesgeschichte 384.
Württembergische Landeszeitung 179.
Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 384.
Württembergische Volkszeitung 179.
Württembergischer Altertumsverein 384. 412.
Württembergischer Landbote 201.
Württembergischer Volksfreund 171.
Württembergisches Archiv für Recht und Rechtsverwaltung 393.
Württembergisches Urkundenbuch 384.
Württembergisches Wochenblatt für Landwirtschaft 398.
Wüst, Wilhelm Friedrich 165. 443.

Z.

Zabergäu 384. 465.
Zängerle, Roman Sebastian 373. 461.
Zanth, Architekt 203.
Zech, Julius 398 f. 471.
Zech, Paul 471.
Zedlitz, Baron Joseph Christian von 421.
Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 394.
Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 384.
Zeitung für Einsiedler 6. 17.
Zell, Bildhauer 74.
Zeller, Albert 236. 425. 447.
Zeller, Christian Heinrich 221. 231. 446.
Zeller, Eduard (Philosoph) 136. 362. 364 f. 374. 462.
Zeller, Eduard Maximilian (religiöser Dichter) 247. 447.
Zeller, Gustav 464.
Zeller, Heinrich 472.
Zeller, Hermann 458.
Zeller, Luise s. Pichler.
Zeller, Moriz 305.
Zenneck, Friedrich August 450.
Zenneck, Ludwig 471.
Ziegler, Christoph 376. 462.
Ziegler, Theobald 375.
Ziel, Ernst 432.
Zimmermann, Johannes 463.
Zimmermann, Wilhelm 97. 142. 172. 205—208. 302. 387. 445.
Zimmern, Grafen von 466.
Zinser, Georg 447.
Zoller, Edmund 431. 463.
Zoller, Karl August Christoph Friedrich 459.

Digitized by Google

Berichtigungen zum 2. Band.

Zu S. 251 Zeile 8 v. o. statt „Nepomuk Stützle" lies „Johann Nepomuk Stützle".
Zu S. 306 Zeile 20 v. o. statt „Herzoges" lies „Fürsten".
Zu S. 366 Zeile 9 f. v. o. statt „schon unter den Orientalisten genannten" lies „unter den Orientalisten zu nennenden".

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

DEC 7 1940 M

MAR - 8 1966 69

RECEIVED
JUL 28 '66 - 1 PM
LOAN DEPT.

OCT 3 - 1966 1 9

LD 21-100m-7,'40 (6936s)

422089
853
K91
v.2
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google